

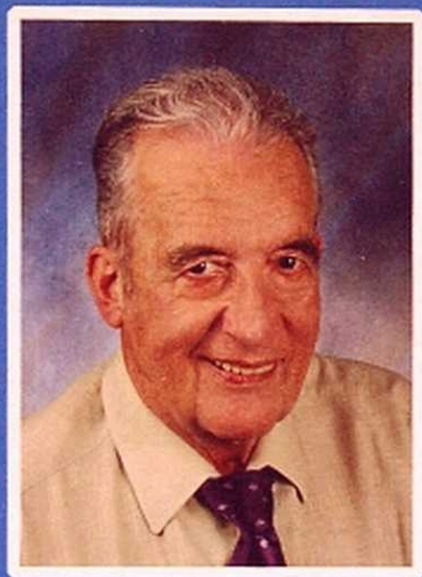
Lebendige Ahnen

Die Geschichte der Russlanddeutschen
Neu erzählt

Am Beispiel der Familie Walter

Von Gerhard Walter





Hallo!
Mein Name ist
Gerhard Walter
Ich bin geboren
Am 15. 10. 1929.
In Stuttgart.

Obwohl ich in Stuttgart geboren und aufgewachsen bin und eigentlich keinen Bezug zu den Russlanddeutschen haben müsste, stellte ich mir die Aufgabe, nachdem so viele Familienmitglieder und unzählige russlanddeutsche Familien als Aussiedler zu uns in die Heimat ihrer Ahnen zurückgekommen sind, eine Familiengeschichte zu schreiben und diese in Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte der Russlanddeutschen zu bringen.

Mein Vater hatte das Glück, schon 1923 nach abenteuerlicher Flucht nach Deutschland zu gelangen und so der Revolution mit ihrer roten Flut in Russland zu entkommen. Seine Erzählungen über das Leben in den deutschen Kolonien in Russland inspirierten mich, die frühe Vergangenheit der ersten Ansiedler zu erforschen, über die bisher wenig bekannt war. Ich hoffe, dies ist mir mit diesem Buch einigermaßen gelungen und es soll andere Autoren anspornen, ebenfalls in dieses Thema einzusteigen. In den Archiven in der Ukraine schlummern noch manche Schätze, die gehoben sein wollen.

Zusätzlich zu dieser russlanddeutschen Geschichte habe ich noch die Lebensgeschichte meines Vaters aufgearbeitet, um den Unterschied zwischen dem Leben in einem sozialistischen und in einem freien kapitalistischen Staat zu verdeutlichen. Das Urteil soll sich der Leser selber bilden.

Lebendige Ahnen

Die Geschichte der Russlanddeutschen

Neu erzählt
Am Beispiel der Familie Walter
Aus Grötzingen/Baden

Von Gerhard Walter

Teil 1

2. Auflage 2005. Überarbeitet und erweitert. Eigenverlag Gerhard Walter, Alörikestr. 61, 71636 Ludwigsburg. Druck: Digital Druck Studio Ludwigsburg.

Wiedergabe in anderen Medien nur in Auszügen und unter Quellenangabe erlaubt.

Cirkular-Aufforderung

an sämtliche Schulzenämter und Schullehrer.

Es wird wohl kaum einen Menschen geben, der in einem solchen Grade aller Wissbegierde entblößt sei, daß in ihm nicht einmal der Wunsch aufsteige den Zeitpunkt, in welchem sein Geburtsort gegründet, den Ursprung der Gemeinde, deren Glied er ist, die Hauptereignisse, welche einen wohlthätigen oder ungünstigen Einfluß auf die Entwicklung und das Emporkommen dieses Ortes haben, zu kennen. Eine jede Generation wird demnach eine heilige Pflicht gegen die Nachwelt erfüllen, wenn sie ihre Rückerinnerungen aufbewahrt, welche jenem Wunsche: Daß zu wissen was früher war, Genüge leisten können.

Odesa, den 8. Januar 1848.

Vorsitzer der Fürsorge-Komität:

Wilhelm v. B.
Wirklicher Staatsrath E. v. Sahr.

Fürsorge Komität
(für die ländlichen Ansiedler)
im südlichen Russland.
21. Januar 1848.

Odesa.

Inhalt

Teil 1

	Seite
Vorwort.....	6
Vorgeschichte.....	8
Vorfahren.....	17
Grötzingen.....	26
Die Auswanderer.....	38
Beschreibung des molotschner Kolonistenbezirkes.....	46
Die ersten Jahre der Niederlassung.....	64
1815 – 1825.....	84
1825 – 1850.....	106
1850 – 1870.....	125
Anhang.....	139

Teil 2

Einleitung zum zweiten Teil dieses Buches.....	143
Ein kleines Dorf in der Steppe.....	145
1870 – 1900.....	152
Schicksalsjahre 1900 – 1917.....	201
1917 – 1941.....	212
Trudarmee.....	275
Heimkehr.....	313
Flucht.....	318
Endzeit und Neuanfang.....	344
Anhang: Enteignungs – und Liquidationsgesetze.....	376
Nachtrag.....	231
Nachwort.....	234
Quellen – und Literaturverzeichnis.....	235
Russische Maße.....	237

Vorwort

Die Geschichte der Russlanddeutschen neu zu erzählen bedeutet nicht, dass sie auch neu geschrieben werden soll. Sie ist in vielen Büchern, Zeitschriften, Kalendern und nicht zuletzt in den Heimatbüchern der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland umfassend veröffentlicht worden. Namhafte Wissenschaftler beschäftigten sich ausschließlich mit diesem Thema und teilten ihre Ergebnisse der interessierten Öffentlichkeit mit. Diese Publikationen erschienen meist in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg oder in den Zwanziger Jahren und sind heute nur noch in verschiedenen Bibliotheken erreichbar. Bestenfalls Eingeweihte haben Kenntnis von diesen Arbeiten, die für einen Forscher wahre Fundgruben sind.

Dr. Karl Stumpp kommt das Verdienst zu, dass er in der Nachkriegszeit als Erster die Geschichte der Russlanddeutschen einer breiten Öffentlichkeit bekannt machte. Aber er konnte lediglich auf dem aufbauen, was schon bekannt war und eben in den bereits erwähnten Arbeiten vorlag. Und das war, verglichen mit dem, was seit dem Untergang des Sowjetsystems in den Archiven Rußlands und der Ukraine gefunden wurde, recht wenig. Allein im Archiv in Odessa liegen weit über 10 000 Akten aus der Zeit der Ansiedlung in der Ukraine bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Diese sind nun zugänglich und manche überraschende Entdeckung wurde bereits gemacht. Das zeigen die zahlreichen Veröffentlichungen von Herrn Dr. Eisfeld, der in unermüdlicher Arbeit diese Akten durcharbeitete und ferner ein besonders zu erwähnendes Buch von D. Brandes „Von den Zaren adoptiert“.

Ich maße mir nicht an, mich mit diesen Forschern messen zu wollen, ich beabsichtigte lediglich, eine Familiengeschichte, die der Familie Walter, aufzuzeichnen. Glückliche Umstände ermöglichten es mir, mit verschiedenen Archiven in der Ukraine Verbindung aufzunehmen und so erhielt ich von dort viele Dokumente über die Gründung der deutschen Kolonien in der Ukraine und ganz besonders über einen Auswanderer, der Jakob Walther hieß und aus Grötzingen in Baden stammte. Diese Dokumente veranlaßten mich, nicht nur eine Familiengeschichte zu schreiben, sondern damit gleichzeitig auch die Geschichte der Russlanddeutschen zu verbinden, von den Anfängen bis in die neueste Zeit. Auch deutsche und russische Geschichte musste immer wieder aufgearbeitet werden. Aber nur in dem Maße, wie es für die Auswanderung und die Geschichte der Familie bzw. auch der Russlanddeutschen in Bezug gebracht werden konnte. Eine Auswahl dieser Dokumente bringe ich bewußt mal gekürzt, mal in vollem Wortlaut weil ich denke, damit den Leserinnen und Lesern ein plastischeres Bild der Geschehnisse in der Geschichte unserer Landsleute zu vermitteln. Ihnen allen ist so gut wie nichts über die Anfangszeit der Ansiedlung ihrer Vorfahren bekannt, daher soll diese Arbeit einen kleinen, ja winzigen Teil dieser Lücke in ihrem Kenntnisstand darüber ausfüllen.

Aus vielen Gesprächen mit Aussiedlern konnte ich entnehmen, dass viele von ihnen keine große Kenntnis der Vergangenheit ihrer Familien hatten. Immer bekam ich zu hören: „Unsere Eltern haben mit uns Kindern darüber nie gesprochen, es war zu gefährlich!“ Dies bestärkte meine Absicht, alles aufzuschreiben, was ich mit meinen Recherchen erarbeiten konnte und um dadurch dem Leser durch einen kleinen Spalt Einblick in das weite Feld der Erforschung unserer Vergangenheit zu ermöglichen. Das Beispiel der Geschichte der Familie Walther soll stellvertretend stehen für hunderttausende rußlanddeutscher Familien, deren Schicksal in ähnlichen, wenn nicht identischen, Bahnen verlief. Man darf nur die Namen der Familien und die der Orte austauschen.

Es gibt eine Reihe von Kolonistengebieten in der Umgebung von Odessa wie z.B. Beresan, Kutschurgan, Liebenthaler und Chortitzaer Gebiet und auch Bessarabien, deren Vergangenheit weitgehend erforscht ist und worüber einige wertvolle Bücher in neuerer Zeit erschienen sind. Aber auch dort zeigt sich, dass aus der allerersten Anfangszeit nicht viel Wissen vorhanden ist. Diese Lücke auszufüllen lohnt sich, wenn sich Leute finden werden, die die Möglichkeit der Nutzung der Archive in der Ukraine ergreifen können. Eine löbliche Ausnahme macht das Buch von Conrad Keller: „Die deutschen Kolonien in Südrussland“, herausgegeben vom Historischen Forschungsverein der Deutschen aus Russland.

Es bestehen aber auch noch andere deutsche Siedlungsgebiete, die einige hundert Kilometer östlich von Odessa angelegt worden waren, (Molotschna, Mariupoler Gebiet, Kaukasus, Krim u. a.), die nicht gerade der Vergessenheit anheim fielen, aber immer im Schatten der oben erwähnten Gebiete standen. In einem davon, an der Molotschna, einem kleinen Fließchen, zu deutsch: Milchfluß, landete zusammen mit 600 anderen Familien unser Hauptdarsteller, Jakob Walther aus Grötzingen. Er wurde dort gleich zum Oberschulz gewählt, war somit für sechs Jahre der Herr über 23 Dörfer und die unendlich wertvollen Dokumente über seine Tätigkeit und die seines Sohnes Ernst waren der Anlaß, dass aus einer vorgesehenen Familiengeschichte von vielleicht 30 Seiten diese vorliegende Arbeit entstanden ist. Meinem Vetter Leo Seedorf (†) danke ich für die Illustrationen. Meinem Vetter Viktor Gerweck (†) danke ich besonders für seine Übersetzungen der umfangreichen Dokumente aus den Archiven der Ukraine und Herrn Felix Mössinger (†) Grötzingen, für ortsgeschichtliche Beratung.

Gerhard Walter

Vorgeschichte

„Im Frühjahr des Jahres 1763 versammelte sich in St. Petersburg das erste Departement des dirigierenden Senats im Kleinen Saal, den die Kaiserin für Besprechungen dieser Art bevorzugte. Voller Spannung sahen die fünf Senatoren, an ihrer Spitze der Generalprocureur, dem Eintritt der Zarin Katharina II. entgegen. Zwanglos saßen oder standen die Herren umher. Leise ging die Unterhaltung.

„Hören Sie, Grigory Grigoriewicz, was will unsere Allerdurchlauchtigste Herrscherin heute?“ fragte einer der Senatoren.

Graf Orlow zog gelangweilt die rechte Schulter hoch und mit einer Geste seiner Hände drückte er aus, dass auch er nichts wisse.



Katharina II. (1762–1796)

„Nun, das machen Sie uns nicht weis, mein Teuerster“ sagte der Generalprocureur Glebow und auch Kanzler Woronzow stimmte ihm bei, „Sie als der Generaladjutant und Vertraute unserer Kaiserin sind orientiert über alles. Sie müssen auch wissen, weshalb sie heute den Senat so unerwartet einberufen hat!“ Ihre Ungeduld, meine Guten, Sie werden es gleich erfahren!“

Jetzt wurde ein Zeichen gegeben. Die Versammelten erhoben sich von ihren Plätzen. Die Herrscherin trat ein. Tief verbeugten sich die Senatoren und alle Anwesenden. Katharina, eine eindrucksvolle Erscheinung, schritt zu ihrem Sessel, blickte über den Saal

hin, als ob sie jemand suche. Sie nahm Platz.

„Setzen Sie sich, Messieurs!“ Vor der Kaiserin lag ein Stoß Akten und die Zarin sah sie kurz durch. Sie griff sich ein dickes Aktenstück und blättert darin. Zufrieden nickte sie mit dem Kopf. Es war der Entwurf, den sie gemacht hatte und der vom Oberkanzlisten säuberlich abgeschrieben worden war. Katharina rückte ihren Stuhl ein wenig zurecht. „Messieurs, wir befassen uns schon seit geraumer Zeit mit einer für Russland sehr wichtigen Frage, nämlich der Besiedlung unserer brachliegenden Ländereien drunten an der Wolga bis hinüber zum Don“.

„Wer will denn schon in diese Steppe?“ dachte Graf Orlow. Und als ob die Kaiserin seine Gedanken erraten habe, fuhr sie fort: „Wir müssen Ausländer herholen, Deutsche, Franzosen, Holländer. Wie sie wissen, hat die Kaiserin von Österreich mit der Besiedlung der ungarischen Steppe durch Schwaben die allerbeste Erfahrung gemacht. Maria-Theresia hat wohl gewußt, warum sie die fremdländischen Bauern dort unten ansiedelte. Wir meinen, wir sollten auch nicht länger zögern. Wir möchten Ihre Meinung hören und wollen dann einen Ukas erlassen, der alle Bestimmungen und Gesetze, die diese Frage betreffen, enthalten wird. Nun, meine Herren, was haben Sie zu sagen?“ Sie musterte die Senateurs ein wenig spöttisch, wie es schien. Endlich begann Graf Woronzow: „Dieser Plan ist sehr bedeutsam, jedoch bin ich der Ansicht, dass wir kaum Siedler finden werden, die bereit sind, in die Steppe zu gehen. Wollen doch schon die russischen Bauern nicht dorthin, viel weniger werden es die Ausländer tun.“

Ein kleines, schlaues Lächeln huschte über Katharinas Gesicht. „Wir werden das in geschickter Weise anfangen. Wir haben alle diese Schwierigkeiten genau bedacht und in zehn Artikeln festgelegt. Wir werden sie Ihnen sofort mitteilen.“

Katharina schlug das Aktenstück auf und begann: „Von Gottes Gnaden, Wir, Katharina die Zweite, Kaiserin und Selbstherrscherin aller Russen zu Moskau, Kirow, Wolodomir, Nowgorod, Zarin zu Kasan, Zarin zu Astrachan, Zarin zu Sibirien, Frau zu Pleskau und Großfürstin zu Smolensk, Fürstin zu Estland und Liefland, Carelen, Twer, Jegurien ...“ Während die Senateurs und der Generalprocureur gespannt lauschten, beobachtete Graf Orlow, dem dies alles höchst unwichtig und langweilig schien, einen Käfer, der auf der Fensterbank auf dem Rücken lag und dem es trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollte, wieder auf seine Beinchen zu kommen. Ehe Katharina mit der Vorlesung aller ihrer Titel zu Ende kam, hatte er Zeit, sich mit dem Käfer zu beschäftigen. Und beinahe hätte er es geschafft, sich umzudrehen. Man müßte mit Woronzow wetten, wie lange dieser Käfer dazu brauchte. Erschreckt fuhr er zusammen, als die Zarin mit lauter und scharfer Stimme sagte: „Und ernennen Wir den Grafen Orlow zum Präsidenten der Tutelkanzley für Ausländer mit den Rechten eines Ministers.“ Orlow verbeugte sich stumm und Katharina fuhr fort: „Ich hoffe, Sie sind unserem Vortrag aufmerksam gefolgt. Andernfalls Sie sich nachher gefälligst orientieren wollen, Herr Graf!“

Dieser Hieb saß. In Orlow stieg der Ärger hoch. Er haßte die Betriebsamkeit der Zarin, die in der kurzen Zeit, seit sie die Regierung angetreten hat, zahllose Ukase, Manifeste und Entwürfe verfaßt hatte. Täglich begann sie um sechs Uhr morgens mit der Arbeit und war bis spät in der Nacht noch am Schreibtisch anzutreffen. Sie war anstrengend, diese Katharina, die als Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt – Zerbst den russischen Thronfolger geheiratet hatte. Sie hatte sich wahrlich entwickelt, diese kleine deutsche Prinzessin, und die Macht mit fester Hand an sich gerissen. Nichts erinnerte mehr an Prinzessin Sophie, sondern sie war nur noch Katharina II., die nichts anderes sein wollte als Russin. Sie war ehrgeizig und wollte von der Mitwelt und noch mehr von der Nachwelt als schöpferischer Geist bewundert werden.

Nein, sie war keinesfalls bequem.

Die Ukase, die Katharina wie Schneebällen fortwarf, rollten noch einige Zeit dahin und blieben dann vielfach unbeachtet liegen. Sie mochte sich darauf verlassen, dass ihre Befehle ausgeführt wurden. Aber leider geschah meist nicht allzu viel.

Katharina kämpfte dagegen an, sie wußte um die Saumseligkeit der ausführenden Organe. Aber dieses Mal wollte sie zum Ziel kommen, sie würde den Gedanken an die Ansiedlung nicht aufgeben. Sie würde ihn weiterverfolgen und die Durchführung überwachen.

In Rede und Gegenrede wurde das Projekt erörtert. Glebows Einwand, wie man sich mit diesen Einwanderern verständigen wolle, wie man sie überhaupt gewinnen könne, tat die Kaiserin sehr gut ab. „Wir setzen Dolmetscher ein, bis die Leute an Ort und Stelle sind. Dort werden sie in geschlossenen Kreisen angesiedelt und bleiben auch in ihrer Sprache unter sich, wenigstens vorläufig. Und was das Gewinnen anbetrifft, so räumen wir ihnen so viele Vorteile ein, dass sie kommen werden. Wir werden nicht nur diesen Ukas in verschiedenen Sprachen und in allen in Frage kommenden Ländern veröffentlichen, sondern Werber einsetzen, die für die Verbreitung meines Aufrufes sorgen werden.

Geben Sie dieses Schriftstück an die Kanzler und lassen es abschreiben. So, meine Herren, Unsere Ansicht und Unsere Anordnungen gegen die Bestechungen und Gelderpressungen sowie die Geschenkfresserei werden Wir Ihnen das nächste Mal bekanntgeben. Heute liegt Uns nur diese eine Sache am Herzen.“ Mit einer Handbewegung entließ Katharina ihren Senat.

Ziemlich bestürzt gingen die Senateurs unter tiefen Verbeugungen rückwärts aus dem Saal.

Der scharfe Wind, der seit Katharinas Thronbesteigung wehte, paßte ihnen nicht so recht. Diese kleine Prinzessin aus dem kleinen Ländchen in Deutschland, das man fast nicht auf der Landkarte fand, hatte recht kräftig die Macht in die Hand genommen.

Es dauerte eine geraume Zeit, dann war es soweit, dass in den deutschen Fürstentümern und in Frankreich Werber unterwegs waren.

Katharinas Manifest wurde in der jeweiligen Landessprache als Handzettel oder als Anschlag unter die Leute gebracht.

Es schloß: „Wem unbekannt, dass Ihre Russisch Kayserliche Majestät Leute, so nehmlich Profession und Ackerbau verstehen, annehmen lassen, so wird dies hiermit bekannt gemacht.“¹

Es war Peter der Große, der als erster Zar verstärkt nach Westen blickte und in größerem Stile europäische, westeuropäische Handwerker, Wissenschaftler, Kaufleute und auch Militärs ins Land holte. Eine beträchtliche Anzahl Deutscher befand sich darunter, die im Laufe von Generationen Großes leisteten. In russischen Städten bildeten sich deutsche Gemeinden, in Moskau zum Beispiel gab es einen deut-

¹ Lisa Heiss: Plötzlich jagt ein Sturm daher. Die Schicksale eines Geschlechts S. 14

schen Stadtteil mit eigener Kirche, deutscher Schule, die sogar von betuchten russischen Familien zur Erziehung ihrer Kinder bevorzugt wurde.

Waren es jedoch vorwiegend Einzelpersonen, die im Laufe der letzten Jahrhunderte aus den verschiedensten Gründen ins Land kamen, so sollten nun zum ersten Mal, planmäßig und mit außerordentlichen Privilegien versehen, ausländische Siedler in größerer Zahl als bisher ins Land gerufen werden.

Einer „kleinen Prinzessin“ aus einem winzigen Fürstentum in Deutschland (Anhalt-Zerbst), die später einmal eine ganz Große werden sollte, war es vorbehalten, Russland zu ungeahnter Größe und Macht zu verhelfen, um in der Weltpolitik ein gewichtiges Wort mitreden zu können.

Als Katharina II. bestieg sie im Jahre 1762 den Thron nach dem gewaltsamen Tod ihres Mannes, Peter III. Nun hatte sie freie Hand, alle ihre Pläne, die sie als Gemahlin des Zaren niemals hätte verwirklichen können, in die Tat umzusetzen.

Nach Osten waren die Grenzen bis zur Wolga vorgeschoben, im Süden saßen die Türken. Um diese vertreiben zu können, brauchte sie an der Ostgrenze eine Absicherung und Ruhe. Dort machten nomadisierende Kirgisen, Baschkiren und andere Völkerstämme die Gegend unsicher. Versuche mit russischen Bauern als Siedler schlugen fehl. Einmal, weil sie in der Landwirtschaft nicht bewandert waren, zum anderen, weil sie sich teilweise mit den Nomaden verbündeten und an deren Raubzügen teilnahmen.

So verwirklichte sie einen von ihr lange gehegten Plan, mit ausländischen Siedlern die Grenzen ihres Reiches abzusichern und erließ schon wenige Monate nach ihrer Thronbesteigung das erste Manifest, in dem sie ausländische Interessenten an einer Umsiedlung zur Einwanderung nach Russland aufrief. Der Erfolg war gleich Null. Das Manifest war zu ungenau formuliert, vor allem, was zugkräftige Privilegien für Bauern betraf. Es fehlten außerdem Angaben über die politische und bürgerliche Stellung der Ansiedler.

Erst ein weiteres, verbessertes Manifest, datiert vom 22. Juli 1763, war von Erfolg gekrönt. Die hauptsächlichsten Merkmale waren:

Freie Entfaltungsmöglichkeiten, Religionsfreiheit, Befreiung vom Militärdienst auch für die Nachkommen, Steuerfreiheit bis zu 30 Jahren, eigene Gemeinde- und Schulverwaltung, 60 Desjatinen (1 Desjatine = 1,09 ha) Landzuweisung, zinslose Darlehen für Anschaffungen.

Die nun eingerichtete „Tutelkanzley“ unter Leitung des Grafen Orlow wurde mit beträchtlichen Geldmitteln ausgestattet. Nun konnten Agenten im Ausland angeworben, den Neusiedlern Tagegelder für Verpflegung ab Grenzübertritt ausbezahlt und für sie bei Ansiedlung Baumaterial, Saatgut, Vieh usw. angeschafft werden.

Diese Versprechungen verfehlten ihre Wirkung nicht, die Agenten taten ein Übriges und so kamen sie in Scharen. Es sollen über 8 000 Familien gewesen sein, die in den darauffolgenden Jahren (1764-67) ihre Heimat verließen und dem Ruf der Zarin folgten. Über 27 000 soll die Personenzahl betragen haben.

Ein Teil der Ansiedler erhielt ihren Wohnsitz auf der sog. Wiesenseite am linken Wolgaufer im Gouvernement Samara, die anderen auf der sog. Bergseite am westlichen Wolgaufer mit Saratow als Sitz der Verwaltung. Nach Abschluß der Ein-

wanderung – in allen Heimatländern wurde 1767 die Auswanderung verboten – betrug die Zahl der Ansiedlungen im gesamten Wolgagebiet immerhin 102.

In dieser unermeßlichen Weite, ausgemergelt von der langen und strapaziösen Reise, kamen sie am Zielort an. Und was fanden sie vor? Nichts!

Das vom Staat versprochene Land bekamen sie wohl zugewiesen, ein Land, das noch nie einen Pflug gesehen hatte, voll Gestrüpp, Dornen, unwegsam oft. Sie mussten in Erdhütten hausen und darin einige Winter überstehen. Die Sterblichkeit war groß.

Aber auch die Zusammensetzung der Siedler war recht unterschiedlich. Von Landwirtschaft verstand ein großer Prozentsatz nichts. Es war eine beträchtliche Anzahl von Abenteurern, verarmten Adligen, Handwerkern, allerlei verkrachten Existenzen, entlassenen Soldaten, Deserteuren und unerfahrenen jungen Leuten, die vor dem Kriegsdienst in der Heimat flüchteten, unter ihnen. Die Werber waren nicht wählerisch, schließlich verdienten sie an jedem, der sich meldete.

Trotzdem, es gab immer noch genug tüchtige Leute unter ihnen und so verwundert es nicht, dass im Laufe der folgenden Jahrzehnte blühende Kolonien entstanden.

Wie schwer diese Anfangszeit war, sollen ein paar Berichte beleuchten, die hier in Auszügen wiedergegeben werden. Der folgende wurde 1865 veröffentlicht:²

„Die schöne Hoffnung manchen Auswanderers auf lauter goldene Tage erlitt jedoch bald Schiffbruch, als er sich die neue Heimat etwas näher angesehen hatte. Es hieß hier nicht, wie er gemeint, die Hände in den Schoß legen und im behaglichen Nichtstun den gelehrten Lehrmeister halbwildler Völkerschaften machen, sondern es hieß hier arbeiten und immer wieder arbeiten, wofern dem an und für sich äußerst ergiebigen Boden die nothwendigen Existenzmittel abgerungen werden sollten. Durch viele Vorrechte, durch Hilfsleistungen seitens der Regierung, welche eine deutsche Musterwirtschaft in dieser Gegend um jeden Preis ins Leben rufen wollte, ward den Kolonisten das Arbeiten wohl viel leichter gemacht, als sie es in der alten Heimat gekannt hatten, aber sie wollten eben nicht arbeiten, weil sie meinten, nicht zum eigenen Ackerbau, sondern zum Lehren desselben unter anderen Völkerschaften hierher gekommen zu sein. Die Enttäuschung wurde eben vollständig, als es zu öfteren feindlichen Reibereien kam, nicht allein mit den umwohnenden Russen, sondern auch mit den benachbarten wilden Kirgisenstämmen, die die nächsten deutschen Dörfer zu wiederholten malen überfielen, die Häuser niederbrannten, die Äcker verwüsteten, die Vorräte raubten, einen Teil der Bewohner niedermetzelten und den anderen mit sich in die Sklaverei fortführten. Harte Arbeit und beständige Gefahr ließen gar bald den Wunsch bei den Kolonisten aufsteigen, zurückzukehren in die alte deutsche Heimat wo sie freilich auch schwer hatten arbeiten müssen, mitunter unter lodernder Kriegsflamme, jedoch wenigstens von dem Lebendigebratenwerden sicher gewesen zu sein.

² **Friedrich Matthäi:** Die deutschen Ansiedlungen in Russland

„Wir kehren heim!“ So erklang es jetzt von Dorf zu Dorf und bald waren viele da, welche diesem Rufe bereit waren zu folgen. Erst aber sollten alle Vorräte aufgezehrt, Fenster und Türen in den Häusern ausgehoben und zertrümmert und somit jedes fernere Bleiben unmöglich gemacht werden, bevor man die Heimreise antrat. Dann endlich trat eine Schar der aufgeregten Siedler der Wiesenseite die Heimreise an, gelangten aber nur bis an die „Mordinsel bei der neu angelegten Kolonie Katharinenstadt.“ wo sie auf der Wolga von Russen und Tataren überfallen, ihrer wenigen Habseligkeiten beraubt und sämtlich erschlagen wurden.

Eine zweite Schar kam bis an die Wolga bei Saratow, wo ihnen Kosakenpiquets den Weg verlegten und sie mit vorgestreckten Lanzen in die verwüsteten Dörfer zurücktrieben. Von nun an ward das Arbeiten der Deutschen nicht mehr in den Willen gestellt, sondern zur strengsten Pflicht gemacht, zu deren Erfüllung sie durch obrigkeitliche Maßnahmen gezwungen wurden. Das half, und selten hat sich der Segen der Arbeit so herrlich bewährt wie in diesen Kolonien.

Das ordnungslos durcheinander gärende Chaos der Ansiedlerhaufen organisierte sich so nach und nach zu einem schönen Ganzen, die Leute gewöhnten sich an das Land und die bestehenden Verhältnisse und wer heut zu Tage die Saratowschen und Samaraschen Kolonien bereist und die schönen reinlichen Dörfer und die fleißigen Bewohner derselben sich betrachtet, den Stand des deutschen Kolonisten als einen recht achtbaren und betriebsamen Stand kennen lernt, der sollte wohl kaum meinen, dass die Leute, die er vor sich hat, die Abkömmlinge jener verzagten und arbeitsscheuen Ansiedler seien, und dass ein halbes Jahrhundert der Arbeit und der strengen Zucht so schöne Früchte zu zeitigen im Stande gewesen sei.“

Ein weiterer Bericht soll treffend die schweren Bedingungen veranschaulichen, unter denen die ersten Siedler zu leiden hatten.³

Mit den genannten Privilegien meinte es die deutschblütige Kaiserin aufrichtig und wahrhaftig. Die neuen Untertanen sollten gut situiert sein, damit sie um so erfolgreicher ihre kulturellen Aufgaben erfüllen könnten.

Die zur Besiedlung der Wolgabezirke erforderlichen hohen Geldsummen waren den zuständigen Behörden überwiesen. Aber in Russland machten auch die strengsten Vorschriften absolut keinen Eindruck auf die auch schon damals verworfene Beamtenwirtschaft. Jeder Beamte, ob hoch oder niedrig, war ein Spitzbub. Von den durch seine Hand gehenden Kronssummen blieb unbedingt etwas an seinen Fingern hängen, das war so öffentlicher Brauch. Auch damals dachte und handelte man nach dem russischen Sprichwort: „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit.“

So erlebten die ersten Ansiedler bei ihrem Eintreffen an ihrem Bestimmungsort die grausamste Enttäuschung.

³ **Heimatbuch der Deutschen aus Russland 1997 S. 92/93:** „Aus der Zeit der Entstehung der deutschen Wolgasiedlung von Pfarrer Peter Schaaf.“

Nur wenige Häuser waren da. An den meisten Siedlungsstellen gar keine. Sie mussten den ersten Winter in Erdhütten verbringen. Das war ein Winter, wie man ihn sich nicht schlimmer denken konnte. Kalt und feucht die Erdlöcher, und voll beißenden Rauches von der Feuerstelle her.

Und die am Leben blieben, hatten noch lange mit kranken Augen und mit rheumatischen Leiden zu tun.

Und wie stand es mit den landwirtschaftlichen Geräten, die doch jeder bekommen sollte? Auch hier eine einzige Enttäuschung. Die eine Familie bekam eine Sense, die zweite ein Beil, die dritte einen Pflug, die vierte eine Säge, die fünfte eine Heugabel, der sechste einen Kastenwagen usw. Auch an dem zugesagten Vieh fehlte es vollständig. So hatten es die Ansiedler in den ersten Jahren unsäglich schwer, zumal viele von ihnen von der Landwirtschaft gar nichts verstanden. In Katharinenstadt wurden beispielsweise 100 Familien angesiedelt, darunter befanden sich, einer Urkunde zufolge, nur zwölf Bauern. Doch bei allen Unterschieden fehlte es nicht an tüchtigen Elementen. Diese bekamen bald die Oberhand, arbeiteten sich mit eisernem Fleiß empor und zwangen auch die Nichtsnutzigen zur Arbeit. nach den Worten der Schrift: „Wenn du nicht arbeiten willst, sollst du auch nicht essen.“

Dann hieß es mit grimmigem Ernst: „Schaff oder pack dich und krepier wie ein Hund.“

Im ersten Jahrzehnt ihrer Ansiedlung wurden die Wolgasiedlungen von schweren Mißernten heimgesucht, die grimmige Notzeiten zufolge hatten. Aber man verstand sich schon aufs Darben und überwand die schlimmen Zeiten. Aber nach einer Reihe mittelmäßiger und auch guter Ernten kamen die Dörfer bald zu einem gewissen Wohlstand.

Als Ende der 70er Jahre ein deutscher Gelehrter durch die Wolgasiedlungen reiste, sprach er sich staunend über die in wenigen Jahren geleistete Arbeit aus und zollte den Wolgakolonisten hohes Lob. An der Art und Weise ihrer Arbeit hatte er viel auszusetzen, aber ihren eisernen Fleiß musste er rühmen.“

Es ging langsam, sehr langsam aufwärts mit ihnen, erst ab der nächsten Generation konnte man sagen, nun war man aus dem Größten heraus.

Vorher aber war diese erste Generation noch vielen Heimsuchungen ausgesetzt.

Nicht nur unter den letztendlich ihren angestammten Lebensraum und ihre Weidegründe verteidigenden Nomaden hatten die Siedler zu leiden. Räuberbanden machten ihnen zudem noch viele Jahre das Leben schwer.

Doch während diese sich auf sporadische Überfälle auf einzelne Dörfer, reisende Händler oder auf vom Einkauf in der Stadt nach Abliefern ihres Getreides zurückkehrende Bauern „beschränkten“, brach 1773 ein Sturm los, von dem sich die Kolonien später nur langsam erholen sollten.

Ein Mann, ein Donkosak namens Pugatschow, erhob sich gegen die Zarin in dem Wahn, sie habe den Tod von Peter III. verschuldet und nun wolle er Rache nehmen. Er hatte tatsächlich Erfolg unter der Bevölkerung, die unzufrieden war mit den sozialen Verhältnissen und es gelang ihm, so unglaublich es klingen mag, in

kurzer Zeit eine Armee von etwa 15 000 Mann aufzustellen. Diese zog plündernd und mordend die Wolga entlang. In Saratow wurden die Gefängnisse geöffnet und es läßt sich leicht vorstellen, welch ein Gesindel da zusammenkam.

Nicht nur die Güter der Adligen wurden zerstört, auch die deutschen Dörfer wurden heimgesucht. Es liegen Berichte über Grausamkeiten vor, die hier besser nicht wiedergegeben werden sollen. Allein unter den Deutschen Kolonisten soll es etwa 3 000 Opfer gegeben haben.

Fast zwei Jahre dauerte dieser Spuk, dann setzte ihm die russische Armee ein Ende. Pugatschow wurde in Moskau hingerichtet.

Für Katharina war dies eine Warnung. Sie, die eigentlich eine aufgeklärte Monarchin war, die mit Voltaire, Diderot und anderen geistigen Vätern der französischen Revolution in regem Briefwechsel stand, diese Zarin tat später alles, wahrscheinlich auf Grund der Erfahrung, die sie mit den Ereignissen an der Wolga machte, damit ja nicht ein Funke der Revolution auf Russland übersprang:

Mit der Leibeigenschaft war es auch so eine Sache. Im Grunde ihres Herzens war sie dagegen, abschaffen konnte sie diese aber nicht. Ein einziger Versuch in dieser Richtung scheiterte an dem Widerstand des Adels. Selbst als Jahre später Neurussland, die heutige Ukraine, erobert war, konnte - oder wollte - sie nicht verhindern, dass auch dort die Leibeigenschaft eingeführt wurde. Es darf an dieser Stelle die Frage gestellt werden, was geworden wäre, wenn es in der Ukraine keine Leibeigenschaft gegeben hätte oder anders herum, wenn die Leibeigenschaft in ganz Russland nicht erst hundert Jahre später aufgehoben worden wäre. Ob dann auch solch eine große Zahl deutscher Bauern als „Lehrmeister“ ins Land gerufen worden wäre?

Nach drei Kriegen waren die Türken besiegt und aus dem Süden Russlands vertrieben, der Zugang zum Schwarzen Meer gesichert, jedoch ein Land gewonnen, das fast nur aus Steppe bestand und so gut wie unbewohnt war. Es war Fürst Potjomkin, der Befreier Neurusslands, wie die Neuerobertung nun genannt wurde, der im Auftrag der Zarin die schwere Aufgabe übernahm, diese riesigen Gebiete zu besiedeln.

Da man diplomatische Verwicklungen mit den deutschen Staaten durch die Abwerbung von Bauern und Handwerkern vermeiden wollte, siedelte Potjomkin erst mal schwedische Bauern am Dnjepr im Gebiet um Cherson an. Sehr erfolgreich war diese Besiedlung übrigens nicht. Von den 1 200 schwedischen Siedlern, die sich im Jahre 1782 über Estland auf den Weg in den Süden machten, kam nicht einmal die Hälfte in dem für sie vorgesehenen Gebiet an. In der Zeit nach der Ansiedlung starben noch einmal etwa 300 Menschen, so dass nur 30 Familien mit zusammen 150 Personen übrig blieben. Noch im Jahre 1802 wurde von Regierungsseite bestimmt, dass jeder Schwede, der mit 30 noch nicht verheiratet war, zur Ehe gezwungen wurde. Wer nicht dazu bereit war, musste ein Jahr lang Hirte sein!⁴

Außerdem waren die Schweden von Haus aus in erster Linie Fischer und dann

⁴ Neuer Haus – und Landwirtschaftskalender für deutsche Ansiedler im südlichen Rusland.

erst Bauern. Durch den Fischreichtum des Dnjepr war es somit nur logisch, dass sie sich mehr aufs Fischen verlegten und die Landwirtschaft vernachlässigten.⁵

Um weitere Landstriche zu besiedeln, traf es sich gut, dass allen Einwanderern Religionsfreiheit zugesichert worden war. Zwanzig Jahre vorher hatte Preußen Mennoniten aus den Niederlanden bei sich aufgenommen und sie in Westpreußen sowie in der Gegend um Danzig angesiedelt. Ihnen wurde zugestanden, dass sie unbehindert ihren Glauben ausüben durften.

Die Mennoniten waren eine Glaubensgemeinschaft, die von einem früheren katholischen Priester namens Menno Simons im 16. Jahrhundert in den Niederlanden gegründet wurde. So lehnten sie z. B. die Kindstaufe ab, es gab nur Prediger, die einen weltlichen Beruf ausüben mussten. Krieg, Eidesleistung, Wehrdienst und staatlichen Zwang lehnten sie ab, nur um die wichtigsten Punkte ihres Glaubens zu beschreiben.

Zwei Jahrzehnte lang ging es ihnen unter Friedrich dem Großen gut. Sie brachten es zu stattlichen Anwesen und wurden durch ihre Tüchtigkeit für damalige Verhältnisse äußerst vermögend. Nach dem Tod Friedrichs des Großen begann dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., die Privilegien der Mennoniten, besonders die der Befreiung von der Wehrpflicht, aufzuheben.

Da fielen die Versprechungen aus Russland auf fruchtbaren Boden. Hier wurden ihnen erneut unbegrenzte Religionsfreiheit, unbefristete Befreiung vom Militärdienst und Steuerfreiheit für zehn Jahre versprochen. Ebenso 500 Rubel und 65 Desjatinen Land. Das klang wirklich verlockend. Doch um sicherzustellen, dass nicht durch eine Fahrt ins Ungewisse das bisher erworbene Vermögen verloren ging, bereiste erst mal eine Delegation Russland und die für eine Ansiedlung vorgesehenen Gebiete. Das angebotene Land sagte ihnen zu, ebenfalls die Bedingungen, also wurde ein Vertrag unterschrieben und in den folgenden zwei Jahren reisten etwa 230 Familien aus und gründeten am Dnjepr in der Nähe der Stadt Zaporoschje ihre Kolonien.

Zur gleichen Zeit kamen noch etwa 100 Familien aus Danzig, wo sie von Werbepersonen zur Ausreise überredet wurden. Unter diesen Mennoniten gab es viele ärmere Familien und Handwerker. Sie wurden in Chortitza, in der Nähe der Stadt Jekaterinoslaw angesiedelt.

Damit endet die hier in stark gekürzter Form beschriebene Besiedlung weiter russischer Gebiete mit deutschen Kolonisten im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert.

1796 starb Katharina II., genannt die Große. Sie erlebte noch die französische Revolution und konnte deren Auswirkungen auf Russland erfolgreich abwenden. Wer weiß, wie die Weltgeschichte weitergegangen wäre, hätte es im folgenden Jahrhundert eine Katharina gegeben.

Zur Zeit der Revolution schrieb sie einmal: "Durch Beruf und Pflicht bin ich Royalistin, ich habe noch keine Nationalversammlung oder einen Reichstag gese-

⁵ Ebenda

hen, der anderes machte als eine Unmenge von Fehlern, was gewiß nicht der versammelten Art Mensch große Ehre macht.“⁶

1791 schreibt sie: “Wissen Sie, was mit Frankreich geschehen wird, wenn man dazu kommt, es zu einer Republik zu machen? Dann wird alle Welt wünschen, dass es wieder Monarchie wird. Glauben Sie mir, niemand gefällt es an einem Hof so gut wie den Republikanern.“

Vorfahren

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden
wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden
Und das neue öffnet sich mit Mord.
Und das Band der Länder ist gehoben
Und die alten Formen stürzen ein.
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben
Nicht der Nilgott, nicht der alte Rhein.⁷

Das 18. Jahrhundert verabschiedete sich in seinem letzten Jahrzehnt mit politischen Umwälzungen, wie es sie noch nie in der Geschichte zuvor, dazu noch in solch einem kurzen Zeitraum, gegeben hat. Schlagartig veränderte die französische Revolution die Welt. Die Monarchie in Frankreich wurde hinweggefegt, der König geköpft. Es folgten Jahre der Anarchie, der Gesetzlosigkeit, des Terrors, des wirtschaftlichen Niedergangs.

Mühsam wurde dennoch im Laufe der Zeit ein Ordnungssystem wieder hergestellt. Es stand jedoch auf tönernen Füßen und es kam so, wie von Katharina II. vorausgesagt.

Ein Mann mit eisernem Willen putschte sich an die Spitze des Staates, schuf an Stelle des revolutionären Gegeneinanders ein zentralistisches Ordnungssystem, ein modernes Rechtssystem und baute vor allem eine Armee auf, mit deren Hilfe er 12 Jahre lang Europa beherrschen sollte. Der Name Napoleon prägte das erste Jahrzehnt des beginnenden Jahrhunderts. Und nicht zuletzt muss erwähnt werden, dass er sich zum „Kaiser der Franzosen“ krönen ließ, sich selbst dabei die Krone aufsetzte, und die „Republikaner“ jubelten ihm zu!

Heute noch spricht man von Napoleonischer Wirtschaftspolitik, Napoleonischem Empire, Napoleonischen Kriegen und dem Code Napoleon, einer wirklich modernen und richtungweisenden Gesetzgebung, die von vielen europäischen Staaten übernommen werden musste und bis in die heutigen Gesetzeswerke hineinwirkt.

⁶ **Henry Troyat:** Die große Katharina

Schiller: Der Antritt des neuen Jahrhunderts 1801

Er führte als erster die allgemeine Wehrpflicht ein. Nur so konnte er die großen Armeen aufstellen, mit deren Hilfe er Frankreichs Vormachtstellung in Europa aufbauen und es von Italien bis Dänemark, von Spanien bis an die Weichsel in Polen beherrschen konnte.

Im Osten hingegen waren ihm Grenzen gesetzt. Seit Russland unter Katharina II. sichtbar auf der Bühne der Weltpolitik erschienen war und in dem Stück, das zur Zeit gespielt wurde, eine der Hauptrollen beanspruchte, konnte nicht einmal Napoleon eine Mitwirkung Russlands verhindern.

Dort bestieg nach Katharinas Tod im Jahre 1796 ihr Sohn als Paul I. den Zarenthron. Er sollte jedoch nicht lange regieren. Es war offensichtlich, dass er nicht fähig war, solch ein Riesenreich in dieser turbulenten Zeit erfolgreich zu führen. Schon nach wenigen Jahren, 1801, endete auch er, wie sein Vater, durch Mord. Diesmal war es sein eigener Sohn, der zu dieser Tat seine Einwilligung gab und dann als Alexander I. den Zarenthron bestieg. Ihm sollte es beschieden sein, dereinst maßgeblich dazu beizutragen, dass die Macht des französischen Kaisers gebrochen und Frankreich in seine Grenzen aus der Zeit vor der Revolution zurückversetzt wurde. Es war in der Geschichte immer so und es kann gar nicht oft genug wiederholt werden: Wer muss darunter leiden, wenn „Die da oben“ nicht mehr weiter wissen und meinen, ihre Zwistigkeiten nur noch mit Krieg als letztes Mittel lösen zu müssen?

Immer nur das einfache Volk, und da wiederum die Bauern. Ihnen werden die Pferde genommen – requirieren nannte man das vornehm – Getreide billig abgekauft oder ebenfalls einfach weggenommen, wenn es in „Feindesland“ geschah.

Damit nicht genug. Deutsche Fürsten wie der Bayer und der Württemberger durften sich auf einmal - von Napoleons Gnaden – König nennen, der Badener wurde zum Großherzog gemacht. Dafür mussten sie treue Vasallen der Franzosen sein und ihm Truppenkontingente zur Verfügung stellen. Allein diese Länder „lieferten“ einige zehntausend Mann für die Kriege Napoleons.

So ist es nicht verwunderlich, dass gerade aus diesen Ländern die meisten Kolonisten stammten, die in der Folgezeit auswandern wollten.

Neben Amerika war Russland das Ziel vieler Auswanderungswilliger. Es traf sich gut, dass dort der neue Zar von Katharina, seiner Großmutter, erzogen und auf seine Rolle als zukünftiger Herrscher über Russland gut vorbereitet, andererseits durch seine Mutter, einer württembergischen Prinzessin, mit dem deutschen Element in der russischen Gesellschaft wohlvertraut war.

Die weiteren Eroberungen im Süden Russlands hatten riesige Ländereien eingebracht, die aus wirtschaftlichen wie auch aus strategischen Gründen besiedelt werden mussten. Dazu reichte die Bevölkerung Russlands nicht aus. Die Bauern waren größtenteils Leibeigene, die freien Bauern oder Kronsbauern waren meist nicht willens und auch nicht fähig, dieses öde Steppengebiet zu erschließen und zu kultivieren.

So lag nichts näher als dass man wieder ausländische, vorwiegend jedoch deutsche Siedler ins Land rief. Die Entwicklung an der Wolga vor Augen, mussten erst mal einige Kriterien der Ansiedlung geändert werden.

1803 wurde zum Generalgouverneur von Neurussland Herzog Richelieu ernannt. Dieser ließ Richtlinien für die Besiedlung der neugewonnenen Landstriche ausarbeiten. Der nachfolgende Entwurf fand die Zustimmung des Zaren und damit war die Grundlage für das Edikt des Zaren geschaffen, das dann im Jahre 1804 erschien und in den folgenden Jahren die große Einwanderungswelle auslöste:

*„Die Berufung von Kolonisten geschah und geschieht bis jetzt auf Grund des Manifestes von 1763. Dies enthält keine Beschränkung darüber, was für Leute anzunehmen sind, sondern bezieht sich im All-gemeinen auf jeden Beruf und Stand. Deshalb kamen anfangs auch viele schlechte und größtenteils sehr arme Wirthe, welche dem Staat bis jetzt wenig Nutzen gebracht haben. Die Saratowschen und einige der neurussischen Kolonien bestätigen die Wahrheit dessen. Soweit man urtheilen kann, **sind auch die jetzigen Einladungen durch Ziegler und Escher ohne Auswahl erfolgt.** Aus den Beschreibungen der durch Ersteren gebrachten Kolonisten ist ersichtlich, dass sich unter ihnen viele unnöthige Handwerker, Hinfällige, Schwächliche, alleinstehende und sogar mit veralteten Krankheiten Behaftete befinden, wobei hinzuzufügen ist, dass der größere Teil von ihnen äußerst arm ist.*

*Die Kaiserin Katharina entschloß sich zur Berufung von Ausländern, da sie die unbewohnte Steppe zu bevölkern wünschte. **Da aber zu erwarten dass durch Vermehrung der Bevölkerung in den inneren Gouvernements bald eine Wanderung in den Süden einsetzen wird und der jetzt noch dort herrschende Überfluß an brauchbarem Land vorbei sein wird, muss man jetzt darauf achten, dass nur eine beschränkte Anzahl von Einwanderern zugelassen wird, die in ländlichen Beschäftigungen und Handwerkern als Beispiel dienen können.***

*Wenn daher die Annahme von Leuten aus fremden Ländern fortgesetzt werden sollte, so ist es nöthig, dieselbe auf das Allernothwendigste und ausschließlich auf **gute und wohlhabende Wirthe zu beschränken.** Sie sollen die nöthigsten Kenntnisse zu einer rationellen Landwirthschaft haben. Handwerker als wie Schneider, Maurer, Zimmerleute, Schuster, Müller, Töpfer Weber dürfen auch aufgenommen werden. Allen anderen Künstlern und Handwerkern wird die Aufnahme nicht zu Theil.*

*Es ist nicht erlaubt, durch Überredung und andere Mittel zur Übersiedlung anzulocken. Ebenso sollen Werber nicht zugelassen werden. Statt dessen könnte man bestimmen, dass diejenigen, die nach Russland überzusiedeln wünschen, **sich bei unseren Ministern oder anderen Agenten melden, welche nach Durchsicht der von ihnen vorgezeigten Pässe, Zeugnissen und anderen Scheinen, welche von den Magistraten oder Gemeinden ausgestellt, die Bescheinigung eines guten Lebenswandels des Vorzeigers enthalten müssen.** Dabei ist es nöthig, dass er gegenüber seiner jetzigen Regierung alles erfüllt, wozu er nach den Reichs- und Landesgesetzen verpflichtet ist.*

Da aber nur für 1 oder 2 Familien die Reise zur Grenze mit Schwierigkeiten verknüpft sein kann, so kann man den Residenten in Frankfurt oder Regensburg beauftragen, dass er von den Leuten, die nach Russland ziehen wollen, Abteilungen

von 20 bis 30 Familien auf einmal, zu Wasser oder zu Lande, je nachdem es besser erscheint, expediert. Er soll Schiffe oder Wagen auf Kosten der russischen Regierung miethen und von den Auswanderern einen Ältesten ernennen, dem auf der Reise alle gehorchen sollen.

Mehrere Familien, die überein gekommen sind überzusiedeln, können einen oder mehrere Leute wählen und sie vorausschicken, um die für sie bestimmten Ländereien in Augenschein zu nehmen und ihre Eigenschaften kennenzulernen. **Übrigens darf die jährliche Auswanderung von Kolonisten die Zahl von 200 Familien überhaupt nicht übersteigen, denn mehr lassen sich auf solide Weise nicht ansiedeln.**

Es ist vorzuschreiben, dass keinerlei Vorschüsse gemacht werden dürfen außer für Schiffe und Fuhrwerke. Ferner dass diejenigen, welche sich zur Umsiedlung melden, Zeugnisse darüber aufweisen oder sichere Bürgen dafür stellen müssen, dass sie ein Vermögen in **barem Gelde oder in Waren von nicht weniger als 300 Gulden besitzen und mit sich nehmen. Diejenigen aber, die das nicht nachweisen können, sind nicht anzunehmen** denn die Erfahrung hat gelehrt, dass die Ansiedlung unbemittelter Leute langsam von Statten geht und schlecht gelingt.

Es versteht sich von selbst, dass die Auswanderer Leute mit Familien sein müssen. Alleinstehende sind durchaus nicht anzunehmen, es sei denn, dass sie jemand in seine Familie aufnimmt. Familien, die nur aus Mann und Frau bestehen, sollen, soweit möglich, nicht expediert werden. Denn die Erfahrung zeigt, wie schwer es ihnen fällt, die Wirtschaft zu führen und zu Wohlstand zu gelangen, da sie keine Mittel haben, Arbeiter zu halten.“⁸

Auch dieses Mal verfehlte der Ruf des Zaren seine Wirkung nicht. Das auf Grund des obigen Exposees gegenüber dem Manifest Katharinas aus dem Jahre 1763 geänderte Manifest Alexanders I. wurde in den deutschen Ländern unter die Leute gebracht und der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten.

Im Hauptstaatsarchiv Stuttgart findet sich ein Originalexemplar einer Werbeschrift aus dem Jahre 1803, also noch ein Jahr vor der Bekanntmachung des Manifestes des Zaren. Der oben erwähnte Kommissar Ziegler residierte in Ulm und ließ wahllos auswanderungswillige Untertanen in den deutschen Fürstentümern anwerben. So hatte er z.B. in Cannstatt bei Stuttgart drei Unteragenten, die für ihn agierten und Auswanderer anwarben. Diese drei wurden denunziert, jedoch in der Nacht vor dem Verhör, obwohl sie eidesstattlich versichert hatten, dort zu erscheinen und deshalb nicht verhaftet worden waren, verschwanden sie auf Nimmerwiedersehen. Einer der drei, der Wagner Friedrich Widmann, hat es geschafft und ließ sich in Odessa nieder.

Privilegien

⁸ Gefunden bei Conrad **Keller**: Die deutschen Kolonien in Südrussland

der Kolonisten, die in den südlichen Provinzen des Russischen Reiches angesiedelt sind.

- 1. Glaubensfreiheit in allen Stücken.*
- 2. Von Abgaben und allerley Behörden auf zehn Jahre befreyt*
- 3. Nach Verlauf dieser zehn Jahre sind sie denen russischen Untertanen, wo sie angesiedelt sind, gleich, sowohl in Ansetzung der Abgaben als auch allen Beschwerden, denen diese letzteren unterworfen sind ausgenommen der Einquartierung der Truppen, welcher sie nur in dem Fall unterworfen sind, wenn die Militärkommandos durchmarschieren müssen.*
- 4. Niemand wird wider seinem Willen weder in Kriegs - noch in Zivildienste genommen, es ist aber einem jeden erlaubt, freiwillig in Kronsdienste zu treten, dennoch befreyet ihn dies nicht von der Bezahlung seiner Schulden an die Hohe Krone.*
- 5. Die Bezahlung der von der Krone zum Vorschuß ausgezahlten Gelder wird nach Verlauf der Freyjahre auf folgende zehn Jahre verteilt.*
- 6. Bey ihrem Etablissement ist es ihnen erlaubt, ihre Güter, sie mögen bestehen aus was sie wollen, ohne Zoll in das Reich zu bringen und ausserdem einmal für allemal kann jeder Familie (darunter wird ein Mann und eine Frau mit Kindern oder zwei erwachsenen Arbeitern oder vier Weibspersonen verstanden) Waren im Verkauf auf 300 Rubel an Werth zollfrei einführen.*
- 7. Einem jeden steht es frey, zu jeder Zeit nach Belieben wieder aus dem Russischen Reich zu reisen mit der Bedingung aber, dass er außer den Kronsschulden die Abgaben von drei Jahren auf einmal in die Kronskasse entrichten muss.*
- 8. Es ist den Colonisten erlaubt, Fabriken anzulegen und andere nöthige Gewerbe zu treiben, den Handel zu führen, sich in Gilden und Zünfte einschreiben zu lassen und im ganzen Reich ihre Produkte zu verkaufen.*

Anmerkung.

Alle ausländischen Kolonisten erhalten bei ihrem Etablissement Kronsländ unentgeltlich in verschiedenen Proportionen in Rücksicht der Zahl Desjatinen auf jede Familie nämlich von 30 bis zu 80 Desjatinen, ausserdem schießt man ihnen Geld zur Reise und zum Etablissement vor. Die Abgabe aber, die sie nach Verlauf der Freyjahre zu entrichten haben, bestehen im Grunde nemlich 15 bis 20 Kopeken jährlich per Desjatine, außerdem müssen sie alsdann noch die gewöhnlichen Lands - Polizey - Beschwerden mittragen.

- 1. Ein Rubel thut achtzehn Batzen.*
- 2. Ein Desjatin ist ein Morgen Land.*

3. *Ein Kopek macht weniger als einen Kreuzer, dann 100 Kopeken thun achtzehn Batzen.*

Commissair F. Ziegler

Außerdem findet sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart ein

„Auszug der Beschreibung des Ansiedlungslandes.“

„Die Ansiedlungsgegend liegt zwischen 46 und 48 Grad nördl. Breite am Dnjestrfluß und heißt Botholien - vormals Polnisch - und grenzt von Mitternacht an den Bogfluß, von Mittag an den Dnjestrfluß, von Morgen an den See Teliglol und gegen Oczakow hin an den Dnjestrfluß, von der Abendseite her aber an Wolinien, hat hinlänglich Wasser und Waldung, bringt alle Arten von Getreide hervor. Der fruchtbare Baum kommt gut fort, wenn solcher gepflanzt wird, insoderheit aber bringt das Land guten Tabak, Melonen, Wein und Safran hervor, hat große und gute Schafe, an Pferden und allerlei Hornvieh ist kein Mangel, hat auch allerlei Wildbret und Vögel, sehr viele Bienen und wer den Tabakkbau, Wein - oder Rebenbau gut versteht und mit der Bienezucht gut umzugehen weiß, kann viel Geld gewinnen. Die Luft wird immer durch die Morgenwinde rein und gesund erhalten.

Fidem copie

Friederich Justizoberamtmann zu Waiblingen

Die ersten, die sich bereit fanden, auszuwandern, waren wieder Mennoniten. In Westpreußen, wo sie schon seit fast 200 Jahren angesiedelt waren, gab es keine Möglichkeit des Landzukaufs mehr, die Bevölkerungszahl war mächtig angestiegen. So wurde ihnen der Erwerb von Grund und Boden entweder verboten oder nur in dem Falle erlaubt, wenn der Erwerber, meist doch ein Sohn, der den Hof nicht erben konnte, die Wehrpflicht anerkannte.

Vor die Wahl gestellt, entweder gegen ihren Glauben den Zwang zum Militärdienst zu akzeptieren oder sich eine andere Heimat zu suchen, entschieden sich viele für Letzteres.

Da kam die Einladung aus Russland zur rechten Zeit und es entschlossen sich zwischen 1803 und 1806 etwa 350 Familien zur Auswanderung.

Auf Vorschlag von Hofrat Contenius, über dessen segensreiche Tätigkeit später noch ausführlich berichtet werden soll, siedelte sich ein kleiner Teil in der Gegend um Chortitza am Dnjepr an, wo bereits einige mennonitische Familien ansässig waren. Die meisten entschieden sich jedoch für das vorgeschlagene Gebiet am linken Ufer des zum Schwarzen Meer fließenden Molotschnaflusses. Molotschna bedeutet auf deutsch „Milchfluß“, so genannt wegen seines milchig - trüben Wassers.

Die Ansiedlung gelang. Das Land war gut, die nicht unbemittelten, fleissigen Mennoniten – in der Landwirtschaft bestens bewandert und mit Vieh und Gerätschaften ausreichend versorgt – bauten wirklich mustergültige Kolonien auf.

Ab dem Jahre 1804 kamen erst Einwanderer aus den habsburgischen Siedlungsgebieten Banat und Batschka an die Molotschna. Sie waren unter der österreichi-

schen Kaiserin Maria - Theresia dort angesiedelt worden, waren aber mit ihrem Los – sie mussten vorwiegend Frondienst leisten, saßen also nicht auf eigener Scholle – unzufrieden und begaben sich trotz Ausreiseverbots durch die Österreicher ans Schwarze Meer. Sie wurden am rechten Ufer der Molotschna, genau den Mennoniten gegenüber angesiedelt.

Der größte Teil der Einwanderer, denen dieses Gebiet zugewiesen worden war, kam jedoch aus jenen Gebieten, die unter den Kriegen Napoleons am meisten zu leiden hatten.

Dort herrschten Mißernten und Hungersnöte. Laufend wurden Steuern und Abgaben erhöht, um Kriegskosten zu begleichen, aber auch um die aufwendige Hofhaltung der Fürstenhäuser zu finanzieren. Die Landnot wurde immer größer und die Unterdrückung durch die Fürsten immer unerträglicher.

Deren gab es mehr als genug. Deutschland war zersplittert in eine Unzahl kleiner und kleinster Fürstentümer, es sei nur an das winzige Anhalt - Zerbst erinnert, aus dem Katharina II. stammte.

Deutschland und seine Fürsten.

*Große Monarchen erzeugtest du und bist ihrer würdig,
den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.*

Aber versuch es, o Deutschland

Und mach es deinen Beherrschern schwerer

Als Könige groß, leichter, nur Menschen zu sein.

So mahnte Schiller in einem Gedicht treffend.

Die Franzosen hatten ganz Süddeutschland besetzt und die Folge war ein ausgeblutetes Land. Alle Männer im wehrfähigen Alter wurden zum Militär gepreßt, viele versuchten dem zu entfliehen.

All diese Gründe nährten den Wunsch vieler, das Land zu verlassen und so fiel die Einladung zur Einwanderung nach Russland überall auf fruchtbaren Boden. Und es ist nicht verwunderlich, dass gerade aus den Grenzgebieten wie Baden, Elsaß und der Pfalz die meisten der Kolonisten in Russland stammten.

Um die Entwicklung in diesen Ländern bis hierher verstehen zu können und um zu ermessen, was unsere Vorfahren im Laufe vieler Kriege erdulden und erleben mussten, ist es notwendig, erst einmal 200 Jahre in die Vergangenheit zurückzuschauen.

Wenn man den Geschichtsschreibern glauben darf, dann herrschten in den letzten Jahrzehnten des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts in den deutschen Ländern (von einem Deutschland in heutigem Sinne konnte man noch lange nicht reden) Verhältnisse, die man getrost als gut und positiv bezeichnen könnte. Außer den Bauernkriegen wurde Deutschland, nennen wir es der Einfachheit halber so, von keinem größeren Krieg überzogen, der Not und Verwüstung über die Bevölkerung

gebracht hätte. Der Handel blühte und auch die Städte. Man konnte von einem gewissen Wohlstand reden.

Ob jedoch die Bauern auch davon profitierten, sei dahingestellt. Frondienst, Zehntabgabe und sonstige Steuern und Abgaben erschwerten ihnen das Leben und brachten sie um die Früchte ihrer Arbeit. Tatenlos mussten sie zusehen, wie die von ihnen erzeugten Feldfrüchte in den Städten zu hohen Preisen verkauft wurden, sie selber jedoch sahen dem Wohlstand hinterher.

Der Unterschied zwischen Arm und Reich vergrößerte sich immer mehr. Eine Tendenz, die bis heute angehalten hat.

Im nun beginnenden siebzehnten Jahrhundert sollte alles noch schlimmer kommen.

Die Reformation, ausgelöst von Martin Luther im Jahre 1517, spaltete den christlichen Glauben in zwei Konfessionen. Das führte im Laufe der Jahrzehnte dazu, dass sich viele deutsche Fürsten der Reformation anschlossen, das bisherige Kirchengut säkularisierten, also verweltlichten – sprich es sich aneigneten – und gleichzeitig mussten die Untertanen den jeweiligen Glauben des Landesherrn annehmen. Das war in fast allen nördlichen Ländern sowie in Baden und Württemberg der Fall.

Wohl war dies im sogenannten Augsburger Religionsfrieden vertraglich festgelegt worden, trotzdem formierte sich im Süden, ausgehend vom katholischen Bayern, eine Art Gegenreformation. Die Habsburger, die den deutschen Kaiser stellten, schlossen sich an, vom Vatikan wahrscheinlich dazu ermuntert. Das führte dazu, dass sich im Norden die protestantischen Länder zu einer „Union“ zusammenschlossen, als Antwort darauf entstand das Gegenstück im Süden, die sogenannte „Liga.“

So konnte es nicht ausbleiben, dass ein großer Krieg aus diesen Gegensätzen entstand, der im Laufe von 30 Jahren (1618-1648) unglaubliche Verwüstungen in Deutschland verursachte und alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft zunichte machte.

Kaum ein Winkel Deutschlands wurde vor durchziehenden Truppen verschont. Namen wie Tilly und Wallenstein auf der katholischen Seite, Gustav Adolf, der Schwede, der auch in den Krieg eingriff, sind heute noch ein Begriff.

Es würde den Rahmen dieses Buches sprengen und dessen Sinn verfälschen, wenn jetzt noch eine Auflistung der unzähligen Schlachten und der den Leser verwirrenden Kriege – und Winkelzüge folgen würde. Es war aber notwendig, in kurzer Form darzustellen, wie es dazu kam, dass so viel Elend über Deutschland hereinbrach. Hinzuzufügen ist lediglich, dass von etwa 18 Millionen Einwohnern Deutschlands am Ende des Krieges nur etwa 10 bis 12 Millionen Menschen übrigblieben.

Dabei war dieser Dreißigjährige Krieg erst der Anfang von vielen Kriegen, die in der Folgezeit immer häufiger, immer brutaler und mit immer moderneren, todbringenden Waffen geführt wurden.

Diese Kriege führten letztendlich im folgenden Jahrhundert zu der großen Auswanderungswelle, vorwiegend nach Russland und Amerika.

Um jedoch zu unserem Hauptthema zurückzukehren, betrachten wir im Folgenden das Schicksal eines kleinen Dorfes im Badischen. Dort gibt es eine Familie Walther, deren Vorfahren sich bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges und sogar noch davor bis 1532 zurückverfolgen lassen.

Am Beispiel dieser Familie und deren Mitglieder, die später nach Russland auswandern werden, soll stellvertretend für viele tausend andere Auswandererfamilien die Entwicklung beschrieben werden, die dereinst zu einer großen Auswanderungswelle führen sollte

Grötzingen

Treu, wie dem Schweizer gebührt
bewach ich Germaniens Grenze.

Aber der Gallier hüpf't über den duldenden Strom.
Schiller

Fahren wir auf der heutigen Bundesstraße 10 von Stuttgart aus westwärts, so befinden wir uns auf einer Durchgangsstraße, die schon seit Jahrhunderten, wenn nicht gar seit über tausend Jahren eine wichtige Post – Handels – und leider auch Heeresstraße war, durch die in vielen Kriegen Tod und Verwüstung nach Deutschland hineingetragen wurde.

Vorbei an schmucken Dörfern und Kleinstädten mit aufstrebender Industrie kommen wir hinter Pforzheim in ein kleines Tal, das die Wichtigkeit dieser Straße unterstreicht.

Links senken sich die letzten Ausläufer des Schwarzwaldes ins Tal herab, auf der rechten Seite steigen die sanften Höhen des Kraichgaus an, und plötzlich begleitet uns ein kleiner Fluß, die Pfinz, die dem Tal den Namen gab: Pfinztal.

Ein paar Kilometer weiter – in einem kleinen Dorf, Berghausen nennt es sich – nimmt der Verkehr auf unserer Straße merklich zu. Hier stößt eine weitere Verbindung, über Bretten von Heilbronn kommend, zu uns. Gemeinsam geht es weiter, bis sich bei Grötzingen, zwischen zwei markanten, die letzten Eckpfeiler bildenden Bergekegeln, die Rheinebene vor uns ausbreitet.

Wer die Landkarte studiert, dem leuchtet sofort ein, warum gerade diese Straße in der Vergangenheit eine solche strategische Bedeutung hatte.

Südlich davon gibt es drei weitere Querverbindungen durch den Schwarzwald. Alle waren zu damaliger Zeit schlecht ausgebaut und wegen ihrer Gebirgslage beschwerlich genug zu befahren, kamen also für eine West - Ostverbindung nicht in Frage.

Somit bleiben hierfür nur zwei größere Straßen übrig, eben die schon beschriebene Pfinztalstraße und die dreißig Kilometer weiter nördlich bei Heidelberg verlaufende Neckartalstraße zwischen den Höhen des Kraichgaus und denen des Odenwaldes.

Wir aber bleiben weiterhin im Pfinztal, machen Station in Grötzingen und unternehmen einen Ausflug in die Vergangenheit dieses Dorfes, das vor wenigen Jahren sein 1 000jähriges Jubiläum feiern konnte. Beim Besuch im Pfarrhaus lassen wir uns die Kirchenbücher zeigen, die bis ins Jahr 1636 zurückreichen. Bis hierher können wir die Vorfahren des Jakob Walther zurückverfolgen, der später, Anfang des 19. Jahrhunderts, nach Russland auswandern sollte und damit die Hauptperson des ersten Teils dieses Buches darstellen wird.

Um 1600 war Grötzingen der Überlieferung nach ein wohlhabendes Dorf. Es soll so reich gewesen sein, dass die Bauern mit silbernen Pflügen hätten pflügen können. Doch lange sollte diese Zeit der Ruhe und des wachsenden Wohlstandes nicht dauern. Ausgelöst durch die Reformation und der damit verbundenen Spaltung der Kirche in zwei feindliche Lager brachte der sich nun anbahnende Dreißigjährige Krieg unermessliches Unheil und Elend über das Dorf. Darüber steht in einer alten Dorfchronik:⁹

„Der Dreißigjährige Krieg zerstörte in Grötzingen alles, was Jahrhunderte vorher aufgebaut hatten. Dazu kamen Krankheiten, vor allem die Pest, und rafften die ganze Bevölkerung bis auf fünf bis acht Familien dahin. Das Grötzingen von 1640 kennt das Grötzingen von 1620 nicht mehr. Andere Menschen sind nach Grötzingen gezogen, entweder aus der Umgebung oder solche, die der Krieg hierher verschlagen hatte.“ Nach anderen Quellen sollen es an die 20 Familien gewesen sein.)

Unter diesen überlebenden Familien befand sich auch

Hans Jakob Walther,

der als erster der Familie Walther im Kirchenbuch von Grötzingen auftaucht. Die Eintragungen darin wurden, wie bereits erwähnt, 1636 wieder aufgenommen und blieben bis heute lückenlos erhalten. Alle zuvor angelegten Kirchenbücher sind während der häufigen Zerstörungen vernichtet worden. Nach einer Aufstellung in der Ortschronik von Grötzingen erscheint in alten Lagerbüchern und Akten der Name Walther bereits 1532.¹⁰

Wir wissen über diesen ersten im Kirchenbuch auftauchenden Hans Jakob Walther nur, dass er im Jahre 1634 (?) eine Anna Veronika Becker aus Berghausen geheiratet hatte. Er starb 1661, seine Frau heiratete 1666 ein zweites Mal und starb dreißig Jahre später.

Der Ehe mit Anna Veronika Becker entsprangen drei Kinder, von denen allerdings nur der am 31.7.1653. geborene

Hans Jakob Walther

für uns interessant ist.

⁹ **Heinrich Dietrich:** Grötzingen, ein Beitrag zur Heimatgeschichte.

¹⁰ Wilhelm **Mössinger:** Grötzingen, das badische Malerdorf.

Er wurde in eine Blütezeit Badens hineingeboren. Der Dreißigjährige Krieg war 1648 endlich beendet worden und der Wiederaufbau hatte begonnen. Die Nähe Durlachs, das inzwischen auch Residenzstadt der Markgrafen von Baden geworden war und wo sich wieder ein höfisches Leben mit all seinen Nebenerscheinungen (Wohlstand, aber auch Abgaben und Frondienste zugunsten des Markgrafen) etablierte, blieb nicht ohne positive Auswirkung auf Grötzingen. Dessen Steinbrüche lieferten mit dem hier vorkommenden Buntsandstein wertvolles Baumaterial für die Erweiterung des Durlacher Schlosses sowie für den Bau vieler Häuser der Durlacher Altstadt. (Durlach liegt in unmittelbarer Nähe zu Grötzingen. Es wurde sogar auf Grötzinger Gemarkung gegründet und ist somit jünger. Es wurde bereits 1196 zur Stadt erhoben, während Grötzingen noch lange ein Bauerndorf blieb. Wahrscheinlich lag es an der Bodenbeschaffenheit. Durlach wurde auf Kiesbänken gebaut und man hatte dadurch die Möglichkeit, sich in die Rheinebene hinein auszubreiten. Grötzingen dagegen konnte in Richtung dieser Rheinebene nur sumpfige und wertlose Wiesen bieten.)

Somit war für einen gewissen, bescheidenen Wohlstand in Grötzingen ebenfalls gesorgt, zumal einige gute Ernten auch den Bauern auf die Beine halfen. Handel, Gewerbe und Handwerk blühten wieder auf, ein normales Wirtschaftsleben kam in Gang. Die Bauern, die mit Schulden wieder ihre Felder zu bewirtschaften begonnen hatten, konnten diese nach der besonders guten Ernte im Jahre 1650 zurückzahlen, bei den Handwerkern Arbeitsgerät und bei den Händlern Vieh kaufen und denen wiederum ihre Ernteerzeugnisse verkaufen. Ein klassischer Wirtschaftskreislauf, hier nur knapp in kurzer und einfacher Form dargestellt.

Neben den Wohnhäusern und den Bauernhöfen, die allesamt nur noch Ruinen und zu einem großen Teil verlassen waren und deren Wiederaufbau nun von den überlebenden Einwohnern und zugezogenen Neubürgern in Angriff genommen wurde, konnten von der Gemeinde auch das zum größten Teil zerstörte Rathaus mit seinem heute noch erhaltenen Fachwerk, das Pfarrhaus und die Mühle wieder in standgesetzt werden.

Das Rathaus erhielt eine Uhr und eine Glocke mit der Umschrift: „Diese Glocke ist von des Fleckens Einkünften bezahlt worden und in Landau gegossen 1673.“¹¹ Ein sichtbares Zeichen des Aufschwungs.

In diesem Rathaus fand Hans Jakob Walther seine Tätigkeit als Bürgermeister und Anwalt.

Unter Bürgermeister zu damaliger Zeit hat man sich etwas anderes vorzustellen als heute.

„Zwei Männer, der eine aus Rat oder Gericht und der andere aus der Gemeinde führten als Verwalter der Gemeindekasse den Titel ‚Bürgermeister‘, waren für die Rechnungsablage verantwortlich und wurden jeweils auf ein Jahr gewählt. Sie

¹¹ Mössinger

*mussten über des Fleckens Einkünfte, Umlagen und Ausgaben Rechnung führen, die alljährlich auf Dreikönigstag zu stellen und zu veröffentlichen waren.*¹²

Hans Jakob Walther war zudem noch Anwalt, wurde somit in dieser Eigenschaft, als Vertreter des Gerichts, zu einem der beiden Bürgermeister gewählt. Der Anwalt war gleichzeitig Gehilfe und Stellvertreter des Schultheißen.

*„Der Anwalt war meist ein etwas rechtskundiger und redegewandter Gerichtsmann, der als Fürsprecher dem Kläger und Beklagten beistand und vor Gericht und Rat vertrat. Er hieß auch Prokurator oder Ratsverwandter, da die Nachfolger meist aus der gleichen Familie stammten“.*¹³

Im Jahre 1677 heiratete er die am 21.2.1658 geborene Barbara Heydt. Von ihr gibt es Interessantes zu berichten: Sie hatte einen Bruder, Hans Lucas Heydt. Des- sen Enkelin heiratete einen Johann Ludwig Kolb, sein Beruf wird als Chirurg angegeben. Als solcher war er Wundarzt, Barbier und Leichenbeschauer. Zusammen hatten sie einen Sohn, den am 17.8.1761 geborenen Ludwig Philipp Kolb.

„...Und ich darf bescheiden hinzufügen, dass mein Urururgroßvater aus Baden stammte: er hieß Ludwig Philipp Kolb und wurde 1761 in Grötzingen bei Durlach geboren“.

Der dies sagte, war kein anderer als der General und spätere Präsident von Frankreich Charles de Gaulle (1890-1970)!

Er machte diese Äußerung am 2. September 1962 in einer Rede, die er während seines Deutschlandaufenthaltes in Stuttgart hielt.

Interessant ist auch der Lebensweg dieses Ludwig Philipp Kolb:

Als Sechzehnjähriger ging er nach Frankreich, wurde Soldat in einem Schweizerregiment und konnte 1889 während der Revolution in Frankreich bei der Verteidigung der Tuilerien dabei gewesen sein.

Die Tuilerien waren der Sitz der französischen Könige und wurden von der Revolutionären gestürmt. Die Schweizergarde verteidigte sie tapfer aber erfolglos. Das Schweizerregiment wurde danach aufgelöst. Kolb hatte es dort bis zum Feldwebel gebracht und war übrigens der einzige Vorfahr de Gaulles, der einen militärischen Rang innehatte(!).

Durch seine Frau, einer geborenen Nicot (ihr Vorfahr gleichen Namens führte als erster in Europa den Tabak ein, daher die Bezeichnung „Nikotin“) bekam er eine Stellung in deren elterlicher Tabakmanufaktur und brachte es dort bis zum Direktor.¹⁴

¹² Dietrich

¹³ Dietrich

¹⁴ Heinz E. Walter: Charles de Gaulle. Ein deutscher Legionär als Stammvater

Nach diesem Ausflug ins benachbarte Frankreich, mit dem wir uns im Folgenden noch oft beschäftigen müssen, wieder zurück zu den Vorfahren der Grötzingen Familie Walther.

Unser zuletzt beschriebener Hans Jakob Walther war in erster Linie natürlich Bauer. Seine Ämter als Bürgermeister und Anwalt bekleidete er ehrenamtlich, wie man heute sagen würde. Die einzige Entschädigung, die er als Bürgermeister erhielt, waren 5 Gulden im Jahr.

Wir wissen auch nicht, in welchem Alter er seine Ehrenämter ausführte. Als er heiratete war er gerade 24 Jahre alt. Bei der damaligen Lebenserwartung schon ein gestandenes Mannesalter in einer Zeit, wo man mit vierzig Jahren bereits ein alter Mann war. Er starb 1742, wurde also 91 Jahre alt. Ein solch hohes Alter konnte zu vormaligen Zeiten nur erreichen, wer besser gestellt war als die meisten seiner Mitbürger.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass folgender Absatz im ersten Heimatbuch von Grötzingen auf diesen Hans Jakob Walther zutrifft:¹⁵

*„Die Bezahlung der Schultheißen war gering. Er hatte das Recht, sein Vieh kostenlos auf die Weide zu treiben. Er war frei von allen Fronen. Wenn der Schultheiß wollte, konnte er sich und seinen Verwandten Vorteile verschaffen. Man sieht das aus einer Beschwerde gegen einen Schultheißen, worin ihm vorgeworfen wurde, dass er seine Verwandten vor Fronen und Strafen verschone, dass der Anwalt und Schwager **Hans Walther der reichste Bauer im Ort**, von Fuhrfronden befreit war und keinen Zoll zu zahlen brauchte.“*

Der Schultheiß hieß damals Reichert Heydt und war der Bruder der oben im Zusammenhang mit de Gaulle erwähnten Anna Barbara geb. Heydt und damit der Schwager von Hans Jakob Walther. Er übte sein Schultheißenamt von 1692 bis 1702 aus, also ganze zehn Jahre. Und das in einer Zeit, die für Baden, Durlach und in besonderem Maße für Grötzingen unheilvoll war.

Es war 1688, genau 40 Jahre nach Ende des Dreißigjährigen Krieges. Die Markgrafschaft Baden hatte sich von den Schrecknissen dieses Krieges trotz gelegentlicher Scharmützel mit den Franzosen einigermaßen erholt, da begann ein weiteres Martyrium des Krieges mit viel Leid, Zerstörung und Tod für das Dorf und die ganze Region.

Ein neuer Krieg, der Pfälzische Erbfolgekrieg, wie er in der Geschichtsschreibung genannt wird, wurde von Frankreich herübergetragen. Es sollte nicht der letzte sein.

Der französische König Ludwig XIV erhob Anspruch auf die Pfalz nach dem Tod des dortigen Kurfürsten, weil er mit ihm über die berühmte Lieselotte von der Pfalz verschwägert war. Die Anerkennung dieses Anspruchs wurde ihm von allen europäischen Staaten versagt, er scherte sich nicht darum und marschierte kurzerhand

¹⁵ Dietrich

in der Pfalz und in Süddeutschland ein. Unter dem berüchtigten französischen General Melac wurden in diesen Gebieten bereits im ersten Kriegsjahr Städte wie Mannheim, Heidelberg, Bretten, Bruchsal, Pforzheim und natürlich auch Durlach und zudem mehr als 1 000 größere und kleinere Dörfer vollständig zerstört. So auch Grötzingen: *„Hier gingen 68 Häuser und 44 Ökonomiegebäude in Flammen auf. Darunter befanden sich die meisten Wirtschaften, die herrschaftliche Kelter und das Zehnthaus am Marktplatz. Merkwürdigerweise blieben Rathaus, Kirche und Schloß vollständig verschont. Das Schloß vermutlich deshalb, weil der Umbau noch nicht beendet war. Die Grötzingen waren vor den sengenden Franzosen geflohen und hatten mitgenommen, was sie in die Wälder retten konnten.“*¹⁶

Markante Beispiele dieser Zerstörungswut sind unter vielen anderen heute noch die Ruinen des Heidelberger Schlosses und des Klosters Hirsau im Schwarzwald.

Mißernten kamen hinzu. Durchziehende Truppen, mal die Reichstruppen, dann wieder die Franzosen zerstörten die Felder und Wiesen zusätzlich. Plünderungen und Seuchen blieben nicht aus. Das Vieh wurde stark dezimiert und selbst die Einwohnerzahl von Grötzingen fiel von 171 auf 28 Seelen.

Für den jeweiligen Schultheißen war es eine ungemein schwere Aufgabe, während dieser Wirren sein Amt zu versehen.

*„Unter obigen Ortsvorstehern haben unser Vorfahren schwere Schicksalsschläge erleiden müssen. Trotz vieler Kriege, häufiger Überschwemmungen und drückender wirtschaftlicher Notzeiten sind sie ihrer ererbten Scholle treu geblieben und haben immer wieder mit neuem Lebensmut und unbeugsamem Willen mühevolle Aufbauarbeit bewältigt und dadurch der Dorfgemeinschaft ihre Selbständigkeit erhalten. Das selbstlose Walten dieser Männer, deren Namen im Bürgersaal verewigt sind, für das Wohl und Wehe möge den kommenden Geschlechtern Ansporn und Vorbild sein.“*¹⁷

So hatte der Schultheiß Reichert Heydt im Jahre 1692 ein schweres Erbe übernommen. Das Dorf war nahezu vollständig zerstört, die Bevölkerung bis auf einen kleinen Rest dezimiert, die Gemeindekasse leer und die Wiesen, Felder und Weinberge verwildert.

Dabei war er bestimmt nur ein kleiner Bauer, als er dieses Amt antrat. Doch irgendwie muss er es erfolgreich ausgeübt haben, so gab es im Jahre 1698 in Grötzingen bereits wieder 48 und zur Jahrhundertwende 1700 schon 65 verheiratete Bürger und das Gemeinwesen begann langsam aber stetig aufzublühen.¹⁸

Dass ihm dabei Hans Jakob Walther als Anwalt und Bürgermeister zur Hand ging, darf wohl als gesichert angesehen werden. Von den sechs Kindern, die er zusammen mit seiner Frau Barbara hatte, sind drei einer besonderen Erwähnung wert.

¹⁶ Dietrich

¹⁷ Mössinger

¹⁸ Dietrich

Hans Lucas Walther wurde Nachfolger seines Vaters als Bürgermeister. Geboren am 13.1.1679, in einer leider nicht mehr lange andauernden Zeit des Friedens, überlebte er die schlimme Zeit des Krieges (den schon beschriebenen Pfälzischen Erbfolgekrieg), in dem in Grötzingen alles, was in vierzig Jahren wieder aufgebaut worden war, ein weiteres Mal und noch gründlicher zerstört wurde.

Im Jahre 1700 heiratete er die erst siebzehnjährige Barbara Wagner, Tochter des ehemaligen Schultheißen Hans Jakob Wagner.

Überschattet wurde diese Ehe gleich ein Jahr später durch einen weiteren Krieg, dem Spanischen Erbfolgekrieg. Der deutsche Kaiser und Ludwig XIV stritten sich um das Erbe des kinderlos gestorbenen Königs von Spanien. Und wegen der strategischen Lage an der Pfnztalstraße war natürlich Grötzingen wiederum davon betroffen.

Diesmal jedoch nicht mit Zerstörungen. Durchziehende Truppen jeder Couleur verursachten „nur“ Flurschaden und Kosten:

„Wie sehr die Truppe hier gehaust und was die Gemeinde zu leisten hatte, verkünden Aktenbündel mit den Überschriften: Exzesse des Militärs, Fronfuhren, Einquartierungen, Verpflegung, Schanzfröner, Proviantwesen, Marketender, Leistungen an Frankreich, Verhalten und Sicherheitsmaßnahmen gegen durchmarschierende Truppen, Berichte wegen Streifens auf Zigeuner, Gauner und anderes liederliches Volk. Das Dorf hatte einen Gesamtschaden von 14019 Gulden.“¹⁹

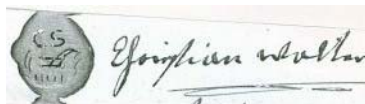
Sollte zu dieser Zeit Hans Jakob noch Bürgermeister und damit für die Finanzen des Dorfes verantwortlich gewesen sein, dann war für seinen Sohn Hans Lucas Walther eine gute Lehrzeit und Vorbereitung für die spätere Übernahme des Bürgermeisteramtes von seinem Vater.

Es ist anzunehmen, dass er es auch während der vier Jahre innehatte, in denen sein Bruder Johann Jakob Walter Schultheiß des Dorfes war (1719-1723).

Christian Walther

war der vierte Sohn (geb. 15.4.1685) von Hans Jakob Walther. Während seine beiden oben erwähnten Brüder lediglich auf Grund ihrer Gemeindeämter etwas ausführlicher beschrieben wurden, ist Christian Walther der Vorfahr innerhalb des Stammbaumes der Familie Walther, auf den wir unser besonderes Augenmerk richten müssen. Sein Urenkel sollte dereinst nach Russland auswandern und gerade diese Auswanderung bildet die Grundlage dieses Buches.

Christian Walther heiratete Margaretha Vogel aus dem benachbarten Dorf Berghausen, wo er sich niederließ. Er wurde im Jahre 1716 auch dort ein angesehener Mann, war lange Jahre Gemeinderat und



¹⁹ Mössinger

Gerichtsverwandter.

Berghausen hatte immer dieselbe Geschichte wie Grötzingen. In all den schon an anderen Stellen erwähnten Kriegen hatte dieses Dorf ebenfalls unter den Durchmärschen fremder Heere mit all den Begleiterscheinungen wie Zerstörung, Mord, Plünderung, Kontributionen und Requirierungen zu leiden.

Blieben wir vorerst noch in Grötzingen. Mit dem Friedensschluß im Jahre 1714, bei dem nach dem Spanischen Erbfolgekrieg Spanien doch noch an Frankreich gefallen war, kehrten einstweilen ruhige Zeiten im Dorfe ein. Man konnte arbeiten ohne Angst haben zu müssen, um die Früchte seiner Arbeit gebracht zu werden.

Mit der Gründung von Karlsruhe (1715) kam zusätzlicher Wohlstand ins Dorf. Hier und beim Wiederaufbau Durlachs wurde Baumaterial benötigt. Grötzingen konnte liefern. Die Buntsandsteinbrüche boten Arbeit, ebenso die Ziegelei, die für den Schloßbau 10 000 Ziegel bereitstellen mussten.

Auch die Gipsmühle wurde wieder instandgesetzt. Gips wurde überall gebraucht.²⁰

Ein Zubrot konnten sich die Bauern schaffen, indem sie, vor allem im Winter, mit ihren Fuhrwerken dieses Material in die Städte brachten. Unter solchen Umständen brauchen wir uns um die Walthers keine Sorgen zu machen. Sie haben zwei Kriege überlebt, die beide Male das ganze Dorf und dabei bestimmt auch ihren gesamten Besitz zerstört hatten, waren am Wiederaufbau maßgeblich beteiligt und es ist wohl anzunehmen, dass sie, auf Grund ihrer Gemeindeämter, sich auch bestimmte Vorteile hatten zukommen lassen. Gönnen wir es ihnen, solches gab es zu allen Zeiten, selbst bis in die heutigen Tage.

Kein Wohlstand ohne Arbeit. Sie waren immer Bauern geblieben und waren zu körperlicher Arbeit verdammt. Manche Jahre brachten gute Ernten, dann wieder gab es Mißernten, Viehseuchen, Überschwemmungen, Hagelschläge.

Durch die Stadtgeschichte von Durlach - was dort passierte, galt auch für Grötzingen und Berghausen - ziehen sich Jahrhunderte hindurch all diese Arten von Naturkatastrophen.

„1631 überreicher Herbst, 1 Maß alter Wein 1 Kreuzer, mittlerer Wein 2 Pfennig, geringer nichts werth, ebenso 1737. 1638 wenig Wein, aber köstlich.

1632 suchte eine Seuche das Vieh, diejenige von 1636 die Menschen heim.

1650, 1653 und 1654 gesegnete Ernte und Weinlese.

1658 aber so hoher Schnee und starke Kälte, dass man am Bodensee über die Pfähle ging und um Durlach alle Reben bis auf den Grund erfroren.

1666 Rote Ruhr.

1675 nasser und kalter Sommer. Im Herbst gefriert der Most in den Fässern, Schlitten und Herbstfuhren begegnen einander. Krankheiten, Theuerung, große Noth und Armuth.

1690 Mißwachs.

²⁰ Mössinger

1708 sehr kalter Winter, alle Bäume erfroren, kein Wein“.²¹

Man könnte die Liste der Naturkatastrophen beliebig fortsetzen, sie trafen die Menschen damals hart. Unvorstellbar für uns heutigen verwöhnten Erdenbürger.

Nach jedem Unglück blieb ihnen nichts anderes übrig als verstärkt zuzupacken. Es gab keine Maschinen, die ihnen die Arbeit erleichterten. Keinen Staat und keine Versicherung, von denen sie Entschädigung und Aufbauhilfe zu erwarten gehabt hätten.

Klaglos mussten sie sämtliche Schäden selbst beheben und zudem Frondienst für den Landesherrn leisten, dessen Besitzungen ebenfalls betroffen waren.

Zusammen mit seiner Frau Margaretha hatte Christian Walther elf Kinder, die alle ein hohes Alter erreichen sollten. Er selbst starb im Alter von 80 Jahren. Todesursache (Eintrag im Kirchenbuch von Berghausen) „Nachlaß der Natur“. Was bedeutete, dass er zeitlebens kerngesund war und an Altersschwäche starb.

Der Drittälteste der elf Kinder war

Daniel Walther

Er erblickte das Licht der Welt am 18. Oktober 1719. Auch er musste frühzeitig Bekanntschaft mit Krieg seinen unangenehmen Begleiterscheinungen machen. Diesmal war der Thron in Polen vakant. August der Starke, der auch wegen anderer Leistungen als in der Politik berühmte sächsische König war gestorben. Da er in Personalunion auch gleichzeitig König von Polen war, entbrannte Streit um die Nachfolge in der polnischen Königswürde. Österreich und Russland unterstützten den Nachfolger von August in Sachsen, die Franzosen den polnischen Schwiegervater Ludwigs XV.

Wegen solcher Machtpolitik wurden damals Kriege geführt, Menschen geschunden und ganze Landstriche zerstört. Für uns heutigen Menschen unverständlich.

Man kennt diesen Krieg unter der Bezeichnung Polnischer Erbfolgekrieg. Zum Glück dauerte er „nur“ zwei Jahre.

Auch Grötzingen und Berghausen hatten darunter zu leiden, beide lagen ja an einer Hauptverkehrsader für Heeresdurchzüge. Abwechselnd zogen die Heere der Kriegsgegner durch das Pfinztal. Plünderungen blieben nicht aus. Das Vieh wurde von den Weiden gestohlen (es gab noch keine Stallhaltung), die Weiden selbst konnten sich nicht erholen, sie wurden laufend von den Pferden der jeweiligen Armee und deren Troß, in dem immer große Viehherden mitgeführt wurden, kurzgehalten und zertrampelt.

Zum ersten Mal war auch eine russische Armee durch das Pfinztal gezogen. In beiden Dörfern, Grötzingen und Berghausen, wurden Lagerplätze für sie eingerichtet.

²¹ **Fecht:** Geschichte der Stadt Durlach

„Krieger so vieler Nationen, Franzosen, Spanier, Italiener, Ungarn waren keine neue Erscheinung, aber Männer von der Wolga waren etwas Ungewohntes. Zum ersten Mal kam unter General Brion 1735/1736 eine russische Armee mit 17 000 Mann in Grötzingen in Quartier, die größtenteils im Schloß untergebracht wurde (?). Ihre größte Sorge mitten im Winter war die Errichtung eines Schwitzbades an der Pfinz. Zwei Pfähle, die ein breites, schief liegendes Brett zu tragen hatten, rampte man am Fluß in die Erde ein. Die Russen legten sich der Reihe nach auf die Pritsche, ließen sich von den unten und neben auflodernden Flammen gleichsam lecken und braten und sprangen dann, von Schweiß triefend ins Wasser, das zu diesem Zweck vom Eise befreit war. Neugierige Zuschauer wurden durch ein Bretterwand abgehalten.

Im übrigen hielt die Knute strenge Manneszucht, so erzählt ein Augenzeuge. Grenzenlos war das Erstaunen der Wirte über ihre große Eßlust. An zwei Tagen der Woche aßen sie kein Fleisch, sondern Grütze mit Öl. Wein, woran hier Überfluß war, verschmähten sie, aber desto willkommener waren Branntwein und Bier.“²²

Die meisten Akten über diesen Krieg berichten wie bei den vorangegangenen Kriegen von Schanzarbeiten, Kriegsfronen, Kriegskontributionen, Beschwerden der Gemeinden über Plünderungen, ferner von Verpflegung und sonstigen Kostenaufwand für die hier lagernden russischen Truppen.

Noch einen weiteren Krieg mit seinen unangenehmen mussten die drei gleichzeitig lebenden Generationen Walther miterleben und erdulden.

Es war diesmal wieder solch ein unsinniger Erbfolgekrieg, der Österreichische genannt. Er dauerte acht Jahre, von 1740-1748. Um den Leser nicht zu langweilen und mit Einzelheiten über diesen Krieg zu belasten, sei hier auf die Beschreibung aller negativen Begleiterscheinungen dieses Krieges verzichtet, die auch diesmal nicht unerheblich waren.

Es bleibt nur festzuhalten, dass von den hundert Jahren des achtzehnten Jahrhunderts nicht weniger 32 Jahre Krieg herrschte, nur solche Kriege gerechnet, unter denen Grötzingen und alle umliegenden Dörfer und Städte unmittelbar zu leiden hatten.

Daniel Walther wuchs auf dem elterlichen Hof in Berghausen auf, den er allerdings nicht erben konnte. Er hätte sich auch gar nicht zu einem Bauern geeignet, von seinen Anlagen her war er für Höheres bestimmt.

Die Stellung seines Vaters in der Gemeinde, die Größe des Hofes und des damit verbundenen, über dem Durchschnitt stehenden Wohlstandes, erlaubten eine bessere Ausbildung für Daniel Walther. Er wurde Lehrer.

1754, im Alter von 35 Jahren, bekam er in Grötzingen die Lehrerstelle zugesprochen und konnte im darauffolgenden Jahr die aus Spöck stammende Sarah Susanna Rieger heiraten. Das Schulhaus, in dem sich auch die Lehrerwohnung befand, be-

²² Mössinger

fand sich in einem erbärmlichen Zustand. Nach den Zerstörungen in den verschiedenen zurückliegenden Kriegen war es immer wieder notdürftig wieder aufgebaut worden. Dabei wurde viel schlechtes Material verwendet, vorwiegend von anderen zerstörten Häusern und dem umgebauten Schloß stammend. Erst im Jahre 1764, nach langem Hin und Her um die Finanzierung, wurden die Mittel für ein neues Schulhaus genehmigt. Innerhalb von zwei Jahren war es wieder aufgebaut.

Es ist angesichts dieser Tatsachen leicht vorstellbar, dass es Daniel und seine Frau nicht einfach hatten, unter solchen Bedingungen zu leben und den Beruf ordentlich auszuführen, denn die Lehrer waren zu damaliger Zeit schlecht versorgt. Zum Schulhaus gehörten jedoch eine Scheuer, ein Stall und ein Schweinestall. Nur zusammen mit einem, in diesem Falle landwirtschaftlichen, Nebenerwerb, wie man heute sagen würde, konnte er eine Familie ernähren.

Das Leben im Dorf war schwer. Die Wunden der vergangenen Kriege waren noch lange nicht verheilt. Die Einwohner Grötzingens, die es sich leisten konnten, bauten ihre Häuser wieder auf, oft jedoch in sparsamer und einfacher Bauweise, die heute noch im Dorfbild festzustellen ist. Nicht selten mussten sich zwei oder mehr Familien eine Hofstelle teilen.

Der Dorfplan von 1762 weist bereits wieder 140 Gebäude und Gehöfte auf. Dazwischen lagen aber immer noch unbebaute Grundstücke, die von Zerstörungen früherer Kriege herrührten.

Die Bevölkerung war inzwischen auf 1 060 Einwohner angestiegen, die Ernte nach Abzug des Zehnten, der an den Markgrafen abgegeben werden musste, blieb gering. Die Bauern, aus denen die Dorfbewohner größtenteils bestanden, bevorzugten seit urdenklichen Zeiten die Weidewirtschaft und vernachlässigten den Getreideanbau. Trotz der Bemühungen der Obrigkeit wollten sie nicht davon ablassen und verarmten immer mehr. Die Sitten verfielen, die Obrigkeit musste mehrmals einschreiten. In der Umgebung soll das Dorf einen schlechten Ruf gehabt haben. Dies alles ist in den schon erwähnten Heimatbüchern nachzulesen.

Was um sie herum in der Welt geschah, berührte sie wohl wenig. Von der üppigen Hofhaltung der Barockfürsten werden sie kaum etwas mitbekommen haben, obwohl die Bauern in Deutschland die Hauptlast trugen und mit ihren Zehnten und den Frondiensten zu einem großen Teil eine solche erst ermöglichten.

Ein Bürgertum konnte sich im Ort mit wenigen Ausnahmen noch keines bilden, Handwerker gab es wenig. Dies alles entwickelte sich nur im angrenzenden Durlach und in dem neu gegründeten Karlsruhe heraus. Grötzingen blieb das arme Bauerndorf im Schatten dieser beiden Städte. In diesem Umfeld kam im Jahre 1755 als erstes Kind von Daniel und Susanna Walther

Georg Jakob Walther

zur Welt.

Es kamen in den folgenden Jahren noch vier weitere Kinder hinzu, für uns ist allerdings nur dieser Georg Jakob interessant. Von ihm ist leider nichts bekannt, weder sein Beruf noch warum er nach Wössingen ging, einem Nachbardorf, in dem er

1812 starb. Dies ist nachgewiesen in seinem Geburtseintrag im Grötzingen Kirchenbuch, in dem hinzugefügt worden war: „Gestorben in Wössingen 1812“. In Wössingen selbst sind die Sterbebücher aus dieser Zeit nicht mehr vorhanden.

Juliane Merker, die Georg Jakob im Jahre 1779 geheiratet hatte, stammte aus Durlach. Dies ist ersichtlich aus dem Heiratseintrag im Grötzingen Kirchenbuch, in dem als Trauzeugen Philipp Merker und Frau aus Durlach angegeben sind. In Grötzingen gab es keine Familie mit dem Namen Merker. Der dritte Sohn aus dieser Ehe (zuvor sind zwei Söhne bald nach ihrer Geburt gestorben) war

Jakob Georg Walther.

Er kam im Jahre 1783 zur Welt, als diese noch einigermaßen in Ordnung war. Aber wieder zogen, von Frankreich kommend, dunkle Wolken am politischen Himmel auf und schon wenige Jahre später, 1789, sollte das Gewitter losgehen. Dort bildete sich im Laufe der Jahrhunderte neben dem Adel und dem Klerus (Kirche) ein dritter Stand, das Bürgertum heraus. Davon ging letztendlich 1789 eine Revolution aus, die schließlich mit der Erstürmung der Bastille eine größere Dimension bekam und in einer Schreckensherrschaft endete.

Der König wurde festgesetzt und geköpft. Unter den Schlagworten: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sollten die neuen Ideen in die Welt hinausgetragen werden. Um das zu verwirklichen, erklärte Frankreich Österreich den Krieg. Preußen und andere europäische Staaten kamen Österreich zu Hilfe und unser Grötzingen hatte wiederum unter Krieg zu leiden. Mit wechselndem Kriegsglück zogen mal französische Truppen, dann wieder Koalitionstruppen durch das Pfinztal. Es wiederholten sich Lasten der Dorfgemeinde wie in den früheren Kriegsjahren. Als im Jahre 1800 dieser Spuk vorüber war, hatte Grötzingen 13 000 Gulden Schulden, eine enorme Summe. Zu deren Tilgung musste die Getreidemühle verkauft werden, die seither verpachtet war und die die einzige Einnahmequelle des Dorfes darstellte.

In dieser Zeit der Kriegswirren wuchs unser Jakob Georg auf. Er erlebte hautnah alle Schrecknisse eines Krieges, von denen sein Vater und sein Großvater oft erzählten.

Als mit Napoleon, dessen Aufstieg und dessen Erfolge an anderer Stelle beschrieben werden, eine neue Dimension des Krieges sich entfaltete, entstand in Jakob Georg der Wunsch, der Enge des Dorfes und den Schrecken des Krieges zu entfliehen. Amerika wurde als verheißungsvolles Land angepriesen und er war nicht der einzige, der davon träumte. Doch es sollte anders kommen, seine Zukunft lag in einem ganz anderen Land.

Die Auswanderer

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern und künftigen Tagen,
nach einem glücklichen, goldenen Ziel
sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wieder jung,
doch der Mensch hofft immer Verbesserung.
Schiller

Wie das vergangene Jahrhundert endete, so begann das neue, das neunzehnte – mit Krieg.

Erneut zogen französische Truppen durch das Pfinztal mit all den unangenehmen Begleiterscheinungen für die Bevölkerung, wie sie schon hinlänglich beschrieben worden sind.

Baden war zu schwach, um sich selbst verteidigen zu können. Der Markgraf wäre gerne neutral geblieben, es blieb ihm aber nichts anderes übrig als sich mit Frankreich zu verbünden. Dafür bekam Baden einen Gebietszuwachs von 4 000 auf 14 000 qkm und die Bevölkerung erhöhte sich dadurch von 165 000 auf 190 000. Der Markgraf wurde zum Großherzog erhoben und musste sich mit Truppenkontingenten an den Feldzügen Napoleons und auch finanziell an deren Kosten beteiligen.

1805 zogen Napoleons Truppen schon wieder durch das Pfinztal, der so genannte 3. Koalitionskrieg hatte begonnen. (England, Österreich sowie Schweden und Russland hatten sich gegen ihn verbündet). Diesmal waren es sechs Armeecorps mit über 10 000 Mann nebst riesigem Troß, die erneut durch Grötzingen marschierten.²³

Napoleon persönlich soll dabei gewesen und im heute noch original bestehenden Gasthof Laub in Berghausen eingekehrt sein.

Badische Truppen mit zusammen 3 000 Mann mussten sich ihm anschließen.

Die Franzosen besetzten Wien und schlugen die vereinten Österreicher und Russen in der „Dreikaiserschlacht“ bei Austerlitz. Unter diesem Namen ging diese Schlacht in die Geschichte ein (5.12.1805.)

Bereits im Januar 1805 zogen 15-18 000 Franzosen zusammen mit kriegsgefangenen Österreicher und Russen auf dem Rückmarsch durch das Dorf und kampierten hier.

In der Augustenburg wurde ein Lazarett eingerichtet, in dem neben verwundeten Franzosen auch russische und österreichische Kriegsgefangene aufgenommen

²³ Mössinger

wurden, die längere Zeit hier blieben und von denen eine Anzahl starb. Am 18. Januar kam Napoleon, diesmal aus entgegengesetzter Richtung kommend, durchs Pfinztal und nahm in Karlsruhe eine große Parade ab, bevor er nach Paris weiterjagte.²⁴

Dies alles musste unser Jakob Georg Walther mit ansehen und miterleben. Der Wunsch, diesem Elend einmal entfliehen zu können, setzte sich immer stärker in ihm fest.

Aufmerksam das Geschehen auf der Landstraße beobachtend, sah er nicht nur in Kriegszeiten Soldaten, sondern auch in den seltenen Friedenszeiten die Postkutschen, sowie die Kutschen und Kaleschen der reichen Leute und träumte von der großen, weiten Welt, die den einfachen Bauern im Dorfe verschlossen blieb.

Was wußten die von Goethe, Schiller, Beethoven, die gerade aktuell waren. Sie wußten nichts von den Fürstenthöfen, von Theaterkultur und den sich häufenden wissenschaftlichen Entdeckungen. Allein von dem sich entwickelnden Bürgertum bekamen sie Anschauungsunterricht in Durlach und Karlsruhe, über deren Grenzen sie wohl kaum hinauskommen konnten und hatten auch keinen Anteil an all den Veränderungen.

Im Laufe des Jahrhunderts sollte sich dies wohl zum Besseren wenden, aber die Bauern blieben bis heute am unteren Ende der Einkommenskala. Auf jeden Fall deutet sein ferner Lebensweg darauf hin, dass Jakob aus dem Durchschnitt herausragte und er tatsächlich mal eine Führungsrolle übernehmen sollte. 1803 heiratete er Magdalena Mössinger, die einer angesehenen, alteingesessenen Grötzinger Familie entstammte.

Aus dieser Ehe ging der am 2.3.1804 geborene

Ernst Walther

hervor, über den es später ebenfalls viel Interessantes zu berichten gibt. Seinem Geburtseintrag im Grötzinger Kirchenbuch ist folgender Vermerk angefügt worden: „1809 ausgewandert mit seinen Eltern nach Russland.“

Dieser Eintrag beweist, dass bei der Suche nach dem Heimatort des Jakob Walther, der bei der späteren Ansiedlung in Russland eine herausragende Rolle spielen sollte, die nach Grötzingen führende Spur die richtige war. Die Unterlagen und Dokumente über die Auswanderung dieser Familie sind so spärlich, dass die Suche danach sehr schwierig war.

Die endgültige Bestätigung kam schließlich vom Generallandesarchiv in Karlsruhe in Form einer Auswanderungsakte und einer Aufstellung, aus der hervorgeht, dass aus Baden im gesamten neunzehnten Jahrhundert von 29 Auswanderern mit

²⁴ Mössinger

dem Namen Jakob Walther nur zwei nach Russland gingen, alle übrigen wanderten nach Amerika aus. Und beide stammten aus Grötzingen.

Jakob beschäftigte sich schon längere Zeit mit dem Gedanken, auszuwandern und rechnete sich die Chance aus, in fernen Ländern einmal reichlich Land erwerben und bearbeiten zu können. Nach Gründung seiner Familie wurde es eng auf dem elterlichen Hof und so traf es sich gut, dass er Bekanntschaft machte mit den Russen, die in der Augustenburg, welche als Lazarett diente, untergebracht waren.

Das kam so:

Die Gemeinde hatte wie immer für diese „Einquartierung“ aufzukommen. Jakob, nennen wir ihn von nun an so, kam näher mit ihnen in Berührung, als er eines Tages im Lazarett Mehl abliefern musste, den Anteil seiner Familie an der Verpflegung der kranken Soldaten verschiedener Nationen.

Aufmerksam beobachtete er das Geschehen um sich herum. Zerlumpte Gestalten lagen auf dem Boden, auf Stroh gebettet. Die Luft war zum Schneiden dick, Schmerzensschreie hallten durch die engen Räume, Sterbende blickten hilflos suchend um sich. Solch einen Anblick vergißt man nicht.

Plötzlich sprach ihn einer der Kranken auf deutsch, aber in einem ihm seltsam vorkommenden Dialekt an: „Hallo, Kamerad, hilf mir!“ Nach einer kurzen Unterhaltung stellte sich heraus, er war Deutschrusse, dessen Großeltern vor etwa vierzig Jahren nach Russland ausgewandert waren. Er ging freiwillig zu den Soldaten, obwohl eigentlich die dort angesiedelten Deutschen vom Militärdienst befreit waren.

Jakob besuchte ihn täglich, brachte ihm zu essen und zu trinken, auch etwas Wein war dabei - Grötzingen hatte damals noch Weinberge – und erfuhr dabei viel über das fremde Land.

Auf die Frage, wie seine Großeltern nach Russland gekommen seien, hörte er zum ersten Mal von dem Manifest der Kaiserin Katharina. Dass die Einwanderer viel Land bekommen hätten und es erfolgreich bewirtschafteten, sie aber noch nicht so begütert seien, alle ihre Kinder mit Land zu versorgen, also wurde er Soldat.

Jakob hörte aufmerksam zu und wünschte sich insgeheim, mit seiner Familie ebenfalls dorthin auswandern zu können.

Er sprach mit seiner Frau darüber. Sie war nicht abgeneigt, mitzumachen, sollte sich jemals die Gelegenheit hierfür bieten.

Der Wunsch, frei zu sein, viel eigenes Land zu besitzen und der heimatlichen Enge entfliehen zu können, beschäftigte ihn fortwährend und ließ ihn nicht mehr los. Außerdem dürfte als einer Hauptgründe die zunehmende Verarmung durch sich häufende klimatisch bedingte Mißernten mitbestimmend für diesen Entschluß gewesen sein. In späteren Jahren führte diese Verarmung zu noch größeren Auswanderungswellen.

Nach Abzug der fremden Soldaten kehrte wieder Ruhe im Dorf ein, nur Jakob blieb unruhig.

Kam er mal in die Stadt, sei es nach Durlach oder nach Karlsruhe, was selten vorkam, dann hörte er sich vorsichtig um.

Die Jahre zogen dahin, nichts geschah. Bis ihm eines Tages, es war im Jahre 1808, ein Freund erzählte, in Karlsruhe, so habe er gehört, gebe es eine Stelle, bei der man sich zur Auswanderung nach Russland melden könne.

Von nun an machte Jakob öfter mal einen Besuch in Karlsruhe und hatte schließlich Erfolg.

Er gelangte in den Besitz eines Werbeschreibens für die Auswanderung nach Russland und erfuhr die Adresse des russischen Residenten in Karlsruhe.

Es war ein gewisser Herr Riabinin²⁵. Er war legitimiert, badische Auswanderungswillige zu beraten, zu registrieren und sie dem jeweiligen russischen Konsul in Frankfurt/M, Ulm oder Regensburg zu überstellen. In Frankfurt war es der Bankier v. Bethmann, der für sie die Pässe ausstellte und ihnen den Weg vorschrieb, den sie zu gehen hatten.

Jakob suchte diesen Herrn Riabinin auf. Er wurde von ihm darüber belehrt, nach welchen Bedingungen er eine Ausreisebewilligung aus Baden und eine Einreiseerlaubnis für Russland erhalten könnte.

Es klang verlockend, was in den Werbeschriften stand. Es war darin die Rede von 60 ha Land, das jede Familie bekommen sollte, von finanzieller Hilfe durch den russischen Staat. Die Bodenbeschaffenheit, Klima und Ernteaussichten wurden in den glühendsten Farben geschildert.

Er besorgte sich in den Amtsstuben das erforderliche Leumundszeugnis sowie die Bestätigung seiner Schuldenfreiheit und erhielt schließlich die Ausreisebewilligung. Dies alles dauerte recht lange und erst am 2. Juni 1809 hatte er die Erlaubnis zur Auswanderung in der Hand.

Jakob hatte einen Vetter, Jakob Friedrich Walther. Der erfuhr von diesem Vorhaben und beschloß, ebenfalls nach Russland zu ziehen.

„Kannst Du mich mitnehmen, wenn Du nach Russland gehst?“ fragte er seinen Vetter eines Tages, „ich möchte nicht hierbleiben und in keinem Fall zu den Soldaten eingezogen werden. Bin schon mal den Werbern in die Hände gefallen und kam gerade noch davon.“

„Das wird wohl schwer möglich sein“ antwortete Jakob „es gibt da eine Bestimmung, dass nur Familien angenommen werden und Du bist ledig.“

Als er wieder einmal Herrn Riabinin aufsuchte, erkundigte er sich, ob es für seinen Vetter eine Möglichkeit gebe, zusammen mit ihm auszuwandern und erfuhr, dass Alleinstehende nur eine Chance hatte, nach Russland einzureisen, wenn sie von einer Familie aufgenommen würden.

²⁵ Der Name Riabinin kommt in einem Brief von Bethmann an einen Vermittler mit Namen J.M. Nouellen in Bruchsal zum ersten Mal vor. Sechs Familien hatten Bethmann von Schwierigkeiten geschrieben, sie dürften nicht auswandern. Bethmann an Nouellen: „...den sich meldenden Leuten zu sagen und zu bitten, sich mit ihren Ansuchen an Herrn Riabinin in Karlsruhe zu wenden, in dessen Kompetenz die badischen Emigranten gehören. Nur wenn dieser sie nicht annimmt, wollen Sie den Leuten unter der Hand (!) zu verstehen geben, dass sie hierher befördert werden können, jedoch mir auf persönliche Erscheinung. Sie können dann den Landweg von hier nach Regensburg einschlagen.“

Von nun an betrieb auch Jakob Friedrich mit Nachdruck seine Ausreise, belagerte die Amtsstuben und erreichte die Ausreisegenehmigung ebenfalls im Frühjahr 1809.

Währenddessen begannen die Vorbereitungen für die große Reise. Friedrichs Eltern war es wohl nicht ganz unrecht, denn es waren noch zwei weitere Söhne da, unter denen einmal die Felder aufgeteilt werden sollten. Da gaben sie ihm lieber das Geld für die Auswanderung.

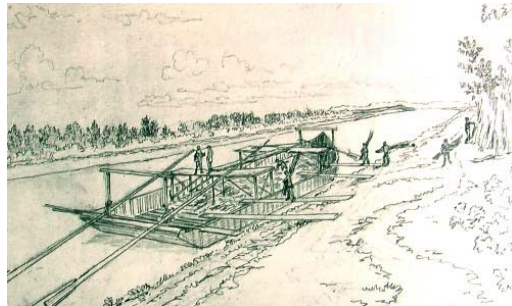
Auch Jakob bekam sein Erbe ausbezahlt. Als einziger Sohn war er schließlich Hoferbe. Den Hof bekam später seine Schwester Catharina, die 1808 geheiratet hatte. So konnte er mit Leichtigkeit die erforderlichen 300 Gulden vorweisen und hatte darüber hinaus noch einiges mehr an Vermögen zur Verfügung.

Dem Abmarsch in eine ungewisse Zukunft stand nun nichts mehr im Wege. Auf Geheiß von Herrn Riabinin ging es in kleinen Gruppen nach Frankfurt.

Auf dem Weg dorthin begegneten ihnen viele französische Truppen, die wieder mal in Deutschland eingefallen waren. Sie zogen nach Österreich, besetzten und unterwarfen es. Somit war die Auswanderung über die Donau nicht mehr möglich und die Russlandfahrer mussten den Landweg über Polen nehmen.

Ein Glück für sie, denn es liegen Berichte vor über große Verluste an Menschenleben bei früheren Fahrten in den engen Donauschiffen, Ulmer Schachteln genannt.

Eine lange, lag vor ihnen. ausgestattet Wagen, zwei zwei Schafen, und einer Lebensmittel Mehl, getrocknetes Notfall etwas bei sich. An



strapaziöse Fahrt Jakob war mit einem stabilen Pferden, einer Kuh, ein paar Hühnern Ziege. An hatten sie nur netes Brot, ge-Obst und für den Wein und Schnaps Hausrat etwas

Geschirr und ein Spinnrad. Viel wichtiger war das notwendige Ackergerät. Einen Pflug hatten sie bestimmt dabei, evtl. auch noch eine Egge, die allerdings viel Platz auf dem Wagen einnahm. Mit Sicherheit jedoch Schaufeln, Hacken, Sensen mit Wetzstein, Dreschflügel und nicht zu vergessen, Wagenschmiere für ein ungehindertes Vorwärtskommen sowie Reservehufe für die Pferde. Es musste immer beachtet werden, dass der Wagen nicht zu sehr beladen und damit zu schwer wurde, schließlich lag eine lange Reise von mehr als 2 000 km vor ihnen bei Wegeverhältnissen, die wir uns heute nicht vorstellen können und das Zugvieh musste geschont werden.

Sie waren wenigstens so begütert, dass sie gutes Schuhwerk besaßen im Gegensatz zu vielen anderen ihrer Reisegenossen. Um es zu schonen, gingen sie ohnehin bei gutem Wetter barfuß.

Die erste Etappe, Frankfurt/M., wurde nach einer Woche erreicht. War schon diese Reise beschwerlich, gegenüber dem, was sie in den kommenden Monaten erwartete, war sie noch harmlos.

Wenn es zwischenzeitlich mal regnete, gab es kaum ein Vorwärtskommen, die aufgeweichte Straße war zudem noch aufgewühlt durch viele Fuhrwerke. Nachts rückte man auf dem Wagen unter der Plane zusammen, bei gutem Wetter schlief man im Freien. Der fünfjährige Ernst durfte sich an ein Schaf kuscheln und hatte so immer schön warm.

Nach ihrer Ankunft in Frankfurt suchten die beiden Vettern sogleich den russischen Konsul auf, Herrn von Bethmann, um ihre Papiere abzugeben. Jakob genoß das Vertrauen seiner Mitreisenden und hatte auch deren Unterlagen und Reisepässe mitgenommen. So konnten sie zügig bearbeitet und der Aufenthalt in Frankfurt abgekürzt werden.

Den Weg zum Bankhaus v. Bethmann fanden sie leicht, denn dieses war aus Frankfurt nicht wegzudenken. Jedermann kannte es und so war es einfach für sie, sich danach durchzufragen.

Bei ihrem Gang durch die Stadt kamen sie aus dem Staunen nicht mehr heraus. Noch nie hatten sie eine so große Stadt mit deren für ihre Begriffe gewaltigen Gebäuden und breiten Straßen gesehen. Verglichen mit den Nachbarstädten Grötzingens, Durlach und Karlsruhe, war Frankfurt für sie eine andere Welt. Was die Beiden ganz besonders beeindruckte, waren die vielen hohen Türme und die großen Kirchen. Was nicht verwundert. Während Karlsruhe erst ein paar Jahrzehnte alt war, konnte Frankfurt bereits auf eine Geschichte von vielen Jahrhunderten zurückblicken.

Herr v. Bethmann, der große Bankier, nahm sich ihrer persönlich an, bewirtete sie und versorgte sie mit guten Ratschlägen. Ja, er begleitete sie selbst hinaus zum Sammelplatz bei Offenbach. Dort warteten schon über hundert Familien auf das Aufbruchsignal.



Das ertönte schon bald nach Aushändigung der Pässe. Selbst v. Bethmann drängte auf baldigen Aufbruch, denn er wußte, was ihnen bevorstand und sie sollten den langen und beschwerlichen Weg noch vor Wintereinbruch bewältigt haben. Jakob, den er als rechtschaffenen und umsichtigen Mann einzuschätzen wußte, vertraute er eine größere, gut mit Wagen versorgte Gruppe als deren Anführer an. Üblich waren Gruppen mit 20 Familien.

Unterhaltungsblatt

für

deutsche Ansiedler im südlichen Rußland.

N^o 1.

April.

1846.

Das ist: Wetherer — über den Weg von Sachalin — über die fastentwischlichen Gegend in die Weisheit
Kolonien-Gebiet in dem Jahre 1846. — Beschreibungen von russischen Kolonien zur Erläuterung des russischen
Prozesses.

Siehe Kolonisten!

Der allerbildlichste Bürger unserer Bundesregierung habe ich es zu verzeihen, daß diese Zeilen, welche auch angedacht und nicht unvorbereitet sind, in welcher Sprache erscheinen. Wie sie von euch nicht mehr fern wissen, wie es in der fastentwischlichen Gegend nicht mehr, wie das Wort „fastentwischlich“ nicht ist, wie auch hier in euren neuen Quartieren über mehr oder weniger, nicht verließert und manchmal War, wenn es gut ist, angenommen und angenommen wird.

Wie von euch nicht nicht wüßten immer noch mehr zu hören und zu erzählen? Aber Wissen fehlt es hierin an den nöthigen Kenntnissen, Erfahrungen und Beobachtungen, und das Wissen lernen, erfahren und dabei gewissen Nichts auch annehmen, weil ihr keine Gelegenheit habt es sich zu lösen, zu hören über zu lösen.

Ihr (ich weiß nicht einer Gedacht) betrachtet mich aber hier mit einem, habe frigen Umgang mit euch, und ein Wortlich nicht nicht von dem nächsten Weibste kaum mehr als von Männern und doch können sie hören von den Weibern mancher Mägde ablesen und es nachahmen, denn ihr seid auch nicht gleich an Fähigkeit, guten Willen und an Verstand, um das Bessere zu tun und auch zu führen.

Das Unterhaltungsblatt soll als Mittel dienen, um die glücklich erregten Wünsche der Kolonisten über Verhältnisse zur Kenntlich zu bringen. Ihr müßt erfahren, was andere Kolonisten — eure Mitbürger — schon zu erreichen haben, ihr müßt eure vorliegenden Wege, Verhältnisse und Mittel vergleichen, um ihr weiter beobachten können, was ihr euch das Beste ist.

Ihr seid nur erst nicht überaus daß er noch zu lernen hat, der bei sich genommen und viel im Wesend vor euch, welcher sich nicht nicht schon lang genug zu sein, habe aber von einer Menge von Vorarbeiten belegen, mit ihrem Wissen und Wissen klug und das Geringe und erfahrner Weiser (schonlich oder als Kenntlich) nicht er-

kennt. Solche Leute halten nur das in Ehren, was sie von ihren Vätern und Großväteren ererbt haben; daher wünscheten sie ihren alten Glauben fort, so fern sich nicht aus, wenn diese will, sie auch gut zu thun machen und was ihr Nicht auch eine forderliche Hilfe sich gut hätte finden auch wohl zu bewahren, daß sie schon bei höchstem Willen, haben Glück aus dem höchsten Glauben besser gelernt haben als in den Jahren, wo sie hier nicht ererbt haben gelernt, und das Wichtigste, welche sich nicht für ihre Vorfahren thun, auch einen und sich helfen. Diese Menschen geben nicht mehr nicht mehr und vor Übertragung zu anderer Familien und anderer Vorfahren entzogen unheilig und eige zur Schuld.

Wie nicht gelernt verlernen; denn in Götter herrlicher Natur nicht nicht Bild, sondern es geht verlernen oder nicht nicht, auch nicht er er geht, denn aus die menschenlichen Leute, ob der Nichts wohl hierin anders; sie werden auch lernen; man muß immer lernen und besser werden. Dies ist überaus, daß der Kaufende und feiliger Kaufmann es nicht nicht bringt auf der leichtsinnig, gleichgültig und leichtsinnig.

Ob können auch nicht nicht, wo nicht der nichtig, lang und nicht nicht Kaufmann nicht nicht ererbt haben geben Zeugnis sie den lang ver- gangenen Jahre, wie auch die, Wissen und auch die Kindererode, nach nichtig Über- zeugung und wenn man nicht nicht in diesem Verhältnisse waren. Das gab aber welche nichtig und weile Vater im Himmel, vor auch ist eine nichtig gegen und richtig- liche Götter nicht, damit ihr auf nichtig und Wege nicht, sondern nichtig nicht nicht nichtig, von nichtig der nichtig, somit er an nichtig, in nichtig und von nichtig nichtig Leben zu verbringen. Solche Mittel und Wege haben ihr aber nur nach eine besser Kaufmann nicht nicht, was zu einem guten Weibste von nichtig und der nichtig nichtig ist.

Der Zustand der Kolonisten ist eine der nichtig werden und nichtig im Laufe, und wie nichtig ist es nichtig gegen Regierung in allen nichtig.

Der weitere Verlauf der gut 2 000 km langen Reise wäre immer im Dunkel der Vergangenheit verborgen geblieben, hätte es nicht einen Chronisten gegeben, der diese Reise und die anschließende Ansiedlung samt deren Entwicklung beobachtet und dann anschaulich und präzise in einem langen Bericht veröffentlichte. Dieser schlummerte fast 150 Jahre lang in den Archiven in Rußland und wurde dort jetzt erst wieder entdeckt, um an dieser Stelle zum ersten Mal außerhalb Russlands veröffentlicht zu werden.

Der Verfasser dieses Berichtes ist Ernst Walther, der kleine Junge, der, wie oben beschrieben, sich auf der Reise nachts immer an die Schafe kuscheln durfte.

Zur näheren Erklärung müssen wir hier

einen Zeitsprung von vierzig Jahren machen.

Im Jahre 1848 erließ der damalige Vorsitzende des Fürsorgekomitees, Staatsrat v. Hahn, einen Aufruf an alle Schulzen der deutschen Kolonien in Südrussland, in dem er von ihnen einen Bericht über die Entstehung, Entwicklung und gegenwärtigen Stand der Gemeinden erbat. Es waren zu dieser Zeit etwa 200 an der Zahl und fast alle schickten ihre Berichte ein.

Nur ein Teil dieser „Gemeindeberichte“ wurde veröffentlicht, denn v. Hahn wurde bald darauf von seinem Posten abberufen und in ein Ministerium nach Moskau versetzt.

Ernst verfaßte nicht nur alle Gemeindeberichte der Molotschnaer Kolonien (so nannte man das den Auswanderern am Jakob Walther später zugewiesene Ansiedlungsgebiet), sondern schrieb darüber hinaus die im Nachfolgenden in gekürzter Form wiedergegebene umfangreiche „Beschreibung des Molotschner Kolonisten-

bezirks“, die im Jahre 1849 im damaligen „Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im südlichen Russland“ veröffentlicht wurde.²⁶

Wegen der Bedeutung dieses Berichtes sei er nicht, wie bisher üblich, kursiv, sondern in fetten Buchstaben gedruckt.

Er beginnt mit einem Gedicht als Einleitung, die darauffolgenden ersten Absätze des Textes sind in einem für den heutigen Leser ungewohnten pathetischen Stil geschrieben, sollen aber ihrer Originalität wegen nicht verdrängt werden.

Beschreibung des molotschner Kolonistenbezirkes.

Zueignung

**Euch, die mit thränenden Augen scheiden vom Lande der Väter,
bessere Tage zu suchen fern vom französischen Heer,
Hoffend, dass ihr dort entgeht der Verarmung schleichendem Gifte,
oder vom Unglück verfolgt, fliehet das heimische Land.
Euch zum erhebenden Trost, in freudig stiller Ergebung,
begleite mein betendes Lied, tief im Herzen gefühlt.
Ihr, die ihr im Vaterland nichts mehr habt zu verlieren,
Sucht in den Steppen Südrusslands, was euch die Heimat versagt;
Dort in Sicherheit nichts mehr fürchtet, nur hoffet vom Leben.
Oder auch ihr, die Tage der Noth sich schufen durch eigene Schuld,
Auszulöschen die Schande, abzubüßen den Vorwurf,
Reuig euch werft auf die Steppe, besserer Entschließung voll.
Jenen, die zum muthigen Streben; diesen, zur Sühnung und Gnade,
Erflehe mein Lied: jede beglückende Gabe des Himmels.**

I. Auswanderung nach Südrussland i. J. 1809.

Ankunft und gastfreundliche Aufnahme in Russland.

Die Freiheitskriege der Franzosen hatten seit dem Jahre 1796-1805 die Rheinländer Deutschlands mehrmals mit ihren Siegespanieren (Fahnen) überzogen. Einquartieren, durchmarschieren, rekrutieren, exekutieren (durch militärischen Zwang eintreiben), einkassieren, illuminieren (beleuchten bzw. Niederbrennen), disponieren (verfügen), fusilieren (erschießen), - waren die schönen, hochklingenden Worte, die in den friedlichen Gauen Deutschlands angestaunt wurden.

Da uns von den Siegern versichert wurde, dass in diesen neuen Wörtern Glück, Weisheit, Aufklärung, mit einem Worte, die ganze Bestimmung des

²⁶ Unterhaltungsblatt: 4. Jahrgang 1849 Nr. 6-9.

Menschen, ja der Himmel auf Erden enthalten sei, machten wir gutmüthig die Augen zu und sperrten den Mund desto weiter auf. Es schüttelten wohl einige „Griesgrämer“ die Köpfe und wollten die Sache verdächtigen, weil die hohen Worte mit „iren“ endigten, erkühnten sich sogar Unglück aus denselben zu prophezeihen. Allein wir gaben unseren glänzenden Siegern mit Vergnügen Brot, Kleidung, Wein, ja sogar das Hemd vom Leibe für die schönen Versprechungen. „Brauchen wir doch nicht mehr“ hieß es, „unser ganzes Leben uns

abmühen, Glück uns Seligkeit suchen.“ O! Solange wir noch was hatten, hörten wir oft: „Ah! Die Deutsch is sik ein braver Mann! Nur schad, dass nit aufgeklärt, aber wir maken bald ein klug Volk von die Deutsch.“ Um aber uns diesen Himmel zu öffnen, musste die alte deutsche Reichsverfassung in ihren Grundvesten erschüttert werden und endlich, nach der Schlacht bei Austerlitz, wurde unter dem Schutze Frankreichs allen deutschen Albernheiten, wie man es nannte, der Garaus gemacht und dieselben auf immer des Landes verwiesen, die denn auch gutmüthig, wie ein dienstloser Lehrer, ihr Bündel schnürten und, einer



Alexander I. (1801—1825).

besseren Zeit harrend, in den Winkel krochen.

Der Frieden gab uns nun Zeit, auszuruhen und uns den Franzosenhimmel anzuschauen, allein die Siegesgöttin prangte längst in Paris in Gesellschaft ihrer würdigen Schwestern. Die Schuppen fielen uns allmählich von den Augen, von der neunkörnigen Nuß blieben uns nur viere: Einquartieren, rekrutieren, einkassieren und illuminieren (anzünden). Durch solche traurigen Folgen der uns vorgespiegelten Freiheit wurden viele Tausende in der Blüte der Jahre dahin gerafft, das stille häuslich Wie waren die da entzückt und mit welcher Begeisterung lasen wir die in Russland deutsch gedruckten Worte: Allgemeine Reglements: Die Aufnahme fremder Kolonisten in Russland betreffend.

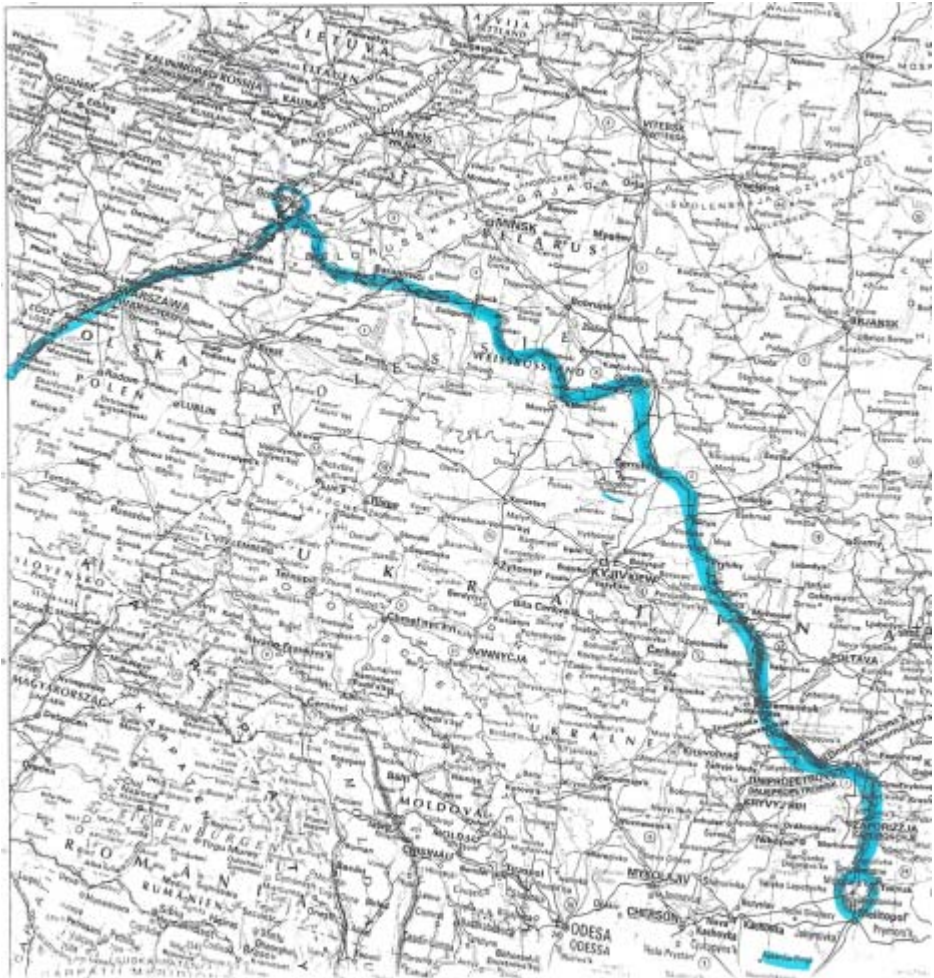
Die darin enthaltenen Versprechungen verfehlten ihre Wirkung nicht und so machten sich viele auf den Weg nach Frankfurt, um dort die nothwendigen Pässe für die Ausreise zu erhalten e Glück der Familien gestört und auf immer zerstört.

Die Auswanderungen nach Amerika, Preußen und Österreich hatten schon längst begonnen, aber Unbemittelte konnten so etwas nicht wagen. Da erscholl nach dem Frieden bei Tilsit in den deutschen Rheinlanden auf einmal eine Stimme aus dem fernen Osten, die rief: „Kommet her, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch eure Last erleichtern. Kommet her, die ihr hungrig seid, ich will mein Brot mit euch teilen. Kommet her, die ihr betrübt seid, ich will euch trösten. Kommet zu mir alle, die ihre Kinder lieben, ich will sie euch erhalten. Kommet und empfanget den Segen, womit der Herr mich gesegnet hat.“

Diese Stimme, wer von uns kann sie je vergessen, kam von der Majestät des Kaisers Alexander Pawlowitsch, dem Engel des Vaterlandes, dem Friedensengel Europas. Die letzten, sinkenden Kräfte wurden neubelebt. Als strahlender Himmelsbote trat der Aufruf des menschenfreundlichen Monarchen vor die Hütte der Armuth, die Stätte des Elends, die frohe Botschaft zu verkünden, welcher wir mit Freudentränen zujauchzten. „Ach Gott, wenns nur auch wahr ist,“ seufzte die Armuth mit ungläubigem Kopfschütteln, wir wären längst in die entfernteste Wüste gewandert, wie viele unserer Brüder, wenn es uns nicht an Kraft gebrähe“.

Der Kaufmann Bethmann in Frankfurt am Main hörte mitleidig dem Gespräch seiner armen Landsleute zu und sprach: „Seht, liebe Leute! Diese Nacht ist Euch von Osten dieser Trost zugegangen.“

„Was ists, was?“ fragte die Neugier hastig. „Ein Papier, gedruckt in deutscher Schrift aus Russland“ war die zauberisch klingende Antwort.



Der gute Herr v. Bethmann in Frankfurt am Main hatte Tag und Nacht zu tun mit der Erteilung dieser Reisepässe nach Südrussland, Dank ihm! Es war ihm keine Mühe zuviel und er machte den Armen keine überflüssige Stunde Aufenthalt.

Begleitet von seinen Glückwünschen betraten wir, in Kolonnen geteilt, hoffnungsvoll den Weg, wie uns der Zufall zusammenführte. Wer kein Fuhrwerk hatte, lud seine Habe auf einen Schubkarren. Die Mutter band ihren ihre Säugling oben darauf und spannte sich selbst mit einer Zugleine vor den Karren, während ein kleiner, 7-8jähriger Knabe, sich am Rock der Mutter haltend, nebenher trabte und dieselbe mit den Worten tröstete: „Mutter, muscht nit heule, komme mer bald zum Russema, der hot viel Brot und Salz. Gelt

Mutter, dort finde uns d'Franzosa nit, der Russema stoht vor de Thüre na un laßtse nit rei, derno derfemer unser eins selber esse!“

Jenseits Offenbach bei Frankfurt am Main, am sog. Wäldel, sah man unter dem Schatten der Bäume alltäglich mehrere Reisefertige gelagert, Fußgänger zu Fußgängern, Karrenschieber zu Karrenschiebern und Fuhrwerke zu Fuhrwerken gruppieren sich gesellschaftlich zusammen. Man sah Württemberger, Badener, Hessen, Pfälzer und Elsässer ein gemeinsames Ziel verfolgen. Jede Stunde erschallten die Begrüßungen hinkommender und sich dem Zuge anschließender, alle von Herrn v. Bethmann mit Pässen versehener Auswanderer: Woher? Wohin? Schließen wir uns euch an, um mit euch unsere Hoffnungen zu theilen. Wischt den Staub aus den Augen und laßt uns gemeinschaftlich ziehen. Holla! Holla!



Vorwärts!

Grodno war von den Bemittelten in mehreren Transporten wohlgemuth und bald, von den Armen aber mühselig und etwas später erreicht. Der freundschaftlichste Empfang von dem russischen Beamten, mit Darreichung der uns bestimmten Nahrungsgeldern bis Jekaterinoslaw, war höchst wohlthuend. Für unsere Armen und Kranken wurde besonders gesorgt:

Fuhren für dieselben von einem Gouvernemente zum anderen wurden auf Rechnung der Hohen Krone gemiethet, um sie wohlbehalten nach Jekaterinoslaw zu bringen. Unser Aufenthalt in Grodno ist und bleibt. Freies Quartier, Reisegelder, die beste Behandlung, tägliche Besuche von verschiedenen hohen Herrschaften, die uns theils mehr Muth einflößten, theils reichlich unsere Armen unterstützten. Dank sei Dir, edler Geschäftsträger deines Vaterlandes. Dank den anderen edlen Seelen, die ihr uns liebeich aufnahmet.

Ja, in den Mauern Grodnos erst kamen wir zum Bewußtsein, zum Gefühl einer wehmütigen frohen Überzeugung, dass unsere Auswanderung einen Zweck haben mußte. Dankbar für den Geber alles Guten hielten wir im Aufahrtshofe bei Iwan Kulikowski ein Dankfest. Und nachdem wir unter Hinzubringung eines fröhlichen Abends auf die Gesundheit seiner Majestät, des Selbstherrschers aller Reußen ausgebracht, begannen wir des andern Morgens unsere Einwanderung.

Getheilt in Kolonnen, wovon jede ihren Anführer oder Obmann hatte, erreichten wir im Herbste des Jahres 1809, im Verlaufe der Monate September, Oktober, November die Stadt Jekaterinoslaw. Einzelne Nachzügler, die auf der Reise durch Krankheiten oder Sterbefälle aufgehalten worden waren, trafen wohl auch noch einen oder mehrere Monate später ein. Die für uns zum Empfang und zur Ansiedlung bestimmte Behörde hatte hier ihren Sitz in der

Eigenschaft eines Vormundschafts-Komptoirs für ausländische Ansiedler. Es läßt sich leicht denken, in welchem Zustande die an Reisen nicht gewöhnten und der Sprache unkundigen Leute in Jakaterinoslaw eintrafen. Manche hatten aus Unkenntnis des Geldkurses ihre paar Thaler eingebüßt, anderen war ihr bischen Barschaft von polnischen Juden gestohlen. In vielen Familien hatte der Tod entweder die Mutter oder den Vater oder auch mehrere Kinder als Opfer gefordert. Krankheit und Tod betraf mehrenteils solche, die dem Einflusse ungewohnter Lebensweise unterlagen, denn die Bemittelten litten durchschnittlich am wenigsten. Die Kolonialverwaltung legte daher ihr Augenmerk hauptsächlich darauf, die Ankömmlinge in bestmögliche Einquartierung zu bringen. Die schon vor Ablauf des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts eingewanderten und bereits angesiedelten Kolonistendörfer wurden zu unserer Aufnahme bestimmt als: Josefstal, Rybalsk, Großweide, der Chortitzer und Molotschnaer Mennonitenbezirk sowie auch einige Kolonien erster Ansiedlung molotschner Kolonisten, wobei die Vorsicht beachtet wurde, die früher Angekommenen nach den entfernteren Kolonien zu weisen, um die ärmeren Nachzügler in später Jahreszeit in der Nähe von Jekaterinoslaw unter der unmittelbaren Aufsicht des Komptoirs unterbringen zu können.

Unsere Armen fanden während der Winterquartiere nebst der von der Hohen Krone erhaltenen Unterstützung Gelegenheit, sich noch nebenbei einen kleinen Verdienst zu suchen und sich mit den nötigsten Orts – und Sprachkenntnissen zu bereichern, so wie auch manche Bekanntschaften zu machen, was für dieselben, beiläufig gesagt, sich später von nicht geringem Nutzen erwiesen hat. Die Bemittelten hatten Muße, die hier gebräuchlichen Wirtschaftsgeräte zu prüfen, sich dieselben nach ihren Ansichten verfertigen zu lassen und Zugvieh anzukaufen, um mit dem Anfange des Frühlings die Ansiedlung mit Nachdruck zu beginnen.

Die durch Sterbefälle entstandenen Lücken wurden zwischen Wittvern, Wittwen und Jungfrauen größtenteils aufgefüllt, so dass in eigentlichem Sinne sehr wenig Verwaisete übrigblieben.

Soweit vorerst der Bericht von Ernst Walther, wie man anschaulicher den Zug in die neue Heimat nicht beschreiben könnte. Dass die Wege und Straßen von Grodno bis Jekaterinoslaw und dann weiter bis ins endgültige Siedlungsgebiet an der Molotschna unvorstellbar beschwerlich waren, das kam allerdings nicht zum Ausdruck. Den Weg von Frankfurt bis Grodno nahmen sie wahrscheinlich auf der Poststraße, die durch Preußen über Posen und Grodno direkt nach St. Petersburg führte und deshalb leichter zu befahren war.

Herr v. Bethmann hatte es so angeordnet, zumal in der Grenzstadt Grodno alle Vorkehrungen zur Aufnahme der Einwanderer getroffen worden waren.

Aus Kostengründen wurde darauf verzichtet, den Transporten extra bestellte Begleiter mitzugeben, den schon in Frankfurt ausgewählten Kolonnenführern wurden ab Grodno ortskundige Soldaten zugeteilt. Sie begleiteten die Kolonnen bis zum jeweiligen nächsten Militärposten und mußten einerseits für die Sicherheit der

Einwanderer sorgen, andererseits aber auch verhindern, dass welche es sich anders überlegten und wieder umkehrten.

Jakob Walther führte seine Kolonne mit Umsicht und Tatkraft den strapaziösen Weg bis zum endgültigen Ziel ohne Verluste an Menschenleben, was bestimmt nicht einfach war.

Die Einwandererkolonnen reisten in größeren Abständen, so dass nicht zu viele Menschen auf einmal in den Dörfern und Städten in deren Nähe sie immer lagerten, das Notwendigste zum Leben einkauften. Jakob musste höllisch aufpassen, dass dabei die Soldaten keine gemeinsame Sache mit den Einheimischen machten und die der Sprache unkundigen Reisenden übervorteilten. Er hatte schnell viel von der Landessprache gelernt, wobei ihm der Umgang mit den Russen zugute kam, die einige Jahre zuvor in seiner Heimatstadt lagerten und er einen von ihnen gepflegt hatte. So hatte er alles unter Kontrolle.

Wie beschwerlich diese Reise war, läßt sich aus folgender Beschreibung russischer Straßen in früherer Zeit erahnen:

„Die meisten Straßen befinden sich – mit Ausnahme der Krim – in solch verahrlostem Zustande, dass man es vorzieht, neben ihnen im Feld zu fahren. Die meisten Wege sind Naturwege, d.h. festgefahrene Feldwege. Rudnickij sagt von den Straßen der Ukraine: ‚Diese Straßen gehören zu den schlechtesten der Welt, im Sommer sind es tiefe Staubaufschüttungen, im Frühling und Herbst, sowie bei Regenwetter überhaupt sind es Streifen bodenlosen Kotes, in dem selbst der leichte Bauernwagen bis an die Achse versinkt‘.

Es ist dies keineswegs übertrieben, im Herbst findet man oft mitten im Feld tief versunkene Wagen ohne Pferd verlassen an. Der Fahrer ist nach Hause geeilt, um Hilfe zu holen. Wo überhaupt Brücken sind, befinden sie sich in solch einem Zustande, dass man es oft vorzieht, daneben durchzufahren. Die beste Zeit für den Landverkehr ist der Sommer (abgesehen vom Staub) und der Winter, wo der Schlitten den Schnee benutzt.“²⁷

Dies wurde 1922 geschrieben, wie mag es da erst 1809 ausgesehen haben!

Die unendlichen Weiten Russlands waren dünn besiedelt und bei einer Tageskilometerleistung von durchschnittlich 20 km wurde von den Einwanderern nicht jeden Tag eine Ortschaft mit Brunnen erreicht. Wasser war bei dieser Reise die größte Kostbarkeit. So gesehen war es gut, dass das Jahr 1809 kein sehr trockenes Jahr war und viel Regen fiel, der jedoch wiederum das Vorwärtkommen behinderte. Die Menschen konnten sich ihr Wasser rationieren, das Vieh jedoch, das sie mit sich trieben und worauf sie auf Gedeih und Verderben angewiesen waren, verlangte sein Recht und blieb ohne Wasser einfach stehen. Keine leichte Aufgabe für Jakob, die Wasservorräte einzuteilen und gerecht zu verteilen.

²⁷ Dr. Karl **Stumpp**: Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet

Bedenkt man ferner, dass diese Menschen schon in der Heimat ein bescheidenes Leben führten, bei ihrer Ernährung wahrlich nicht verwöhnt waren und sich nun auf dieser beschwerlichen, 2 000 km langen Reise noch mehr einschränken mussten, so können wir, die wir im Vergleich zu damals in einer unvorstellbaren Überflußgesellschaft leben, nur den „Hut von ihnen ziehen“.

Den Weg, den sie ab Grodno nahmen, konnte man bisher nur erahnen. Nun ist ein Bericht eines Teilnehmers an dieser Reise aufgetaucht, der in einer Art Tagebuch genau die Orte beschreibt, an denen sie vorbeigekommen sind und so war es



möglich, die Reise nachzuvollziehen und in Karte Seite 52 einzuzeichnen.

Dabei ist mit großer Sicherheit anzunehmen, dass sie neben den Poststraßen möglichst einen der sogenannten Tschumakenwege benutzten, deren es mehrere gab und die immer in den Süden nach Perekop am Schwarzen Meer führten.

Dort wurde aus dem Meerwasser, das einen extrem hohen Salzgehalt aufwies, Salz in so großen Mengen gewonnen, dass von hier aus fast ganz Russland damit versorgt werden konnte. Die Tschumaken waren die Fuhrleute, die dieses Salz in alle Teile Russlands beförderten. Ihre Karren waren einfach, aber robust konstruiert, mit vier bis sechs Ochsen bespannt und sollen mit bis zu zwei Tonnen Salz beladen gewesen sein. (?) Im Frühjahr starteten sie, mit Gütern beladen, die sie in den Städten am Wege ablieferten, in Richtung Süden und kehrten im Herbst, mit Salz beladen, in den Norden zurück.

Der Tschumakenweg war bis zu zwei Werst breit. Er bestand aus dem eigentlichen Fahrweg und einem breiten Rasengürtel auf jeder Seite. Nur darauf durften sie ihre Zugtiere weiden lassen. Hielten sich die Tschumaken nicht daran gab es Ärger mit den Bauern oder den Gutsbesitzern, auf deren Wiesen die Tiere mehr und besseres Futter finden konnten.

Sie reisten immer in Kolonnen von zwanzig bis vierzig Fuhrwerken und bildeten in den Ruhepausen eine viereckige Wagenburg, um sich so besser gegen Überfälle zu schützen.

So war es nur logisch, dass unsere Auswanderer diesen Umweg über Grodno weit im Norden auf sich nahmen, bessere und ebenere Wegeverhältnisse hatten als die übrigen Auswanderer, die den Weg über Sachsen und Südpolen wählten. Anders als diese hatten sie in Südrichtung weniger Flußläufe zu überqueren.

Die Aussicht auf ein besseres Leben am Zielort in der neuen Heimat ließ sie die Strapazen leichter ertragen. Hätten sie jedoch gewußt, was sie dort erwartete, sie wären auf der Stelle umgekehrt und in ihre Heimat zurückgegangen.

Bevor wir uns mit diesem Problem beschäftigen, soll wieder unser Augenzeuge Ernst Walther zu Wort kommen:

„Die schon im Jahre 1804 aus Preußpolen und Pommern eingewanderten etwa 250 Familien bestanden größtenteils ursprünglich aus Nassau-Usingern, Württembergern, Badenern und Rheinbaiern, die sich nur kurze Zeit, ja manche kaum ein Jahr, in Preußen niedergelassen hatten. Die damaligen Kriegsunruhen veranlaßten viele, sich vom Schauplatze der französischen Waffentätigkeit noch weiter zu entfernen. In größter Armuth hier angekommen, war es für die damalige Kolonialbehörde keine kleine Aufgabe, diese Leute in der damals noch öden Gegend zu erhalten und anzusiedeln. Ein großer Theil dieser Einwanderer waren in ihrem Vaterlande nicht Ackerbauern, sondern theils Winzer, theils herabgekommene oder schlechte Handwerker, einige gar Militärflüchtige und sonst unstät Umherziehende. Zu allem kam noch, dass sie einige Jahre mit Aus- und Einwandern zugebracht hatten, wodurch viele dem Einflusse des Müßigganges mit unbegreiflicher Sorglosigkeit unterlagen.

Der Herr Oberrichter des Jakaterinoslawschen Vormundschaftskomtoirs, der wirkliche Staatsrath Contentius, gab sich alle mögliche Mühe mit diesen Leuten. Mehr durch väterliche Ermahnungen als durch Strenge wirkend, ließen seine Exzellenz dieselben in 8 Kolonien getheilt, sich ihrem Wunsche gemäß anbauen, nämlich Monthal, Neudorf und Rosenthal am rechten Ufer der Tschingul, Molotschna, Hoffental, Nassau, Weinau und Wasserau am rechten Ufer der Molotschna und verordnete, dass in drei dieser Dörfer zu einer Windmühle, im Molotschna aber eine Schmiede zum Besten der Ansiedler gebaut werde.

Die zweite, aus etwa 600 Familien bestehende Einwanderung vom Jahre 1809, traf diese erste Ansiedlung in einem höchst ärmlichen und größtentheils entmuthigenden Zustand an. Unter vorurtheilvollen Einbildungen brachten diese ersten Ansiedler uns später Ankommenden die sonderbarsten Klagen über das Klima und die Lage der Gegend vor. Viele derselben waren nicht ungeneigt, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit weiter zu ziehen (und wenn es auch in die Türkei gewesen wäre), um ihren Begriffen gemäß ein Paradies zu finden, in welchem Milch und Honig fließt. Denn der Milchfluß, die Molotschna, enthielt ja auch nur Wasser.

Es fehlte bei dieser gelähmten Geistesstimmung nicht an Betrügern, die unter dem Scheine wichtiger Geheimniskrämerei auf Unkosten der geblendeten Armen lebten. Auch unter den Neuangekommenen gab es leider mehrere, die von dieser Denkgungsart angesteckt wurden und diesen Unsinn noch weiter ausdehnten. Hexen, Gespenster und Schätzgraben sollten endlich die Mittel liefern, um einen Zweck zu erreichen, den eigentlich niemand kannte. Man glaube nicht, dass diese Lächerlichkeiten zu jener Zeit von keiner Bedeutung waren oder von der Obrigkeit stillschweigend geduldet worden sind.

Unter den Neuangekommenen war der in Deutschland schon wegen schlechter Streiche entwichene Gottlieb Löffler der Hauptbetrüger. Durch diesen bekam der Glaube an Schätzgraben usw. einen solchen Einfluß auf viele Ansiedler, dass er die Aufmerksamkeit der obgedachten Bezirksverwaltung und

des unlängst aus St. Petersburg angekommenen Herrn Pastors Söderholm auf sich lenkte. Der damalige Oberschulz J a k o b W a l t h e r, ein junger Mann von geläuterten Grundsätzen und richtigen Ansichten über die Bestimmung eines Ansiedlers als Christ und Untertan, hielt nach geschehener Untersuchung ein vielleicht zu strenges Gericht über mehr als 60 zunächst beteiligte Personen: 2 – 4 Monate Zuchthausstrafe, Ruthenhiebe, gemeinschaftliche Arbeit, mit Androhung der Verschickung über die Grenze, bei Frauenspersonen Kirchenbuße, sollte dieses unsittliche, zum Müßiggange lockende Gespensterthum verscheuchen. Was auch zum Theil gelang, denn von dort an lebte dasselbe nur noch bei einigen Personen in der Verborgenheit.

Unter den neu eingewanderten Badenern, Württemberger und Elsässern waren viele Leute, die mit gutem Willen richtige Begriffe von der Landwirtschaft verbanden. Viele, die im Ausland theils eigene Landwirtschaften besaßen, teils als Knechte oder als Tagelöhner solche betreiben halfen. Die noch etwa mitgekommenen Holzschuhmacher, Korbflechter, Mäkler und sonstige Glücksritter waren an Zahl und Einfluß zu gering, als dass sie ihre Arbeitscheu auf die größere und bessere Anzahl hätte übertragen können. Während der Zeit des Winterquartiers schlossen sich die Einwanderer aus verschiedenen Ländern einander näher und machten dadurch eine allgemeine Angleichung des Ansiedlungswesens möglich.

Auf Befehl des Komptoirs erwählten sich je 30 – 40 Familien eine Obmann, unter dessen Anführung sie im Frühling nach vollkommen freier Wahl sich die Plätze zu ihren künftigen Niederlassungen an dem ihnen angewiesenen rechten Ufer der Molotschna gen Westen, von den unbebauten Kronsländern selbst wählten. Dann wurde ein Bezirksvorsteher unter dem Namen Oberschulz gewählt und jeder Obmann tauschte seine Benennung gegen die eines Schulzen ein.

Die Bildung einer Gemeinde geschah meistens, wie der Zufall die Leute auf der Reise oder in den Quartieren zusammengeführt und befreundet hatte. Niemand dachte an Landsmannschaft oder an Religionsunterschied. Pfälzer, Elsässer, Badener, Württemberger, Hessen, mitunter einige Ungarn und Böhmen, Lutheraner Katholiken, Calvinisten hatten nur einen Zweck, den, sich nur bald in Besitze eigenen Landes zu sehen und man befolgte willig die Worte des seligen Kontenius an die Ältesten. Bei der Erwählung seines Ansiedlungsortes darf niemanden, aus irgend einem Grunde, ein Zwang angelegt werden. Ein jeder wähle selbst, wo es ihm gut dünkt und beschuldige, wenn er einen Mißgriff getan hat, nachher niemanden.

Der Inspektor, Baron v. Üxcüll, welcher die im Jahre 1804 eingewanderten Ansiedler bisher beaufsichtigte, starb, und seine Stelle wurde dem Tierarzte Herrn Sieber übertragen.

Das nöthige Bauholz für die neue Ansiedlung war bereits angekauft, um mit Beginn des nächsten Frühjahrs auf Ort und Stelle befördert zu werden. Der Landmesser des Komptoirs, August Haustek, war zur Stelle, und in Gemeinschaft mit den Ältesten wurde die Lage des den Kolonisten angewiesenen

Landes zunächst untersucht, um die zur Anlage der Dörfer sich eignenden Stellen zu ermitteln.

Der Inspektor, das Bezirksamt und der Landmesser hatten ihren Sitz in Prischib, wo von der ersten Ansiedlung her sich nur vier Wirte niedergelassen hatten. Nach einer Rathssitzung wurde mit Genehmigung von Herrn Contenius, Excellenz, beschlossen, Prischib zum Hauptorte des neuen Kolonistenbezirks zu bestimmen, mit Wirtschaften der neuen Ansiedler zu vermehren und denselben nach dem Flusse Molotschna zu benennen.“

Was war das für eine Gegend, die den Neuangekommenen zur Besiedlung zugeteilt worden war?

Das nach dem die Grenze zu den Mennoniten bildenden Fließchen „Molotschna“ benannte Gebiet hatte die Größe von 70 000 Desjatinen.

Die Beschaffenheit des Bodens war im ganzen Bezirk gleich. Auf einer Grundlage aus Lehm folgt ohne Übergang eine 1½ Arschin dicke Schicht der berühmten Schwarzerde, welche die Ukraine bis in die heutige Zeit zur Kornkammer Russlands gemacht hatte. Unter nicht zu unterschätzender Mitwirkung der deutschen Kolonisten.

„Die außerordentliche Fruchtbarkeit der Schwarzerde wird durch folgendes bedingt: Erstens enthält der Humusgehalt der Schwarzerde viel Stickstoff. Zweitens erlaubt die Lockerheit der Schwarzerde das Eindringen des Wassers und der Luft bis an die Wurzel der Pflanzen und ermöglicht die Befestigung und Ausbreitung der Wurzel. Drittens besitzt die Schwarzerde die Fähigkeit, wegen dem Sandgehalt und der schwarzen Farbe sich schnell zu erwärmen. Und dadurch ist sie befähigt, eine bedeutende Wassermasse einzusaugen und dieselbe nur langsam ausdünsten zu lassen. Deshalb ist die Schwarzerde am besten geeignet für Weizen, weniger aber für Kartoffeln, weil durch das lange Feuchtsein des Bodens die Kartoffel in Fäulnis übergeht. Die Schwarzerde ist darum auch die beste Bodenart, weil sie seit urdenklichen Zeiten eine wunderbare Fruchtbarkeit ohne Düngungsmittel besitzt.“²⁸

Das Klima ist recht wechselhaft und wird von Konrad Keller anschaulich so beschrieben:

„ Da Südrussland aus einer unabsehbaren Ebene besteht, die den Winden und Stürmen nach allen Seiten offensteht und von keinen hohen Gebirgen gedeckt ist, so ist auch das Klima im Winter sehr rauh und im Sommer sehr schwül. Das Klima ist gemäßigt durch die Nähe des Meeres und das Thermometer fällt im Winter selten auf 20° unter Null. Der Frühling beginnt gewöhnlich anfangs März. Doch bleibt oft das schöne Grün noch wochenlang im Rückstand. Denn Frost und heftige

²⁸ Konrad **Keller**: Die deutschen Kolonien in Südrussland.

kalte Winde verhindern das Wachstum, bis endlich die starke Aprilsonne die starre Natur aus ihrem Winterschlaf aufweckt und ihr befiehlt, das herrliche Frühlingskleid schneller zu weben und anzuziehen.

Der Frühling ist hier sehr kurz, denn oft ist die zweite Hälfte des Mai schon sehr heiß. Die entscheidende Zeit für den Landwirt ist stets das Ende des Maimonats. Wenn es da genug regnet, rechnet er auf eine gute Ernte.

Der Sommer zeichnet sich oft aus durch eine heftige Hitze, die alle Vegetation vernichtet und dem Landwirt großen Schaden verursacht. Im Sommer steigt die Hitze bis zu 30° an.

Auch glühende Südwinde und Hagel verderben oft die in Schönheit prangenden Saatfelder.

Der Herbst ist oft in Südrussland die angenehmste Jahreszeit. Wenn auch manchmal der September in seiner zweiten Hälfte kalte Tage, heftige Stürme mit Regenschauer und Nebelwetter bringt, so ist gewöhnlich der Oktober warm, freundlich und angenehm.

Der Winter beginnt gewöhnlich anfangs November, ist aber sehr launenhaft. Übergänge von 10° Wärme bis 10° Kälte in der Nacht sind keine Seltenheit.

Es gab Jahrgänge (1806 und 1807), wo den ganzen Winter das Vieh auf die Weide getrieben wurde. Dann waren wieder Jahre (1812, 1814) wo sehr viel Vieh zugrunde ging.

Mangels Bergketten ist der Wind in Südrussland in allen Jahren ein häufiger Gast. Der Nordwind bringt im Sommer angenehme Kühlung. im Winter heftigen Frost.

Der Westwind ist im Winter gelind, im Sommer feucht und bringt oft Sturm mit sich.

Der Südwind bringt im Frühling und Herbst angenehme Kühlung.

Der Ostwind bringt im Sommer Regen und im Winter Glatteis.“

Nun kommen diese Menschen in dem oben beschriebenen Gebiet an und finden eine unendliche Steppe vor, unwirtlich, fast unbewohnt. Lediglich acht deutsche Dörfer entlang des Flusses Molotschna und auf der gegenüberliegenden Seite einige Dörfer der Mennoniten sind neben einigen wenigen Russendörfern die einzigen menschlichen Ansiedlungen. Diese deutschen Kolonisten lebten, fünf Jahre nach ihrer Einwanderung, immer noch zum größten Teil in Erdhütten und führten ein ärmliches Leben. Sie waren im Jahre 1804 unter den ersten deutschen Einwanderern, die dem Manifest des Kaisers Alexander I gefolgt waren. Was sie auf ihren Feldern anbauten, reichte gerade für den eigenen Bedarf. Selbst wenn sie Weizen zum Verkauf zur Verfügung gehabt hätten, einen Absatzmarkt gab es nicht.

1810 erschien in einer deutschen Zeitschrift²⁹ ein Reisebericht eines deutschen Kaufmanns, der in Südrussland seine Geschäfte tätigte. Diesem Bericht ist folgen-

²⁹ **Magazin der neuesten Reisbeschreibungen** Reise eines Kaufmanns aus dem Astrachanischen nach Taganrog und den neugegründeten Kolonien an der Molotschna.

der Absatz über seinen Besuch bei den deutschen Kolonisten an der Molotschna entnommen. Es ist der erste authentische Bericht überhaupt, der über die deutschen Kolonien in Südrussland veröffentlicht worden ist und wird auch an dieser Stelle zum ersten Mal seit seinem Erscheinen im Jahre 1810 abgedruckt. Die Reise selbst fand 1806 statt.

„... In der Nähe von Karlowka wurden wir ein schönes Landhaus gewahr, auf welches wir zufuhren. Beim Eintritt in den Hof kam uns ein junger Herr in weißen Sommerkleidern entgegen, der uns sogleich in gutem deutsch anredete und uns gastfrei aufnahm. Es war ein livländischer Edelmann, welcher den Landbau mit einer Art Liebhaberei betrieb und auf seinen Feldern unter anderem auch eine hier sehr seltene Gerste erzielte, wovon er uns einige mitgab. Im Innern seines Hauses sah es ebenso nett aus wie der äußere Anschein gewesen war und wir staunten nicht wenig über dessen Möblierung. Unter mancherlei Gesprächen fiel die Rede Jahren deutsche Kolonisten angebaut hätten. Ohne viel Bedenken entschlossen wir uns, jenen unseren Brüdern einen Besuch abzustatten.

Von hier hatten wir nur 18 Werst bis Orecha im Taurischen Gouvernement, wo der Stadtbefehlshaber, ein Deutscher, uns viel Freundschaft erzeugte. Jetzt gingen wir vom Postwege ab nach Tokmak und mussten daher auf Pferde nach Prischib warten. Hier wohnt der Inspektor über die Kolonien an der Molotschna, dermalen ein junger Baron v. Üxcüll, der in Deutschland studiert hatte und sich noch mit Vergnügen an seinen Aufenthalt dort erinnerte. Mit der größten Zuvorkommenheit gab er uns Gelegenheit, uns in dieser wohl zum Getreide als auch zum Gemüsebau gleich tauglichen Gegend umzusehen.

Auf dem rechten Ufer der Molotschna liegen die Kolonien, welche Württemberger, Deutsche, Polen, Westphalen und Hessen, ohne zu einer bestimmten Religionspartei zu gehören, gegründet haben. Ihnen gegenüber haben sich Mennoniten angebaut.

Schade, dass hier gänzlicher Holzmangel ist. Am Flusse Molotschna wächst auch nicht ein einziger Strauch. Das notwendige Holz müssen sie vom Dnjepr her zu erhalten suchen, welcher 60-70 Werst entfernt ist. Nach dem Asowschen Meer rechnen sie ebenso weit. Doch hat die Natur dafür gesorgt, dass es ihnen nie an nötigem Brennmaterial fehlen kann, indem das Steppengras in solcher Menge und so hoch heranwächst, dass man nicht durchdringen kann und überdies im Flusse eine gewisse Schilffart anzutreffen ist, welche zur Feuerung benützt wird.

Nachdem wir die 18 Mennonitenkolonien besucht hatten, begaben wir uns auf die acht anderen Kolonien, welche jenseits um Prischib herum liegen. Die Deutschen, welche sie gegründet haben, machen eine Volkszahl von 932 Seelen, 497 Männern und 435 Weibern aus. Sie haben sich sämtlich einen Obervorsteher gewählt, der ein Nassauer von Geburt war. Ihrer Religion nach sind sie teils Katholiken, teils Reformierte oder Lutheraner. Allein hat noch keine dieser Religionsparteien einen Prediger oder Schulmeister. Gegen die Mennoniten stehen sie sehr zu ihrem Nachteil ab, sie sind nicht nur nachlässiger, sondern auch ärmer, obgleich sie zu derselben Zeit mit jenen ins Land kamen. Mit dem Häuserbau waren sie noch weit zu-

rück, weswegen sie zum Teil noch in Semljanken oder Erdhütten wohnten und viele Kranke hatten. In Prischib, das in der Mitte dieser Kolonien liegt, hatte man angefangen, ein Schulhaus von Fachwerk auf steinernem Grund aufzuführen. Allein der Wind hatte schon einmal das Strohdach abgehoben. Hier war auch eine beträchtliche Anzahl Maulbeer - und andere Obstbäume angepflanzt worden. Hin und wieder erblickt man auf den Hügeln steinerne Altertümer, welche lebhaft an die uralten Zeiten erinnern. Eins davon stellt ein tatarisches Frauenzimmer in Riesengröße dar. Die Kolonisten pflegen sie auszugraben und als Torpfosten zu gebrauchen, zu welchem Zwecke sie dieselben aus weiter Ferne herholten. So wendet ein armes Volk zu seinem Nutzen an, was ein reiches zur Zierde bestimmte.“

Odessa, die Hafenstadt, in der den Kolonisten ihre Erzeugnisse abgenommen worden wären, war weit weg. Selbst nach Jekaterinoslaw waren es noch 142 Werst (1 Werst = 1,067 km).

Das Moloschnaer Gebiet war zu jener Zeit das am weitesten im Osten gelegene Gebiet in Neurussland. Allein schon wegen dieser geographischen Lage musste es noch für viele Jahre gegenüber den 300 Werst westlich gelegenen Kolonistengebieten Beresan, Kutschurgan und dem Großliebentaler Gebiet mit ihrer Nähe zu Odessa in seiner Entwicklung zurückbleiben.

Für uns heute unvorstellbar. In diesen wenigen, fünf Jahre nach ihrer Gründung immer noch primitiven Dörfern musste ein größerer Teil der über 600 Familien zum Überwintern untergebracht werden. Keine leichte Aufgabe für die hierfür verantwortlichen Männer, von denen an erster

Stelle der Oberrichter des „Tutel Komptoirs für deutsche Ansiedler in Neurussland“ genannt werden muss.

Staatsrat Samuel Contenius, geboren 1750 in Westfalen, kam schon in jungen Jahren nach Russland, trat 1785 in den russischen Staatsdienst und wurde 1800 zum Oberrichter, dem obersten Chef des schon mehrfach erwähnten Tutel Kontors, ernannt.



„Kaum hätte die russische Regierung einen fähigeren und gewissenhafteren Mann für diesen wichtigen Posten finden können, als es Contenius war. Unermüdlich und mit unerschöpflicher Geduld arbeitete er an der Errichtung und Wohlfahrt der neuen Kolonien und bestrebte sich nach Möglichkeit, alle diesbezüglichen

Hindernisse zu entfernen, was ihm auch mit Hilfe seines Freundes, des Herzogs Richelieu, größtenteils gelang. Er suchte für die Anlegung der Kolonien gewöhn-

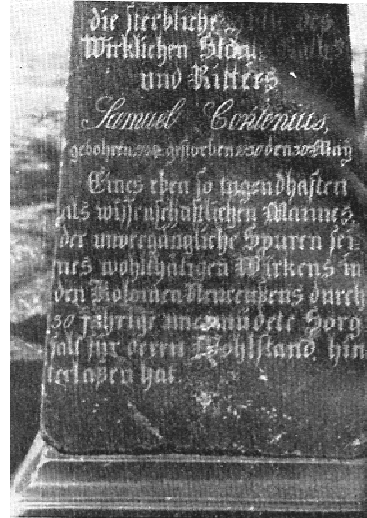
lich das beste Land, zeichnete die Pläne und stellte sie der Obrigkeit zur Bestätigung vor.

Und da er in Petersburg auch bei Kaiser Alexander I durch seine Einsicht und seine Vorlagen gewöhnlich genehmigt.

Tabellen G.M.H. Kännicke

30

Oft war er bei der Anlegung und Ansiedlung der Kolonien selbst persönlich zugegen, um die entsprechenden Anordnungen und Anleitungen zu geben. Besonders machte sich Contenius verdient um die Kolonisten, indem er für dieselben Getreidesamen, das notwendige Zugvieh und Baumsetzlinge beschaffen ließ. Außer den



Getreidearten, die in Neurussland angebaut wurden, verschrieb Contenius noch Roggen und Flachs den Kolonisten und bildete auf diese Weise einen neuen Erwerbszweig für dieselben. Das von den Kolonisten aus Deutschland mitgebrachte Vieh versuchte er mit einer besseren Rasse zu veredeln.

Auf sein Bemühen wurde bei den Kolonisten die Schafzucht eingeführt und in allen Kolonialbezirken gemeinschaftliche Schäfereien angelegt.

³⁰ Bildnis von Contenius befindet sich im Heimatmuseum des Rayons Odessa

Sein Scharfblick sah noch weiter. Er schrieb, und mit Recht, den öfteren Regenmangel in Südrussland der gänzlichen Abwesenheit von Wäldern zu, deshalb traf er die Verordnung, dass in jeder Kolonie ein bestimmtes Waldstück mit Waldbäumen bepflanzt werde.

Auch in das Gemeinde – und Familienleben griff Contenius heilsam ein und auch manchmal, wenn notwendig, sehr streng ein. So hatten sich viel Kolonistensöhne von 15 – 16 Jahren mit Mädchen von 13 – 15 Jahren auf der Durchreise in Kowno trauen lassen, um als volle Familien an dem Ort der Ansiedlung eine ganze Hofstelle zu erhalten. Aber Contenius durchschaute den Trick und verwies die Schlawen in ihre Familien, ohne ihnen eine Hofstelle zu geben.“



Grabmal von Contenius

Eigentlich sollte der Generalgouverneur von Neurussland, Herzog von Richelieu, an erster Stelle, noch vor Contenius, genannt werden, denn ebenso wie dieser wirkte er außerordentlich segensreich beim Aufbau dieses erst vor kurzer Zeit von Russland eroberten Gebietes.

Als er 1803 nach Odessa kam, war dies noch eine ungeordnete Ansammlung einfacher Häuschen und Erdhütten mit höchstens 4 000 Einwohnern. Er baute die Stadt zu einem bedeutenden Handelsplatz aus, baute Schulen, Kirchen und Krankenhäuser und holte vor allem Handwerker, darunter auch viele deutsche, in die Stadt. Viele dieser Handwerker oder deren Nachfahren bauten später Fabriken in der Stadt. Die Pflugfabrik Höhn ist ein besonders augenfälliges Beispiel.

Leider wurde Richelieu schon 1814 nach Paris abberufen, wurde dort erst Innenminister, 1820 sogar für kurze Zeit Ministerpräsident von Frankreich, musste dieses Amt jedoch bald wieder aus gesundheitlichen Gründen aufgeben und starb 1823. Die Einstellung Richelieus zu den Kolonisten sei an zwei Beispielen beleuchtet, die typisch für die damalige Zeit sind.

Der Kaufmann aus dem Astrachanischen beschrieb in seinem oben erwähnten Bericht über seine Reise in den Süden Russlands in Odessa eines von mehreren Treffen mit Richelieu:

„Nach unserer Ankunft in Odessa machten wir sogleich dem Duc de Richelieu unsere Aufwartung. Zu seinem oben schon berührten Lobe füge ich noch hinzu, dass er sehr herablassend ist und jeder zu allen Zeiten freien Zutritt zu ihm hat. Er spricht das Deutsche mit einer Richtigkeit und Fertigkeit wie wenig Franzosen. Auf

alle Weise suchte er Ausländer zu ermuntern, heranzuziehen und sie zu unterstützen.

Eines Tages traf ich bei ihm den Etatsrath Contentius, welcher das Amt eines Oberrichters aller deutscher Krim und Ukraine klagte sehr über die das Unangenehme, was doch unter dem, was doch unter dem Fall sei, unter den Spur von Eintracht Herzog erwiderte: das ist kein Wunder. ganzen Gemeinheiten Deutschen aber nur Lassen sie nur erst verschmelzen, Gevatter stehen, und sich kennen lernen. Eintracht und



schen Kolonien in bekleidet. Dieser Schwierigkeiten und seines Dienstes, in den Bulgaren der Deutschen keine anzutreffen sei. Der ,Lieber Etatsrath, Die Bulgaren sind in hierher gezogen, die familienweise. diese Familien sich einander gegenseitig Heiraten schließen, so wird bald Freundschaft entstehen.

Seien Sie unverdrossen und bemerken Sie, wie viel wir ihren Landsleuten schon zu verdanken haben. Unsere Häuser sind ebenso schön möbliert wie in Petersburg. Jetzt ist auch schon eine Kutsche in Odessa gebaut worden, welche keiner in Petersburg nachgibt. Nur Geduld und Beharrlichkeit.‘

Im Dienste des Herzogs findet jeder geschickte Künstler sein Handwerk. Sein Wohngebäude an der Straße ist freilich nur klein und einstöckig, allein hinten im Hofe ist ein dreistöckiges Haus, worin sich Handwerker von allen europäischen Völkern, außer Schweden, aufhalten. Er macht große Reisen in seiner Statthalter-schaft, wie er mir versicherte, dass er jährlich über 1 000 Werst zurücklege.

In Odessa wohnen 70 deutsche Familien, welche in zwei Sloboden, jede zu 20 Häusern, verteilt sind. Der Herzog steht oft bei ihnen Pate, wozu er sich selbst anbietet. Ungeachtet aller seiner Bemühungen ist doch ihr Zustand höchst traurig und dies bloß durch eigene Schuld. Sie hassen, verleumden einander, keine Vereinigung scheint möglich zu sein, und so sehr sie auch selbst darunter leiden, so kränken und verbittern sie sich doch das Leben auf alle ersinnliche Weise. Vielleicht würde einem großen Teil dieser Übel abgeholfen werden, wenn man sie mit tüchtigen Predigern und Schullehrern, woran es ihnen gänzlich fehlt, versähe. Nur die Katholiken haben einen Pfarrer, bei dem auch die Protestanten ihre Kinder taufen ließen.“

Eine kleine Würdigung der Leistung dieser beiden Männer war notwendig, bevor wir wieder zur Beschreibung der Ansiedlung unserer Neu-Kolonisten zurückkehren.

In allen Büchern die für diese Zeilen bearbeitet werden mussten und die heute nur noch in Bibliotheken zugänglich sind, werden diese Anfangsschwierigkeiten, welche die Ankömmlinge in den ersten Jahren der Ansiedlung hatten, mangels zeitgenössischer Berichte nur unzureichend beschrieben. Allerdings sind seit der glücklich erfolgten Wende die Archive in Russland und in der Ukraine wieder frei



zugänglich. Das noch vorhandene Material wird gesichtet, katalogisiert und steht somit der Forschung zur Verfügung. Es ist dort noch manche Überraschung verborgen. So erschienen in jüngster Zeit einige Bücher, die erahnen lassen, was es bei intensivem Studium der Akten noch alles zu entdecken gibt.

Welch ein Glücksfall, dass der authentische Bericht von Ernst Walther ebenfalls wieder aufgefunden werden konnte. Er sagt mehr aus als alle bisher erschienen Beschreibungen der Anfangszeit der deutschen Kolonistengebiete in Russland zusammengenommen:

Die Einwanderer trafen den Bezirk wild und öde an. Die Thalfläche der Molotschna war mit 1 Faden hohem Schilfrohr und anderen mächtigen Wasserpflanzen und Dornen (Schlehen) bewachsen. Ein schicklicher Wohnort für Wölfe, die damals noch die Gegend beherrschten und in nächtlicher Stille ein fürchterliches Geheule anstimmten, so dass es für einzelne Menschen nicht ratsam war, sich weit von den Wohnungen zu entfernen. Zur Nachtzeit, nicht selten auch am Tage, holten sie sich ihre Speise vom Gehöfte der Ansiedler. Es geschah zuweilen, dass ein Wolf auf dem Dache der Erdhütte zum Kamin hinein der Hausfrau zuschaute, wie sie dem abwesenden Manne das Abendbrot zubereitete.

Die ersten Jahre der Niederlassung

Die Steppe über dem Talufer war gänzlich unbewohnt und wurde nur von umherziehenden tartarischen Hirten (Nomaden) jährlich einige Male besucht, die den üppigen Wuchs des Grases nicht hemmten.

Noch bei der zweiten Ansiedlung haben solche Schäfer die Gegend besucht und mit Verwünschungen über Pflug, Grabscheit und Baumzucht durchzogen. Nach ihrem Bedürfnis ist ihnen eine lange Reihe von Jahren diese Gegend vom Urgroßvater her als ein Paradies vererbt gewesen und nun erschien

ein in ihren Augen abscheuliches Volk, dessen Sprachlaute ihre Ohren widerlich berührte, um in „gesegneten Lande“ das Unterste nach oben zu kehren.

Weder ihre Gebete noch ihre Verwünschungen wurden erhört, der Pflug zog Grenzen und zur Ansiedlung wurde im Frühjahr 1810 noch rasch geschritten. Jeder Familie wurden 60 Desjatinen zugeteilt und von Seiten der Behörde ein Vorschuß bezahlt zur Anschaffung zweier Pferde, eines Wagens, einer Kuh und für Saatfrucht, die zum Theil aus weiter Ferne geholt werden musste.

Damals kaufte man für 200 Rubel mehr als heute für 600 (1848). Bauholz zu einem 8 Faden (ca. 15 m) langen und 4 Faden (ca. 7,5 m) breiten Wohngebäude zur Stelle geschafft, bestand im Werthe von etwa 150 Rubeln.

Die im Frühjahr 1811 geringe und in Folge sehr schlechter Ackergeräthe bei der Wildheit des Bodens unvollkommen bestellte Aussaat traf noch obendrein ein trockener Sommer, so dass kaum der fünfte Theil der Ansiedler das Brot erntete.

Der in der Volkssage unter dem Namen „der französische“ bekannte Winter des Jahres 1812 war eben nicht geeignet, den noch größtenteils in Erdkellern wohnenden, solcher Ereignisse ungewohnten Ansiedlern Muth einzuflößen.

Ein bis sechs Wochen unausgesetztes Schneegestöber, abwechselnd mit 20° bis 26° Kälte, gegen welche ein deutscher Zwillichkittel nicht zu schützen vermochte, machte manchen vor der Zukunft erzittern. Die Mehrzahl wurde in ihren Hütten eingeschneit, so dass ein Ausweg nur durch das Kamin möglich war.

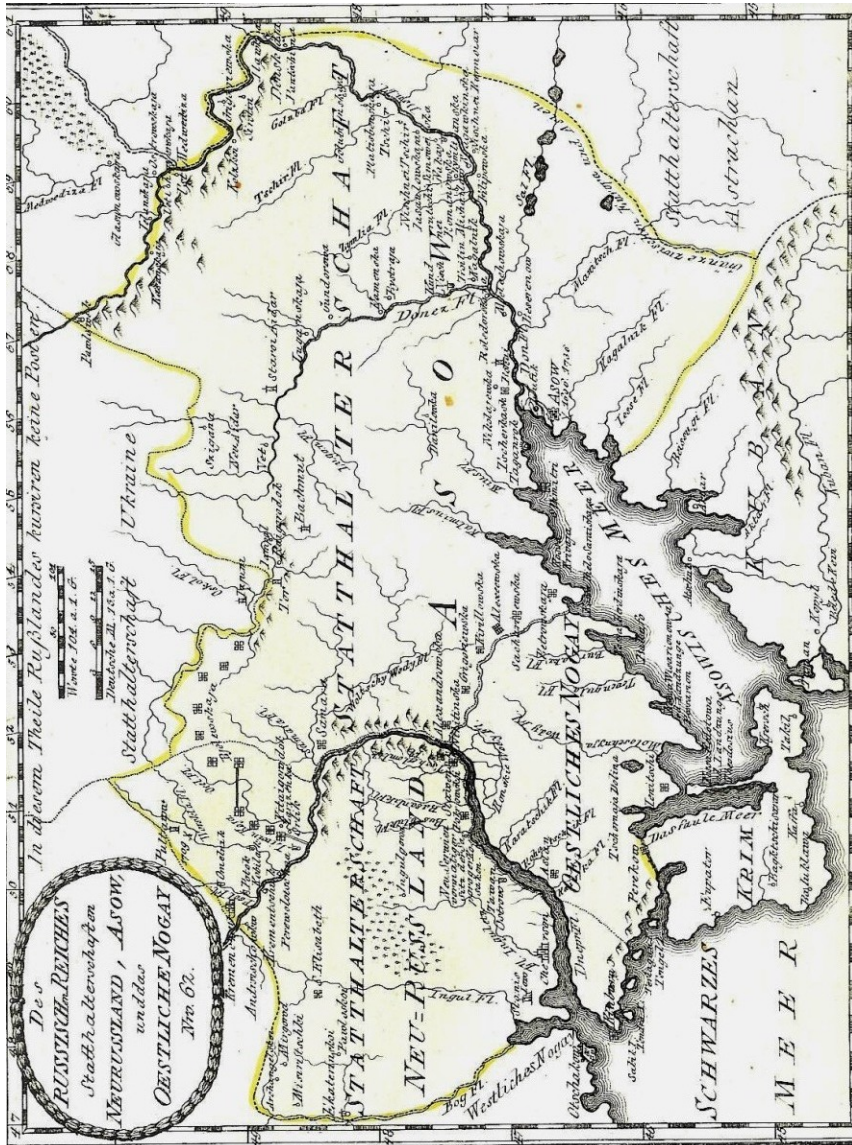
Das Getreide wurde im Ermangelung von Mühlen zum Theil roh gegessen. Der Frühling erfolgte spät. Aber unser Feind hatte bei Moskau ein Ende gefunden und in diesem Gedanken lag für uns eine Art wohlthuender Entschädigung für die ausgestandenen Mühseligkeiten. Frisch ans Werk für Gott, den Kaiser und für das neue Vaterland war unsere Losung.

Das erste Jahrzehnt verging mit Entwicklung der dem Klima entsprechenden Kräfte und im Kampfe gegen die Einflüsse desselben. So gesund auch das hiesige Klima überhaupt sich bisher erwiesen, hatten doch die meisten Einwanderer eine mehr oder minder schwere Krankheit zu überstehen, wobei mancher erlag und früh ins Grab sank.

Die geringen landwirtschaftlichen Erzeugnisse der folgenden Jahre fanden selten einen einigermaßen die Baukosten deckenden Absatz, denn die ganze Gegend brachte zu wenig Erzeugnisse hervor, um damit Käufer anzulocken. Daher war man aus Mangel an Geld mehr auf den Tauschhandel angewiesen. Man gab zum Beispiel für ein Maß Kalkerde ein Maß Roggen, mengte deshalb oft Roggenmehl unter den Kalk zum Tünchen der Wohnungen. Für ein Pud (1 Pud = 16 kg) Salz gab man 2 Pud Weizen usw. man fuhr 100 – 200 Werst, um ein Pud Weizenmehl für den hohen Preis von 1 Rubel zu verkaufen.



Der Hafen von Berdjansk. Nach dessen Errichtung im Jahre 1831 waren die Absatzwege für die Erzeugnisse der Kolonisten an der Molotschna wesentlich kürzer und ein deutlicher Aufschwung der deutschen Kolonien war zu beobachten. Siehe Seite 107.



Karte des Russischen Reiches. Statthalterschaften Neurusland, Asow und das östliche Nogai. 1790

Das zweite Jahrzehnt war mit seltenen Ausnahmen dasselbe.

Die Ackergeräte waren in einem elenden Zustande. Pflüge und Wagen waren zuweilen von der lächerlichsten Zusammensetzung. Zum Beispiel ein kleinrussischer Unterpflug auf einem deutschen Karren, sogenannte Tschumakenräder am deutschen Wagengestell und umgekehrt. Die neuen Geräte waren theils aus Übereilung, theils aus Mangel an geschickten Handwerkern, schlecht gerathen. Am besten waren noch die von den Mennoniten erhandelten Ackergeräte. Weil dieselben aber alt und abgängig waren, veranlaßten sie bald eine zweite Auslage. Jedoch muss man gestehen, dass hinsichtlich des Ackerbaues die Kolonisten von den Mennoniten manchen Handgriff erlernt und vielseitige Hilfe erfahren haben. Dass jene theils schon vor Ablauf des vorigen und bei Beginn dieses Jahrhunderts als geschlossene und bemittelte Brüdergemeinden auf noch günstigere Vorrechte hin aus Preußen eingewanderten Leute, reich an mancherlei Erfahrungen, waren zu jener Zeit schon an Wirthschaftsgeräte und Gebäuden so vorteilhaft eingerichtet, dass die Wünsche eines armen, ja so zu sagen vereinzelt dastehenden Kolonisten sich nicht von Ferne erkühnten, einst diesen Standpunkt erreichen zu können.

Für Jakob Walther gab es viel zu tun. Zusammen mit 27 anderen, meist badischen Ansiedlern suchte er einen Platz aus zur Gründung einer Kolonie und behielt sich das Recht vor, es Waldorf zu nennen. Der nachfolgende Gemeindebericht aus dem Jahre 1849, dem diese Feststellung entnommen ist, wurde von Jakob Walthers Sohn Ernst geschrieben, aus dessen Feder auch, wie bekannt, der oben in Auszügen erstmals veröffentlichte Bericht über die Gründung des Molotschner Gebietes stammt.

Man sollte annehmen, dass der Name Waldorf nach der Stadt Walldorf in Baden gewählt wurde, dem ist jedoch nicht so. Aus dieser Stadt gab es kaum Auswanderer nach Russland und schon gar nicht mit dem Namen Walther. Deshalb ist die Annahme durchaus berechtigt, dass Jakob den Namen der neugegründeten Kolonie Waldorf mit Einverständnis des Inspektors und von Contenius zusammensetzte aus: Walther + Dorf = Waldorf.

Waldorf³¹

Die im Spätherbst 1809 eingewanderten Familien (katholisch), meistens aus Baden - Durlachenr und einigen Elsässern bestehend, waren in Altmontal im Winterquartier. Von wo sie sich die jetzige Stelle unter ihrem ersten Schulzen J a k o b W a l t h e r aussuchten. Waldorf liegt 62 Werst, von Simferopol 332 Werst, von Jekaterinoslaw 140 Werst. Den Namen hat der Schulz Walther dem Dorf gegeben. Walther übersiedelte als Oberschulz nach Kostheim. Das Dorf ist mit einer Häuserreihe am mehr erhabenen Talufer von Süd nach Nord angelegt. Einige Familien

³¹ **Malinowski:** Die deutschen katholischen Kolonien am Schwarzen Meere.

bekamen im Jahre 1813 als besondere Unterstützung 2 Pflüge und 1 Paar Ochsen. Die eigenen Mittel waren 300 Taler. Die Waldörfer waren anfangs von den anderen Kolonien abge sondert. Sie waren schüchtern, bescheiden und blieben anfangs zurück im Ackerbau. Das Land ist fruchtbar. Die Brunnen sind 15 – 40 Fuß tief. In einer Tiefe von 22 Fuß traf man häufig Menschenschädel und bearbeitete Steinplatten.

Die Rinderpest war 3 Mal. Jedesmal wurde 3 ¼ Vieh(stand) dahingerafft. Das Schulhaus ist von Luftziegeln, das Vorratsmagazin von Holz.

1 Windmühle, 1 Schuster. Die Kolonie hat 27 Wirtschaften, 3 Freisassen und 51 Familien mit 300 Seelen, also 182 Seelen mehr als zur Ansiedlung.

Schulz:

Boders

Beisitzer:

Ramboatz

Beisitzer:

Haberling

Die Gründe, warum Jakob Walther, zusammen mit fünf anderen evangelischen Familien, gleich im Jahre 1810 nach dem etwa 20 Werst von Waldorf und Prischib, wo er als Oberschulz residierte, entfernten überwiegend katholischen Kostheim übersiedelte, lassen sich nur vermuten.

Waldorf lag in der Ebene der Molotschna, die Felder jedoch erhöht auf einem Plateau. Musste man zur Feldarbeit, so ging es erst einmal beschwerlich bergauf. Außerdem war die Gemarkung von Waldorf nicht sehr günstig ausgemessen. Sie bildete ein langgezogenes Rechteck mit einer, grob gerechnet, 5 km langen Seitenlinie. In Kostheim dagegen bildeten die Felder ein ungefähres Quadrat mit dem Dorf im Mittelpunkt. Die Feldarbeit wurde damit sehr erleichtert. Außerdem war das Gelände hier eben und nicht so beschwerlich zu erreichen wie in Waldorf und es gab auch bereits einige Brunnen, während Waldorf keinen Brunnen besaß. Zudem war hier sein Vetter Friedrich, der immer noch bei der Familie Fust als Knecht arbeitete, die ihn bei der Auswanderung mitgenommen hatte, weil er, wie bekannt, als Lediger nicht hätte in Russland einwandern dürfen. Friedrich konnte ihm in seiner Wirtschaft nebenher viel Arbeit abnehmen, denn Jakob wurde bereits im Jahre 1810 zum ersten Oberschulz des neugegründeten Molotschnaer Siedlungsgebietes auf Vorschlag von Contenius gewählt. Dieser hatte zusammen mit anderen im Jahre 1803 die **Instructionen zur inneren Einrichtung und Verwaltung der Neu – Russischen ausländischen Kolonien**“ erarbeitet:

„In den Kolonien sollen besondere Gebietsämter errichtet werden und jedes derselben unter einem erwählten Gebietsvorsteher stehen. Seine Amtshelfen sind zwei Beisitzer und ein Schreiber.

Der Gebietsvorsteher, die Dorfschulzen, Beisitzer und übrigen Dorfbeamten werden in jedem Gebiete und Dorfe aus der Zahl derjenigen Wirte durch die Mehrheit der Stimmen gewählt, die schon männliches Alter, eine eigene Wirtschaft und vernünftige Einsichten haben, die einen unbescholtenen Lebenswandel führen, die rechtschaffen denken und handeln, gute Hauswirte sind, die besonders im Ackerbau, Gartenbau und der Viehzucht sich so auszeichnen, dass sie andern zum

Muster dienen können. Jeder wahlfähige Wirt gibt unparteiisch und ohne auf Freund – oder Feindschaft zu sehen, nach der Reihe demjenigen die Stimme, den er zu diesem oder jenem Amte für gut und fähig hält. Die Gebietsvorsteher werden auf drei Jahre gewählt, die Beisitzer auf zwei Jahre.

§22: Die Gebietsvorsteher haben im ganzen Gebiet und die Schulzen in den Dörfern aufs strengste zu achten, dass die Kolonisten in ihren Häusern unter keinem Vorwande gläserweise Getränke verkaufen und es dahin zu bringen, dass alle Mißbräuche dieser Art auf immer gänzlich ausgerottet werden. Denn der Branntweinschank darf nirgends anders betrieben werden als in besonders dazu errichteten Schänken.“³²

Es würde zu weit führen, alle jene Paragraphen über die Aufgaben des Oberschulzen vollständig wiederzugeben. Hier seien in Kurzform nur die herausragendsten angeführt:

Alle Vertragsabschlüsse, Erbschaften, Verbindlichkeiten und sogar Geldzahlungen waren dem Oberschulzen zu melden, die dieser dem Komptoir zur Genehmigung weitergab.

Überhaupt muss der Oberschulz alle Vorkommnisse in den Kolonien, auch seine eigenen mündlichen Befehle und Anordnungen, protokollieren, um bei späteren Klagen Beweis führen zu können.

Ohne Genehmigung des Komptoirs darf in keiner Kolonistenfamilie das Vermögen geteilt werden, der Oberschulz ist immer der oberste Gutachter, auch darf keine Wirtschaft ohne Genehmigung an andere übergeben oder verkauft werden.

Jakob Walther hatte da keine leichte Aufgabe übernommen. Die Not war größer als es in dem Bericht von Ernst Walther zum Ausdruck kommt. Es mangelte den Siedlern an allem. Brennmaterial produzierte ausschließlich das vorhandene Vieh, der Dung wurde mit Stroh vermischt und getrocknet. Noch gab es keine Wälder, die Brennholz hätten liefern können. Und der an anderer Stelle erwähnte Schilf in der Molotschna war bald aufgebraucht und der nachwachsende reichte längst nicht mehr aus.

An Kleidung hatte man lediglich, was man von daheim mitgebracht hatte und das war für den russischen Winter viel zu wenig. Selbst an Schuhwerk fehlte es, irgendwann war das mitgebrachte unbrauchbar und für Ersatz war kein Geld vorhanden. Unvorstellbar für uns, wie Menschen unter solchen Verhältnissen überhaupt überleben konnten. Krankheiten und Seuchen kamen hinzu.

„Von den Ansiedlern war nur ein Teil in der Landwirtschaft bewandert. Im Gegensatz zu der Vorschrift, die da lautet: *„Diese Niederlassungen sollen ausschließlich von Leuten gebildet werden, welche nützlich sein können wie gute Ackersleute, erfahrene Weinbauern, Leute, welche die Baum und Viehzucht verstehen und*

³² Dies wurde nicht nur aus Sorge um die Volksgesundheit bestimmt, sondern diente vor allem dem Staat, der das Branntweinmonopol hatte und damit seine Armee und die Kriege, die Russland fortwährend führte, zu einem großen Teil finanzieren half..

die, mit einem Worte, gründliche Kenntnisse besitzen. Ferner die auf dem Lande nötigen Handwerker wie Zimmerleute, Schreiner, Müller, Weber, Maurer, Wagner und dergleichen. Andere Handwerker und Künstler, die nicht von anerkanntem Nutzen sind, und die sich also nicht leicht in den Dörfern ernähren können, sollen nicht zugelassen werden.“

Vor diesem Hintergrund hatte es Jakob unendlich schwer, diesen noch recht ungebildeten, von Not gezeichneten und oft enttäuschten Kolonisten die Pflichten einzutrichtern, die in den „Instructionen“ verankert waren. Da unter ihnen auch Analphabeten waren, konnte dies meist nur in einer direkten Ansprache geschehen. Diese könnte etwa so gelautet haben:

„Als auch von euch gewählter Oberschulz habe ich die Versammlung heute einberufen, um euch mit den wichtigsten Bestimmungen bekannt zu machen, die euch betreffen und unbedingt eingehalten werden müssen.

Hört aufmerksam zu und glaubt ja nicht, dass ihr euch bei späteren Gelegenheiten damit herausreden könnt, nichts gewußt zu haben.

Wir sind hier eine Insel im großen russischen Reich. Wir können also nur vorankommen, wenn wir zusammenhalten und die Gesetze achten. Es gibt kein Zurück in die alte Heimat³³, nach Deutschland, also müssen wir alles tun, um unsere Lage Jahr um Jahr zu verbessern. Unsere Nachkommen werden es einmal besser haben und uns ein ehrendes Andenken bewahren.

Dies sind die wichtigsten Paragraphen aus den „Instructionen“ des Komptoirs, die euch betreffen:

Ich habe die Aufgabe und das Recht, darauf zu achten, dass sich die Kolonisten nicht dem Müßiggange, der Trunkenheit und der Verschwendung hingeben, sondern einen ehrbaren Lebenswandel führen. Von den schlechten wie auch von den guten Wirten muss ich als Oberschulz ein Register führen und dies halbjährlich dem Komptoir einsenden, damit in die Rechtschaffenen und Arbeitsamen das nötige Vertrauen gesetzt werden kann, die Schlechten und Faulen jedoch durch Geldstrafen oder Festsetzung bei Wasser und Brot zur Besserung gebracht werden.. Die Bearbeitung ihrer Felder wird täglich vom Schulzen überwacht.

Jede vom Oberschulzen oder Schulzen einberufene Versammlung muss von jedem Wirt besucht werden. Bei Nichterscheinen 20 Kopeken Strafe, bei ungebührlichem Verhalten 2 Rubel Strafe.

Hab und Gut eines Kolonisten darf nicht ohne Wissen und Erlaubnis des Komptoirs geteilt, verkauft oder anderweitig vergeben werden.

³³ Lange Zeit schien es, als ob eine Rückkehr nach Deutschland nicht möglich gewesen sei. In einer Ortschronik von Sinsheim in Baden sind einige Namen von Rückkehrern verzeichnet, von denen allerdings nicht bekannt ist, ob sie offiziell nach Rückzahlung aller vom russischen Staat verauslagten Vorschüssen nach Deutschland zurückkehrten oder ob sie „schwarz“ über die Grenzen kamen.: „*Einem Gemeinderatsbeschuß kann man entnehmen, dass Johann **Mitsch** alt, Kapar Wanner, Konrad **Weikum**, Jakob **Ernstberger** und Adam **Wanner**, die vor ihrem Abzug nach Russland hier Bürger waren und nach ihrer Rückkehr als Schutzbürger wieder unentgeltlich angenommen worden waren.*

Die Schulzen und Oberschulzen haben scharf darauf zu achten, dass sich kein Kolonist unnötig von seinem Dorf entfernt. Zum Zwecke des Verkaufs seiner Produkte ist dies erlaubt, sofern der Ackerbau nicht beeinträchtigt wird. Plant ein Kolonist über eine längere Zeit seine Abwesenheit, muss er sich erst beim Gebietsamte melden und beweisen, dass die Bewirtschaftung seiner Wirtschaft gewährleistet ist. Der Paß, der beim Komptoir abgeholt werden muss, ist bei der Rückkehr wieder abzuliefern.

Wenn einer ein Pferd oder mehrere gekauft hat, ist er schuldig, dem Komptoir den Preis, den er bezahlt hat, den Verkäufer und das Merkzeichen zur Kenntnis zu bringen. Jegliche Unterlassung führt zu Konfiszierung und Anklage vor Gericht.

Wenn bei Händeln unter Kolonisten nach Ermahnung durch den Schulzen keine Ruhe eintritt, werden dem Schuldigen zur Strafe Gemeindearbeiten, im Wiederholungsfalle 25 Kopeken in die Gemeindegasse auferlegt.

Die Schulzen werden streng darauf achten, dass keine Üppigkeit und Verschwendung unter den Kolonisten auftritt. Solchen mit diesen Lastern wird schwerste Gemeindearbeit auferlegt, im Wiederholungsfalle wird er arretiert und dem Komptoir vergeführt.

Üppiges Leben heißt, dass man keine übermäßigen Gastereien anstellt, wodurch Vermögen durchgebracht wird. Verschwendung heißt: Keine Karten – und andere Spiele um Geld oder Sachen. Verkauf von Vieh und anderem ohne Not und ohne Wissen des Schulzen, um das erlöste Geld zur Trunkenheit oder zu Sättigung anderer Begierden anzuwenden.

Jeder Wirt hat seine Wirtschaft einschließlich der Umzäunungen stets in bester Reinlichkeit und Ordnung zu halten. Der Schulz hat streng darauf zu achten und Zuwiderhandelnde zu bestrafen.

Die Schulzen achten streng darauf, dass auf die Straßen keine Unreinlichkeiten geworfen werden, sie sollten immer gehörig sauber gehalten werden.

Die Kolonisten müssen sich gegen ihre Dorf – und Grenznachbarn freundlich und gefällig verhalten, sich gegenüber Durchreisenden freundlich und gastfrei betragen.

Bei Ausbruch von Seuchen liegen beim Schulzen die notwendigen Verhaltensmaßnahmen.

Dass zu Verhütung von Feuersbrünsten Tag und Nacht Wächter aufgestellt und was bei Ausbruch von Feuer zu beachten ist, darüber informiert euch der Schulz.

Jedes Wohnhaus muss einen Schornstein haben, der regelmäßig gereinigt werden muss und der jeden Monat kontrolliert wird.

Es sind sofort Vorratsmagazine anzulegen und jeder Wirt hat ein vorgeschriebenes Quantum an Getreide zur Aussaat und seinem eigenen Bedarf dort einzulagern, damit in Notzeiten und bei Mißernten seine Versorgung gesichert ist.

In jeder Kolonie müssen noch in diesem Jahr schnellwachsende Bäume angepflanzt werden, das dann zu Verfügung stehende Holz darf nur zur Anfertigung von Arbeitsgeräten und Ausbesserung der Umzäunung verwendet werden.

Alle Kolonisten sind angehalten, im Winter alle Arbeitsgeräte zu reparieren, damit es zu Beginn der Arbeitszeit im Frühjahr sich in gutem Stande befindet.

Sobald die Zeit zum Ackern gekommen ist, hat der Schulz allen Wirten anzubefehlen, dass sich alle zur gleichen Zeit in der frühesten Stunde auf das Feld zu begeben. Die Schulzen sind verpflichtet, die Felder von allen Wirten zu besichtigen, ob sie fachgerecht bearbeitet sind.

Bei Mißachtung dieser Vorschriften werde ich unnachsichtig die vorgesehenen Strafen ausführen lassen. Selbst die härtesten, die für Wiederholungstäter vorgesehen sind wie Leibesstrafe, Zuchthaus oder Wegnahme der Wirtschaft.

Ihr habt nun gehört, was die Obrigkeit von euch erwartet, nachdem sie euch hier aufgenommen hat, euch auf der Reise hierher mit Reisegeld und jetzt mit Kronsgeldern zur Anschaffung von Arbeitsgerät versorgt hat und demnächst Bauholz zum Hausbau bereitstellen wird.

Ich verspreche euch, streng auf die Einhaltung aller Vorschriften zu achten, aber immer gerecht und in christlichem Sinne zu urteilen. Ich werde immer zum Wohle der Allgemeinheit handeln, so wie es mir vorgeschrieben ist. Auch m e i n e Pflichten und Rechte sind in den Instructionen festgelegt.

Geht nun an die Arbeit. Der Schulz, dem die Instructionen vorliegen, wird euch diese in nächster Zeit genauer erklären“.

Wie immer, wenn viele Menschen zusammenkommen und zusammen leben müssen, gibt es unter ihnen viele fleißige, aber auch faule und nichtsnutzige. Der glücklicherweise größte Teil der Kolonisten nutzte die staatlichen Zuschüsse, die sie in den ersten beiden Jahren der Ansiedlung erhalten hatten, zum Ausbau ihrer Wirtschaft. Es gab aber auch andere, die verstanden nicht zu wirtschaften und blieben arm. Teilweise musste ihnen wegen Faulheit und Unfähigkeit die Wirtschaft wieder weggenommen werden. Diese Leute verdingten sich lieber als Knechte oder arbeiteten nur, wann sie wollten. Aus ihnen rekrutierten sich dann in den folgenden Jahrzehnten in der Mehrzahl die sogenannten Landlosen, die den Kolonien noch große Probleme bereiten sollten. Die Masse der Landlosen wurde noch verstärkt durch die hohe Geburtsrate in den Kolonien.

Lassen wir wieder als Augenzeugen Ernst Walther reden, der treffend diese damaligen Zustände unter den Angesiedelten beschreibt:

„Die aus so verschiedenen Gegenden und unter mannigfachen Lebensverhältnissen zusammengewanderten Ansiedler waren auch noch in Mundart, Ansichten und herkömmlichen Gebräuchen weit voneinander verschieden und nur die gebieterische Notwendigkeit konnte eine aus so fremdartigen Bestandteilen entstandene Masse zu einem gemeinschaftlichen Zwecke befreunden. Vorerst fanden die beschwerlichsten Feinde der Gesellschaft, Mißgunst und Neid, mit Habsucht gepaart, noch zu wenig Raum. Es gab weder Neider noch Beneidenswertes. Nach wenigen Jahren aber, als schon bereits in jeder Gemeinde sich einzelne fanden, welche sowohl in der Viehzucht als auch im Ackerbau auffallende Fortschritte gegen die Mehrheit gemacht hatten, erwachten jene allmählich.“

So steht weiter in dem Bericht, dass nun langsam eine Kluft zwischen Arm und Reich entstand, die mit den Jahren immer größer wurde und vor allem, dass die nun Bemittelten sich als die Herren aufspielten und sich auch Land aneigneten, das ihnen gar nicht zustand. Jetzt forderten die Landlosen, die das gleiche Recht auf Land hatten, eine genaue Vermessung des gesamten Ackerlandes, damit jeder Wirt nur die ihm zustehende Anzahl Desjatinen unter den Pflug nehmen durfte. Ebenso forderten sie die Festsetzung einer Höchstzahl an Vieh, das jeder Wirt auf die Weide treiben durfte.

Ernst Walther erzählt weiter:

„So wurde diese wohlthätige Neuerung mit persönlichen, vielleicht aus früherer Zeit stammenden Reibungen gepaart, der erste Anlaß von vielen verdrößlichen Auftritten. Mißgunst, Neid und Starrsinn sprachen sich nirgends deutlicher aus als bei versammelter Gemeinde. Wenn ein Gegenstand des allgemeinen Wohls beraten werden sollte. Wenn ein erfahrener Mann für das Gemeinwohl brauchbare Vorschläge machte, so stand schon, wie verabredet, eine Partie bereit, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, ohne Gründe anzuhören oder anzugeben, den gemachten Vorschlag durch Überschreien zu entkräften, bloß deshalb, weil er von einem ihnen verhaßten Mitgliede gemacht worden war. So löste sich nicht selten unter persönlichen Beleidigungen die Versammlung willkürlich auf, ohne dass der Gegenstand, um deß willen man versammelt war, fernerhin auch nur erwähnt wurde. Die Bemittelten borgten den Unbemittelten nichts mehr ohne Vortheil, drangen auf Verbesserung des Gemeindegutes, welche Auslagen erforderte und fingen an, Bäume zu pflanzen, Feldbedüngung und Brache einzuführen. Nicht selten mit der Nebenabsicht, den Ärmeren zu zeigen, wieviel noch zu leisten übrigbleibe, bevor sie ihnen gleich stehen. War auch der Zankapfel der unmittelbare Vorbote einer besseren Zukunft in landwirtschaftlicher Beziehung, so wirkten dagegen die Reibungen nachtheilig auf den sittlichen und gesellschaftlichen Zustand der Gemeinden.

Arbeitscheue Träumer, die ihre Wirtschaften vernachlässigten und schließlich ihrer verlustig gingen, verfielen schließlich auf grobe Betrügereien und gar Diebereien. Bekanntschaft mit fremdem Volke führte zu Schleichhandel mit Branntwein und Pferdediebstähle wurden häufiger, denn die eingeborenen Diebe der Umgegend fanden unter den Ansiedlern leider auch Helfer und Hehler. Die Besseren bestrebten sich zwar, solche Leute zu entdecken, wurden aber selbst von denen nicht selten bestohlen. Selbst noch das Jahrzehnt von 1820 bis 1830 war reich an solchen Ereignissen, bis einige darin begriffene Kolonisten in Verbindung mit russischen und tatarischen Nachbarn auf der Tat betroffen und theils auf lebenslängliche Festungshaft, theils nach den nördlichen Gegenden des Reiches auf eine neue Ansiedlung verwiesen wurden. Seitdem sind in diesem Bezirke keine Diebstähle vorgekommen, bei denen auch Kolonisten begriffen gewesen wären.“

Das nun begonnene Landlosenproblem setzte sich fort durch das ganze Jahrhundert. Selbst noch hundert Jahre später sollten die Landlosen gegen die Besitzenden um ihr Recht auf Land kämpfen. Bemerkenswert ist, dass es z. B. in Waldorf im Jahre 1914 fast genau so viel Wirtschaften gab wie bei der Ansiedlung hundert Jahre zuvor. Und die Besitzenden sahen noch genau so auf die Landlosen herab, ja verachteten sie wie in der Anfangszeit. Über dieses Thema gibt es später noch viel zu berichten

Doch zurück in die Gründerjahre!

Wohl bekamen sie 60 Desjatinen Land, konnten davon jedoch in der Anfangszeit der Ansiedlung nur einen Bruchteil bebauen. Es fehlte an allem. Saatgut bekamen sie zugeteilt, säten aber auf Feldern, die sie nur notdürftig bestellen konnten. So gab es z. B. an der Molotschna bei 600 Wirtschaften nur 311 Pflüge,³⁴ statistisch gesehen hatte also nur jede zweite Wirtschaft einen Pflug, tatsächlich aber waren die Pflüge in den Kolonien unterschiedlich verteilt, so dass sich immer mehrere Familien einen Pflug teilen mussten. Deren Qualität war außerdem nicht die beste, es waren Holzpflüge mit nur einer eisernen Pflugschar. Genau so schlecht waren die ebenfalls in nicht ausreichender Zahl vorhandenen Eggen. Bedenkt man ferner, dass es auch mit Zugvieh noch schlecht bestellt war und bis zu sechs Ochsen vor einen Pflug gespannt werden mussten, so waren Streitereien und Unstimmigkeiten vorprogrammiert. In schlimmem Zustand war zudem das Geschirr des Zugviehs, das unzählige Male ausgebessert und geflickt werden musste. Für Neuanschaffung war kein Geld vorhanden.

Mit diesen unzureichenden Gerätschaften mussten sie zudem den harten, mit mannshohem Gestrüpp bewachsenen jungfräulichen Steppenboden bearbeiten. Wahrlich keine beneidenswerte Situation.

Das größte Problem stellte die Wasserversorgung dar. Aus der nachfolgenden Karte³⁵ ist augenfällig, dass fast alle Kolonien an Flußläufen angelegt wurden. Für das Tränken des Viehs und zum Wäsche waschen war somit das Problem gelöst. Wo es möglich war, wurden auch Kanäle zu den Feldern gelegt und deren Bewässerung gewährleistet. Darin taten sich vor allem die Mennoniten hervor, die außerdem Dämme bauten und dadurch im Frühjahr Wasservorrat aus Schmelzwasser anlegen konnten. Im Sommer trocknete die Molotschna oft aus.

Viel problematischer war das Anlegen von Brunnen in den Ansiedlungen. Hierfür eine geeignete Stelle zu finden, war nicht einfach. Im Archiv von Dnjepropetrowsk, dem früheren Jekaterinoslaw, in dem das Fürsorgekomitee zeitweilig seinen Sitz hatte, fand sich ein Verzeichnis, datiert vom 31. Oktober 1810, aus dem hervorgeht, dass zu diesem Zeitpunkt noch lange nicht alle Kolonien an der Molotschna einen Brunnen besaßen.

³⁴ **Stumpp**: Die Auswanderung aus Deutschland nach Russland.

³⁵ Aus: Magazin der neuesten Reisebeschreibungen 1916, gestochen 1910

Heidelberg hatte bei 68 Familien immerhin schon 42 Brunnen, dann folgt Kostheim mit 11. Prischib, Leutershausen, Hochstädt sind mit jeweils 4, Hoffental mit 3 und Reichenfeld und Friedrichsfeld sind mit je 2 Brunnen vermerkt. Alle übrigen, darunter auch Waldorf, waren zu diesem Zeitpunkt noch ohne Brunnen. Unterzeichnet ist dieses Dokument mit: Gebieths - Vorsteher Jakob Walter.

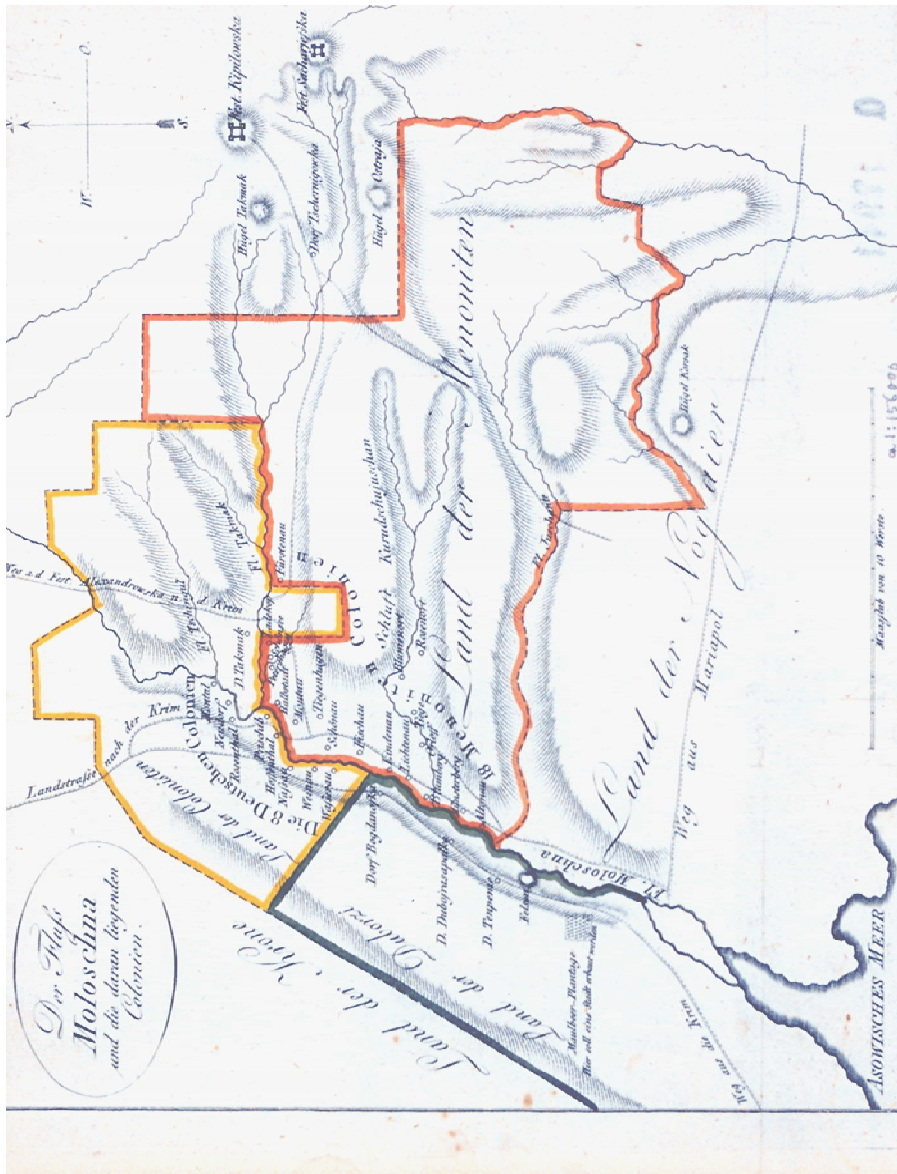
Es sollte noch viele Jahre dauern, bis jede Wirtschaft ihren eigenen Brunnen hatte und es läßt sich gut ausmalen, dass es dadurch oft zu Reibereien unter den Kolonisten kam. Wahrlich keine leichte Aufgabe für die Schulzen und den Oberschulzen, für eine gerechte Verteilung des Wassers zu sorgen.

Ein weiteres Problem war der Hausbau. Das versprochene Bauholz stand nicht gleich zur Verfügung und musste mühselig, oft aus einer Entfernung von bis zu 200 km herangeschafft werden.

Und dann war es noch von schlechter Qualität, wie später noch beschrieben werden wird.

So blieb den Ansiedlern nichts anderes übrig als in den ersten Jahren in Erdhöhlen zu leben. Deren Bauweise schauten sie den Russen in den benachbarten Dörfern ab, lernten sie aber auch bei den bereits seit einigen Jahren hier angesiedelten deutschen Kolonisten und den Mennoniten kennen, bei denen viele nach ihrer Ankunft überwinterten. Zusammengepfercht auf engstem Raum, gemeinsam mit ihren Haustieren, für uns heutigen, modernen Menschen undenkbar. Allein schon, wenn man die hygienischen Verhältnisse bedenkt, angefangen von der Körperpflege bis zur Atemluft im einzigen Raum der Hütte.

Dass unter solchen Umständen Krankheiten und Seuchen nicht ausblieben und der Tod reiche Ernte hielt, läßt sich leicht vorstellen.



Treffend die Passage aus dem Gemeindebericht der Kolonie Reichenfeld, einer der 24 Kolonien an der Molotschna:

„Den furchtbar kalten Winter von 1812 auf 1813, in der Tradition Franzosenwinter genannt, überlebten die meisten in ihren Erdhütten und teilten diese mit ih-

ren einzigen Haustieren Kuh und Pferd. Wenn einmal ihr geringer Futtermittelvorrat erschöpft war, dass man es nicht erlangen konnte, so verbrauchte der Mensch zu ihrer Nahrung sein Strohlager, wogegen ihm die Tiere durch ihre Ausdünstung die gemeinschaftliche Wohnung erwärmten. Der nächste Sommer brachte Brot, bei mehreren zum ersten Male eigenes, und ließ das überstandene Elend bald vergessen“

Die versprochenen Unterstützungsgelder zur Anschaffung von Bauholz, Arbeitsgeräten und Zugtieren kamen sehr verspätet an, so dass sich viele der Neuankömmlinge gegen hohen Zins verschuldeten oder sich bei den Mennoniten verdingten, dabei aber ihre eigenen Felder vernachlässigten.

Kein Wunder, dass bei solchen Lebensumständen die Unzufriedenheit wuchs, genährt durch einige Rädelsführer. Die Verhältnisse entsprachen nicht den Versprechungen der Regierung und den Erwartungen der Ansiedler. Hier musste Jakob Walther gleich seine erste Bewährungsprobe bestehen. Wie schon an anderer Stelle von seinem Sohn Ernst Walther beschrieben, bestrafte er in seiner Funktion als Oberschulz über 60 Personen und statuierte gleichzeitig ein Exempel, genau so, wie es ihm die „Instructionen“ vorgegeben hatten. Dergleichen geschah dann nie wieder.

Mit den Unbilden der Natur machten die Ansiedler gleich von Anfang an schlechte Bekanntschaft. Der Sommer 1811 war sehr trocken und der Winter 1812 extrem kalt und so darf es nicht verwundern, dass die Armut unter den Kolonisten auch noch Jahre nach der Einwanderung groß war und sie im Ruhe standen, faul zu sein.

Das Tutel – Komptoir beantragte aus diesen Gründen zusätzliche Gelder zur Unterstützung der Ansiedler in der Hoffnung, nach einer oder zwei Ernten könnten sie über dem Berg sein. Es sah aber seine Hoffnung nicht erfüllt, denn schon die Ernte 1813 fiel wiederum schlecht aus. Zu allem Unglück kam noch eine Viehseuche hinzu und raffte einen Teil des Viehbestandes hinweg.

So zogen sich die Notzeiten über Jahre hinweg und langsam trennte sich die Spreu vom Weizen, wie ein alter Spruch lautet, und es gab immer mehr Wirte, die mit ihrer Hände Arbeit vorankamen.

Daheim in der alten Heimat erging es den Zurückgebliebenen nicht anders. Auch dort sorgten Naturkatastrophen für Mißernten und die Not der Bevölkerung war groß: „Tief hat mich der schreckliche Zustand des südlichen Deutschland, vor allem die Lage der Bauern in Württemberg, Baden und Bayern erschüttert. Das hatte ich nicht gewußt, dass deutsche Fürsten ihre Untertanen so aussaugen und quälen konnten, um ein Lustschloß mehr zu besitzen oder tausend Gardisten, durch welche sie sich gegen die zur Verzweiflung gebrachten Untertanen schützen wollten. Baumrinde, Stroh und Kleie wurden zu Brot gebacken, Gras und Heu gekocht und gegessen“.³⁶

Aus einer Chronik der Stadt Reutlingen in der alten Heimat Württemberg sei nachfolgende Auflistung dieser Notjahre aufgeführt:

„1812: Nasses und kaltes Jahr mit viel Frost und Hagelschlag. 1813: Viel Regenwetter mit Hagel, Russische Einquartierung. 1814: Der Wein im Frühjahr erfroren. Der Sommer so naß, dass Weinberge rutschten. Einquartierung von Russen und Österreichern.. 1815: Die Weinstöcke erfroren im Mai, auch gab es kein Obst. 1816: Mai und Juni täglich Regen und Gewitter, Überschwemmungen, im Juli schneite es auf der Alb (Schwäbisches Mittelgebirge) 1817: Wieder sehr naß. Viele Leute verkauften Hausrat und Betten, um sich und ihren Kindern Brot kaufen zu können. Die Leute kochten sogar Schnecken und Roßfleisch und aßen Brennesseln statt Spinat. Die Regierung ließ Weizen aus Odessa am Schwarzen Meer kommen, aber bis dieser ankam, stand es lange aus. Große Teuerung(!).“

Contentius lag sehr am Herzen, dass die überaus große Not, die in den Kolonien herrschte, so rasch wie möglich gelindert werde. So propagierte er in allen Kolonistengebieten unablässig die Schafzucht und den Obstbau, fand aber bei den meisten Kolonisten kein Gehör. Schafe waren in vielen Wirtschaften wohl vorhanden, jedoch die Wolle war von geringer Qualität. Deshalb wollte er feinwollige Schafe einführen.

„Aber die Mehrzahl der Einwohner hatte keinen Sinn dafür, besonders weil die Veredelung gemeiner Landschaft durch veredelte Sprungböcke mehrere Jahre erfordert, bevor die Nachzucht eine Wolle hervorbringt, welche um einige Rubel das Pud (ca. 16 kg) teurer verkauft werden konnte als die der gemeinen Schafe. Nur einige bemittelte Wirte ließen sich bewegen, den Anfang zu machen und das mehr aus Gefälligkeit gegen ihre hohen Vorgesetzten als aus Überzeugung, dass es ihnen vorteilhaft sein werde. Als aber in den Jahren 1814, 1815 und 1816 die einigermaßen gekräuselte Wolle zu 40 - 60 Rubel von der Tuchfabrik aufgekauft wurde, fand die Einführung edler Schafe keine Gegner mehr, denn der mächtige Hebel Gewinn spornte jetzt alle Kräfte an, so dass es in diesem Bezirke im Jahre 1820 keinen Landwirt mehr gab, der nicht mehr oder weniger veredelte Schafe gehabt hätte.“

³⁶ **Leibbrandt:** Auswanderung aus Schwaben nach Russland



Dies erfahren wir wieder von Ernst Walther in seinem großen Bericht über die Entwicklung an der Molotschna. Er schreibt weiter, dass die Felle von gefallenem (verendeten) Schafen eine warme, dauerhafte und für damalige Zeit kostbare Kleidung hergaben. Die Betonung liegt auf gefallen, denn ein Schaf zu schlachten wäre einem Mord gleichgekommen.

Schon bei der Gründung aller Kolonien in Neurusland war nicht alles Land an die Kolonisten vergeben worden. Ein großer Teil, an der Molotschna waren es rund 9 000 Desjatinen, wurde als sogenanntes Reserveland zurückbehalten und nicht bebaut, um die Nachkommen der ersten Ansiedler mit Land zu versorgen. Diese Fläche wurde auch nicht unter den Dörfern aufgeteilt, sondern blieb an einem Stück erhalten und unter die Verwaltung des Gebietsamtes gestellt. Man wählte hier an der Molotschna zu diesem Zweck einen Landstrich im Nordwesten des Gebietes aus, in dessen Mitte ein kleines Flußtal lag, das durch seine üppige Vegetation in auffallendem Kontrast zur übrigen Steppe stand. Contenius bestimmte dieses als für die Schafzucht sich am besten eignenden Stück Landes zur Bezirksschäfferei. Zuvor gründete er zusammen mit dem Oberschulzen Jakob Walther und sieben einsichtigen, schon eine größere Anzahl von Schafen besitzenden Kolonisten eine Genossenschaft zur gemeinschaftlichen Schafzucht mit dem Ziel, die vorhandenen Schafe zu veredeln und den vielen noch skeptischen Kolonisten zu beweisen, dass sie mit veredelten Schafen schneller materielle Vorteile haben würden. Contenius dachte an alles, auch einschlägige Fachliteratur ließ er aus Deutschland kommen.

Zur Betreuung dieser Bezirksschäfferei und zum Schutz vor Viehdieben wurden dann noch 10 Familien angesiedelt, die ihr Dorf in dieser grünen Oase inmitten der Steppe Grüntal nannten.³⁷

Die Einnahmen aus der Verpachtung und Veredelung der Schafzucht brachte im Laufe des Jahrhunderts etliche Millionen Rubel ein, mit deren Hilfe dann riesige Landflächen für die Nachkommen der Ansiedler und die Landlosen aufgekauft werden konnten.

Contenius war auch so weitsichtig, eine Baumschule unter Leitung eines fähigen Gärtners einzurichten, in der ein jeder Land besitzende Wirt zwei Tage im Jahr arbeiten musste, um das Pflanzen der Bäume und deren Pflege zu erlernen.

Bei den Höfen mussten Obstgärten angelegt und die Grenzen zum Nachbarn mit Maulbeerbäumen bepflanzt werden. Später, in den Zwanziger Jahren, begannen ganze Wälder zu entstehen. Contenius hatte richtig erkannt, dass diese das Steppenklima verbessern konnten.

³⁷ Leibbrandt: Gemeindeberichte

Alle diese bisher beschriebenen Tätigkeiten und Problemlösungen, die meistens nichts anderes waren als Linderung der Not, die in diesen Anfangsjahren der Ansiedlung herrschte, sind an Jakob Walter nicht spurlos vorübergegangen.

Bezeichnend hierfür ist ein Vorfall, der sich 1813 in Heidelberg ereignete.

Im Archiv in Odessa wurde ein Brief gefunden, den der damalige Inspektor Siebert an das Tutel – Komptoir geschickt hatte:

„Rapport: Dem Tutel Comptoir habe ich die Ehre, hierdurch gehorsamst vorzustellen, wie von einem Teil der Gemeinde Heidelberg dem dasigen Dorfschulzen Franz Brecht und dem Gebiethsvorsteher Jakob Walther zu Ende des vorigen Monats Mai förmlich der Gehorsam aufgekündigt wurde und mehrere von ihnen den Gebiethsvorsteher Walther in der Amtsstube überfallen und mißhandelt haben., wodurch ich mich genöthigt gesehen habe, die Rädelsführer in Verhaft zu nehmen und sie an das Landgericht in Orechow abzufertigen.“

Weiter steht in dem Schreiben, dass die Beschuldigten nach schriftlicher Versicherung, sich künftig ruhig zu verhalten, wieder freigelassen wurden. Um Ruhe und Ordnung im Dorf wieder herzustellen, bittet er: *„Dass der Herr Richter von Lau bei seiner geplanten Reise den Weg über die Molotschner Kolonien nehmen möge, um die obige Streitsache zu untersuchen und zu entscheiden.*

Leider ist der Anlaß zu diesem Überfall auf den Oberschulzen aus den Akten nicht zu ersehen und auch nicht der Ausgang des Verfahrens. Mit Sicherheit ist anzunehmen, dass es sich hierbei nur um Geld gehandelt haben konnte. Es war die Zeit der Kriege, die Russland führte und die im nächsten Kapitel näher beschrieben werden.

Im Gemeindebericht von Heidelberg steht unter anderem:³⁸

„Die Gemeinde war bei der Ansiedlung beinahe gänzlich ohne Mittel. Nur einige hatten etwa 300 Taler beisammen. Die Kolonie war also gänzlich auf die Unterstützung der Regierung angewiesen. Die Heidelberger waren anfangs sehr unruhig und unfriedlich. Joseph Ade, der lange Jahre Dorfschulz war, brachte durch sein Bemühen nach und nach Ordnung und Friede in die Gemeinde.“

Daraus ist zu schließen, dass die versprochenen Unterstützungsgelder nicht oder unzureichend eingetroffen sind und die Kolonisten sich benachteiligt fühlten. Es war ihnen hinlänglich bekannt, wie sie von den russischen Beamten betrogen wurden und verdächtigten wahrscheinlich auch den Oberschulzen und den Dorfschulzen. Selbst der Inspektor Siebert stand zeitweilig unter dem Verdacht, Gelder veruntreut zu haben.

³⁸ **Leibbrandt:** Gemeindeberichte

Die Klagen der Kolonisten waren nur zu berechtigt. Neu entdeckte Akten des Fürsorgekomitees beleuchten anschaulich die Zustände in den ersten Jahren der Ansiedlung.

Im Februar 1812 beschwerten sich vier Kolonisten aus Prischib. Ihre Beschwerden trugen sie in 32 Punkten vor, die Punkt für Punkt protokolliert und von sechs dazu bevollmächtigten Dorfschulzen ebenfalls Punkt für Punkt beantwortet wurden.

Hier seien nur die bezeichnendsten Beschwerdepunkte angeführt:

Die Hauptbeschwerde war durchgehend die verspätete Auszahlung der Unterstützungsgelder. 1810 erhielten sie wohl 100 Rubel pro Wirtschaft zum Ankauf von Pferden, einem Wagen und einem Pflug. Das Geld wurde ihnen bei Zuweisung des Ansiedlungsplatzes wohl ausbezahlt, jedoch verzögerte sich die Anschaffung der Geräte und des Viehs. 6 Rubel zum Ankauf von Saatgut wurden erst im Oktober und damit zu spät ausbezahlt.

Sie seien gezwungen gewesen, *„in fremden Wohnungen zu überwintern und das Geld wegen Krankheit und Armuth größtenteils zu verzehren“*. Die Schulzen bestätigten diese Aussage mit der Einschränkung *„dass diese Summe zur Anschaffung von Vieh und Ackergeräth nicht zureichend gewesen sei. Die Bauplätze waren schon früher angezeigt gewesen, aber es wäre ein Teil desselben teils aus Mangel an Wasser, teils durch den von mehreren gehegten Wunsch, nach der Krim zu ziehen, verlegt und verlassen worden und dies hätte ebenfalls Veranlassung gegeben, einen Teil des Vermögens zu verzehren.“*

Die nachfolgenden Punkte bezogen sich ebenfalls nur auf die verspätete Auszahlung der Hilfsgelder, die immer noch benötigt wurden. 1811 erhielten sie zur Aussaat : 1 Tschetwert³⁹ Weizen, 6 Tschetwerik⁴⁰ Hafer, 1 Tschetwerik Kartoffeln und einen Rubel in bar. Die verspätete Auszahlung des Nahrungsgeldes habe *„mehrere Familien in Verlegenheit gesetzt und sie seien gezwungen gewesen, durch Arbeiten bei den anderen Kolonisten ihren Unterhalt zu verdienen“* gaben die Schulzen in ihrer Antwort zu.

Auf den Vorwurf in Punkt 7, die Ansiedler hätten an Stelle von 40 Rubeln für Anschaffung von Bauholz dieses in Natura erhalten, antworteten die Schulzen, es werde das Geld nach Maßgabe des Fortschreitens beim Bau der Häuser ausbezahlt (wohl um Zweckentfremdung des Geldes zu verhindern) und sie hätten erhalten:

12 Balken vier Faden⁴¹ lang, 21 Sparren zu 3 Faden, 5 Bohlen zu 5 Faden, 16 Scherben⁴² zu 4 Faden, 1 Rundholz zu 3 Faden. Zugesagt waren noch: 5 Sparren, 5 Latten, 4 Scherben und 1 Diele.

Dass das Bauholz *„größtenteils verfault und zu nichts als zum Verbrennen tauglich gewesen“* sei, wurde von den Schulzen insofern bestätigt, als dass sich *„einige*

³⁹ 1 Tschertwert = 210 Liter

⁴⁰ 1 Tschetwerik= 26,289 Liter

⁴¹ 1 Faden= ca. 1,6 Meter

⁴² Bretter?

schadhafte Stücke darunter befunden, so sei aber solches nicht von Belang gewesen“.

In Punkt 27 wird angeführt: „Die ausgesetzten 40 Rubel zum Bau der Häuser sind auch nicht zureichend. Handwerksleute, Arbeitsleute,, Material wie Stroh und Glas sind teuer. Wir haben die sichere Nachricht, dass unsere Kameraden bei O-nessa ganz anders behandelt wurden. Sie haben ihr Gebäude auf Kosten der hohen Krone erbaut bekommen, wer selber daran gearbeitet hat, erhielt seine Bezahlung dafür. Auch haben sie Pflug, Sensen und Kleidungsstücke erhalten.“

Antwort der Schulzen: „ Dass mit den bewilligten 40 Rubeln Baugeld nur alsdann auszukommen sei, wenn zwei oder drei Familien ihre Wohnungen gemeinschaftlich erbauten und die Arbeit selbst verrichteten. Wenn sie aber fremde Arbeiter dabei zu Hilfe nehmen müßten, seien sie nicht im Stande, den Bau mit dem dazu bewilligten Gelde zu bestreiten“.

Punkt 28: „Hierzu kommt noch die üble Lage, dass wir nicht im Stande waren, die nothdürftigsten Nahrungsmittel anzuschaffen, dass wir ganz und gar nicht wissen, woher wir die Mittel nehmen sollen, und die unsrigen die durch die langwierige Reise als auch durch den nun schon zweijährigen Aufenthalt allhier fast ganz entkleidet sind, wieder zu bekleiden“.

In ihrer Antwort mussten die Schulzen zugeben: „Es sei der Wahrheit gemäß, dass nicht viel auf Kleidungsstücke verwendet werden könne. Dass die neuen Ansiedler nur schlecht damit versehen seien und großen Mangel daran hätten“.

Für die Kläger aus Prischib hatten unterschrieben: Schulz **Fritz**, Beisitzer Franz **Sand**, Jakob **Schmidt**, Adam **Stark**.

Für die Schulzen: Johann **Frank**, Peter **Zeiser**, Jakob **Gugenheimer**, Franz **Brecht**, Friedrich **Fust**, Adam **Walter** (Altmontal), Johann **Rembold**. Für das Gebietsamt unterschrieb: Gebietsvorsteher Jakob **Walther**, Gebietsbeisitzer Peter **Zeiser**.

Contenius hatte die rechtmäßige Wahl der Deputierten der Schulzen durch eigenhändige Unterschrift bestätigt.

Daß die vorstehenden 33 Aufträge auf oben so viele Plätze
für von 4 Molotschna Kolonisten, von denen zur Unter-
zeichnung deselben beauftragte 28 Aufträge, Langsitzen und
Deputierten in meiner Gegenwart einstimmig akkordiert
und in ihrem Namen durch die Unterschriften von 8 De-
putierten Bevollmächtigten bekräftigt worden sind.
Solche Bezeugungen ist durch meine eigenhändige Unterschrift.
Molotschna d. 17ten Juny 1812. - Bevollmächtigter Contenius

Aus all dem Gesagten ist es nicht verwunderlich, wenn ein Reisender im Jahre 1816 in einem Reisebericht schrieb: „In den Molotschnaer Kolonien sah ich blei-

*che, in Lumpen gehüllte Jammergestalten aus den dumpfigen Erdhütten hervorkriechen, um sich mühsam an die dringende Arbeit zu machen“.*⁴³ Der Mann hat wohl Einzelfälle herausgegriffen, die Mehrzahl der Kolonisten mit eigener Wirtschaft stand wohl besser da.

Durch den harten Winter 1812/1813, als sogar das Stroh der Häuser an das Vieh verfüttert werden musste und 110 Familien zu verhungern drohten und weshalb die obige Klageschrift erhoben wurde, mussten natürlich mehr Gelder angefordert werden als ursprünglich geplant war. Aus diesem Grunde wurden zwei Revisoren aus St. Petersburg an die Molotschna geschickt um die dortigen Verhältnisse zu prüfen. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass der derzeitige Zustand auf die Kürze der Ansiedlung zurückzuführen sei.

Contentius selbst war dabei, besichtigte jede einzelne Wirtschaft und drohte denen mit Strafe, deren Wirtschaft nicht in ordentlichem Zustande war.

Die Revision erstellte im März 1813 eine Liste von 16 der insgesamt 24 Kolonien an der Molotschna.

Danach besaßen 417 Wirte 182 Pflüge, 316 Eggen, 392 Wagen, 1 200 Pferde, 2 659 Rindvieh, 385 Schafe (davon sind bei Jakob Walther 70 eingetragen), und 695 Schweine.

Auf den ersten Blick ein Widerspruch zu den oben beschriebenen Verhältnissen. Wenn man jedoch diese Revisionsliste genau studiert, dann erkennt man deutliche Unterschiede. Manche Wirte hatten gar kein Pferd oder nur eines oder zwei, andere fünf und einige wenige sogar zehn. Darunter waren jedoch viele Fohlen, die einfach mitgezählt wurden.

Die Vorschrift lautete, dass der Oberschulz nach drei Jahren neu gewählt werden muss. Dabei stellte sich Jakob Walther im Oktober 1813 zur Wiederwahl, obwohl ihm das Amt bestimmt nur Verdruß brachte und eine Last war. Anzunehmen ist wohl, dass Contentius dahinterstand und ihn dazu brachte, weitere drei Jahre dieses verantwortungsvolle Amt zu führen.

Bei der Wahl hatte er einen Gegenkandidaten, Peter Gugenheimer, Schulz in Nassau. Jakob Walter setzte sich durch und wurde für drei weitere Jahre wiedergewählt.

Dass er bei den oben beschriebenen Zuständen seine Gesundheit ruiniert hat, ist aus seinem Abschiedsgesuch von 29. Oktober 1815 ersichtlich, in dem er u.a. schreibt:

„Es ist dem Tutel - Comptoir bekannt, dass ich das Oberschulzenamt im 6ten Jahr in den hiesigen Kolonien verwalte und da ich bei den vielen unerläßlichen Geschäften, welche mit der starken neuen Ansiedlung verbunden waren, meine Gesundheit verloren habe und zu derselben bei den noch immerwährenden viele Geschäften unmöglich wieder vollständig erlangen kann. Indem es die Geschäfte er-

⁴³ Magazin der neuesten Reisbeschreibungen

fordern, dass ich die meiste Zeit mit der Bereisung der Kolonien und im Amtshause zu Molotschna, 25 Werst von meiner eigenen Wohnung und Wirtschaft entfernt zu bringen muss, meine körperliche Schwachheit es aber nicht mehr gestatten will, mich jeden Tag auf Reisen zu begeben oder an fremden Orten mehrere Tage lang ohne die gewöhnliche Kost zu leben und endlich dadurch notwendig das Versäumnis bei den Geschäften entstehen müßte, so habe ich nicht versäumen wollen, dieses dem Tutel – Comptoir alleruntertänigst anzuzeigen und zu bitten, dasselbe wolte gnädigst geruhen, baldmöglichst eine Wahl zu einem neuen Oberschulzen an meiner Stelle zu befehlen, damit keine Geschäfte versäumt werden und ich in dem Cirkel meiner Familie die mir zu meinen Umständen die nötige Ruhe und Pflege genießen könnte.“

1815 – 1825

Mit dem Ende der Amtszeit von Jakob Walther als Oberschulz des Kolonistengebietes rechts der Molotschna wurde ein Kapitel der Einwanderung abgeschlossen und ein neuer Abschnitt im Fortkommen der Kolonisten begann.

Die Zukunft der Neuansiedler, die sich allmählich den neuen klimatischen Verhältnissen angepaßt hatten, war immer noch ungewiß. Für viele weitere Jahre waren sie arm und auf staatliche Unterstützung angewiesen. Diese floß immer spärlicher, denn der russische Staat hatte andere, wichtigere Sorgen.

Mit Alexander I., der als erster nach Katharina, seiner Großmutter, wieder Deutsche als Siedler ins Land gerufen hatte *„kam ein Mann auf den Zarenthron, dessen Charakterzüge schwer einzuordnen waren.“*⁴⁴

Verhätschelt durch seine Großmutter Katharina, von seinem geistig verwirrten Vater, dem späteren Zaren Paul I. mißverstanden und mißhandelt, von einem liberalen Erzieher insgeheim mit der Aufklärung der Französischen Revolution bekannt gemacht, lernte er schon frühzeitig, sich zu beherrschen, seine Gefühle zu verbergen und sich jeder Situation anzupassen, sprich, sich zu verstellen. Rätselhaft erschien er nicht nur seinen Zeitgenossen, sondern heute noch den Historikern, die Schwierigkeiten haben, seine Persönlichkeit zu beschreiben.

Einer seiner Berater charakterisierte ihn: *„Der Zar sei zu schwach, um selbst zu führen, zu stark, um sich führen zu lassen.“*⁴⁵

Er träumte von einer konstitutionellen Monarchie, in der er nur zu repräsentieren hätte und die Regierungsverantwortung bei gewählten Repräsentanten liegen

⁴⁴ Günther **Stökl**: Russische Geschichte

⁴⁵ Ebenda

würde. Sein Vater war Frankreichfan, wie man heute sagen würde, er jedoch wollte ein modernes Russland nach englischem Vorbild schaffen.

Aber es kam anders. Zwei Drittel seiner Regierungszeit war er gezwungen, Kriege zu führen.

Napoleon war dabei, ganz Europa zu erobern, da konnte Alexander nicht abseits stehen. Mit den meisten deutschen Fürstenhäusern war er direkt verwandt, selbst seine Frau war eine badische Prinzessin und seine Mutter die Schwester des Herzogs und späteren Königs von Württemberg, Friedrich. Schon aus diesem Grunde konnte er nicht zusehen, wie Napoleon Europa neu ordnete und diese Fürstentümer zu seinen Vasallen machte.

Eine Zeit wechselnder Bündnisse begann. Mal verband sich Russland mit Österreich und England gegen Napoleon, dann wieder mit Preußen gegen Frankreich. Abenteuer, die mit Niederlagen bei Austerlitz (1805) sowie in anderen großen Schlachten und schließlich doch mit einer Annäherung zwischen Napoleon und Alexander endeten.



Die beiden trafen sich bei der berühmten Zusammenkunft auf der Memel in der Nähe von Tilsit (1807). Hierbei zog Napoleon Russland auf seine Seite, um damit den Rücken gegen England freizuhaben. Nebenbei sei bemerkt, dass Alexander bei dieser Begegnung erreichte, dass Preussen unter der Dynastie der Hohenzollern erhal-

ten blieb und nicht zerschlagen wurde, wie Napoleon es ursprünglich wollte.⁴⁶

Kriege führte Russland gleichzeitig gegen Persien (1804 – 1813) und gegen die Türkei (1806 – 1812), die Russland große Gebietsgewinne brachten, und dazu noch gegen die Schweden, denen er dabei Finnland abnahm. Sein anpassungsfähiges Naturell offenbart sich in einem Brief an seine Mutter: „*Tun wir so, als ob wir fest zur Allianz hielten, nur so können wir die Verbündeten in Sicherheit wiegen. So gewinnen wir Zeit. Kommt die Stunde, so werden wir am Sturz Napoleons in aller Ruhe mitwirken.*“⁴⁷

Die Zeit arbeitete tatsächlich für ihn. Frankreich führte schon lange Krieg gegen England, selbst eine Invasion Englands bereitete Napoleon vor, unterließ sie aber.

⁴⁶ Nikolaus v. **Sementowsky**: Alexander I. von Russland. Alexander appellierte an den Großmut Napoleons und dieser ließ sich bewegen, dem Tilsiter Vertrag einen entsprechenden Paragraphen hinzuzufügen. Am Rande des Schriftstückes brachte er eigenhändig die Bemerkung an: „Mit Rücksicht auf seine Majestät, dem Kaiser von Russland.“

⁴⁷ **Sementowsky**: Alexander I. von Russland

Mit einer Kontinental Sperre zwang er alle europäischen Länder, keine englischen Waren zu kaufen und ihre Häfen für englische Schiffe zu sperren.

Alexander legte diesen Teil des Vertrages mit Napoleon großzügig aus, so dass der Franzose einen Vorwand hatte, insgeheim gegen Russland aufzurüsten, während einflussreiche Kreise von Alexander forderten, den Vertrag mit Napoleon ganz zu kündigen. Das führte dazu, dass in seinem Größenwahn, den er allmählich entwickelt hatte, Napoleon den Plan fasste, in Russland einzumarschieren.

Er stellte eine gewaltige Streitmacht auf, die größte, die es je in der Weltgeschichte gegeben hatte. Mit 600 000 Mann überschritt er Mitte Juni 1812, fast auf den Tag genau wie 131 Jahre später die Deutschen unter einem ebenso größenwahnsinnigen Hitler, den Fluß Njemen.

Unter dieser „Grande Armee“, wie sie genannt wurde, befanden sich nur 200 000 Franzosen, der Rest setzte sich zusammen aus allen Völkerschaften, die Napoleon unterjocht hatte.

34 000 Mann Österreicher, 10 000 Württemberger, 15 000 badische und 20 000 preußische Soldaten mussten die entsprechenden Staaten „beisteuern“.

Auf russischer Seite standen diesem riesigen Aufgebot an Soldaten nur 180 000 Mann gegenüber. Die Franzosen suchten den Kontakt zu den Russen, um sie zu schwächen. Diese jedoch verstanden es, sich ohne größere Verluste zurückzuziehen. Sie wollten Napoleon ins Leere laufen lassen, was ihnen auch hervorragend gelang. Nur einmal kam es zu einer größeren, für beide Seiten sehr verlustreichen Schlacht bei einem kleinen Dorf, Borodino, etwa 80 km vor Moskau.

Alexander hatte einen exzellenten Berater, einen preußischen General, der mit vielen anderen Offizieren, die nicht für Napoleon kämpfen wollten, in der russischen Armee Aufnahme fand. Es war der heute noch berühmte Stratege Clausewitz.

Er war es, der den Zaren überredete, Napoleon mit seiner Armee in die Weiten Russlands zu locken und sie dadurch empfindlich zu schwächen.

Der Plan hierzu stammte allerdings von einem anderen Deutschen, Georg Cankrin. Er machte Karriere am Petersburger Hof und veröffentlichte im Jahre 1808 eine Broschüre in französischer Sprache: „Fragmente über die Kriegskunst nach Gesichtspunkten der militärischen Philosophie.“ Darin entwickelte er einen Operationsplan, der bei der Unterlegenheit der eigenen Truppen die Weite des russischen Raumes ausnutzt. Bei einem kontrollierten Rückzug würden sich die Nachschubwege des Angreifers verlängern und dieser Nachschub bei gleichzeitiger Vernichtung der Felder und Nahrungsmittel entscheidend erschwert. Wer heute logisch darüber nachdenkt, muss sich fragen, warum Napoleon trotzdem in Russland einfiel, denn er musste doch Kenntnis von dieser Schrift gehabt haben.

Oder wurde sie ihm vorenthalten? Selbst dann müßte er doch als erfahrener Stratege mit der Möglichkeit gerechnet haben, der russische Gegner würde die ungeheure Weite des Landes in seine Strategie einplanen. Ein ungelöstes Rätsel der Weltgeschichte?

Cancrin wurde 1824 Finanzminister und blieb dies 25 Jahre lang.⁴⁸

Es kam so, wie es Clausewitz und Cancrin vorhergesagt hatten. Die russische Armee hinterließ keine Vorräte bei ihrem Rückzug, die Saat wurde vernichtet und die Bewohner folgten der Armee.

Die „Grande Armee“ schrumpfte immer mehr, die Verluste waren auch ohne Kämpfe riesengroß. Trotzdem wurde am 14. September Moskau erreicht, das jedoch gleich in der ersten Nacht nach der Ankunft der Franzosen in Brand gesteckt wurde.

6 500 Häuser, alle aus Holz, wurden Opfer der Flammen.

Einen Monat später, am 19. Oktober, entschloß sich Napoleon zum Rückzug, um während des Winters in Polen eine bessere Versorgung seiner Truppen gewährleisten zu können. Es sollte aber ganz anders kommen.

Die Russen verfolgten die französische Armee gnadenlos und nach dem berühmten Übergang über die Beresina, bei dem sie fast ganz aufgegeben wurde, erreichten nur noch kümmerliche Reste der einst großen Armee Napoleons ihre Heimat Frankreich. Von 15 000



^{v48} Wellenkamp: Silberrubel für Russland, Cancrin. Nicht umsonst wurde dieser Deutsche 1823 für viele Jahre russischer Finanzminister. Gegen große Widerstände konnte er viele Neuerungen durchdrücken. So bereitete er z.B. die Aufhebung der Leibeigenschaft durch entsprechende Veröffentlichungen vor. Verschiedene Probleme, die er lösen mußte, kommen uns heute irgendwie bekannt vor:

Er forderte eine „möglichst gleichförmige, wohlhabende Bevölkerung“. Einen allgemeinen Wohlstand könne man aber nur dadurch erreichen, wenn die Finanzverwaltung nicht nur durch Mehrung der Steuereinnahmen, sondern gleichzeitig auch die Förderung der Wirtschaft im Auge habe.

Mit rigorosen Sparmaßnahmen konnte er einen ausgeglichenen Staatsetat vorlegen, obwohl er immer wieder für diverse Kriege Geld locker machen mußte.

Er schaffte z. B. den Papierrubel ab. Ein Übel, das auch unseren deutschen Kolonisten in der Ansiedlungszeit sehr zu schaffen gemacht hatte, indem sie Papierrubel als Zehrgeld bekamen, durch den Wertunterschied beim Wechseln in Silberrubel sich jedoch betrogen fühlten. Cancrin setzte den Kurs für die Währungsreform fest: 1 Silberrubel = 3,5 PapierRubel. Typisch für ihn war seine erste Bewährungsprobe im Dienste des Zaren: Dieser schickte ihn zu den Finanzverhandlungen beim Wiener Kongreß nach Wien. Dort verlangten die Verbündeten Russlands für die Verpflegung der russischen Truppen während der Kriegsjahre gegen Napoleon eine Viertelmilliarde Rubel als Entschädigung. Cancrin als Generalintendant des Westtheeres hatte jedoch alle Rechnungen aufbewahren lassen, legte sie vor und konnte so erreichen, daß Russland nur 60 Millionen Rubel zu zahlen hatte.

Diese etwas ausführlichere Beschreibung Cancrins hat seinen Grund darin, daß der Name Cancrin im weiteren Verlauf dieses Buches noch einmal erscheinen wird.

Mann ist in der Geschichtsschreibung die Rede.

Napoleon war schon vorher nach Paris geflohen. Es gelang ihm, erneut eine Armee mit einer Viertelmillion Mann aufzubauen und damit bis Polen vorzudringen. Diesmal jedoch hatte er die verbündeten Armeen Russlands, Preußens, Österreichs, Schwedens gegen sich und auch Bayern, Württemberg und Sachsen hatten sich ihnen angeschlossen. Dieser Übermacht war die französische Armee nicht gewachsen und nach der verlorenen „Völkerschlacht bei Leipzig“ (16. – 19. 10. 1813) war das Schicksal Napoleons besiegelt.

Der Rest des Krieges spielte sich auf französischem Territorium ab, im März 1814 marschierten die Truppen der Koalition in Paris ein.

Napoleon musste abdanken, wurde auf die Insel Elba verbannt, kam aus dieser Verbannung noch einmal zurück nach Frankreich, stampfte wiederum eine Armee aus dem Boden, gewann sogar noch einige Schlachten gegen die Koalition, um dann bei Waterloo endgültig geschlagen zu werden. Sein unrühmliches Ende in der Verbannung auf der Insel St. Helena ist hinlänglich bekannt. Er starb 1821.

Beherrschte England nun die Weltmeere, so war Alexander I. der tonangebende Herrscher in Europa. Verwandt und verschwägert mit vielen Fürstenhäusern in ganz Europa, konnte er darauf vertrauen, dass ohne Anlehnung an Russland keine Politik gemacht werden konnte. Auf dem Wiener Kongreß 1815 brachte er es fertig, dass Österreich und Preußen zusammen mit Rußland eine „Heilige Koalition“ bildeten. Darin verpflichteten sich die Monarchen dieser Länder zu einer Politik im Sinne der christlichen Religion und der Heiligen Schrift.

Es steht aber auch in dem Abkommen, dass die drei Länder in Brüderlichkeit verbunden bleiben und sich in dieser Brüderlichkeit gegenseitig Beistand leisten, auch bei Rebellionen und Aufständen.

Hier zeigt sich der zweiseitige Charakter Alexanders. Einerseits förderte er Sektierertum und Bigotterie (er selbst neigte schon immer dazu) und andererseits verstand er es meisterhaft, wie im Falle der „Heiligen Allianz“, diese Veranlagung mit Realpolitik zu verbinden. Das heißt, er hatte nun Verbündete bei der Abwehr republikanischer Einflüsse, wie sie von England und Frankreich herüberschwappen könnten. Eine radikale Abkehr von der liberalen Einstellung, die er am Anfang seiner Regierungszeit hatte.

Dieser Ausflug in die Geschichte, kurz und notgedrungen oberflächlich dargestellt, war nötig, um deutlich zu machen, warum die Hilfsgelder in die Kolonien der deutschen Einwanderer immer spärlicher flossen.

Die ewige Kriegsführerei brachte wohl außenpolitische Erfolge, im Innern änderte sich überhaupt nichts. Wirtschaft und Handel erholten sich von den Kriegslasten, dabei blieb es aber auch. Fortschritt war keiner zu erkennen. Die Adligen wurden für ihre Heldentaten in den Kriegen mit zum Teil großen Gütern und Landsitzen belohnt und was die Leibeigenen hierbei erwirtschafteten, wurde verpraßt. Die freien Bauern blieben arm und in den Städten wuchs durch die langsam sich entwickelnde Industrie ein „Proletariat“ heran, das hundert Jahre später den Nährboden einer die Weltgeschichte verändernden Revolution bilden sollte.

Während der Regierungszeit Alexanders wurden insgesamt 5 Millionen Rubel für die ausländischen Ansiedler ausgegeben, also nicht nur für deutsche, es waren ja auch noch Bulgaren, Griechen, Serben, Juden, Schweden und Schweizer gekommen. Rund 4 Millionen mussten nach Ablauf der Freijahre zurückgezahlt werden.

Bis dahin war noch ein weiter Weg für unsere Kolonisten an der Molotschna. Sie hatten noch viele Probleme zu bewältigen. Der Hausbau kam schleppend voran, Heuschreckenplage, Viehseuchen, Mißernten und Krankheit lösten sich ab.

Während dieser Zeit erfüllte Jakob Walther seine Pflicht als Oberschulz.

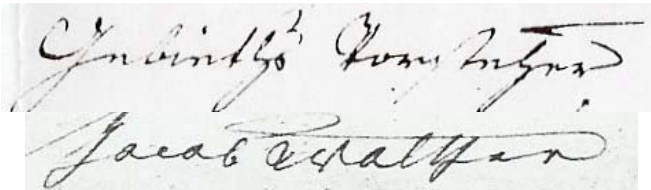
Von Krankheit gezeichnet hatte er seinen Abschied am 29. Oktober eingereicht, zufällig zur Zeit der Entmachtung Napoleons, dessen Erscheinen und dessen Politik der Grund seiner und aller Kolonisten Auswanderung war.

Seinem Wunsch wurde entsprochen, darüber liegt folgendes Dokument vor:

„Der Bitte des Molotschansker Oberschulzen wird entsprochen. Es ist dem Kontor bekannt, dass der Oberschulz Jakob Walther im Laufe von sechs Jahren seine Arbeit ehrlich ausgeführt hat.

Das Kontor wird den Zeitpunkt der Wahl eines neuen Oberschulzen festsetzen und danach den Oberschulzen Walther entlassen.

Zuvor muss noch eine Revision abgehalten werden, da gleichzeitig auch der Gebietsschreiber Tretwig um seine Entlassung gebeten hat.“

A photograph of a handwritten signature in cursive script. The signature is written in dark ink on a light-colored, slightly aged paper. The name 'Jakob Walther' is clearly legible at the bottom of the signature.

Ein Beweis für die These, dass Jakob Walther sein Amt gewissenhaft und gerecht ausgeführt hat, wie an anderer Stelle mehrfach beschrieben.

In dem Gemeindebericht von Kostheim,⁴⁹ der über die Gründerjahre Auskunft gibt, heißt es:

„Der Boden ist für den Getreideanbau fruchtbar. Die Bewohner von Kostheim haben sich im Ackerbau vor allen anderen Kolonien ausgezeichnet (Walther). Auch in Rücksicht der gesellschaftlichen Eintracht zeichnete sich Kostheim aus und die Polizei hatte selten nötig einzuschreiten. Das sogenannte Krakeelen konnte keinen festen Fuß fassen, es lag wohl an einigen richtigen Tonangebern.“ (Wobei bestimmt wiederum Jakob Walther gemeint sein könnte).

Es liegen leider keine weiteren Dokumente vor, aus denen zu ersehen ist, wie Jakob Walther sein Oberschulzenamt ausführte, aber dem bisher Gesagten braucht nichts mehr hinzugefügt werden. Allem ist zu entnehmen, dass ihm Gerechtigkeit über alles ging.

⁴⁹ **Malinowski:** Die deutschen katholischen Kolonien am Schwarzen Meer.

Weiter steht in dem Gemeindebericht:

„Im Jahre 1818 sind bei Jakob Walther die ersten Äpfel im ganzen Gebiet zur Reife gekommen. Im Jahre 1820 legte Jakob Walther den ersten Obstgarten an. Und da derselbe reichlich lohnte, so legten auch 1826 dreißig andere Wirte solche an.“

Er machte sich also die Ansicht von Contenius zu eigen, der schon all die Jahre mit mäßigem Erfolg auf die Kolonisten einpredigte, Bäume nicht nur zur Verbesserung des Klimas anzupflanzen. Es war sehr schwer, den vielen sturen, uneinsichtigen Bauern klarzumachen, dass sich nur Geduld bei der langwierigen Pflege der Bäume auszahlt.

Nachfolger von Jakob Walther als Oberschulz wurde Heinrich Möllmann, der bisherige Schulz von Grüntal, der Kolonie, die einst zum Schutze der Gemeindegemeinschaft angelegt worden war. Möllmann hatte seine Wirtschaft in Prischib verkauft und sich dafür in Grüntal angesiedelt. Er war schon mit den ersten Siedlern im Jahre 1804 eingewandert. Er kam aus dem Mecklenburgischen.

Dieser Möllmann führte ein strenges Regiment. Die Instruktionen, an anderer Stelle bereits eingehend beschrieben, legte er wahrscheinlich enger aus als Jakob Walther, sein Vorgänger. Auch menschlich scheint er ganz anders gewesen zu sein. Und nicht sehr beliebt bei den Kolonisten, wie einige Vorkommnisse bezeugen.

Möllmann war nicht arm, er besaß bereits 1811 laut Revisionsbericht 25 Pferde, 13 Rinder, 6 Schafe und 19 Schweine.⁵⁰ Man darf wohl annehmen, dass er es inzwischen auch zu einer beträchtlichen Zahl von Schafen gebracht hat, denn schließlich war hier in Grüntal die Bezirksschäferei eingerichtet worden. Die Stimmung war allgemein gegen Möllmann. Nur so läßt sich erklären, dass im Jahre 1818 im ganzen Bezirk sogenannte Schmähchriften⁵¹ kursierten, die in satirischer Form die Zustände dort beleuchten sollten. Sie wurden mehrfach abgeschrieben und dann weitergereicht.

Als Urheber konnte nur der ehemalige Oberschulz Jakob Walther in Frage kommen, denn Stil und Schreibweise lenkten gleich den Verdacht auf ihn. Protokoll vom 11. Oktober 1818:

„Heute wurde der Jakob Walther aus Kostheim im Beisein des gesamten Gebietssamtes vernommen, weil das Gebietsamt den Verdacht auf denselben hegte über die ausgestreuten Schmähchriften, dass dieselben in seinem Hause verfertigt und ausgestreut worden wären, worauf Jakob Walther folgendermaßen erklärte:

„Ich, Jakob Walther, bin 36 Jahre alt, lutherischer Religion und bin in Kostheim eingeschrieben und habe meine eigene Wirtschaft daselbst und erkläre hiermit,

⁵⁰ **Stumpp:** Die Auswanderung der Deutschen nach Russland

⁵¹ Siehe Anhang

dass die ausgestreuten Papiere in meiner Behausung nicht ausgefertigt worden sind“.

Er beteuert dann in dem Protokoll, er hätte diese Papiere von verschiedenen Leuten bekommen, sie wohl in seinem Hause abgeschrieben und auch anderen zum Abschreiben gegeben. Danach habe er sie persönlich Möllmann überreicht.

„Dass ich dieselben abgeschrieben habe, das gebe ich zu, da ich aus früheren gefundenen Papieren von anderen Leuten verschiedenes gehört habe, aber auch keinen rechten Grund gewußt, so habe ich dasselbe abgeschrieben, um es genau zu wissen. Dass dies meine eigen Aussage ist, bescheinige ich mit meiner eigenen Unterschrift.“

Dies ist so verklausuliert geschrieben, dass man annehmen muss, Jakob Walther war doch der Verfasser dieser Schmähschriften.

So empfand es wohl auch Möllmann, denn in einem Schreiben an das Komptoir führt er unter anderem an:

„Das Gebietsamt erlaubt sich, dem Jekaterinoslawischen Amte höflichst das Untersuchungsprotokoll des Jakob Walther und des Mathias Werner zu übersenden und dabei zu bemerken, dass der Jakob Walther sich durchaus nicht ruhig verhalten will, obgleich ihm der Herr Collegienrath von Lanow, der Richter des Jekaterinoslawischen Komptoirs, Herr IRat Fedajew und selbst seine Exzellenz, der Herr Generallieutenant von Inzow Aufforderung zu ruhigem Betragen gegeben haben.

Da aber selbst diese Ermahnungen bei dem Jakob Walther fruchtlos bleiben, weil Walther mit seinen Schmähschriften eine Hauptrevolution erreichen will und sich zusammen mit Nikolaus Schrecker sich gesetzwidrigen Betragens bedient und Schmähschriften gemacht hat gegen die Ortsbehörde und sogar die höhere Behörde nicht verschont und sie beleidigt hat und dadurch das Gemeinwohl zur Empörung und zu einer Revolution zu reizen sucht. Obwohl Walther es nicht eingestanden hat, so hat es sich klar erwiesen, dass Walther der Autor und Nikolaus Schrecker der Schreiber gewesen sind. Ferner hat ja Walther gestanden die Schmähschriften abgeschrieben und dem Werner zur Weiterverbreitung übergeben zu haben. Da diese beiden Menschen der Kolonie gefährliche Menschen sind, keine Ruhe geben wollen und auch den Befehlen der höheren Behörde nicht gehorchen und auch noch andere Menschen ihnen dabei behilflich sind, so findet sich das Amt gezwungen, das Komptoir gehorsamst zu bitten, dass die Kolonie einmal von solchen ruhestörenden Menschen befreit werden möchte, die bloß darauf aus sind, die Kolonie in größte Revolution zu setzen. Denn wenn das Amt sich stets von solch gesetzwidrig handelnden Menschen die größte Beleidigung und Schmähung zufügen lassen muss, dadurch wird das Amt in der Durchführung seiner Geschäfte gehemmt, weil es sich mit unruhigen und sich gesetzwidrig betragenden Menschen beschäftigen muss.

Deshalb wiederholen wir nochmal unsere Bitte, damit diese beiden Menschen Jakob Walther aus der Kolonie Kostheim und Nikolaus Schrecker aus dem Dorfe Mo-

lotschna von den Kolonien entfernt werden möchten, damit endlich Ruhe und Ordnung in Kolonien gesichert werden möchte.

Gez. Gebietsvorsteher Möllmann, Gebietsbeisitzer Fust, Gebietsbeisitzer Rieker.“

In einem weiteren Rapport schreibt Möllmann:

„Das Amt teilt dem Komptoir mit, dass das Amt sich genötigt fühlt, den Jakob Walther aus Kostheim einzuziehen als den Hauptrebell der Molotschnaer Kolonien. Weil aber des Gefängnis noch nicht fertig ist, wo derselbe bis zur Ankunft des obersten Richters, Herrn Rath Fedajew, eingesperrt werden könnte, so beschloß das Amt, den Jakob Walther so lange nach Orechow zu schicken.“

Weiter steht in diesem Schreiben, dass Jakob Walther bereits am 14. Oktober von den russischen Behörden in Orechow wieder zurückgeschickt worden war. Darüber beschwert sich Möllmann beim Komptoir und unterstellt den russischen Behörden, dass die deutschen Kolonien somit auch in anderen Fällen, z.B. bei Raub oder Mord, von dort keine Unterstützung zu erwarten hätten.

Der Brief schließt mit den Worten:

„Es wird gebeten, dass das Komptoir dafür sorgen möchte, dass die Landpolizei in Orechow dem hiesigen Amte Unterstützung gegen sich gesetzwidrig verhaltende Menschen gewähren möge wie andere russische Ämter auch, indem wir doch alle als Einwohner dieses Landes unter dem Schutze seiner kaiserlichen Majestät sind“.

Leider muss an dieser Stelle gesagt werden, dass bis jetzt nicht bekannt ist, wie der Prozeß gegen Jakob Walther ausgegangen ist. So erfreulich es ist, dass man jetzt aus den Archiven in der Ukraine Dokumente aller Art bekommen kann, so bedauerlich ist es, dass diese oft unvollständig sind.

Der Privatkrieg zwischen Jakob Walther und seinem Nachfolger im Oberschulzenamt hatte damit noch kein Ende gefunden, er wurde sogar noch durch ein weiteres Vorkommnis verschärft:

Jakob Walther bekam im Februar des Jahres 1818 Besuch aus Deutschland. Es besuchte ihn ein Vetter mütterlicherseits, ein Johann Georg Meermann aus Gernsbach in Baden. Er hatte einen Reisepaß bei sich, ausgestellt in Riga. Diesen Reisepaß legte Jakob Walther dem Fürsorgekomitee, wie es nun offiziell benannt wurde, vor und sogar der Obrichter, Generalleutnant Inzow, von dem später noch die Rede sein wird, bekam ihn zu Gesicht. Dabei wurde Jakob Walther nahegelegt, für ein längeres Bleiben dieses jungen Mannes in den Kolonien einen Aufenthaltspaß zu beantragen.

Den Reisepaß verwahrte Jakob Walther in seiner Wohnung in Kostheim. Dort kam er unter mysteriösen Umständen abhanden. In einer Bittschrift schreibt er:

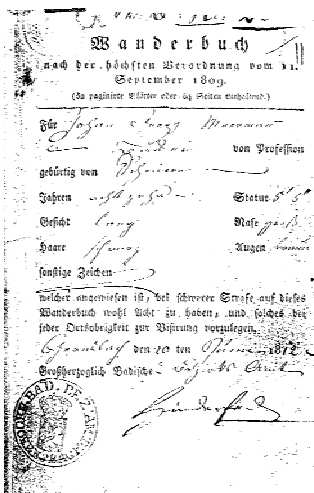
„... dieser gütigen Anweisung zu folgen, wollte ich auch sogleich den alten Paß dorthin abschicken. Als ich aber den andern Tag aus Molotschna vom Besuch bei seiner Exzellenz Contenius nach Hause kam und den Paß aus meiner Schreibtafel hervorsuchte, war derselbe zu meinem größten Leide nicht mehr vorhanden. Ich klagte meine Not seiner Exzellenz Contenius, welcher mir den gütigen Rat erteilte, mich schriftlich deshalb an das Komitee zu wenden, welches sich auch nicht er-mangeln werde, meinem Anverwandten einen neuen Paß zum Aufenthalt in meiner Familie zu erteilen, zumal derselbe gesonnen ist, zusammen mit mir auf einen an-deren Ansiedlungsplatz oder zurück ins Ausland zu ziehen.

Dieser Brief ist datiert von 22. Oktober 1818, also zur gleichen Zeit, da die Affäre mit den Schmähschriften stattfand.

Am 5. Januar 1819 war die Paßangelegenheit immer noch nicht ausgestanden, denn in einem Brief an Contenius beklagt Jakob Walther weitere Schikanen durch Möllmann:

Er schreibt darin, dass er den im Beisein von Möllmann erfolgten Rat befolgte und eine Bittschrift (s. oben) an das Fürsorgekomitee richtete, die er dem Möllmann übergab.

Der Brief an Contenius lautete weiter:



„Am 2. Januar wurden ich und mein Vetter ins Gebietsamt gerufen und uns ein Befehl publiziert, dass mein Vetter bei mir nicht bleiben könne, sondern dem Melitopolischen Landgericht übergeben werden soll, welches alsdann über ihn wie über Leute, die keinen Paß haben, verfügen werde. Der Befehl ist auf einem Papier geschrieben, wie ich es noch nie beim Comptoir gesehen habe. In der Übersetzung hat man mich gleichzeitig zum Spott mit dem Vornamen Isaac tituliert. Unterschrieben war dieser Befehl von dem Richter Babiersky. Ich sehe daraus, dass ich auch bei dem neuen Richter schon verleumdet bin und ich keine Aussicht habe, als mich so bald wie möglich von hier zu entfernen, das wird dann der Dank für meine Bemühung bei der Ansiedlung sein.“

Ferner beschreibt Jakob Walther in diesem Brief, dass er sich entschlossen habe, selbst nach Jekaterinoslaw zu fahren, um das noch vorhandene deutsche Wanderbuch seines Veters gegen einen gültigen Paß umzutauschen. Er befürchtete nämlich „dass dann dieses Dokument auch noch vollends verloren gehen wird und ich noch größere Unannehmlichkeiten bekommen werde“.

Zum Schluß enthüllt er:

„Es halten sich Leute in den Kolonien auf, welche gar keine Pässe hergebracht haben. Dies hat aber bei Möllmann nichts zu bedeuten, nur mir sucht man das Leben zu erschweren. Ich soll gezwungen werden, davongehen zu müssen, dieser Ausdrücke bedient sich Möllmann öffentlich.

So hat er auch schon einen Arbeiter aus meinem Hause vertrieben, der aus der Krim war. Er sagte ihm, wenn er von mir ausziehe, so könne er bleiben, wo er wolle. Wenn aber nicht, so müsse er in die Krim zurück. Was soll ich also hier noch machen, klagen hilft nichts. Wir sind also gänzlich den niederen Leidenschaften dieses Mannes unterworfen und müssen uns gleich Leibeigenen behandeln lassen.“

Durch Vermittlung von Contenius, der sich an die gute Zusammenarbeit mit Jakob Walther während dessen Tätigkeit als Oberschulz gern erinnerte, gelang die Ausstellung eines Passes doch noch. Das dafür einbehaltene Wanderbuch des Johann Georg Meermann ist in den Akten des Fürsorgekomitees heute noch erhalten und liegt als Kopie vor. Heute würde man ein solches Vorkommnis Mobbing nennen.

Die Machtfülle des Oberschulzen beruht auf den „Instructionen“, über die an anderer Stelle ausführlich berichtet wurde.

Der Oberschulz hatte jederzeit das Recht, Züchtigungen zu verordnen, faulen Wirten die Wirtschaft wegzunehmen und sie zur Fronarbeit zu verurteilen.

„Körperliche Züchtigung war nichts Seltenes. Auch für ganz leichte Vergehen blieb sie manches Mal nicht aus. Fuhr der Oberschulz durch das Dorf und sah Schmutz vor dem Haus, auch wenn es Zimmerkehricht war, gelber Sand mit Kernschalen von Sonnenblumen, so ließ er den Wirt hinlegen und sein Kosake, der ihn ständig als Vorreiter begleitete, haute ihm 5 – 10 Schläge mit der Knute herunter.

Dabei musste der Bruder die Hosen herunterlassen, damit diese nicht platzten und er die Schläge auf bloßer Haut besser spürte. Hatte der Bauer seine Schläge, so machte er sich an seine Weibsleute heran und haute die durch, weil sie Schuld trugen und den Kehrlicht auf die Straße geworfen hatten.

Wie spricht ein Bauer der alten Zeit? Eines fällt gleich auf, wenn man einen 88jährigen Greis, der noch bei vollem Verstand ist, über die Vergangenheit erzählen hört. Das eigene Ich verschwindet gänzlich, er kennt nur das „Muss“, wenn vom Oberschulzen, vom Bürgermeister oder sonst welchen Beamten die Rede ist.“

Fuhr der Oberschulz oder ein Beamter durchs Dorf, so hatten die Bürger sich zu verbeugen und die Kappe zu ziehen oder sie mussten, wenn sie mit dem Fuhrwerk fahren, vom Sitz aufstehen und ebenfalls die Kappe ziehen. Bei Mißachtung dieser Vorschrift gab es einen Tag Arrest. Dieser Brauch soll sich bis in dieses Jahrhundert hinein erhalten haben, um Disziplin und Achtung dem Amt gegenüber zu wahren.

ren.⁵² Dies wurde über die Kolonien im Odessaer Gebiet geschrieben, warum sollte solches nicht auch an der Molotschna üblich gewesen sein?

Der Bericht im Unterhaltungsblatt von Ernst Walter spricht an verschiedenen Stellen ebenfalls von Respektlosigkeit der Obrigkeit gegenüber und von Ungehorsam.

Als Beispiel der damaligen Bestrafung sollen folgende Akten dienen, die im Archiv in Odessa gefunden wurden und hier zum ersten Mal veröffentlicht werden:

Akta

Des Marienthaler Schulzenamtes über die Wirthschaftsübergabe des Joseph L. an Carl K.

Angefangen 10. Nov. 1855

Beendet den 16 Oktober 1859

Enthält Blätter 10

... nachstehender Strafen unterworfen worden, hat sich derselbe dennoch nicht gebessert als

1. Joseph L. für Diebstahl mit 5 Rutenhieben
2. Für zugefügten Schaden 15 Rutenhiebe
3. Wegen Schlägerei 5 Rutenhiebe
4. Wegen Nichtentrichtung der Abgaben 1 Tag Arbeit
5. Wegen Vernachlässigung der Umzäunung 6 Kopeken
6. Für Vernachlässigung der Gebäudeumzäunung 36 Kopeken Strafe
7. Für Vernachlässigung des Anwesens 3 Tage Arbeit
8. Für Vernachlässigung der Wirthschaft 1 Rub. 50 Kopeken
9. Für nicht Abtragung der Magazinf Früchte 10 Kopeken Strafe
10. Für nicht versäen des gesetzlichen Quantums Getreide 2 Tage Arbeit
11. Für Nichtinstandhaltung der Wirthschaft 26 Kopeken Strafe
12. Für Ungehorsam 10 Kopeken Strafe

Weil aber alle diese Strafen fruchtlos geblieben sind, so findet sich die Gemeinde gezwungen und weil sich keine anderen Erben zu dieser Wirthschaft finden, solche dem Joseph L. abzunehmen und dem hiesigen Kolonisten Carl K., welcher keine Wirthschaft besitzt, aber eine solche zu haben wünscht, ein rechtschaffener Wirth und ein Mann von guter Aufführung ist und sich dadurch die Mittel zur Betreibung einer Wirthschaft erworben hat, zu übergeben.

⁵² **Brendel:** Aus deutschen Kolonien im Kutschurganer Gebiet. Geschichtliches und Volkskundliches.

Folgende Strafen über einen anderen Kolonisten sind außerdem in diesen Akten zu finden:

1. Wilhelm S. für Diebstahl mit sieben Rutenhieben
2. Für Schlägerei drei Tage Strafarbeit
3. Für Vernachlässigung der Herde als Hirt 1 Tag Strafarbeit.
4. Für Tabakrauchen 1 Tag Arbeit
5. Wegen nicht entrichteter Abgaben 1 Tag Arbeit
6. Für Ungehorsam und Beleidigung 75 Kop. Strafe

Dass selbst Jakob Walther während seine Amtszeit als Oberschulz mit solchen Vorkommnissen konfrontiert worden war, belegt Folgendes aus dem Jahre 1815, worüber im Archiv in Odessa zwei interessante Dokumente gefunden wurden:

„Es erschien unter dem heutigen Tage (11.11.1815) der bisher als Amtsschreiber gediente Ernst Tretwig und führte gegen den Oberschulzen Jakob Walther folgende Klage (gekürzt wiedergegeben weil zu umfangreich):

Der Oberschulz Walther habe ihm am 22., September geschrieben, dass er sich um einen anderen Amtsschreiber umgesehen habe und forderte ihn auf, bis zum 1. November die jährlich anzufertigenden Jahresabschlüsse bei ihm abzuliefern.

Als dies am 11. November noch nicht geschehen war, kam der Oberschulz mit vier Mann und dem Schulzen von Molotschna (Prischib), Martin Allgeyer, in die Stube von Tretwig. Auf die Frage, ob die Papiere endlich fertig seien, soll dieser sie zusammen mit einem Brief dem Oberschulzen übergeben haben.

Jener aber „habe ihm keine Antwort gegeben, sondern ihn, Tretwig, auf die Bank am Ofen geworfen und ihm mit geballter Faust zwei Hiebe ins Gesicht geschlagen,

so dass ihm das Blut aus der Nase gestürzt sei und er für einen Augenblick die Besinnung verloren habe. Er, Tretwig, habe, um das Blut zu stillen, nach einem Handtuch gegriffen und ihm gesagt: ‚Die Ursache, warum Sie mich schlagen ist lediglich die, dass Sie Ihren Vorsatz, mit meiner Frau Ehebruch zu treiben, nicht vollführen können. Würde ich Ihnen dies gestattet haben und hätte ich Ihre Wünsche erfüllt, stünde ich in besserem Ansehen bei Ihnen.‘



Der Oberschulz Walther habe hierauf der Wache zugerufen: ‚Fort mit ihm ins Amtshaus, ich will dich Schurken lehren, dass ich dein Vorgesetzter bin und dein liederliches Weib ins Halseisen stecken und morgen dich mit Sack und Pack aus dem Hause werfen kann.‘ Darauf sei er, Tretwig, mit der Wache gegangen, habe aber zuvor geeilt, diesen Vorfall anzuzeigen. Der Assessor des Melitopolischen

Niederlandgerichts, Kotunowsky, habe ihn noch blutend gesehen, seinen Unwillen über diese Mißhandlung zum Ausdruck gebracht und zu erkennen gegeben, dass er sich für ihn verwenden wolle“.

Mit Datum vom 13. September verteidigt sich der Oberschulz in mehreren Punkten. Zum ersten habe der Schreiber in einem sehr unhöflich gehaltenen Brief den Dienst aufgekündigt. Er, Walther, habe Treschwig schon seit langer Zeit wegen schlampiger Anfertigung der jährlichen Listen und der Familienbücher gerügt und seine Absetzung zum 1. November bestimmt, was vom Tutelcomptoir genehmigt worden war.

Auch von diesem sei gerügt worden, dass die Listen noch nicht abgeliefert worden seien. Am 11. November habe er bis 2 Uhr vergebens gewartet, „so ließ ich den Dorfschulzen mit vier Mann rufen, um die Papiere, an welchen keine Arbeit versäumt werden darf, beim Schreiber Tretwig selbst abzuholen.

Bei meinem Eintritt in die Stube mit meinen Leuten fragte ich ihn, warum er die Papiere nicht abliefern, wobei er mir ein Schreiben mit der Erklärung übergab: ‘Hier steht alles drin, die Papiere übergebe ich Ihnen nicht.’

Als ich ihm sagte, ich verlange dies als Ihr Vorgesetzter, sagte er mir, er habe mich nie als Vorgesetzten angesehen, ich wäre auch nur ein Kolonist wie er auch und nichts weiter. Auf diese Erklärung hin geriet ich in Zorn und gab ihm zwei Schläge mit der flachen Hand ins Gesicht, worauf ihm sofort die Nase anfang zu bluten. Er erklärte mir darauf, dass ich ihm nur deshalb feind sei, weil ich mit seiner Frau nicht hätte Ehebruch treiben können, worauf ich nur erwiderte, dass dies unwahr sei und seine Frau allgemein bekannt sei, dass dies jeder bei ihr ohne einige Mühe erlangen könne.

... Dass ich durch die Faulheit und Nachlässigkeit des Schreibers größte Unannehmlichkeiten bekommen habe und derselbe seit geraumer Zeit für Grobheiten und Bosheiten gegen mich als auch gegen Euer Hochwohlgeboren bekannt ist.“

Diese - aktenkundige - Begebenheit wirft durch einen winzig kleinen Spalt ein Licht auf die sittlichen Zustände jener Anfangszeit unsere Kolonien.

Jakob Walter musste sich während seiner sechsjährigen Tätigkeit als Oberschulz mit vielen solcher Dinge herumschlagen und kämpfte vergeblich gegen Mißstände an, die im ganzen russischen Reich und im Besonderen in den Kolonien zweifellos an der Tagesordnung waren. Er wußte auch genau über die Korruption unter den russischen Beamten Bescheid - auch Teile der eigenen deutschen Selbstverwaltung waren mit diesem Virus infiziert – er selbst war nur zu oft damit konfrontiert und nun, da er sein Amt los war, ergriff er jede Gelegenheit, dagegen anzukämpfen und Ungerechtigkeiten anzuprangern. In diesem Zusammenhang sei auf die Anekdote in den weiter oben abgedruckten "Schmähschriften" hingewiesen, in der Jakob Walter (?) schreibt: „Solange, wie noch die Molotschnaja Butter, Schinken und anderes produziert und die Gemeindegeldschäfferei fette Hammel liefert, solange wird der Verkehr zwischen den Kolonien und Jekaterinoslaw bestehen.“ Ein weiterer Hin-

weis auf solche Zustände findet sich in einer Erzählung⁵³ über eine deutsche Kolonie in der Krim. Darin läßt der Autor die Hauptfigur sagen: „... daraus wird nichts. Er ist Ausländer (es handelt sich um die Anstellung eines Lehrers) und mit seinen Papieren steht's nicht, wie es sein soll und zudem wird bei Euch die Schule auch vom russischen Inspektor besucht. Da kann kein Deutschländer angestellt werden.“ „Das stimmt freilich“ antwortete der Andere, „aber wißt Ihr, wenns unser Dorf mal partout will, dann fahren wir zum Inspektor und bringen ihm seinen Wintervorrat an Butter oder Schinken ins Haus und dann sieht und hört er nichts von Ungesetzlichkeit.“ Beide lachten. „Da habt Ihr recht, mit sowas schmiert man den Herren die Augen zu, dass sie Heu und Stroh nicht voneinander unterscheiden können.“

Es sind noch weitere Berichte über Oberschulzen anderer Kolonistengebiete bekannt, in denen das Schicksal von Männern beschrieben wird, die sich durch Strenge bei gleichzeitigem Gerechtigkeitssinn auszeichneten, von der Obrigkeit jedoch nicht lange geduldet blieben.

Über ein solches Beispiel berichtet Konrad Keller: „Im Jahre 1814 wurde Theobald Bruker, der als fähiger Kopf, energischer Charakter und guter Mechaniker die Aufmerksamkeit der Kolonialverwaltung auf sich gezogen hatte, als Oberschulz des Beresaner Gebiets bestätigt. Als solcher entwickelte Bruker eine rege Tätigkeit in seinem neuen Wirkungskreis, die sich besonders durch Ordnungsliebe, Strenge und Gerechtigkeit auszeichnete. Gerecht war er bis zur äußersten Konsequenz. So gab er einmal den Befehl in Bezug auf die Hausordnung und drohte den Übertretern mit Rutenhieben. Da traf es sich, dass seine eigene Frau diesen Befehl übertret. Bruker ließ sie sofort verhaften und verurteilte sie in seiner Eigenschaft als Oberschulz zu Rutenhieben. Doch die beiden Amtsbeisitzer und der Inspektor verhinderten die Ausführung des Urteils.

Natürlich konnte ein so energischer und gerechter Mann nicht lange im Amte fungieren, wo die Vorgesetzten des Kontors der Korruption und der Bestechlichkeit verfallen waren, und auch von Seite mancher liederlicher Kolonisten dem energischen Oberschulzen auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten gemacht wurden. Als er sah, dass man von allen Seiten Intrigen gegen ihn spann und er überzeugt war, dass er unter den gegebenen Umständen nicht mehr für das Wohl seiner deutschen Mitbürger wirken konnte, bat er um seine Entlassung von seinem Amte“.

Brukers Nachfolger, Michael Fischer, erging es nicht besser.

Keller berichtet: „...wo er mit großer Umsicht und Energie seines Amtes waltete. Doch kam er bald in Konflikt mit dem Beresaner Kommissar Krüger, der alle seine

⁵³ Ernst Erich Schroll (Pseudonym v. Pastor Samuel Keller): Steppenbilder und Steppenleute, Leipzig 1893

Untergebenen tyrannisierte und auch den Oberschulzen Fischer veranlaßte, sein Amt niederzulegen. Fischer verarmte nachher und fand seinen Tod in einem Steinbruch, wo er, als Steinbrecher arbeitend, von einem Abrutsch erdrückt wurde.“

Möllmann, der Nachfolger von Jakob Walther, agierte nur eine Amtsperiode als Oberschulz. Im Juni 1819 wurde er nicht wiedergewählt, sein Nachfolger hieß Rieker. Er war der bisherige zweite Gebietsbeisitzer.

Dieser neue Mann an der Spitze des Gebietsamtes brachte endlich etwas Ruhe und mehr Gerechtigkeit in die Molotschnaer Kolonien.

Große Änderungen gab es auch an höherer Stelle in Jekaterinoslaw.

Dort war im Jahre 1800 die oberste Gerichtsbehörde, das Tutelcomptoir für ausländische (nicht nur für deutsche) Ansiedler in Neurussland, eingerichtet. Als oberste Kolonialbehörde unterstand sie ihrerseits wiederum dem Generalgouverneur für Neurussland, Richelieu.

Welch weise Einrichtung dies war und wie unerläßlich sie für die Kolonien über Jahrzehnte sein sollte, dies läßt sich am Beispiel der Wolgakolonien belegen.

Ende des achtzehnten Jahrhunderts war dort für einige Jahre das Tutelcomptoir abgeschafft worden. Und gleich stellte sich eine große Verwahrlosung der Sitten ein, die Landwirtschaft wurde vernachlässigt und die Kolonisten beklagten sich über die russischen Beamten, deren Bestechlichkeit und über die Bedrückungen, denen sie ausgesetzt waren.

Die Regierung setzte daraufhin im Jahre 1787 das Tutelcomptoir wieder ein, nachdem Untersuchungen ergeben hatten, dass die Klagen ihre Berechtigung hatten und allmählich besserte sich die Lage dort.

Zum Oberrichter dieser nun auch im Süden, im sogenannten Neurussland, errichteten Behörde wurde *contenius* ernannt, dessen segensreiches Wirken an anderer Stelle schon ausführlich beschrieben wurde.

Die ebenfalls schon mehrmals erwähnten „Instructionen“ bildeten die gesetzliche Grundlage der nun beginnenden Selbstverwaltung der Kolonien.

Nur dieser Selbstverwaltung haben es die deutschen Kolonien zu verdanken, dass sie sich über hundert Jahre lang als selbständige, in sich geschlossene Siedlungsgebiete erhalten konnten.

Bis 1818 hatte sich die Zahl der Kolonien so sehr vergrößert, dass eine Umstrukturierung angezeigt war. Die Beamtschaft wurde erweitert und der neue Name der Behörde lautete nun: „Fürsorgekomitee für ausländische Ansiedler im Südlichen Russland“ mit dem Hauptsitz in Jekaterinoslaw und mit Unterkontoren in Odessa und Kischinew. Nach zeitweiliger Verlegung nach Kischinew in Bessarabien wurde schließlich Odessa zum endgültigen Sitz des Komitees bestimmt.

Interessant ist auch die Aufblähung des Beamtenapparates. Waren es unter *Contenius* nicht einmal 10 Personen, die auf der Gehaltsliste standen, so findet man nun beim Komitee 21 Personen, die sich den Etat von 37 750 Rubeln teilten. Die

drei Kontore verbrauchten zusätzlich bei 3x11 Angestellten die stattliche Summe von 50 500 Rubeln pro Jahr.⁵⁴

Der Höhepunkt des an Ereignissen reichen Jahres 1818 war der Besuch des Zaren an der Molotschna.

Auf seiner Reise in die Krim musste er zwangsläufig hier vorbeikommen, denn die Poststraße, sie war zugleich auch der Tschumakenweg, bildete den direkten Weg von Petersburg über Moskau und Charkow in die Krim.

Entlang des Fließchens Molotschna liegen hier, wie an einer Perlenschnur aufgereiht, acht mennonitische Dörfer. Und gleich daneben in Nord- Südrichtung verlief der Tschumakenweg. (In den Dreißiger Jahren wurde er weiter nach Osten verlegt, wo er durch ein weniger besiedeltes Gebiet führte, weil die mennonitischen Kolonisten sich beklagten, durch die Zugtiere der Tschumaken würden Viehseuchen in ihr Siedlungsgebiet eingeschleppt.)

In einem dieser Dörfer, in Fürstenau, unterbrach der Kaiser seine Reise für eine kurze Zeit, nachdem er zuvor in Halbstadt eine Tuchfabrik besichtigt hatte.

Im Gemeindebericht von Fürstenau wird dieser Besuch wie folgt beschrieben:

„Mit Rührung wird des Besuches Seiner Majestät des Kaisers Alexander I am 28. Mai 1818 gedacht. Er kam nicht im Sinne eines Herrschers, sondern als Gast und liebenswürdiger Vater. Er erzeugte sich so liebevoll und gütig, wie kein Vater im Stande ist, seinem Kinde liebevoller zu begegnen. Am genannten Tage zog er nachmittags mit seinem Gefolge von mehreren Personen hohen Standes durch unsere Kolonie. Mitten im Dorfe stieg er aus der Kutsche und ging das halbe Dorf entlang zu Fuß. In zwei Bauernhöfen kehrte er ein, sah die armseligen Bauernhöfen durch und fragte die Leute nach ihrem Wohlergehen. Aus Überraschung, Freude und unnützer Furcht blieben sie ihm fast die Antwort schuldig.“

Im mennonitischen Lindenau frühstückte er dann anschließend bei dem Prediger David Hiebert.

Hier war alles zum Empfang des Zaren vorbereitet. Tage vorher bereits mussten 400 Pferde für den Troß des Kaisers bereitgestellt, die Straßen mit Sand aufgefüllt und die Häuser mit Blumen geschmückt werden. Mehrere Tage durfte die Straße nicht mehr befahren werden, dafür sorgte ein Vorauskommando, eine Abteilung Kosaken. Zum Empfang des Zaren wurden die Mennoniten auf einer Straßenseite, die deutschen Kolonisten, die aus ihren Dörfern jenseits der Molotschna herübergekommen waren, auf der anderen Seite der Straße aufgestellt. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, dass Jakob Walther und sein Sohn Ernst ebenfalls unter ihnen waren.

Der Prediger Hiebert erzählt selbst:⁵⁵

⁵⁴ Keller

⁵⁵ Friesen: Geschichte der Alt-Evangelischen Mennonitenbrüderschaft in Russland

„ Meine Frau überreichte ihm auf einem Teller einen schönen Blumenstrauß. Seine Majestät nahm denselben willig an. Als wir ihn in die Stube nötigten, sagte Er: ‚Meine Wirtin und der Wirt müssen mit mir hereinkommen‘. In unserer großen Stube war ein Tisch gedeckt und mit zwei Leuchtern und mit vielen Blumen verziert. In der unteren Ecke am Schrank stand ein Tisch gedeckt und mit Brot, Butter, Zwiebeln und Schinkenfleisch besetzt. Mit raschen Schritten ging der Kaiser einige Mal in der Stube auf und ab. Meine Frau bat ihn zu essen.

Geschwind rückten wir die Stühle zurecht. Der Kaiser nahm aber nicht den Ehrenplatz am Ende des Tisches ein, sondern nahm einen gewöhnlichen Stuhl und setzte sich zur Seite des Tisches.

Darauf bat ich ihn, sich doch auf den besseren Stuhl zu setzen. Er aber antwortete: ‚Nein, meine Wirtin soll den Ehrenplatz haben.‘

Dieses Wort machte uns sehr bestürzt und meine Frau bat: ‚Ich bin eine viel zu geringe Magd, um beim Gesalbten des Herrn zu sitzen.‘

‚Nein, mein liebes Kind,‘ sagte der Kaiser, ergriff sie bei der Hand und führte sie zum Ehrenplatz.

‚Setzen Sie sich nur zu mir, denn wir sind ja alle nur Menschen, von Gott gleich geschaffen.

Ich musste dem Kaiser gegenüber Platz nehmen.

Darauf wurden noch der General Gortschakow und der alte Contenius an den Tisch genötigt. Seine Majestät aß mit scheinbarem Appetit, trank Bier und Kaffee und erkundigte sich während des Essens auf das Leutseligste nach unseren Verhältnissen, wie lange wir in seinem Reich seien, wie es uns gefalle und ob wir über jemand zu klagen hätten.

Beim Weggehen schenkte der Kaiser meiner Frau einen prächtigen Brillantring an diesen für uns so wichtigen Tage.“

Contenius, der diesem Bericht zufolge dem Essen beiwohnte, fühlte sich besonders geehrt. Der Zar, der ihn wegen seiner hervorragenden Tätigkeit während der Ansiedlung der Kolonisten sehr schätzte und sich sichtlich beeindruckt von dem Zustand der mennonitischen Kolonien zeigte (die Mennoniten waren den Kolonisten auf der anderen Seite der Molotschna weit voraus, was nicht verwundert, denn sie kamen unter ganz anderen Bedingungen in die Steppe), verlieh ihm den höchsten Orden, den St. Anna Orden, der bisher nur ein einziges Mal verliehen worden war. Und er bat ihn, sich auch ohne Amt weiterhin um die Kolonien zu kümmern, sofern es seine Gesundheit zuließe.

Es ist auch nicht verwunderlich, dass er in den vergangenen achtzehn Jahren seiner Tätigkeit als Oberrichter seine Gesundheit ruinierte. Nach allen vorliegenden Berichten reiste er unermüdlich durch die Hunderte von Kilometern auseinander liegenden Kolonistengebiete, um vor Ort die vielen Probleme zu lösen, die mit der Ansiedlung verbunden waren wie Armut, Unerfahrenheit, Neid, Streit. Nicht zu reden von den schlechten Wegeverhältnissen.

Dasselbe trifft auch für unseren Jakob Walther zu, der ebenfalls unter solchen Bedingungen seine Gesundheit aufs Spiel gesetzt hatte.

Das zweite Jahrzehnt begann für unsere Kolonisten so, wie das erste aufgehört hatte. In dem Bericht von Ernst Walther lesen wir, noch in den zwanziger Jahren hätten dieselben Zustände geherrscht wie in den ersten zehn Jahren nach der Ansiedlung. Es gab immer wieder Rückschläge, die Natur nahm keine Rücksicht auf das kleine, elende Häuflein Menschen, das sich anschickte, sich hier eine neue Heimat zu schaffen.

Es war eng geworden an der Molotschna. 1818 wurden 150 durchziehende Einwandererfamilien zum Überwintern eingewiesen. Sie kamen aus Württemberg und wollten weiterziehen ins Gelobte Land, nach Palästina.⁵⁶ Es waren sogenannte Sektierer, man nannte sie auch Stundisten, Pietisten, Chiliasten. Sie waren mit Neuerungen in der ev. Kirche nicht einverstanden, hielten ihre Gottesdienste und Taufen nach altem Ritus ab und hielten am alten Gesangbuch fest, das von einer moderneren Fassung abgelöst werden sollte. Sie wollten über Russland ins Gelobte Land ziehen und dort ein tausendjähriges Reich gründen. Bei Zar Alexander, der für ähnliche Schwärmereien bekannt war, fanden sie bei Zusammenkünften mit ihm in Heilbronn und Stuttgart ein offenes Ohr und bekamen die Erlaubnis, die geplante Reise antreten zu dürfen.⁵⁷

Nach Überwinterung bei den Kolonisten in Südrussland, nicht nur an der Molotschna, durften sie weiterziehen, kamen aber nur bis in den Kaukasus, wo sie sich dann niederließen und Kolonien gründeten. Der Weiterzug über die Türkei und Persien ins Heilige Land wurde ihnen verwehrt. Auch Jakob Walther trug sich mit dem Gedanken, mit diesen Leuten weiterzuziehen. Er fühlte sich nicht mehr wohl und verfolgt, es war die Zeit des Streites mit Möllmann.

Kaum hatten diese Leute unsere Kolonien verlassen, da kam schon wieder ein neuer Schub Einwanderer, diesmal aus Westpreußen. Dort wurden sogar in den Amtsblättern Aufrufe des russischen Zaren veröffentlicht, der ein Gebiet weiter östlich der bisherigen Kolonien besiedeln wollte. Es meldeten sich vornehmlich ärmere Familien, die sich durch die versprochene Landzuweisung ein besseres Auskommen erhofften.

Warum sie vier Jahre hier an der Molotschna festgehalten wurden und erst 1823 in der Gegend von Mariupol ihre Kolonien gründen durften, ist nicht bekannt. So lange mussten sie sich hier als Tagelöhner verdingen oder konnten ihrem Handwerk nachgehen.

Ihre Kolonieneugründung nannte man „Planerkolonien, weil diese zum ersten Mal nach einem festen Plan angelegt worden waren. Das bedeutet, dass die Neuau-

⁵⁶ **Leibbrandt:** Die Auswanderung aus Schwaben nach Russland

⁵⁷ **Leibbrandt**

kömmlinge sich erst nach vollständiger Vermessung des Gebietes ansiedeln konnten. Daher wahrscheinlich auch die Verzögerung.

1821 fiel die Ernte gering aus, eine Viehseuche kam noch hinzu und raffte einen großen Teil des Viehs hinweg.

Aus diesem Jahr liegt uns wieder ein Dokument über Jakob Walther vor, das sehr aufschlußreich ist, aber auch Rätsel aufgibt.

In einem Brief an das Fürsorgekomitee bittet er um die Zuteilung von 200 Desjatinen Land bei Heidelberg *„da dieses Land bereits gar nicht zur Dorfanlage geeignet ist, ich aber aus Gründen, die dem Kontor bekannt, in den Kolonien nicht länger zu wohnen wünsche und deshalb über die Grenze auszuwandern gebeten habe. So frage ich hiermit gehorsamst, ob es nicht möglich wäre, mir von besagter Länderei 200 Desjatinen zum alleinigen Anbau darauf zu überlassen. Dergestalt, dass ich daselbst von den Kolonien entfernt in Ruhe leben und eine nützliche Anlage sowohl zu meinem Besten wie auch zum Vorteil der Hohen Krone machen könnte, welches ich auch nach allen Kräften zu tun mich verpflichte. Da dies übrigens der einzige Wunsch ist, nach welchem ich mich entschließen könnte, ferner in dieser Gegend hier zu wohnen, so bitte ich wohlwollendes Comptoir ganz gehorsamst, mir gefälligst allergnädigst darin zu willfahren. Indem es mir nicht allein lieber, sondern auch vorteilhafter wäre, wenn ich dasjenige, was ich bei der Auswanderung von hier verreißen müßte, auf eine nützliche Anlage verändern könnte.“*

Jakob Walthers Gesuch wurde abschlägig beantwortet und verbittert schreibt er an das Fürsorgekomitee:

„... da mir im ersten Ukas meine Bitte abgeschlagen, so habe ich mich entschlossen und bemühe mich täglich, meine Wirtschaft zu verkaufen, um aus der mit so viel Schwierigkeiten verbundenen Ansiedlung gänzlich wegziehen zu können.“

Verkauft hat er jedenfalls seine Wirtschaft nicht. Aus einem weiteren, im Archiv von Dnjepropetrowsk (dem früheren Jakaterinoslaw) vorliegenden Dokument geht hervor, dass er seine Wirtschaft im Jahre 1824 seinem zwanzigjährigen Sohn Ernst übergeben haben muss. In einer Aufstellung über die im äußerst kalten Winter 1824/1825 erlittenen Verluste steht nicht mehr Jakob Walther, sondern Ernst Walther als Wirt eingetragen.

Ernst hatte im Oktober, also nach der Ernte, geheiratet und bekam wahrscheinlich aus diesem Anlaß die Wirtschaft überschrieben. Seine Frau hieß Maria Laber, Tochter des Peter Laber aus Kostheim.

Interessant ist auch seine Vermögensaufstellung im Vergleich zu der im Jahre 1811:

Pferde 5, Vieh 16, Schafe 49. Gefallen (eingegangen) bis Mai 1824 nach dem strengen und langanhaltenden Winter: 2 Pferde, 7 Stück Vieh und sechs Schafe. Also sind die Zahlen mit denen aus dem Jahre 1811 fast identisch.

Andere Wirte hatten noch größere Verluste zu beklagen. Die meisten Kolonisten mussten sogar, wie früher schon einmal, das Stroh von den Dächern ihrer Häuser oder Erdhütten verfüttern. Die Kälte dauerte bis in den Mai hinein und konnte auch nicht die Heuschreckenplage verhindern. So fiel die Ernte zum wiederholten Male sehr schlecht aus.

Zu vermelden ist noch eine Begebenheit, die unwahrscheinlich klingt, aber verbürgt ist:⁵⁸

Im Jahre 1822 starb in der Kolonie Hoffental im biblischen Alter von 116(!) Jahren der Kolonist Johann Jakob Schmidt. Er siedelte, 1804, von Preußisch – Polen kommend, 97jährig mit seinen Söhnen hier an. „Er verrichtete bis zu seinem 110. Lebensjahr alle auf seiner Wirtschaft vorkommenden schweren Arbeiten wie mähen, Garben auf – und abgabeln, selbst dreschen, ohne sich je über Erschöpfung zu beschweren und an Ausdauer oft seine Söhne beschämend.“

1823 begann eine Heuschreckenplage, die sich bis zum Jahre 1827 jedes Jahr wiederholte und jedes Mal großen Schaden anrichtete. 1824 war sie so stark, dass fast die ganze Ernte vernichtet wurde. Die Mennoniten z.B. versuchten die Heuschrecken dadurch zu bekämpfen, dass sie schwere Eisenplatten mit Pferden über den Boden zogen und versuchten, auf diese Weise so viel wie möglich von den Heuschrecken zu zerquetschen.

Ein Segen war es deshalb, dass bald nach der Gründung der Kolonien Getreidespeicher angelegt worden waren, in die jeder Wirt einen bestimmten Teil seiner Ernte einlagern musste, um für Notzeiten gewappnet zu sein.

Im gleichen Jahr wurde in Prischib die evangelische Kirche, etwas erhaben auf dem sog. Kirchberge, eingeweiht. Der Grundstein hierfür wurde bereits 1811 gelegt, wegen Geldmangel, bedingt durch die damals geführten Kriege, wurde der Bau jedoch eingestellt und erst jetzt, im Jahre 1823, zu Ende gebracht. Die Baukosten, die sich auf 60 000 Rubel beliefen, wurden in zwei Raten von der Staatskasse bezahlt. Die noch immer zu einem großen Teil armen Kolonisten hätten dieses Geld nötiger gehabt!

Das Jahr 1825 ist noch aus zwei anderen Gründen interessant. Am 7. Juli 1825 wird Jakob Walther zum ersten Mal Großvater. Nachwuchs stellte sich bei seinem Sohn und dessen Frau Maria ein. Es war ein Junge, er wurde auf den Namen

Friedrich Walter

getauft. (Jakob Walther hatte nur einen Sohn, Ernst. Im Gegensatz zu vielen anderen Kolonisten, die bekanntermaßen sehr kinderreich waren.)

⁵⁸ **Leibbrandt:** Gemeindeberichte, Hoffental

Ab hier wird der Name Walter ohne h geschrieben, denn das Russische kennt kein h. So lag es nahe, die Schreibweise des Namens zu vereinfachen. Der Beweis hierfür ist der Geburtseintrag von Friedrich.

Das zweite Ereignis hatte eine ganz andere Dimension. Zar Alexander I war überraschend gestorben. Er hielt sich zur Kur in Taganrog am Asowschen Meer auf. Eine Erkältung hatte ihn dahingerafft.

Bis heute hält sich die Sage, er sei gar nicht gestorben. Seine mystische Einstellung habe es ihm nicht erlaubt, weiterhin zu regieren. Er sei noch viele Jahre als Wanderprediger gesichtet worden.

So endete das erste Vierteljahrhundert mit Geburt und Tod auf der Durchgangstation Erde.

1825 -1850

Mit dem Tod Alexanders, der keine Söhne hatte, war der Thron des Russischen Reiches vakant geworden. Alexanders jüngerer Bruder Konstantin war der eigentliche Thronfolger, verzichtete aber zugunsten seines jüngsten Bruders, der als Ni-

kolaus I. zum neuen Zaren ausgerufen wurde.

Schon bei seiner Vereidigung hatte er seine erste Bewährungsprobe zu bestehen.

Unzufriedene Offiziere, vorwiegend aus den Garderegimentern des Zaren stammend, verweigerten zusammen mit etwa 3 000 Soldaten die Eidesleistung und entfesselten damit eine Revolution, der in immer kürzeren Abständen im Laufe der nächsten hundert Jahre weitere folgen sollten.

Junge Offiziere, auch adlige, die von den Feldzügen in Westeuropa zurückgekehrt waren und den Unterschied zwischen den dortigen Lebensverhältnissen und denen in Russland kennengelernt hatten, gründeten Geheimbünde mit dem Ziel, den Zaren zu entmachten und in Russland entweder eine



Nikolaus I. (1825—1855)

Republik wie in Frankreich oder eine konstitutionelle Monarchie wie in England einzuführen. Einig darin waren sie sich allerdings noch nicht. Der Grund: Das russische Volk war hauptsächlich ein Bauernvolk – ein Bürgertum hatte sich bisher nicht wesentlich herausgebildet – und war noch nicht reif für ein republikanisches System. Außerdem waren etwa 98% der Bevölkerung Analphabeten, das Schulwesen war noch unbedeutend. Die staatlichen Aufwendungen hierfür betragen gerade mal ein Fünftel des Unterhalts der kaiserlichen Familie und des Hofstaats. Und

dann waren da noch die ungeheuren Kosten, welche die vielen Kriege verursachten, die Russland führte.

Ferner beabsichtigten die Putschisten, die Leibeigenschaft abzuschaffen und den Einfluß von Ausländern in der Regierung einzudämmen.

Für uns ist diese etwas ausführliche Beschreibung der Dekabristen, wie die Putschisten in der späteren Geschichtsschreibung genannt wurden, weil ihr Putschversuch in einem Dezember stattfand, aus einem besonderen Grunde interessant.

Einer ihrer führenden Köpfe, ein Deutscher mit dem Namen Pestel - er war so etwas wie ein Chefideologe im heutigen Sinne - entwarf ein Programm, in dem unter anderem auch geplant war, russische Bauern in den von nichtrussischen Volksgruppen bewohnten Gebieten anzusiedeln, um deren Assimilation zu erreichen.

Zum Glück für Russland und auch für unsere Kolonisten hatten die Aufrührer keinen Erfolg. Ihr Aufstand wurde innerhalb weniger Stunden niedergeschlagen, die Hauptträdelsführer hingerichtet und das Garderegiment aufgelöst. Die meisten der Offiziere und Soldaten wurden in Ketten nach Sibirien verbannt.

Bei dreien der Hingerichteten riß der Strick, so dass einer von ihnen ausgerufen haben soll: „Was für ein erbärmliches Land, man kann hier nicht einmal ordentlich gehenkt werden!“

Nikolaus hatte zeitlebens damit zu kämpfen, die Auswirkungen der Französischen Revolution von Russland fernzuhalten und das zaristische System zu erhalten und weiter zu festigen. Hierfür waren ihm alle Mittel recht.

Seine Macht beruhte einmal auf der Armee, mit deren Hilfe er sich die Vorherrschaft in Europa sicherte, zum andern auf der Polizei, und da wiederum auf der Geheimpolizei, die er ausbaute und das Land mit einem Spinnennetz von Agenten überzog.

Auch er sah sich während seiner Regierungszeit, wie alle seiner Vorgänger, gezwungen, Kriege zu führen. Mal gegen Persien, dann wieder gegen die Türkei. Das Ziel Russlands war immer noch die Beherrschung der Dardanellen. Auf dem Balkan spielte Russland den Polizisten und in Polen mussten laufend Aufstände niedergeschlagen werden.

Vor diesem Hintergrund vollzog sich die Entwicklung der Kolonien der deutschen Siedler. Eine neue Generation wuchs heran und löste allmählich die Generation der Alten ab, die sich im Kampf mit der Natur und unter großen Entsagungen beim Aufbau ihrer Wirtschaften verbraucht hatten.

Da war für sie die Befreiung vom Militärdienst eine große Hilfe und ein großer Vorteil. Während ein normaler russischer Soldat 25 (!) Jahre dienen musste, konnte ein junger Kolonistensohn beim Vorankommen der elterlichen Wirtschaft mithelfen und es womöglich zu einer eigenen Wirtschaft bringen. Es ist nicht bekannt, ob sich zu dieser Zeit Kolonistensöhne zum Militär gemeldet haben. Ihre Arbeitskraft wurde daheim gebraucht.

Es gab noch viel zu tun in den Kolonien. Die Viehseuchen und Mißernten der Jahre von 1825 bis 1830 brachten immer wieder Rückschläge, die gemeistert werden mussten.

Ab dem Jahre 1831 wurde es besser. Am Asowschen Meer, in einer Entfernung von etwa 100 Werst war ein weiterer Hafen gegründet worden, Berdjansk. Da dieser Hafen am nächsten zu den Kolonien an der Molotschna und den Planerkolonien lag, die beiden anderen, Odessa und Nikolajew lagen zu weit weg, konnten nun die Erzeugnisse der Kolonisten und die der Mennoniten besser abgesetzt werden und es darf ruhig gesagt werden, damit war die Grundlage des späteren Wohlstandes geschaffen.

„Nun wurde alles dorthin ‚tschumakt‘. Oft tat man das selbst oder ließ es die Tschumaken tun. Alte Leute wissen noch davon zu erzählen, wie sie in ihrer Jugendzeit im Herbst nach der Ernte in langen Reihen von Fuhrwerken den Weizen nach Berdjansk gefahren haben. Wie sie dann auf den Feldern übernachteten und am Lagerfeuer gemeinsam ihr Abendbrot verzehrt haben. Auch kleine Abenteuer gab es dann zuweilen zu erleben. In Berdjansk wurde dann das Getreide in riesige Speicher geschüttet, die auch Mennoniten gehörten, um von dort dann nach und nach auf die Schiffe verladen zu werden.“⁵⁹

Allerdings wurde diese günstige Entwicklung im Jahre 1833 durch eine weitere, in ihrem Ausmaß einmalige Mißernte unterbrochen. Ein trockener Herbst und ein besonders kalter Winter sorgten 1832 dafür, dass die Wintersaat nicht aufging und für die folgende Ernte verloren war. Zudem waren das Frühjahr und der Sommer 1833 trocken und mit außergewöhnlichen Temperaturen gesegnet. Wie hilfreich waren jetzt wieder die Kornspeicher, die in früheren Jahren angelegt werden mussten und die für die notwendigste Versorgung und Ernährung dienen konnten.

Einem Bericht in der Odessaer Zeitung „über das Notjahr 1833 bei den Molotschnaer Mennoniten“ zufolge muss es schlimm gewesen sein.

„Die Pferde waren auf die große, weite Steppe, näher am Schwarzen Meer, zur Winterweide gebracht worden, wo die armen Tiere die langen, kalten Winternächte bei ungestümem Wetter in den Hocks⁶⁰ auf freiem Felde eingesperrt stehen mussten und sich vor Hunger einander Schweif und Mähne abnagten, ja die Bretter der Umzäunung nicht verschonten, wo sie denselben nahe kommen konnten. Infolge der Kälte drangen sie sich in dichten Haufen zusammen, wobei nicht selten die schwächeren Tiere von den stärkeren in den Schlamm und Kot getreten und erstickt wurden.“

Als die Kunde von der schrecklichen Lagen der Tiere in den Gemeinden eintraf, beschloß man, sie zurückzuholen. Doch die übriggebliebenen Pferde waren zu schwach, um den bis zu 130 Werst langen Weg zu bewältigen. Man musste für teures Geld Hafer und Heu von den dort ansässigen Russen aufkaufen und an den Ta-

⁵⁹ **Görz:** Die Molotschnaer Ansiedlung

⁶⁰ Pferch

gesetappen bereitstellen. Von den 7 346 Pferden blieben nur 4 986 übrig. Der Verlust wäre noch größer gewesen, wenn nicht jede Wirtschaft zwei Pferde als Zugtiere zurück behalten hätte.

Ende Mai war die Steppe kahl, die Weide war vertrocknet und das Vieh litt unsäglich. Wieder musste es auf weit entferntes, gepachtetes Weideland getrieben werden, um es vor dem Hungertod zu retten. Die zurückbehaltenen Milchkühe und Zugpferde *„kamen am Abend vor Hunger brüllend heim, begehrend zerrte es an dem alten Dachstroh der Schuppen, wo es nur rankommen konnte. Es fraß den alten Strohdünger und wurde nicht satt.*

... An eine Heumahd war sowieso nicht zu denken. Was an ausgetrockneten Bächen und Tümpeln an Kraut, Rohr und Binsen gewachsen war und sonst niemals beachtet war, wurde jetzt mit größter Sorgfalt eingesammelt und als Winterfutter eingelagert.“

Viehseuchen blieben nicht aus und dezimierten den Viehbestand zusätzlich.

„... Tausende, besonders Nogaier und Bewohner der Russendörfer, zogen bis in die weiteste Ferne hinaus, um von Almosen jämmerlich ihr Leben zu fristen.

Mehrere Hundert, darunter ganz Haufen Kinder, zogen in den Kolonien umher und baten um Nahrung. Dadurch wurden besonders die Kleinen an das Betteln gewöhnt, dass sie auch noch in späteren Jahren, als bereits wieder bessere Zeiten eingetreten waren, nicht mehr von diesem Gewerbe lassen wollten und geradezu zur Plage wurden.“

Zu allem Unglück erwies sich dann noch der für die Wintersaat angekaufte Roggen im folgenden Frühjahr als nicht keimfähig und ging nicht auf.

Soweit in gekürzter Form der Bericht „aus vergilbten Papieren“, wie der Untertitel der Odessaer Zeitung zu diesem Bericht lautete.

Es läßt sich leicht ausdenken, dass das hier Geschilderte auch auf unsere Kolonisten rechts der Molotschna zutrifft. Dieser Rückschlag wird sich in besonderem Maße auf sie ausgewirkt haben, denn sie hatten noch lange nicht den Wohlstand erreicht, den die Mennoniten bereits hatten. Diese waren, wie schon an anderer Stelle berichtet, bei der Einwanderung zum Teil mit beträchtlichem Vermögen ausgestattet. Sie hatten in ihrer alten Heimat umfangreiche Bauernhöfe zurück gelassen und waren perfekt in der Landwirtschaft. Ihnen gegenüber waren die deutschen Kolonisten die reinen Habenichtse.

Was aber nicht heißen soll, alle waren arm. Schon frühzeitig kristallisierten sich in jeder Kolonie einige Wirte heraus, die durch Tüchtigkeit weiter vorankamen als die Mehrheit der über 600 Familien, die hier an der Molotschna angesiedelt worden waren. Erst zwei Generationen später sollten diese Unterschiede verwischt werden.

Einer Statistik aus dem Jahre 1836 ist folgendes zu entnehmen: die Kolonisten rechts der Molotschna hatten bis zu diesem Jahr erreicht (zum Vergleich die Mennoniten in Klammer):

Flächeninhalt des Landes, das den Aussiedlern zugeteilt ist: 67 131 (123 246) Desjatinen
 Volksmenge: Männlich 4 048 (5 099) Weiblich 3 738 (4 846),
 Kirchspiele 3 (5), Geistliche Personen 3 (55), Kirchen und Bethäuser 3 (8), Schulen 23 (44),
 Windmühlen 17 (37), Wassermühlen -.- (5) Grützmühlen 13 (37)

Häuser:

Steinerne	11	(67)
Aus gebrannten Ziegeln	.-.	(23)
Hölzerne	.-.	(106)
Von Luftziegeln	312	(874)
Von Fachwerk	75	(362)
Von Lehm	504	(.-.)

Pflüge sind vorhanden:	814	(1172)
Dreschmaschinen	6	(80)
Hornvieh:	6 130	(8 913)
Pferde	6 693	(4 222)
Schafe:	58 213	(144 822)

Einkünfte von den Schafen

in diesem Jahre:	233 826 Rubel	(531 541 Rubel)
Obstbäume:	108 300 (537 541)	Weinstöcke: 1 761 (2 628)
Maulbeerbäume:	5 253 (110 999)	
Verpflanzte Waldbäume:	15 146	(111 831)
Bienenstöcke:	319	(246)
Branntweinbrennereien; -.-	1	(15)
Bierbrauereien:	.-. (1)	Essigbrauereien: -.-
Ölmühlen	4 (8)	Webstühle zu Leinwand (115)
Schmiede:	25 (54)	
Ziegelbrennereien:	.-. (3)	
Kramläden:	2 (16)	
Getreidevorräte in den Magazinen:	3 627 Tschetwert	(4 068) ⁶¹

Als hervorragendes Beispiel dafür, welche Möglichkeiten sich boten, in Russland reich zu werden, sei hier kurz an der Entwicklung der Familie Fein beschrieben, die innerhalb eines Jahrhunderts, von einem einfachen Einwanderer gegründet, sich zur unbestrittenen reichsten Familie Russlands entwickelte.

Johann Fein, sein Heimatdorf war Cleebrohn bei Heilbronn, hatte drei Dienstjahre in der Armee des Herzogs von Württemberg hinter sich und sollte nach verspro-

⁶¹ 1 Tschetwert = ca 209 hl

chener Beförderung zum Unterleutnant weitere acht Jahre dienen. Dazu kam es allerdings nicht. Im Gegenteil, er musste fliehen, nachdem er im Manöver bei einem Appell auf einen Leutnant, der ihn mißhandelte, eingestochen und ihn schwer verletzt hatte.

Die Flucht gelang, er begegnete unterwegs Werbem der Zarin Katharina und entschloß sich, in Russland sein Glück zu versuchen, denn als Fahnenflüchtiger war er in deutschen Landen zur Fahndung ausgeschrieben. Wenn man heute alte Amtsblätter durchsieht, wimmelt es darin geradezu von gesuchten Fahnenflüchtigen.

Fein gelangte nach langer Reise an die Wolga, wo er zusammen mit vielen anderen Auswanderern Land zugewiesen bekam. Lange hielt es ihn hier nicht, er zog weiter in das eben von den Türken zurückeroberte Neurussland und steckte sich kurzerhand ein gehöriges Stück Land in der weiten Steppe für seine eigenen Siedlungszwecke ab, begann es zu bebauen und gründete eine Familie.

Nach und nach wurden in der Nachbarschaft an der Molotschna deutsche Kolonien mit 600 deutschen Familien gegründet. Das nächste deutsche Dorf in Feins Nachbarschaft wurde Reichenfeld.

Zu dieser Zeit war Feins Anwesen bereits zu einem stattlichen Gut angewachsen und er half auch den Neuankömmlingen mit Rat und Tat. Er selbst verlegte sich mehr auf die Schafzucht, er hatte erkannt, dass diese eine Zukunft hatte. Seine Schafherden waren inzwischen auf einige tausend Tiere angewachsen.

Fein war nicht nur tüchtig, er war auch ein jähzorniger Typ, was seine Kurzschlußhandlung beim Manöver in der alten Heimat erklärt.

Sein Sohn Friedrich, es muss so um 1813 gewesen sein, hatte den Wunsch, sich in Charkow auf einer Schule weiter zu bilden. Er wollte nicht schon jetzt das Gut übernehmen und bewirtschaften. Sein Vater war anderer Meinung und verlangte von Friedrich Folgsamkeit. Dieser beharrte auf seinem Wunsch, es kam zu einem Wortwechsel und in seiner Erregung richtete der Vater sein Gewehr auf seinen Sohn und drückte ab. Er traf ihn nicht, er wollte ihn wohl nicht treffen, er war ein zu guter Schütze.

Friedrich verließ daraufhin die „Neue Heimat“, wie sein Vater das Gut getauft hatte, ging in die Krim, machte dort gute Geschäfte und brachte es zu einem ansehnlichen Vermögen. Er war ein ebenso guter Handelsmann wie sein Vater ein guter Landwirt.

Nach fünf Jahren, gleich nach dem Tod seines Vaters, kehrte Friedrich zurück, zahlte seine Geschwister aus und übernahm das Gut. Vermögend wie er war, kaufte er noch das benachbarte, heruntergekommene Gut eines russischen Adligen dazu und nannte es nach seiner Mutter „Elisabethfeld“. Somit war der Grundstein zu dem späteren unermeßlichen Reichtum der Feins gelegt.

Jakob Walther als der erste Oberschulz an der Molotschna kam natürlich sehr bald in Kontakt mit Fein und eine Freundschaft bahnte sich an, wie aus einigen Dokumenten ersichtlich ist. Ebenso befreundeten sich ihre beiden Söhne. Diese Freundschaft wird im weiteren Verlauf dieses Berichtes von Bedeutung sein und

erklären, warum an dieser Stelle die Entwicklung der Feins etwas ausführlicher geschildert wird.

Um die Finanzen seines kleinen Fürstentums etwas aufzubessern, beabsichtigte der Herzog von Köthen-Anhalt im Jahre 1826 eine große Schafzucht aufzubauen. Das nötige Land hierfür wurde ihm vom russischen Geschäftsträger in Dresden angetragen in der Absicht, durch die hier im Westen veredelten Rassen die russische Schafsrasse aufzufrischen. Weideland gab es in Russland im Überfluß.

Eine dreiköpfige Kommission bereiste Neurussland, besichtigte mehrere angebotene Grundstücke und entschied sich schließlich für ein 50 000 Desjatinen großes Stück Land, nicht allzu weit entfernt von dem deutschen Siedlungsgebiet an der Molotschna. Der russische Regierungsvertreter, der die drei Herren begleitete, riet ihnen, den Grundbesitzer Friedrich Fein unter allen Umständen zu besuchen. Also reisten sie den Tschumakenweg entlang, der hier vorbei – und direkt an die 150 Werst entfernte Molotschna führte.

Sie wurden bei Fein gastfreundlich aufgenommen und bekamen von ihm die Zusage, dass er ihnen mit Rat und Tat beistehen werde. Wie sehr sie ihn später mal gebrauchen sollten, stellte sich bald heraus.

Fein führte die Besucher hinaus in die Steppe, die nur so staunen konnten, als sie die riesigen Schafherden erblickten. Soweit das Auge reichte, nur Schafe, Schafe!

Die Verhandlungen waren bald abgeschlossen und das Fürstentum Köthen-Anhalt bekam das Land von der Krone geschenkt. Das Gut wurde auf den Namen „Askania Nova“ getauft, nach einem 700jährigen Titel, den der Herzog noch neben anderen Titeln führte: Graf von Askanien.

Schon 1828 machte sich eine Herde von 2 800 Schafe, in mehrere Abteilungen aufgeteilt, auf den Weg nach Askania Nova und traf dort nach einer langen und beschwerlichen Reise noch rechtzeitig vor Wintereinbruch ein.

In den folgenden Jahren jedoch war diesem Betrieb kein Glück und kein Erfolg beschieden. 1856 konnte es ein Enkel von Friedrich Fein billig erwerben. Darüber mehr in einem der folgenden Kapitel.

Ernst Walther wollte seinem Freund Fein nacheifern und riskierte sein ganzes Vermögen, das er in den vergangenen Jahren erarbeitet hatte. Nach seiner Heirat hatte er im Jahre 1825 von seinem Vater die Wirtschaft in Kostheim übernommen.

Die ersten Jahre als Wirt waren nicht schlecht. Die Heuschreckenplage ebte ab, einige ertragreiche Jahre folgten. Ende des Jahrzehnts begann er, eine neue Rinderrasse zu züchten, hatte Erfolg damit und trieb die Herde jeden Herbst und noch vor dem Wintereinbruch in den Süden, in die Krim, wo bessere Preise zu erzielen waren. Seine dadurch gestärkte finanzielle Lage ermöglichte es ihm, das große Notjahr besser zu überstehen.

Seine Familie hatte sich um drei Söhne vergrößert (1825 Friedrich, 1827 Albert, 1830 Jakob). In seiner Wirtschaft beschäftigte er bis zu 10 (meist russische) Landarbeiter. Er war ein angesehener Mann in den Kolonien.

Das beweist ein Vorkommnis im Jahre 1832, das durch ein Dokument belegt ist

Er hatte im Winter 1831, der sehr streng war, einen obdachlosen russischen Arbeiter, der zudem noch keinen Paß besaß, bei sich aufgenommen und beschäftigt. Das war laut Gesetz verboten.

Eine solche menschenfreundliche Tat konnte der Obrigkeit nicht verborgen bleiben. Ernst Walther, deshalb angeklagt, wurde zu 100 Rubeln Geldstrafe und zusätzlich zu 15 (!) Stockschlägen verurteilt, obwohl er seine Schuld zugegeben hatte. Seinen Wohnsitz durfte er behalten, wie großzügig!

Der Präsident des Fürsorgekomitees, General Inzow, bemühte sich persönlich um eine Milderung des Urteils:

„Ich bin der Meinung, dass die unbedachte Tat des Kolonisten Ernst Walther nicht böswillig war. Der Kolonist Ernst Walther darf seinen guten Ruf und den Respekt, den er in der Gesellschaft genießt, nicht verlieren. Deshalb bitte ich das Gouvernementsgericht, dafür zu sorgen, dass die Geldstrafe für den Kolonisten Ernst Walther auf zehn Rubel herabgesetzt und die Stockschläge ausgesetzt werden.“

Ob das Gericht dieser Bitte entsprach, ist aus dem Dokument nicht ersichtlich.

Es existiert nur noch ein Vermerk in dieser Sache aus der Kanzlei des Gouverneurs von Taurien, der bestimmt in Zusammenhang steht mit der Polizeiüberwachung, die Zar Nikolaus nach seiner Thronbesteigung 1825 eingeführt hatte: *„Besondere Aufmerksamkeit ist auf das Tun und Treiben des Kolonisten Ernst Walther aus der Kolonie Kostheim im Molotschansker Gebiet zu richten.“*

Über das geschäftliche „Tun und Treiben“ des Ernst Walther während der zwanzig Jahre zwischen 1830 und 1850 liegen viele, jedoch unvollständige Akten aus russischen und ukrainischen Archiven vor, aus denen sich ein Bild seines geschäftlichen Aufstiegs und Falls wie ein Puzzle zusammenfügen läßt. Beim Durcharbeiten dieser teils amtlichen Schriftstücke, teils Eingaben und Briefen von Ernst Walther kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass ein von staatlichen Organen initiiertes oder zumindest geduldetes und gefördertes Kesseltreiben gegen ihn stattgefunden hat.

Alles begann mit dem Aufbau einer, wenn auch bescheidenen, Rinder- und Schafzucht im ausgehenden zweiten Jahrzehnt. Für seine hochfliegenden Pläne war das um Kostheim vorhandene Land zu klein, deshalb schaute er sich bei seinen verschiedenen Reisen in die Krim nach geeignetem Land um und fand es 1834 bei Kertsch, einer Stadt im äußersten Norden der Krim. Dort war das Klima gleichmäßiger, der Boden und die darauf wachsenden Gräser als Vieh – und Schafweide bestens geeignet.

In der Nähe von Kertsch war der Gutsbesitzer Carl Stern gestorben, von seiner Witwe pachtete Ernst 1 000 Desjatinen Land zu einem günstigen Pachtzins.

Aber für den Aufbau einer Rinder – und Schafzucht in größerem Stile reichte sein eigenes Vermögen nicht aus. Unter seinen Freunden fand er genügend Geldgeber, die sein Vorhaben mit Kapitaleinlagen unterstützten. Darunter in erster Linie sein

Freund Friedrich Fein. Unter den Kolonisten der damaligen Zeit galt das Motto: Je mehr Schafe ein Kolonist besitzt, desto kreditwürdiger ist er.

Am stärksten hatte er sich bei dem Kaufmann Filibert mit 650 Silberrubeln zum Ankauf von 1 800 Schafen verschuldet. Friedrich Fein half ihm mit 800 Schafen und Zuchtböcken aus und in relativ kurzer Zeit hatte er eine Herde mit 7 000 Schafen und eine mit 300 Rindern beisammen. Von dem Nettojahresgewinn von 3 000 Silberrubeln baute er sich nach eigenen Angaben innerhalb von drei Jahren drei Häuser, die ihm pro Jahr 700 Silberrubel einbrachten.

Es ging ein paar Jahre gut, 1840 war er sogar so weit, dass er eine eigene Schlachterei bauen und Aufträge der Regierung zur Lieferung von gesalzenem Rindfleisch an den Staat ausführen konnte. Ein Auftrag, der belegt ist, lautete auf 2 824 Pud oder 56 Tonnen Salzfleisch (1 Pud = 16,38 kg).

Hierzu nahm Ernst einen Teilhaber auf, einen „ehemaligen Kolonisten und nunmehrigen Bürger von Kertsch“, Josef Heckle. Dieser stieg in das Geschäft mit ein und haftete mit seinem Vermögen. Aber nur wenige Jahre später sollte er zu Ernst Walthers größtem Widersacher werden.

Bei aller Tüchtigkeit, „mit des Geschickes Mächten“ ist nicht immer zu rechnen, auch im negativen Sinne. 1842 raffte eine Viehseuche alle seine Schafe und den größten Teil seiner Rinder hinweg. Viele seiner Gläubiger forderten daraufhin erschreckt ihr eingesetztes Geld zurück und der Konkurs drohte.

Dass er dabei in größerem Stil betrogen wurde, ist nicht verwunderlich, selbst in heutiger Zeit lesen wir täglich in der Zeitung über ähnliche Fälle. Ein Beispiel: Im Dezember 1839 hatte sich Ernst Walther von Friedrich Flin aus Grüntal 1 440 Silberrubel geliehen, damals eine stattliche Summe. Rückzahlung in drei Raten.

Im Jahre 1846, nachdem er Kunde von Ernst Walthers Konkurs erhalten hatte, klagte Flin vor Gericht 1 068 Silberrubel ein mit der Behauptung, er habe im Dezember 1840 den Betrag von 571 Silberrubel als erste Tilgung erhalten und seither keine mehr. Aus Ernst Walthers Büchern, die akkurat geführt worden waren, war ersichtlich, dass er in Wirklichkeit dem Flin nur 497 Silberrubel schuldete. Das Gericht sah als erwiesen an, dass Flins Forderung gefälscht war und verurteilte ihn zu einer Geldstrafe von 20% der noch wirklich ausstehenden Geldsumme.

Dasselbe versuchte ein weiterer Gläubiger, der Kaufmann Filibert. Er kam diesmal jedoch mit seiner Forderung durch und Ernst musste die ebenfalls gefälschte Summe anerkennen.

Auch andere Kreditoren verlangten jetzt ihr Geld mit Nachdruck zurück, nachdem sie auf Bitten von Ernst eine Zeitlang Zurückhaltung in ihren Forderungen geübt hatten. Ernst Walther war dazu nicht in der Lage. Er musste nun endgültig Konkurs anmelden.

Seine Häuser, deren Wert eigentlich die Höhe seiner Schulden übertraf, kamen in die Konkursmasse, wurden unter Wert bewertet, die Mieteinnahmen flossen in dunkle Kanäle. In den vorliegenden Gerichtsakten sind etliche ungesetzliche Winkelzüge der Obrigkeit zu erkennen, deren Paragraphendschlinge es allerdings außerordentlich erschwerte, Klarheit über das Konkursverfahren gegen Ernst Walther zu schaffen.

Lassen wir ihn am besten in einem Brief an das Fürsorgekomitee mit seinen eigenen Worten sein Schicksal beschreiben:

„Mit der Schafzucht, die ich im Jahre 1835 auf dem gepachteten Land der Witwe Stern begann, hatte ich bald 7 000 Schafe und 300 Rinder. Das alles kostete mich 20 000 Silberrubel. Das jährliche Einkommen ohne Auslagen für die Herden betrug 3 000 Silberrubel. Von dem angesparten Geld baute ich in Kertsch drei Ziegelhäuser, die mir ein Einkommen von 700 Silberrubeln sicherten.

Meine Schulden betrugen insgesamt 10 000 Silberrubel (6 000 für diverse Materialien, 4 000 für einen Vertrag mit dem Taganroger Kaufmann Stamarant).

Bei gut laufenden Geschäften wäre es kein Problem gewesen, die Schulden zu begleichen.

In der Tat kam es anders. In den Jahren 1839 bis 1845 verlor ich durch die Pest alle Schafe und den größten Teil der Rinderherde. Das wußten meine Kreditoren. Der Kaufmann aus Taganrog, der meine Ehrlichkeit schätzte, verlängerte seinen Kredit an mich unbefristet.

Ich hatte 5 000 Silberrubel in bar, mit denen ich einen Teil der Schulden hätte decken können. Doch die wurden mir am 5. Dezember 1845 bei der Witwe Stern von dem Stationsschreiber Andrej Koretzki gestohlen, der die Kommode bei der Witwe Stern aufbrach und das Geld entwendete. Er bestach die Richter des Feodosier Kreisgerichts und, obwohl ich Beweise vorlegen konnte, bekam ich durch das Gericht mein Geld nicht zurück.

Der schlimmste von allen Kreditoren war der ehemalige Kolonist Josef Heckle, dem ich 3 000 Silberrubel schuldete. Er hetzte die Kreditoren gegen mich auf, um mich um meine Häuser in Kertsch zu bringen. Er brachte es fertig, dass über mein Vermögen ein Konkursverfahren eingeleitet wurde. Die Konkursverwaltung kann ich aber nicht anerkennen, weil als oberster Konkursverwalter der Gutsbesitzer Gurjew bestimmt wurde, der selbst einer meiner Gläubiger war.

Das erste, was die über mich verhängte Kursverwaltung tat, war, dass sie nicht nur meine drei Häuser an sich riß, sondern auch den verbliebenen Rest des gesalzenen Rindfleisches im Wert von 700 Silberrubeln. Man entzog mir auch alle Abrechnungsdokumente. Sogar auch einen Brief des Kaufmanns Skoromanski, in dem er mir die Rückzahlung meiner Schulden bestätigte. Ein Beweis dafür, dass von meiner Seite keine Schlamperie vorlag, sondern ich ein tragisches Schicksal erlitt. Die Konkursverwaltung hielt es auch für gerecht, dass ich zwei Jahre lang in Kertsch festgehalten wurde und ich nicht einmal in einem meiner Häuser wohnen durfte. Meine Familie kam dadurch in große Schwierigkeiten und erst nach vielen Protesten wurde mir erlaubt, in die Kolonie Kostheim und zu meiner Familie zurückzukehren.

Von meiner Not erfuhr einer meiner Kreditoren, der Kolonist und Gutsbesitzer Friedrich Fein. Da er mich als einen ehrlichen Menschen kannte, bot er mir die Verwaltung seiner Wollwäscherei in der Stadt Cherson an, wo ich auch zwei Jahre lang als Vorstand dieses Unternehmen leitete. Nach den Worten von Friedrich Fein gingen in dieser Zeit nicht weniger als 300 000 Silberrubel durch meine Hän-

de. (In einem anderen Schreiben an den Präsidenten des Fürsorgekomitees, Baron von Rosen schreibt Ernst Walther: „Herr Fein, der mir im Laufe des Sommers die Verwaltung seiner Wollwäscherei und die hierfür nötigen Gelder, 20 000 Silberrubel, anvertraute, ohne dafür eine Bescheinigung zu nehmen, hat doch wohl bewiesen, dass ich kein falscher Bankrottierer bin“)

Das Mitleid von Herrn Fein und sein Vertrauen in mich bewirkte, dass sich auch andere Kreditoren für mich einsetzten. Es kam dazu, dass sich Friedrich Fein und die Kolonisten Johann Meermann (der an anderer Stelle erwähnte Verwandte von Ernsts Mutter, der im Jahre 1818 aus Deutschland kam und sich hier ansiedelte), Johann Mayer, Heinrich Schmidt, Johann Gretschmann, der Ausländer Johann Kolon, Jakob Walter aus Prischib und Karl Zelin im Jahre 1850 sich an das Kommerzgericht wandten mit einem Bittschreiben, deren Inhalt mit meinen Argumenten übereinstimmt: ...Wir, die Unterzeichneten, sind überzeugt, dass Walther mit seinen Rivalen zu einer friedlichen Lösung kommen kann dergestalt, dass ihm sein Vermögen zur Nutzung zurückgegeben wird, damit er seinen Verpflichtungen nachkommen kann. Deshalb bitten wir, dass das gegen den von uns sehr geachteten Kolonisten Walther verhängte ungerechte Konkursverfahren eingestellt wird).

Fortsetzung des Briefes von Ernst Walther:

„Ich weiß nicht, wie das Gericht auf diese Bitte reagierte. In der Tat hat dieser Konkurs die Kreditoren nicht zufriedengestellt, denn es stellte sich heraus, dass von den Mieteinnahmen meiner Häuser und dem Erlös des restlichen Rindfleisches keiner etwas erhielt und sie bestanden darauf, sich mit mir zu treffen, um eine Lösung zu finden. Dabei stellte sich, als wir uns 1850 in Kertsch trafen, heraus, dass 1. Der Kurator Alexander Kübler die ganzen Einkünfte aus meinem Vermögen veruntreut hat. Das Kommerzgericht hat ihn dafür zur Verantwortung gezogen. 2. dass der Vorsitzende des Kommerzgerichtes, das über meinen Konkurs zu richten hatte, der Gutsbesitzer Gurjew, schwer erkrankt war und zu seinem Nachfolger – ohne Wahl – ausgerechnet mein schlimmster Kreditor, Josef Heckle bestimmt wurde, der alle Mittel anwandte, um zu verhindern, dass eine Übereinkunft zwischen mir und meinen Geldgebern zustande kam. Mit Erlaubnis der Konkursverwaltung kehrte ich danach wieder nach Cherson als Verwalter der Wollwäscherei des Herrn Fein zurück.

In einem Verfahren gegen den Kaufmann Sosnow wurden mir 4 200 Silberrubel zugesprochen, doch der Vorsitzende, des Konkursgerichtes, Heckle, ließ auch dieses Geld und auch die Einnahmen aus meinen Häusern nicht meinen Kreditoren zukommen. Er tat auch nichts, dass ich das von Alexander Kübler veruntreute Geld zurück bekam. Durch all dies sehe ich mich genötigt, gegen das Kommerzgericht eine Klage einzureichen.“

Am Ende dieses Briefes stellt Ernst Walther fest, dass alle Gerichtsverfahren ohne einen Vertreter des Fürsorgekomitees stattfanden. Er sei kein Kaufmann, sondern ein Kolonist und mit den Gesetzen des russischen Reiches nicht vertraut.

Er bittet das Fürsorgekomitee, es möge die gemachten Angaben überprüfen, um ihn vor Gericht zu schützen, zu vertreten und dafür zu sorgen, dass das an ihm begangene Unrecht wieder gutgemacht und somit der Gerechtigkeit Genüge getan werde. Dieses Schreiben stammt aus dem Jahre 1855.

Im Jahre 1859 richtete Ernst Walthers Frau Maria eine Bittschrift an den Zaren. Daraus ist zu erkennen, dass sie Heckle ihren in ihrem Besitz befundenen Garten in Kertsch bereits im Jahre 1845 zur Tilgung der Schulden ihres Mannes überschrieben habe. Heckle hätte trotzdem die ganzen Jahre die Mieteinnahmen aus den drei Häusern unrechtmäßig für sich beansprucht und nun habe sie erfahren, dass die Häuser zu einem Spottpreis versteigert worden seien. Sie bittet, dass dieses Unrecht wiedergutmacht und das Eigentum ihres Mannes sowie ihr eigenes zurück gegeben wird.

Wie die Sache nach langen 14 Jahren letztendlich ausging, ist nicht bekannt. Die ganze Angelegenheit ist ein Beweis dafür, wie die in vielen Veröffentlichungen beklagte korrupte Einstellung der Behörden und das unendlich lange Hinausziehen von Gerichtsverfahren in Russland an der Tagesordnung war und bis in die heutige Zeit nicht ausgerottet werden konnte.

Ernst Walther war nicht nur ein rühriger, wenn auch glückloser, Zeitgenosse, der es den damaligen Zeiten entsprechend weiter gebracht hatte als die Mehrzahl der deutschen Kolonisten in Neurussland, er muss auch eine über dem Durchschnitt stehenden Bildung besessen haben, dies bezeugen nicht nur der Stil seiner Briefe, die von ihm erhalten geblieben sind, sondern auch seine Veröffentlichungen im „Unterhaltungsblatt“. Neben dem schon in Auszügen an anderer Stelle abgedruckten Bericht über die Molotschna erschienen von ihm zwei weitere Artikel, die das Gesagte nur unterstreichen. Vielleicht war es Ernst Walthers Vater, der ihm das notwendigste Wissen beibringen konnte, dessen Vater und Großvater waren Lehrer und als erster Oberschulz an der Molotschna musste er ebenfalls eine gewisse Bildung besessen haben, die ihn zu diesem Amt befähigte. Es ist leider nicht bekannt, welche Schule Ernst besucht haben könnte, – bei der Einwanderung war er 5 Jahre alt - denn mit Schulen war es in den deutschen Kolonien zu ihrer Anfangszeit sehr schlecht bestellt.

Von den Mennoniten ist bekannt, dass die allerersten Schullehrer solche Kolonisten waren, die gerade mal lesen und schreiben konnten. Der nachfolgende Artikel entstammt einer Chronik über das mennonitische Schulwesen und was hier geschrieben steht, könnte durchaus auch auf die Anfänge des Schulwesens nicht nur in den deutschen Kolonien rechts der Molotschna zutreffen, sondern auch auf alle anderen Kolonien in Südrussland.

„Als Schullokal diente in den ersten Jahren meistens die ‚große‘ oder die ‚Sommerstube‘ eines größeren Bauernhauses. Wenn es hoch kam, wurde auch in irgend einem Hause die große Stube oder Eckstube einstweilen nicht durch eine Wand getrennt und der vereinigte Raum diente als vorläufiges Schulzimmer. Sobald die Umstände es erlaubten, baute man besondere Schulhäuser. Aber wie sahen die

aus! Das waren vielfach armselige Lehmhütten mit niedrigen, düsteren Unterrichtsräumen, mit kleinen Fenstern und ohne Holzdielen.

Dem Äußeren der Schulgebäude entsprach auch ihre innere Einrichtung. In der Mitte des Klassenzimmers stand ein langer Tisch mit Kreuzbeinen, an dessen einer Seite die Knaben und an der anderen Seite die Mädchen saßen, während der Schulmeister den Platz am oberen Ende des Tisches innehatte und die Schar beaufsichtigte. Reichten die Plätze um den Tisch nicht aus, so wurden an den beiden Seitenwänden noch je eine ‚schmale Holzbank hingestellt. Geeignete Lehrmittel fehlten meist gänzlich. Statt der Landkarten, Anschauungsmittel und dergleichen schmückten allerlei Hausgeräte, Kleidungsstücke und Werkzeuge die Wände, weil das Schulzimmer nicht selten dem Lehrer als Wohnstube diente.

Und die Lehrer? Da war wenig zu wollen, denn Lehrer im eigentlichen Sinne gab es überhaupt nicht. Dazu kam noch die damals allgemein herrschende Ansicht, dass zum Lehrer jeder taugte, der nur einigermaßen verständlich lesen, womöglich auch leserlich schreiben könne und allenfalls noch einige Rechenkenntnisse besitze. Man war also nicht wählerisch, und die Lehrer fanden sich. Das war oft ein Nachbar aus dem Dorfe, der von Preußen her etwas besser geschult war, oder ein alter Handwerker, dem es um einen kleinen Nebenverdienst zu tun war oder gar ein ‚Quer über die Steppe hergelaufener Wanderbursche‘, deswegen auch nicht mennonitischer Konfession. Ja es soll sogar vorgekommen sein, dass in Ermangelung einer männlichen Lehrkraft auch mal ein altes Mütterchen das Geschäft des Schulhaltens übernahm.

Neben dem Schulhalten betrieb der Lehrer von damals nicht nur seine Landwirtschaft, sondern auch noch allerlei ‚freie Künste‘, weil er von seinem Lehrergehalt nicht leben konnte. War der Lehrer Tischler, so stand seine Hobelbank neben dem Schultische, an dem die Schüler saßen. Für das Schneiderhandwerk mussten die Schüler am oberen Ende des Schultisches etwas Raum freigeben. Leisten und Pfriem oder ein gebogenes Messer zum Schnitzen von Holzlöffeln wurden während des Schulehaltens emsig gehandhabt. Das fand man zu jener Zeit auch ganz in Ordnung. Die Schulmeister mussten doch zum Zeitvertreib einige Beschäftigung haben, denn mit den Kindern hatten sie nicht weiter Arbeit als sie nebenbei zu beaufsichtigen und darauf zu achten, dass alle beharrlich in ihre Bücher sahen und ruhig waren. Wollten die Kinder sich darin nicht fügen, so traten allerlei Strafen wie das Knien auf Erbsen, Umhängen eines Brettchens mit daraufgemaltem Langohr und dergleichen erforderlichen Nachhilfe. Besonders häufig jedoch kam der Stock in Anwendung, der ein sehr wesentliches Lehrhilfsmittel bildete. Die ganze Lehrmethode bestand im Vorsagen respektive Vormachen des Lehrers und mechanischem Nachsprechen der Schüler. Eine Erklärung dessen, was gelernt werden sollte, kannte man nicht. Das Vaterunser und andere Gebete, die Zehn Gebote, Gesangbuchlieder, alles wurde mechanisch, ohne Verständnis auswendig gelernt und hergesagt, und wer es am schnellsten hersagen konnte, war der Primus.⁶²

⁶² Peter Braun: Der Molotschner Mennonitenschulrat 1869-1919

Natürlich blieb es nicht bei solchen Zuständen. Die Kolonisten, die ja in erster Linie Bauern waren, hatten für die Schule und die Ausbildung ihrer Kinder wenig Verständnis. Der tägliche Kampf mit der Natur erforderte ihre ganz Kraft und auch die Kinder wurden bereits als Arbeitskräfte gebraucht und eingesetzt. Sie waren der Meinung, was brauchen die Kinder eine Ausbildung, was sie brauchen, lernen sie bei der Arbeit und das genügt, um später mal die Wirtschaft zu übernehmen oder eine neue zu gründen. Bis in die neuere Zeit wurde beibehalten, dass die Kinder nur im Winter zur Schule gehen mussten. Im Sommer wurden sie zur Feldarbeit gebraucht.

Trotz allem wurde im Laufe der Jahrzehnte ein brauchbares Schulsystem aufgebaut, aus dem viele hervorragende und für die Kolonien wichtige Persönlichkeiten hervorgingen. In einem späteren Kapitel wird noch davon die Rede sein.

Im Jahre 1846 wurde in Odessa die erste Zeitung in deutscher Sprache für die Kolonisten gegründet. Gründer und Herausgeber war Staatsrat Eugen v. Hahn, der 1845 zum Vorsitzenden des Fürsorgekomitees ernannt worden war.⁶³ Er gründete

⁶³ Eugen v. Hahn wurde geboren in St. Petersburg am 15. Oktober 1808. Seine Studien scheint er in St. Petersburg gemacht zu haben. Als der Minister der Reichsdomänen im Jahre 1841 die südlichen Kolonien bereiste und fand, daß die Verwaltung des alten, kranken Inzows sehr mangelhaft und verbesserungsbedürftig sei, bestimmte der Minister den Staatsrat von Hahn dem Inzow zum Gehilfen. Hahn war der Mann, wie ihn unsere Kolonisten brauchten. Deshalb hat er auch überall solche heilsame Verordnungen getroffen, daß dieselben heilbringend bis in unsere Zeit hineinreichen wie zum Beispiel die Gründung von Centralschulen. Er hatte das Zeug, unsere Kolonisten in kurzer Zeit gut und gründlich kennenzulernen. Als er am Anfang seiner Verwaltung Rechenschaftsberichte über die Garten- und Waldanlagen verlangte, antworteten viele Gemeinden, daß bei ihnen auf dem schlechten Lande keine Bäume wachsen. Er gab sofort den Befehl an diese Gemeinden mit der Devise, „die Bäume müssen bei euch wachsen“. Und er hatte recht, die Bäume wuchsen auf seinen Befehl hin nachher in allen Kolonien. Einmal war er auch auf einer Revisionsreise an der Molotschna, da rapportierte ihm ein Oberschulz über den Zustand seiner ihm anvertrauten Kolonien und fügte am Ende bei: „Aber Bäume wachsen hier keine, Exzellenz.“ „Aber ich sage Ihnen, Herr Oberschulz,“ entgegnete v. Hahn, „daß hier Bäume wachsen müssen, und sie werden sehen, übers Jahr, wenn ich wieder komme, werden hier auf dieser Stelle Bäume wachsen.“ Das war deutlich und wirklich, im nächsten Jahr war die bezeichnete Stelle mit Bäumen bepflanzt.

Sein besonderes Augenmerk richtete v. Hahn auf die vernachlässigte Kolonistenschule und versuchte alle Mittel, um die Kolonisten geistig zu erwecken, zu heben und sie aus dem alten Schlendrian herauszureißen. Er gab deshalb weise Verordnungen die Schule betreffend, führte den Schulzwang ein und befahl, daß nur nüchterne, achtbare Männer als Schulmeister eingestellt werden dürfen. Und da er die traurige Erfahrung machte, daß die damaligen Schulmeister, abgesehen von ihren sittlichen Defekten, nur schlecht lesen und schreiben konnten und folglich nicht im Stande waren, den Kindern die Anfangsgründe der Wissenschaften beizubringen, entschloß er sich, die Centralschulen als Lehrerbildungsanstalten in den Kolonien zu gründen.

Wenn er seine Revisionsreisen in die Kolonien machte, versetzte er die Kolonisten in große Aufregung und Arbeitsamkeit. Besonders die Weibsleute waren alle auf den Beinen, weil der Staatsrat v. Hahn die sonderbare Gewohnheit hatte, auch den Regierungsbezirk der Frauen einer genauen Inspektion zu unterwerfen. Küche, Keller, Vorratskammer, Speicher, alles wurde in genauen Augenschein genommen, um festzustellen, ob hier Reinlichkeit herrscht oder ob Schmutzfinken hier ihr Unwesen treiben. (Konrad Keller, Die deutschen Kolonien in Südrussland.)

dieses Monatsblatt einerseits „... aus dem Wunsche heraus, die Kolonien auf ihren jetzigen Zustand aufmerksam zu machen und ihnen zu zeigen, wie sie unter Berücksichtigung der örtlichen Bedingungen ihre Landwirtschaft verbessern und ihren Wohlstand erhöhen können sowie um ihnen ferner eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung zu gewähren“ und andererseits auf Anordnung des Ministeriums für Reichsdomänen.

Die Auflage betrug lediglich 200 Exemplare, also fast gerade so viel wie es damals Kolonien gab. In einem Rundschreiben forderte v. Hahn im April 1848 alle Schulzenämter auf, ihm innerhalb von vier Monaten eine kurzgefaßte Übersicht über Entstehung, Entwicklung und gegenwärtigen Stand der Kolonie einzusenden. Dem Aufruf wurde Folge geleistet und fast alle Kolonien sandten ihre Berichte ein. v. Hahn rief gleichzeitig die Pfarrer und Schullehrer zu Mitarbeit auf und so entstanden aufschlußreiche Gemeindeberichte, die noch heute für die Erforschung der Geschichte der Russlanddeutschen wertvolles Quellenmaterial sind. v. Hahn wurde allerdings von seinem Posten als Vorsitzender des Fürsorgekomitees und damit auch als Herausgeber des Unterhaltungsblattes abgelöst und an das Ministerium für Reichsdomänen berufen. Sein Nachfolger als Herausgeber des Unterhaltungsblattes wurde H. Sonderegger, ein Kolonistensohn. Unter seiner Leitung wurde nur ein Teil der Gemeindeberichte zwischen 1851 und 1854 veröffentlicht, dann verschwanden sie in den Archiven, um erst wieder zum Anfang dieses Jahrhunderts von Konrad Keller entdeckt und in Auszügen veröffentlicht zu werden. Pastor Jakob Stach, zusammen mit Keller einer der rührigsten Forscher auf dem Gebiet der Erforschung der Russlanddeutschen, wurde darauf aufmerksam und veröffentlichte in mehreren Kalendern und Zeitungen, vornehmlich in der Odessaer Zeitung, viele der Gemeindeberichte. Erst in den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurden 193 dieser Gemeindeberichte ungekürzt von zwei weiteren Russlandforschern veröffentlicht. Es wäre zu wünschen, dass sich einmal jemand findet, der diese aufschlußreichen Berichte aus alter Zeit wieder einer breiten, interessierten Öffentlichkeit zugänglich macht.

Es war Ernst Walther, der es trotz seiner ungeheuren, bereits beschriebenen geschäftlichen Schwierigkeiten fertigbrachte, sämtliche Gemeindeberichte der bis dahin 25 Kolonien an der Molotschna zu verfassen. Er nahm die Strapazen auf sich, bei jedem Wetter und bei oft unsäglich schlechten Wegeverhältnissen von Kolonie zu Kolonie zu reisen, die noch lebenden Alten, die bei der Ansiedlung dabei waren, zu befragen und nach Durchsicht der Akten zusammen mit den Dorfschulzen und Dorflehrern die Berichte zu schreiben, um sie am Ende persönlich bei Herausgeber Sonderegger in Odessa abzuliefern. Insgesamt waren es gut und gerne 1 000 Werst, die er bei dieser Tätigkeit hinter sich bringen musste (Entfernung zwischen den einzelnen Kolonien durchschnittlich 10 Werst, die Reise nach Odessa und zurück 600 Werst, dies alles ergibt mindestens 1 000 Werst).

⁶³ Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im südlichen Russland, Nr. 1 April 1846 S. 2

Ernst Walther verfaßte außerdem eine 24seitige „Beschreibung des molotschner Kolonistenbezirks“, aus dem bereits in einem anderen Kapitel zitiert wurde. Es ist ein seltener und umfassender dokumentarischer Bericht über die Auswanderung, dessen vollständiger Text bis jetzt in keinem der zahlreichen Bücher veröffentlicht worden ist, die über die deutschen Kolonien bisher geschrieben wurden. Das erste und einzige Mal geschah dies im Jahre 1849 im Unterhaltungsblatt.

Lediglich Konrad Keller veröffentlichte in einem Kalender einige Auszüge aus Ernst Walthers aufschlußreichem, selbsterlebtem Bericht.⁶⁴ In einem weiteren Kalender kündigte Jakob Stach die vollständige Veröffentlichung an, es kam aber wegen des Kriegsausbruchs 1914 und der Revolution in Russland nicht mehr dazu.⁶⁵ Bei Leibbrandt kommt er lediglich in einer Fußnote vor.

Ernst Walther war 44 Jahre alt, als er diesen Bericht niederschrieb, also kannte er noch alles aus eigenem Erleben. Aus dem Text ist aber auch unschwer zu erkennen, daß in manchen Abschnitten sein Vater die Hand im Spiel hatte, der alle Vorkommnisse in den Kolonien kritisch beobachtete. Schließlich hatte zu seiner Zeit als Oberschulz und auch noch danach selbst gegen Mißstände angekämpft und wurde, wie aus einigen seiner Briefe zu ersehen ist, in den nachfolgenden Jahren ungerecht behandelt.

Ernst Walthers Bericht endet jedoch versöhnlich:

„Doch genug solcher traurigen Tatsachen. Gott sei es gedankt, daß alles, was hier gesagt wurde, nur den geringen Teil des jetzigen Geschlechts betrifft. Das gute Beispiel des größeren Teils wird hoffentlich auch auf diesen beklagenswerten Teil unserer Bevölkerung einwirken und, Gott gebe es, in nicht zu ferner Zeit, den gesellschaftlichen und sittlichen Zustand der Ansiedler auf die Bildungsstufe führen, auf welcher sie im Vergleich mit ihrem gewerbsamen Zustande schon stehen und auf welcher sie zu sehen der Wunsch eines jeden Menschenfreundes ist.“

Möglich, daß er mit seinem Einsatz für die Veröffentlichung im Unterhaltungsblatt auch versuchen wollte, beim Fürsorgekomitee gut Wetter zu machen, um für seine persönlichen und geschäftlichen Schwierigkeiten von dieser Seite mehr Hilfe zu bekommen. Genützt hat es anscheinend nicht, wie der Fortgang und mehr noch die Verschleppung seines Konkursprozesses in den nachfolgenden Jahren zeigt.

Zu dieser Zeit, als Ernst Walther um sein Recht und auch um seinen guten Ruf kämpfen mußte, hat sich die russische Geschichte weiter entwickelt, ohne daß wesentliche Fortschritte zu erkennen gewesen wären. Zar Nikolaus I., der nun im Jahre 1850 sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, hatte wenigstens nicht mehr so viele Kriege zu führen wie seine Vorgänger.

Dagegen mußte sich sein Hauptaugenmerk auf die innere Opposition richten, die liberale Ideen aus dem Westen aufgriff und ihnen in Russland zum Durchbruch verhelfen wollte. Meist war es die „Intelligenzia“, die vorwiegend in literarischen

⁶⁴ Deutscher Volkskalender für Stadt und Land 1910

⁶⁵ Landwirt, Kalender für die deutschen Landwirte in Russland 1915

Zirkeln agierte, die aber im Volk keinen Rückhalt hatte und so auch keine Revolution auslösen konnte, die das Zarentum stürzen oder den Zaren zumindest zu einer Repräsentationsfigur zurückstutzen hätte können. Wurden solche Geheimzirkel mit Hilfe der Geheimpolizei ausfindig gemacht, wurden sie brutal zerschlagen und ihre Teilnehmer zu schweren Strafen verurteilt. So ist z. B. der wohl bekannteste russische Dichter und Schriftsteller Dostojewskij, der auch solch einem Zirkel angehörte. Er wurde zum Tode verurteilt, schließlich aber doch begnadigt und „nur“ nach Sibirien verbannt.

Das Jahr 1848 war besonders schicksalsschwer. Es begann in Frankreich mit einer Revolution von unten, griff auf Deutschland über und breitete sich über ganz Europa aus.

In Deutschland waren es nicht die breiten Volksmassen, die die Revolution trugen, es waren mehr die bürgerlichen Stände und in gewissen Gebieten auch Bauern, die gegen die absoluten Herrscher der verschiedensten Fürstentümer und Königreiche kämpften und ein einheitliches Reich forderten. Nach Anfangerfolgen, es gab sogar ein Parlament in Frankfurt, eroberten die Fürsten ihre alte Macht zurück und es sollte noch Jahre dauern, bis ein einheitlicher Staat Deutschland gegründet werden sollte.

Der Zar verstärkte seine Bemühungen, die liberalen Ideen von Russland fernzuhalten. In den Kirchen wurde eine Erklärung des Zaren verlesen, in der es u.a. hieß „... daß die Wut des Umsturzes an den Grenzen Russlands zerbrechen werde.“

Die Zensur wurde verstärkt durch eine neue, übergeordnete zentrale Zensurbehörde. Büchersendungen aus dem Ausland wurden beschlagnahmt und in den Zeitungen gab es nur belanglose Gesellschaftsmeldungen, politische jeder Art wurden verboten oder einer besonders strengen Zensur unterworfen.

Bezeichnend für diese Zensur ist eine Zeile im Impressum am Ende jeder Ausgabe des „Unterhaltungsblattes“: „Zu drucken erlaubt. Odessa, den 15. Juli 1859. Sinitzin, Censor.“

Weit gefährlicher war ein Mann der mit seinen Thesen die Lunte an ein Pulverfaß legte, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Form von radikalen Geheimbünden zu glimmen begann und zu einer gewaltigen Explosion am Beginn des folgenden, des zwanzigsten Jahrhunderts führen sollte.

Der Mann hieß Karl Marx, geboren im Jahre 1818 in Deutschland. Schon während des Studiums mit aufrührerischen und linksorientierten Zirkeln in Berührung gekommen, vertiefte er sich immer mehr in das Problem des Gegensatzes zwischen den Klassen. Hier die Kapitalisten, dort die Arbeiterklasse.

Im Frühjahr des Jahres 1848 verfaßte er zusammen mit Friedrich Engels, einem Industriellensohn (!) im Exil in London, wohin er emigrieren mußte, nachdem er in Deutschland wegen seiner subversiven Tätigkeit ausgewiesen worden war, im Auftrage der Kommunisten das „Kommunistische Manifest“. Darin entwickeln die beiden die These vom Gegensatz der Bourgeoisie einerseits, die sich in der Wirtschaftsgeschichte als Besitzerin der Produktionsmittel etabliert hat, und dem Proletariat, das sich im nun beginnenden Zeitalter der Industrialisierung (Beispiel

Dampfmaschine) herausgebildet hatte und dessen angebliche Unterdrückung die Kommunisten beenden wollten.

Mit dem Aufruf: „Proletarier aller Länder vereinigt Euch“ endet dieses Manifest, das aus damaliger Sicht durchaus akzeptable Bestandteile enthielt und nach dem tatsächlich eine entsprechende Gesellschaft siebenzig Jahre später geschaffen wurde, die aber nach ebenfalls siebenzig Jahren klanglos unterging, ja untergehen mußte, weil sich in dieser neu entstandenen kommunistischen Gesellschaft die angewandte Marxsche Theorie nicht nur als untauglich erwies, sondern überdies von den Herrschenden ins Gegenteil verkehrt wurde.

Mit Sätzen wie: *„daß der erste Schritt in der Arbeiterrevolution die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die Erkämpfung der Demokratie ist. Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benutzen, der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen, alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staates, d.h. des als herrschende Klasse organisierten Proletariats zu zentralisieren und die Masse der Produktionskräfte möglichst rasch zu vermehren.*

Es kann dies zunächst nur geschehen vermitteltst despotischer Eingriffe in das Eigentumsrecht..., durch Maßregeln also, die ökonomisch unhaltbar und unzureichend erscheinen, die aber im Lauf der Bewegung über sich selbst hinaustreiben und als Mittel zur Umwälzung der Betriebsmittel unvermeidlich sind,“ läßt sich die Brutalität des später praktizierten Marxismus – Leninismus leicht erklären.

Völlig unberührt von solchen Entwicklungen mehrten die besitzenden Wirte unserer Kolonien in der Ukraine ihren Besitzstand. Während der Wohlstand in den westlichen Kolonistengebieten wegen ihrer Nähe zu Odessa mit dem dazugehörenden Hafen schon weiter vorangeschritten war, verringerte sich der Abstand hierzu der weit östlich davon gelegenen Kolonien bis hinunter in die Krim zusehends. Ja, es wurde bereits damit begonnen, in weiter entfernten Gebieten Tochterkolonien zu gründen, um die nachfolgenden Generationen mit Erwerbsmöglichkeiten zu versorgen.

1849, dem Jahr der Veröffentlichung des Berichts von Ernst Walther, waren genau 40 Jahre seit der Einwanderung nach Russland und der Gründung der 24 Kolonien an der Molotschna vergangen. „Handel und Gewerbe, Wohlstand des Bezirks“, so lautet eine Überschrift in dem Bericht, lassen den Fortschritt erkennen, den die Kolonisten besonders in den letzten 20 Jahren genommen hatten, als sie nach Gründung des Hafens Berdjansk neben der Schafzucht den Weizenanbau verstärkten und allein zu diesem Zweck 26 600 Desjatinen Land aufkauften und außerdem noch 65 750 Desjatinen pachteten. Die vollständige Zusammenstellung aller darin enthaltenen Daten würde an dieser Stelle zu weit führen und wird zu einem späteren Zeitpunkt mit der ungekürzten Veröffentlichung von Ernst Walthers Bericht erscheinen.

An Dienstboten beschäftigten die Molotschnaer Kolonisten 482 an der Zahl, davon 117 weibliche und 141 männliche aus den eigenen Kolonien sowie 224 russische Landarbeiterinnen und Landarbeiter. (Bei den Mennoniten war das Verhältnis 293 weibliche und 803 männliche Landarbeiter, davon wiederum Kolonisten von der anderen Seite der Molotschna im Verhältnis 77/62.)

Folglich gab es schon zu damaliger Zeit Ausbeuter im Marxschen Sinne unter den Kolonisten (Beschäftigung und Ausbeutung von Menschenkraft). Diese wurden dann tatsächlich von dem in späterer Zeit praktizierten Marxismus als „Kulaken“ richtiggehend ausgerottet.

Bis dahin, zu einem bitteren Ende, war es noch ein langer Weg, der durch die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts führte und die Kolonien erst mal zu ungeahnter Blüte bringen sollte, zwei Generationen hatten dazu die Grundlage geschaffen.

1850-1870

Auch die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts begann, wie sollte es anders sein, mit Krieg.

Diesmal war es ein Krieg, der die deutschen Kolonien in Taurien zum ersten Male direkt betreffen und ihnen Opfer abverlangen sollte. Unter der Bezeichnung „Krimkrieg“ ging er in die Geschichte Russlands und auch in die Weltgeschichte ein, denn Russland war darin direkt mit westeuropäischen Mächten konfrontiert.

Was Zar Alexander I begonnen hatte, führte sein Bruder, Nikolaus I fort und machte Russland zur beherrschenden Macht in Europa, nichts ging ohne ihn.

1831 war er sehr nahe dran, den Traum aller seiner Vorfahren zu verwirklichen, einen freien Zugang zum Mittelmeer zu haben. Russische Truppen hatten sogar Konstantinopel besetzt und kontrollierten somit die Durchfahrt durch die Dardanellen. Daß sich damit Russland als einzige Schutzmacht der Türkei auführte und dadurch die Möglichkeit hatte, die Dardanellen für fremde Schiffe zu sperren, das behagte den anderen europäischen Mächten nicht. Russland wurde gezwungen, seine Truppen aus der Türkei zurückzuziehen und England, Österreich und Preußen ein Mitspracherecht in diesem Zipfel Europas einzuräumen.

Trotzdem blieb Russland in Europa für viele Jahre ein bestimmender Faktor in der europäischen Politik. Doch immer mehr zeichnete sich ab, daß alle europäischen Staaten mit Ausnahme der Balkanstaaten bestrebt waren, Russlands Einfluß abzuschütteln und „Russland hinter seine natürlichen Grenzen zurückzudrängen“.⁶⁶

Aber erst einmal bewies Nikolaus seine Stärke, als er während der 48er-Wirren in den europäischen Staaten Österreich zu Hilfe kam und in Ungarn half, einen Aufstand niederzuschlagen. Man kann sagen, Nikolaus I. war 1850, im Jubiläumsjahr seiner Regierungszeit (25 Jahre seit seiner Thronbesteigung), auf dem Gipfel seiner Macht.

1853 setzte Nikolaus wiederum, diesmal unter dem Vorwand, die verloren gegangenen Rechte der orthodoxen Christen in der Türkei wiederherzustellen, seine Truppen gegen die Türken und in Richtung Konstantinopel in Marsch.

⁶⁶ Hans v. Rimscha: Geschichte Russlands

Dieser Krieg weitete sich zum so genannten Krimkrieg aus, als die Westmächte militärisch eingriffen, um Russlands Vormachtstellung endgültig zu brechen und seine Kontrolle über den Zugang zum Mittelmeer für alle Zeiten zu verhindern. Sie zwangen Russland, seine Truppen aus dem Balkan zurückzuziehen.

Diese wurden auch woanders dringend gebraucht. Ein englisch – französisches Expeditionskorps war auf der Halbinsel Krim gelandet. Die Kämpfe dort gipfelten in der Belagerung von Sewastopol, das nach 349tägiger Belagerung im August 1855 kapitulieren mußte.

Damit war der Krieg für Russland verloren, es mußte sich dem Diktat der Westmächte beugen und unter anderem folgenden Bedingungen zustimmen: Neutralisierung des Schwarzen Meeres, freie Schifffahrt mit Ausnahme von Kriegsschiffen, kein Bau von Festungsanlagen an den Küsten.

Soweit ein Ausflug in die Geschichte Russlands zum besseren Verständnis des nachfolgenden Berichtes.

Die taurischen Kolonien beiderseits der Molotschna und auch die weiter östlich gelegenen Planerkolonien, die deutschen Kolonien um Berdjansk und die in der Krim wurden zum ersten Mal seit ihrer Gründung direkt in eine kriegerische Auseinandersetzung hineingezogen.

Die Molotschnaer Kolonien lagen an der Durchzugstraße der Militärkolonnen nach Süden zur Krim. Es waren die alten Tschumakenstraßen, die Jahre später durch den Bau der Eisenbahn an Bedeutung verlieren sollten. Der gesamte Nachschub führte über dieses Gebiet und der überaus schlechte Zustand dieser Straßen, aufgewühlt durch viele tausend Fahrzeuge, war sicher mit ein Grund für die Niederlage der russischen Armee in der Krim.

Unsere Kolonisten, mitten drin im Geschehen, hielten sich nicht zurück und bewiesen ihre patriotische Gesinnung durch tätige Hilfe, die später durch allerhöchstes Lob ausgezeichnet wurde.

Truppeneinquantierungen nahmen sie klaglos hin. Sie versorgten die Truppen mit Verpflegung, Pferdegespannen und Wagen. Vorwiegend bei den Mennoniten bezogen viele höhere Offiziere Quartier, unter denen eine ganze Anzahl, auch Generale, deutsche Namen trugen.

Es ist bekannt, daß sich General Totleben, der Verteidiger Sewastopols, mehrmals in den Kolonien aufhielt. Ebenso lernten sie auf diesem Weg den Oberbefehlshaber der russischen Krimarmee, General Graf Lüders und den Kommandeur der Artillerie General Scheidemann kennen.

Die Mennoniten richteten Lazarette ein und auch die Kolonisten rechts der Molotschna standen ihnen an Opferbereitschaft nicht nach. Allein in Prischib wurden drei Lazarette eingerichtet und insgesamt 1 500 Verwundete versorgt.⁶⁷

In diesem Zusammenhang sei ein Hinweis aus dem „Unterhaltungsblatt“ aus dem Jahre 1857 zitiert. Daraus ist ersichtlich, daß zum Jahresschluß 1855 in allen deutschen Kolonien der Pferdebestand 97 836 betrug mit dem Zusatz: „Die Zahl

⁶⁷ **Stach:** die deutschen Kolonien in Südrussland

der Pferde und Ochsen hat sich gegen das vorhergehende Jahr vermindert in Folge von Entkräftung, der das Vieh in den Frohndienstleistungen der Kolonisten für das Militär bei äußerst schlechten Wegen unterlag.“

Es gibt einen Zeitzeugen, der dies oben Gesagte in einem Brief an seine Verwandten in Deutschland betätigt. Es war der Lehrer Franz Huth aus Alt – Nassau, dessen Briefe, die er laufend in die alte Heimat geschickt hatte, bis heute erhalten geblieben sind:

„... Aber Gott sei Dank haben wir noch nicht das Geringste gelitten. Unsere Kolonisten haben fast den ganzen Winter und auch noch jetzt, Proviant, der aus dem Inneren Russlands kommt, nach der Krim gefahren. Aber die Regierung bezahlt alles und so fehlt es hier nicht an Geld, obgleich der Getreidehandel ins Ausland nicht geht. Militärdurchmärsche haben wir nur im vorigen Jahr gehabt und die Soldaten wurden von den Kolonisten mit Enthusiasmus aufgenommen, verpflegt und zu Wagen weiterbefördert. Und auf den Wunsch der Kolonisten sind einige tausend Mann, kranke und verwundete Krieger, hierher in Pflege gegeben worden, welche sich die Kolonisten in der Krim abholten, die leicht Verwundeten in je ein Haus einquartiert, die schwer Verwundeten aber in eigens dazu eingerichteten Lazarette untergebracht worden sind. Eines dieser Lazarette haben wir hier in Alt - Nassau gehabt.

Von den Gestaden des Asowschen Meeres liegen Meldungen von Zerstörungen vor, die die Feinde in den friedlichen Handelsstädten dieses Gebietes angerichtet haben, wo sie doch früher ihr Getreide holten. Man rechnet ihnen nicht viel Humanität zu, wie aus der Stadt Kertsch berichtet wurde, wo hauptsächlich die Engländer mit den Türken wetteiferten, die dortigen Bewohner zu berauben und zu mißhandeln. Viele dieser Kertscher haben sich, von allem entblößt, hier in den Kolonien ein Unterkommen gesucht.“

Im Jahre 1855 starb Zar Nikolaus I. Ihm folgte sein ältester Sohn als Alexander II. auf den Thron.

Dieser galt als sanftmütig, nachgiebig, aber auch gerechter als sein Vater, ja, er war das genaue Gegenteil von ihm. Aber, und das unterschied ihn von den früheren Thronfolgern, er war auf das für ihn bestimmte Amt bestens vorbereitet. Sein Vater ließ ihn rechtzeitig an allen politischen Entscheidungen teilnehmen und so brachte er jetzt im Alter von 38 Jahren genügend Erfahrung mit für sein neues Amt als „Zar aller Reußen usw.“

Er beendete den Krimkrieg nach längerem Zögern, lockerte z. B. die von seinem Vater eingeführte Zensur, sorgte dafür, daß mehr Studenten an die Universitäten kamen (bei seiner Thronbesteigung gab es im gesamten russischen Reich lediglich 2 900 Studenten), gründete Schulen und Gymnasien und gestattete wieder Auslandsreisen für die geistige Elite. Erwähnenswert ist weiterhin die Abschaffung der Prügelstrafe, die sogar gesetzlich verankert war.

Anläßlich seiner Krönung erließ er eine Amnestie, die unter anderen auch den Dekabristen zugute kam.

Folgende Begebenheit aus dem Jahre 1837 beleuchtet den Charakter des damaligen Thronfolgers und nunmehrigen Kaisers. Der Kronprinz Alexander unternahm in jenem Jahr eine große Reise durch Sibirien und kam dabei durch ein Dorf, in dem einige der Dekabristen ihre Verbannung verbrachten. Es war ihnen verboten worden, sich dem Thronfolger zu nähern, doch dieser näherte sich ihnen seinerseits, lud sie sogar zu einem gemeinsamen Gottesdienst ein und schrieb einen Brief an seinen

eine einsetzte. Er nur, daß einige Kaukasus einfache mußten – oder Sein Haupt- xander nun auf Leibeigen- Adel seit wehren konnte. gesagt haben:

und drei Mal ablassen.“ wohl damit die Kommission, man den Freiheiten einräumen könnte. Zu dessen Vorsitzenden machte er seinen Sohn Alexander.

Zwei Drittel der russischen Bevölkerung waren nichts anderes als Sklaven ihrer Herren. Ganze Dörfer, die sich auf dem Grund und Boden der meist adligen Grundbesitzer befanden, waren deren Eigentum.

Die Mehrzahl der Leibeigenen waren Bauern, die entweder ein Stück Land bebauten und dem Herrn dafür eine Abgabe zu zahlen hatten oder an drei Tagen pro Woche unbezahlte Fronarbeit leisten mußten und trotzdem so unfrei waren, daß der Grundherr über sie richten konnte, sie verkaufen und vererben durfte oder eine Heiraterlaubnis verweigern konnte, ganz wie es ihm beliebte, um nur einige Beispiele des komplexen Themas Leibeigenschaft zu nennen.

Dabei gab es natürlich Variationen. Diejenigen Leibeigenen, die als Diener oder sonstige herrschaftliche Bedienstete arbeiteten, lebten besser als alle anderen und wurden bei der Befreiung einfach freigelassen und gingen meistens in die Städte.

Nach mehrjährigen, zähen Verhandlungen mit dem Adel und nach Kämpfen mit Gegnern der Bauernbefreiung war es 1861 so weit, daß Zar Alexander in einem Manifest feierlich die Abschaffung der Leibeigenschaft verkünden konnte.

Es würde hier zu weit führen, alle in dem Manifest angeführten Bestimmungen wiederzugeben. Es sei nur bemerkt, daß die praktische Umsetzung des neuen Ge-



Vater, in dem er sich für Begnadigung dieser Leute erreichte damit allerdings von ihnen in den versetzt wurden und als Soldaten Dienst tun durften.

augenmerk richtete Ale- die Aufhebung der schaft, wogegen sich der Jahrzehnten erfolgreich Nikolaus soll einmal „Drei Mal habe ich an der Leibeigenschaft gerührt mußte ich davon Unter anderem meinte er geheime Einsetzung einer die zu prüfen hatte, ob Leibeigenen nicht größere

setzes viel Unruhe über das Land brachte. Überall gab es Streit bei der nun einsetzenden Landverteilung, ja es gab örtlich richtige Bauernaufstände, die niedergeschlagen werden mußten. Betrügereien waren an der Tagesordnung, an denen vor allem die Beamten und selbst die Adligen beteiligt waren.

Auch die Lage der bisher „freien“ Bauern Russlands, den sogenannten Kronsbauern, war durchaus nicht die rosigste. Das „Mirsystem“, das seit Jahrhunderten in dem reinen Agrarstaat Russland eingeführt war, war nicht dazu angetan, die Landwirtschaft voranzubringen. Mirsystem bedeutet: Das ganze landwirtschaftlich genutzte Land eines Dorfes blieb immer Gemeindebesitz. Zur Bebauung wurde es entsprechend der männlichen Seelenzahl der Gemeinde aufgeteilt. Das bedeutete, daß ein Bauer, der mit vielen Söhnen gesegnet war, mehr Land zugeteilt bekam als ein anderer mit wenigen oder gar nur einem Sohn. Familien nur mit Töchtern gingen entsprechend leer aus.

Meist nach zehn Jahren wurde das Land erneut umverteilt, weil sich die Zahl der männlichen Einwohner schließlich immer verändert. Daß bei solch einem System der Bauer kein großes Interesse haben konnte, sein ihm zugeteiltes Land so pfleglich zu bebauen oder gar eine Vierfelderwirtschaft einzuhalten, liegt auf der Hand. Was sollte er sich auch abmühen und sein Land pflegen, wenn die Früchte seiner Arbeit ein paar Jahre später einem anderen zugute kommen. Die Folge davon war eine geringere Ertragsausbeute, die die Armut der russischen Bauern, die ohnehin nur ein kleines Stückchen Land zu bebauen hatten, wesentlich verstärkte.

Ganz anders war dagegen die Lage bei unseren Kolonisten. Hier war das Land ebenfalls im Gemeindebesitz. Der Unterschied zum Mirsystem bestand indessen darin, daß die 60 bei der Ansiedlung zugeteilten Desjatinen nicht verkauft, nicht geteilt und somit nur im Ganzen vererbt werden durfte. Die Umverteilung nach etlichen Jahren unterblieb und der Wirt verwurzelte mit seiner Scholle, wie man früher es ausdrückte. Privateigentum war nur das Wohnhaus und das Grundstück, auf dem es sich befand.

Hoferbe war fast immer der jüngste Sohn. Die weiteren Söhne mußten entweder ein Handwerk erlernen oder der Vater kaufte ihnen in anderen Regionen genügend Land für eine eigene Wirtschaft. Die Obrigkeit achtete streng darauf, daß diese Bestimmungen eingehalten wurden. Durch die behördliche Genehmigung eines eventuellen Verkaufs einer Wirtschaft war somit gesorgt, daß „keine fremden Elemente“ sich in den Kolonien breitmachen konnten, die Zahl der Wirtschaften bis ins zwanzigste Jahrhundert fast gleich blieb und der deutsche Charakter der Dörfer über hundert Jahre erhalten blieb.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß in den deutschen Kolonien an der Wolga nach deren Gründung das russische Mirsystem eingeführt worden war und sich nicht bewährt hat. Im direkten Vergleich mit den deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet schneiden die letzteren ungleich besser ab. Dies ist vor allem dem an anderer Stelle ausführlich beschriebenen Oberrichter **Contenius** zu verdanken, der rechtzeitig erkannt hatte, daß das Mirsystem doch nicht der Weisheit letzter Schluß war.

Im Jahr der Bauernbefreiung (1861) war ein halbes Jahrhundert seit der Ansiedlung an der Molotschna und den weiteren Kolonistengebieten vergangen und der erreichte Wohlstand war unübersehbar. Die harte Hand des Fürsorgekomitees in Form der Kolonistengesetze, deren Einhaltung streng überwacht wurde, war zum größten Teil dafür verantwortlich. Natürlich gab es auch gewisse Formen von Sittenverfall, es wird in den wenigen einschlägigen Büchern über die Kolonien, die es überhaupt gibt, von Trunksucht, Betrügereien und Streitereien berichtet. Jedermann wird jedoch einsehen müssen, daß es solche Vorkommnisse immer und überall geben wird, wo Menschen zusammenkommen oder sich niederlassen. Da bilden auch die Deutschen in Russland keine Ausnahme.

Doch die überwiegende Mehrzahl der Kolonisten hielt sich an Gesetz und Ordnung, hielt seinen Hof instand bearbeitete intensiv sein Land und trotzte den Unbilden der Natur.

Immer wieder reduzierten Seuchen den Viehbestand, es gab Hagelschlag und Mißernten. Oft wird von Seuchen wie Pest und Cholera in den russischen Dörfern berichtet, die bezeichnenderweise nie auf die deutschen Kolonistendörfer übergriffen.

Trotz aller Rückschläge weist eine Statistik für das Jahr 1855⁶⁸ wesentliche Fortschritte in der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonien aus. Hier einige Beispiele:

Getreideernte in allen Kolonien: Auf 340 455 Desjatinen Land wurden 462 466 Tschetwert (210 l) Winter – und Sommergetreide geerntet. In Tonnen umgerechnet: ca. 97 117 t. Kommentar hierzu: „*Im allgemeinen war die Ernte im Jahr 1855 eine Mißernte. Ein gutes Wachstum der Winterfrüchte verhinderten das feuchte Frühjahr und die anhaltende Kälte, weshalb auch nicht früh genug zur Saat der Sommerfrüchte geschritten werden konnte, die sowohl deshalb als auch wegen der Dürre und der Heuschrecken keinen guten Ertrag geben konnten.*“

Obstbäume: „... *Der Gartenbau wird mit jedem Jahr in den deutschen Kolonien stärker betrieben. Durch die Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins und dessen Tätigkeit haben die Kolonisten angefangen, auf ihre Gärten und die Veredlung der Bäume mehr Aufmerksamkeit zu verwenden.*

Ungeachtet die Kolonisten durch die Entrichtung der Fronleistungen für das Militär sehr oft abwesend waren, haben sie doch im Jahre 1855 gegen 30 000 junge Obstbäume gepflanzt. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der Bäume der Kolonisten auf 3 099 000, davon sind über 127 900 fruchttragende.“

Gartenbau: „*Mit Gemüsebau beschäftigen sich die Kolonisten größtenteils nur so viel als sie zum häuslichen Gebrauch nötig haben. Wo jedoch die örtliche Lage einen guten Absatz verspricht, wie in der Nähe von großen Städten, da baut man auch zum Verkauf. Im Jahre 1855 wurde durch Verkauf von Gemüse gelöst 53757 Rubel und außerdem blieb für den häuslichen Bedarf kein Mangel.*“

⁶⁸ Unterhaltungsblatt 1857 Nr. 1, 3 und 4

Weinstöcke: 15 154 000 Stück, Bienenstöcke: 3 962, Häuserbau: „Der Häuserbau macht in den Kolonien beständig Fortschritte, neue Häuser werden geräumiger und schöner aufgeführt, so daß die Kolonien in ihrem Äußeren sich mit jedem Jahre verschönern. Namentlich verbreitet sich der Bau von Ziegeldächern in den Molotschner Kolonien. Im Molotschner Mennonitenbezirk sind im Jahre 1855 genau 75 verschiedene Häuser aufgeführt worden, unter denen 43 von gebrannten Ziegeln. Von jener Zahl sind 61 auf alten und 14 auf neuen Plätzen aufgeführt. Mit holländischen Dachziegeln oder Dachpfannen gedeckte Häuser gibt es im genannten Bezirk 513. Zum Bauen wurden im Bezirk im Jahre 1855 rund 2 354 000 Ziegel oder Backsteine gebraucht und über 87 350 Dachziegel gebraucht. Im Molotschner Kolonistenbezirk befinden sich mit holländischen Dachziegeln gedeckte Häuser 97 und im Chortitzer 25. Außerdem sind in vielen Kolonien die öffentlichen Gebäude mit Blech gedeckt.“

Handwerker: „Die meisten Handwerker finden sich in den Molotschner Kolonien und obwohl ihre Anzahl in diesen Kolonien ziemlich bedeutend ist, so fehlt es ihnen doch nicht an Arbeit, welche noch dazu gut bezahlt wird. In anderen Kolonien ist jedoch der Mangel an guten Arbeitern sehr fühlbar.

Im Jahre 1855 zählte man in den gesamten Kolonien: Maurer 385, Zimmerleute 447, Schmiede 680, Drechsler 43, Wagner und Radmacher 333, Böttcher 249, Weber 18 (!), Schuhmacher 665, Schneider 581, Sattler 48, Schlosser 62, Tischler 319, Zinngießer 7, Buchbinder 4, Färber 100, Müller 247, Glaser 64, Töpfer und Ofensetzer 30, Kupferschmiede 8, Gerber 115, verschiedene andere Handwerker 493. Zusammen 4 898 Handwerker.“

Man könnte mit der Aufzählung der verschiedenen Erwerbszweige fortfahren, jedoch um den geeigneten Leser und Leserin nicht zu langweilen, sei darauf verzichtet.

Alles in allem ist ein wesentlicher Fortschritt in der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonien deutlich erkennbar und erstaunlich ist auch die genaue statistische Erfassung aller Ergebnisse. Und das alles ohne Telefon, Fax und Computer!

Probleme bereitete nur der Landmangel in den Kolonien.

Das sogenannte Reserveland, auch Schäfereiland genannt, das bei der Ansiedlung in weiser Voraussicht nicht an die Ansiedler verteilt worden war, sondern zur Schafzucht reserviert blieb, wurde mit Abnahme der Schafzucht, an deren Stelle vermehrter Weizenanbau trat, in den vergangenen zwei Jahrzehnten verpachtet. Zum Teil wurden auch Landlose darauf angesiedelt.

Das Geld, und es war nicht wenig, das sich durch diese Verpachtung im Laufe der Zeit angehäuft hatte, wurde dazu verwendet, in anderen Gegenden des russischen Reiches Land aufzukaufen, um damit die Landlosen, die in fast jeder Kolonie eine Plage wurden, dort unterzubringen. Das so angekaufte Land wurde den Landlosen gegen über mehrere Jahre notwendige Abzahlung überlassen, manchmal auch geschenkt⁶⁹ (meist waren es 30 Desjatinen).

⁶⁹ **Stach:** Die deutschen Kolonien in Südrussland.

So entstanden nicht nur in der Ukraine oder im Kaukasus, sondern ebenso im fernen Ural und sogar noch weiter in Sibirien sogenannte Tochterkolonien. Auf diese Weise war zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die Zahl der deutschen Kolonien in Russland auf die unwahrscheinlich klingende Zahl von mehr als 2 000 Dörfern angewachsen. 1820 betrug die Zahl der sogenannten Mutterkolonien in Südrussland lediglich 200.

1864 kaufte der Molotschnaer Kolonistenbezirk 5769 Desjatinen Land für 119 574 Rubel im Raume Jekaterionslaw und siedelte darauf 96 Familien an, die pro Familie ca. 60 Desjatinen zugesprochen bekamen. Mit der Bezahlung gab es Probleme, die Aussiedler wollten die auf 10 gestreckte Abzahlung nicht bezahlen, wurden aber durch Gerichtsurteil dazu gezwungen. 1867 wurde ein 22 900 großes Gut im Chersoner Kreis dem Fürsten Kocubej für 492 665 Rubel abgekauft. Darauf wurden elf Dörfer angelegt, die dann den Volost Kronau bildeten. 536 Familien erhielten ihre Wirtschaften unentgeltlich, sie mußten lediglich die Zinsen für den aufgenommenen Kredit übernehmen.

In großem Maße waren jedoch an dieser Landvermehrung die deutschen besitzenden Kolonisten beteiligt. Gerade jetzt, in den Sechziger Jahren, waren die Weizenpreise ordentlich gestiegen und was sollte der einfache Bauer, der doch nichts kannte als seine Scholle, wie man damals sagte, anderes tun mit dem Geld, das er plötzlich zur Verfügung hatte. Er kaufte Land für seine Söhne.

Bargeld interessierte ihn wenig, was sollte er auch damit anfangen? Kaum hatte er ein Stück Land erworben, belieh er es schon wieder und kaufte weiteres Land, bevor das erste abbezahlt war. Daß damit die Bodenpreise rasch gestiegen waren, wurde von den russischen Bauern übel vermerkt und aus anfänglichem Neid wurde im Laufe der Jahre Haß, wie die Entwicklung im folgenden Jahrzehnt zeigen wird.

In einem 1865 erschienenen Buch⁷⁰ wird ein russischer Generalstabsoffizier mit dem Namen Pawlowitsch zitiert, der die ausländischen Kolonien bereiste(1859) und die deutschen Kolonien folgendermaßen beschrieb:

„Die deutschen Kolonisten sind größtenteils von hohem Wuchse und kräftigem Gliederbau, aber alle ihre Bewegungen haben etwas Schwerfälliges, besonders ist dies bei älteren Leuten der Fall. Ihre Gesichtszüge, wenn auch regelmäßiger als bei der Bevölkerung slawischen Stammes, zeichnen sich nicht durch Schönheit aus.

Was aber die Gesundheit anbetrifft, so kann sich in dieser Beziehung unter den übrigen, die Provinz bewohnenden Volksstämmen keiner mit den deutschen Kolonisten messen. Sie sind nicht nur keinen besonderen Krankheiten unterworfen, sondern auch Epidemien, welche rundum die Dörfer verwüsteten, hatten bisher fast gar keinen Einfluß auf sie. Die Ursachen dieser auffälligen Erscheinung liegen offenbar nicht so sehr in besonderen physischen Stammeseigenschaften, als vielmehr in dem Wohlstande, in der Gesundheitspflege und Mäßigkeit der Kolonisten.

Die Landwirtschaft ist in den deutschen Kolonien auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht und allerorten hat man die rationelle Landwirtschaft und

⁷⁰ **Matthäi:** Die deutschen Ansiedlungen in Russland,

namentlich die Vierfelderwirtschaft eingeführt. Alle Felder sind in kleine Stücke zerteilt und werden mit der größten Sorgfalt bearbeitet.

Von Hornvieh halten die Kolonisten nur so viel, als ihnen zur Haushaltung nötig ist. Zum Ackern werden nicht Ochsen, sondern Pferde gebraucht. Von Schafen halten sie feinwollige und gewöhnliche. Die Wolle der veredelten kommt in den Handel. Schwarze Schafe zieht man der Wolle wegen, die einen gesuchten Artikel im Pelzhandel liefern.

Während des Sommers beschäftigen sich die Bauern fast nur mit der Landwirtschaft. Dann wirft der Schmid seinen Hammer und der Zimmermann seine Axt weg und jeder greift nach Pflug und Sense. Hin und wieder sind Hofbesitzer genötigt, zum eigenen Lande noch 15 bis 20 Desjatinen dazuzupachten.

Den Bau von Futterkräutern kennt man hier nicht, die Kolonisten nehmen das nötige Heu von der Steppe. Die Pacht, für eine Desjatine Heuland ist fast dieselbe wie für eine Desjatine Ackerland.

Gemüsebau wird nur für den eigenen Bedarf angebaut und neben jedem Hause befindet sich ein Garten mit Kirsch - und Apfelbäumen.

Im Kreise Mariupol hat jeder Hofbesitzer eine halbe Desjatine gepflanzten Wald, welche jetzt zusammen schon ein recht ansehnliches Gehölz bilden und dem Eigentümer, wenn auch die Anzucht viel Arbeit und Mühe verursacht hat, bedeutenden Nutzen gewähren außer der Verschönerung der Gegend. Es wird allgemein versichert, daß seit der Anpflanzung der Gehölze der Regen öfter kommt und die Ernten öfter und besser geworden sind.

Der äußere Anblick der deutschen Kolonien unterscheidet sich auffallend von den übrigen Niederlassungen im Gouvernement. Sie bilden gewissermaßen Oasen in der Wüste. Aber nicht nur in der äußeren Erscheinung, sondern auch in allen übrigen Beziehungen ist dieser Unterschied bemerkbar und diese Kolonien können mit Recht Musterwirtschaften genannt werden. Die von Baumpflanzungen und Gärten umgebenen Bauernhöfe, die hübschen, regelmäßigen Gebäude, deren Sauberkeit von innen und außen, die Zweckmäßigkeit der landwirtschaftlichen Einrichtungen fallen jedem in die Augen, der diese Niederlassungen besucht.

Die Gebäude in den Kolonien wurden früher aus Lehmsteinen, jetzt größtenteils aus gebrannten Ziegeln, die Wirtschaftsgebäude nicht selten aus Holz ausgeführt. Gewöhnlich befinden sich Wohn – und Nebengebäude unter einem Dach und stehen durch Türen untereinander in Verbindung, so daß man nicht nötig hat, um aus einem Gebäude in das andere zu gelangen, über den Hof zu gehen. Die meisten Gebäude dieser Art enthalten ein Vorzimmer, Küche, Wohnstube, Schlafkammer, Speisezimmer, Pferde – Kuh – und Schafstall und die Räumlichkeiten für Korn, Stroh und Heu.

Mit großer Strenge wachen die Kolonisten über die Erhaltung ihrer althergebrachten Sitten und ihrer Volkseigentümlichkeit, und zwar in dem Grade, daß die ursprüngliche Absicht der Regierung, unter den umwohnenden Volksstämmen durch den Einfluß der Kolonien eine bessere Wirtschaft zu verbreiten, teilweise gar nicht hat erreicht werden können, eben weil die Kolonisten mit solcher Zähigkeit

an ihren Sitten und sogar an ihrer Sprache festhalten, daß sie mit der übrigen Bevölkerung gar keinen Verkehr haben.

Die Wohnungen der Kolonisten sind innen stukkatiert und geweißt, die Möbel mit Ölfarbe angestrichen oder poliert. Bei den Wohlhabenderen finden sich Divans, Kommoden, Spiegel und Gemälde. Die Kleidung, besonders der Männer, ist des Sonntags der Art, daß man diese Leute sehr wohl für Städter halten könnte. Nur einige alte Leute, vornehmlich unter den Mennoniten, halten noch fest an der in ihrer früheren Heimat gebräuchlichen Kleidung.

Ihre Speisen könnten nach der Beschaffenheit des Rohstoffes sehr gut sein, denn sie bestehen aus Rind- und Schweinefleisch, frisch und gesalzen, aus Butter, Eiern, saurem Schmand, gekäster Milch, Graupen, Mehl usw. Aber die Art ihrer Zubereitung will einem russischen Gaumen nicht behagen. Morgens und abends trinken die Kolonisten Kaffee, die Reichen den echten, die ärmeren Weizen – und Roggenkaffee.

Zu den originellen Gebräuchen gehört, daß Hausherr und Hausfrau gesondert essen, obwohl dieselben Speisen auch die Kinder und die Dienstboten bekommen.“

Obiger Auszug, geschrieben von einem unvoreingenommenen Beobachter, einem russischen Offizier, veranschaulicht deutlich und ersetzt in gewisser Weise eine eigene Beschreibung der nunmehrigen Entwicklungsstufe der Kolonisten im siebten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, obwohl immer wieder betont werden muß, daß es immer wieder, aus deutschem Munde, Warnungen vor sittlicher Verrohung der Kolonisten gab und solche Zustände auch mit Recht beschrieben wurden. Allerdings, das muß hinzugefügt werden, herrschte diese Meinung vorwiegend in kirchlichen Kreisen.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Schulen der Kolonisten unter der Aufsicht der Kirchen standen. Die Geistlichen beider Konfessionen bestimmten die Anstellung der Lehrer, deren Bezahlung wiederum von der Gemeinde geleistet werden mußte. Und die Bauern, die letztendlich dafür aufkommen mußten, hatten wenig Sinn dafür, daß ihre Kinder eine ausreichende Schulbildung bekamen. Sie wurden schon im frühen Alter zur Arbeit gebraucht und der Bauer sagte sich, was sie zur Führung eines Hofes später mal brauchen, das können sie von mir lernen. Deshalb mußten die Kinder auch nur in den Wintermonaten zur Schule, im Sommer wurden sie auf den Feldern gebraucht. „... *Wenn der liebe Gott nicht alle Dreschplätze mit Schnee bedeckte und alle Pflüge einfrieren ließe, bekämen wir die Kinder alle nicht in die Schule. Und selbst im Winter dauern die Versäumnisse in einer furchtbaren Zahl fort und der erste Frühlingssonnenschein treibt sie alle auf Nimmerwiedersehen hinaus.*⁷¹

Ein weiteres Übel war die hohe Zahl der Kinder, die ein Lehrer, der außerdem schlecht ausgebildet war, zu unterrichten hatte. Die Qualität der Lehrer wurde erst

⁷¹ Odessaer Zeitung v. 9.2.1866, **Brandes**: Von den Zaren adoptiert.

nach und nach besser, als sie in den neu gegründeten Zentralschulen ausgebildet wurden.

Einem Brief (1847) an seine Verwandten in Deutschland des bereits an anderer Stelle erwähnten Franz Huth aus Alt – Nassau (Molotschna) entnehmen wir:

„... Da ich mir im vorigen Herbst der teuren Miete wegen (90 Rubel aufs Jahr) lieber ein Haus kaufte (250 Rubel), machte ich mich nicht nur ganz blank, sondern mußte zu meinem Geschäft (Seilerei) auch noch etwas Geld aufnehmen, denn wegen der letztjährigen Mißernte war das Verdienst sehr schlecht.

Nun wurde mir von der Gemeinde Alt – Nassau der Schuldienst daselbst angetragen. Ich hatte anfangs nicht Lust, ihn anzunehmen, doch aber auf vieles Zureden von Seiten unseres Pastors, mit dem ich gut bekannt bin, entschloß ich mich dazu, konnte jedoch wegen der Frühjahrsüberschwemmung und später wegen allzu schlechter Wege nicht so bald Kontakt mit der Gemeinde Alt – Nassau schließen. Die Gemeinde hat sich nämlich einen Schullehrer zu wählen und zuzusehen, wie sie mit den Bedingungen des Lehrers fertig werden und der Pastor gibt seine Bestätigung dafür und so vergingen wieder einige Wochen.

Nun, liebe Geschwister, etwas von meinem Schuldienst: Den 1. September muß ich in Alt – Nassau einziehen. Alt – Nassau ist eines der ersten Dörfer, das hier im Gebiet gegründet worden ist. Es liegt von Prischib, wo die Kirche und das Gebiet samt ist und wo drei Mal Jahrmarkt gehalten wird, nur zwei Werst.

Ich habe 80 Kinder, groß und klein, 4 bis 5 Monate im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen zu unterrichten, dabei habe ich die Schulzenschreiberei mit zu versehen, jahraus, jahrein Sonntags Kinderlehre, Leichenpredigten und im Winter bei schlechter Witterung auch Gottesdienst zu halten. Die Länge der Schulzeit richtet sich nach dem Wetter. Anfangs Oktober beginnt die Schule und dauert bis Frühjahr. Wenn dann schönes Wetter wird, bis die Schafe ausgetrieben werden können und bis der Bauer pflügen kann, dann braucht er seine Jungens selber. Im Sommer kann ich dann meine Seilerei dabei treiben. Ich bekomme an Gehalt 200 Rubel, ferner von jedem Wirt 3 Maaß Getreide (ein Maaß ist so viel wie $\frac{1}{4}$ Scheffel und es sind 59 Wirte) nämlich 1 Maaß Weizen, 1 Maaß Korn und 1 Maaß Gerste, eine schöne Wohnung mit zwei großen Zimmern und einer Kammer im Schulhause, frei Feuerung, Heu für ein paar Kühe durchzuwintern, und noch einen sehr großen, ganz mit tragbaren Obstbäumen bepflanzten Garten am Schulhause zur Nutznießung.

Die Getreideausfuhr von hier nach England und Frankreich überstieg dieses Jahr alle Grenzen und die diesjährige Aussicht auf eine gute Ernte kann nicht besser sein als sie jetzt ist.“

In einem weiteren Brief beschreibt er trefflich die Heuschreckenplage:

„... aber noch nicht genug, noch eine andere Landplage hat uns heimgesucht, dieses ganze Gouvernement ist übersät mit Heuschrecken, östlich von hier, in einigen Mennonitenkolonien, südlich bei Russen und Nogaiern. Wo die Brut angekommen ist, haben sie alles Gras und Getreide abgefressen und obwohl mit allem

Kraftaufwand zu ihrer Vertilgung geschritten, solange sie nicht fliegen konnten und Millionen mal Millionen getötet wurden, so blieb doch die Menge scheinbar gleich groß. So viele getötet wurden, so viele, um so viel größer und gefräßiger wurden von Tag zu Tag die noch lebenden. Von den Stellen, von wo die Brut ausgekommen ist, marschierten sie nach allen Richtungen. Wir hatten Glück, Heu, Roggen, Gerste waren schon abgeerntet, da brachen am 25. Juni ganze Schwärme in die Luft auf, was so 5 bis 6 Tage anhielt, alles vor sich her vernichtend. Wenn sie die Grenzen einer Kolonie erreichten, versuchte man unter möglichst großem Geklingel mit Sensen, mit Lärmen und Schießen von Alt und Jung zu Fuß und zu Pferde weiter zu expedieren, ohne ihnen Rast zu gönnen. Überall gelang dies nicht, denn nachts fliegen sie nicht, und wo sie abends sich niedergelassen, fraßen sie am Morgen alles rein weg.

Wer so einen Heuschreckenschwarm noch nicht gesehen hat, macht sich keine Vorstellung davon. Ein Zug ist oft 4 bis 5 Werst lang und 7 bis 8 Werst breit und so dicht, daß die Sonne nicht durchscheinen kann und viele solcher Schwärme, die von weitem aussehen wie schwarze Rauchwolken, konnten wir am Tage am Horizont rund herum beobachten. Die Russen und andere Völker hiesiger Gegend hegen das Vorurteil, das sei eine Strafe Gottes, der man nicht widerstreben darf und lassen sie trotz Anordnung der Regierung, sie zu vertilgen, dennoch laufen. Wie schon so oft müssen dieselben für ihr Vorurteil, so auch dieses Jahr (1865), schrecklich büßen und Ihr werdet es unglaublich finden, wenn ich euch sage, daß ich bei meinen Reisen diesen Sommer gefahren bin, ohne eine Getreideähre auf den Feldern zu finden, wohingegen in den deutschen Bezirken kein Halm abgebissen war. Vielleicht wird die Regierung jetzt strenger einschreiten und die Russen endlich auch zur besseren Einsicht gelangen.“

Es existiert noch ein weiterer Bericht über die Bekämpfung der Heuschrecken, der wegen seines interessanten Inhalts in diese Arbeit mit aufgenommen werden soll und über dessen Wahrheitsgehalt sich jeder Leser sein eigenes Urteil bilden kann. So jedenfalls steht es geschrieben im „Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im südlichen Russland,“ zwölfter Jahrgang, August 1857.

Das Liebenthaler Gebietsamt berichtet an die Fürsorgekomitität unter dem 31. Mai folgendes: ... *und es schien den Gras - und Getreidefeldern der Kolonisten des Liebenthaler Gebietes vollständige Zerstörung zu drohen.*

Es wurde daher zur möglichsten Vertilgung der Heuschrecken nach den bisher bekannten Methoden geschritten, allein der Erfolg war höchst ungenügend. Denn wenn auch auf eine bedeutende Strecke hin durch Pferde, Dornschleifen und Walzen eine Menge Heuschrecken zertreten und zerstampft wurden, so geschah dies auch mit dem Getreide und den Wiesen, und dies mußte vermieden werden. Das Liebenthaler Bezirksamt verordnete, daß jede Kolonistenfamilie täglich nicht weniger als einen Tschetwerik (26, 239 l) Heuschrecken abliefern und einfange.

...Die Not macht erfinderisch, so hieß es auch hier und die Kolonisten ersannen ein Werkzeug, dem sie den Namen „Heuschreckenfänger“ gaben und das sei-

nem Zweck, nämlich Heuschrecken zu vernichten und dabei die Ernte zu schonen, vollkommen entspricht. Mit diesem Werkzeug fängt ein Mann von Tagesanbruch bis 7 Uhr morgens 10 bis 12 Tschetwerik Heuschrecken und, wenn sie dick liegen, noch mehr.

Nach diesem und zwei späteren Berichten des Liebenthaler Gebietsamtes vom 4. und 18. Juni sind auf diese Weise an Heuschrecken eingefangen und getötet worden: Großliebenthal 1604, Kleinliebenthal 1050, Alexanderhilf 1610, Josephstal 208, Petersthal 548, Freudenthal 1076, Franzfeld 600, Neuburg 2 550 und in Marienthal 500, zusammen 10 749 Tschetwerik.

Es wurden in dem 64sten Teile eines Tschetweriks 7 343 Heuschrecken gezählt, so kommen auf ein Tschetwerik 468 000, es wären also nach diesem Maßstabe über 5 000 000 000, also fünf Milliarden Heuschrecken durch die genannten wenigen Gemeinden eingefangen worden.

Und so hat Gottes Barmherzigkeit durch seiner Menschen Fleiß und Mühe, ohne welche Er uns oft nicht hilft, ein großes Unglück abgewendet, das seine unerforschliche Weisheit vielleicht zuläßt, weil wir uns dagegen schützen können und die uns gegebenen Mittel tätig unverdrossen anwenden sollen. Wer aber dies unterläßt, begeht eine Sünde gegen Gott, gegen seine Obrigkeit, gegen seine Mitmenschen und gegen sich selbst!“

Von der Familie Walther in Kostheim gibt es leider nichts mehr zu berichten, es liegen keinerlei Informationen darüber vor, wie sich die Familie weiter entwickelt hat. Die Todestage von Jakob und Ernst sind, wenigstens vorläufig, nicht bekannt, ebenso läßt sich kein Stammbaum dieser Familie einrichten. Es liegt lediglich ein Eintrag im katholischen Kirchenbuch von Heidelberg vor, daß Jakob Walter, der Sohn von Ernst, 1830 geboren, im Jahre 1850 mit seiner Frau Johanna Oberdorfer eine Tochter Emilia bekam. Ein Beweis, daß er, obwohl evangelisch, eine katholische Frau geheiratet hatte. Was damals recht selten der Fall war.

Rückblickend läßt sich sagen, daß alle deutschen Kolonien in der Ukraine durch den Zusammenhalt ihrer Bewohner und deren doch wohl angeborene wie auch an-erzogene Schaffenskraft ganz gut vorangekommen sind, trotz vieler Rückschläge. Wenn dies sogar, wie weiter oben zitiert, aus neutraler russischer Quelle anerkannt wurde, so ist es ein Beweis dafür, daß die anderen ebenfalls sehr positiven Beschreibungen der Kolonien aus deutschem Munde nicht übertrieben oder einseitig waren.

Daß natürlich, vor allem wegen der ungeheuren Expansion der deutschen Kolonisten, bei der übrigen russischen Bevölkerung, geschürt von bestimmter Seite in der Presse, Neid aufkam, ist nur verständlich und wie sich dies auf die Kolonien auswirkte, soll ein Thema des Zweiten Teils dieses Buches sein.

Anhang

Molotschanker Beobachter

Zum Zeitvertreib der die Wahrheit liebenden Leser.

Herausgegeben im August 1818

Molotschansk, 3. August 1818.

Im vorigen Monat beichtete die Frau des Chirurgen Wanowgusa dem Pastor Zimmerling unter anderem, dass sie ein Verhältnis mit dem Oberschulzen Möllmann hätte. Weil der Pastor jedoch nicht wollte, dass dieses Geständnis seinem Freund schade, erklärte er die Beichte als reine Phantasie eines Kranken.

Im gleichen Monat gab es eine Schlägerei zwischen dem Oberschulzen Möllmann und dem Sekretär Schapowalenko. Dabei erlitt Letzterer eine größere Kopfwunde nach einem Schlag mit Möllmanns Spazierstock.

Ebenfalls im Juli entstand großer Streit zwischen dem Pastor Zimmerling und seiner Frau. Des Pastors Frau hielt ihm vor, er hätte eine zu enge Beziehung zum Dienstmädchen. Als Folge davon wurde das Dienstmädchen hinausgeworfen. Herr Pastor Zimmerling war so unvorsichtig und erzählte diese Geschichte mehrmals in verschiedenen Gesellschaften.

Molotschansk, 5. August 1818.

Der hiesige Wirt Joseph Hoffmann leistet für den Oberschulzen Spitzeldienste. Er wird auch dafür bezahlt. Im Krieg würde solch einer als Spion gehenkt werden.

Weinau, 5. August 1818.

Der hiesige Wirt und Töpfer Wacker wird von vielen als der Vertrauensmann des Oberschulzen Möllmann angesehen. Will einer was Unerlaubtes tun, dann schickt er über Wacker Geschenke an den Oberschulzen.

Durlach, 12. August 1818.

Man hört öfter mal, dass der Schulz Luz Frauen belästigt. Wir konnten uns aber davon überzeugen, dass dies nur ein Gerücht ist. Wahr ist jedoch, dass er wie im alten Sodom Hinneigung zu Männern hat.

Kostheim, 12. August

Das hiesige den ehemaligen aus der Gemeinschaft weil er zu wenig langen Ohren hatte.



1818.

Eseltribunal hat Oberschulz Walter ausgeschlossen, Respekt vor ihren

Grüntal, 10. August

In der hiesigen Schenke nahm der Oberschulz während der Heuernte Stellung zu dem Streit zwischen dem Nassauer Schenkenbesitzer Jakob Dels und dem allseits

1818.

bekannten Engländer. Eigentlich müsste diese Sache von der Gemeindeobrigkeit geregelt werden. Des Oberschulzen Möllmanns Meinung war aber, dass man den Engländer trotz des Gerichtsverfahrens unterstützen sollte, denn sonst würde dieser in den Kolonien kein Getreide mehr kaufen, was für die Kolonisten sehr schlecht wäre. Eigentlich ginge diese Frage alle Gemeinden an, doch Möllmann führte diese Gespräche hierüber absichtlich in der Schenke, um zu verhindern, dass die Bauern Wind davon bekommen. Denn nur dann kämen sie weiterhin mit Geschenken zu ihm, damit er zwischen ihnen und dem Engländer vermittele. Ein unkluges und gemeines Spiel.

Waldorf, 10. August 1818.

Der hiesige Schulz und Gebietsbeisitzer Fust bemüht sich kräftig, die Einwohner mit seinem Knüppel zu besserer Ordnung zu erziehen. Die Bauern, die solches nicht gewohnt sind, wehren sich dagegen seit einiger Zeit und werden ihn auch weiterhin ihren Widerstand spüren lassen.

Heidelberg, 20. August 1818

Die Rückkehr des nach Deutschland verreisten Lehrers Hafner wird sehnsüchtig erwartet. Auch von Oberschulz Möllmann, denn die Schwindeleien, die dann wieder anfangen, bringen Möllmann nicht nur Geldgeschenke, sondern auch, wie im vergangenen Jahr, Kopftücher für seine Frau und seine Töchter.

Anekdoten

Unlängst fragte ein Mann einen Bekannten, der eben einen Prozeß in der Gebietsverwaltung verloren hatte, warum er ihn verloren hatte. „Wie sollte es auch anders gekommen sein,“ erwiderte der, „wenn man es mit hundert Richtern zu tun hat.“

„Nanu, das Kreisgericht besteht doch nicht aus hundert Richtern.“

„Warum denn nicht, wenn es aus einer Eins und zwei Nullen besteht?“

Man fragt bei uns: Wie lange wird wohl noch das System der Unterdrückung bestehen bleiben?

Die Ansiedler glauben: Solange wie noch die Molotschnaja Butter, Schinken und anderes produziert und die Gemeindegewerke fette Hammel liefert, so lange wird der Verkehr zwischen den Kolonien und Jekaterinslaw bestehen!

20. August 1818.

Der Bürger Fein verließ die Hauptstadt und wohnt jetzt auf seinem Gut hinter Reichenfeld.

Anmerkung:

Der Autor dieses Journals verläßt sich darauf, dass diese erste Ausgabe bei den Lesern gut ankommt und verspricht eine zweite, wenn alle, in deren Hände dieses Blatt kommt, sich bemühen, es zu verbreiten.

Molotschansker Beobachter

Zweite Ausgabe

Herausgegeben im September 1818

Waldorf, 2. September 1818.

Der hiesige Wirt, Gebietsbeisitzer und Ehrenmitglied des Lutherischen kirchlichen Konvents und Schulz jagte in den letzten Tagen seine Frau mit Kindern aus dem Haus und lebt jetzt mit der Frau von Georg Steinberger zusammen, die ihren Mann verließ. Es ist bekannt, dass laut Gesetz Eheleute, die sich trennen wollen, unter Androhung der Prügelstrafe gezwungen werden können, wieder zusammen zu leben. Demzufolge bahnt sich an der Molotschna eine Sensation an, wenn das Ehrenmitglied des Konvents und Gebietsbeisitzer als erster mit dieser Strafe bedacht wird. Muss dann hernach ein Krimineller von uns geachtet und geehrt werden?

Neudorf, 3. September 1818.

Die erste Ausgabe unter dem Titel „Zeitvertreib für die die Wahrheit liebenden Leser“ tauchte in unserem Dorf auf und wurde dem Oberschulzen übersandt. Der Titel paßt genau zu diesen Mitteilungen und nach aufmerksamem Lesen derselben fand sich niemand, der dies nicht bestätigte. Klar, dass Möllmann dies alles nicht paßte und er diese Ausgabe als von einem Schmierfinken hergestellt bezeichnete. Schon seit geraumer Zeit ist ihm die Wahrheit so unangenehm wie der Eule der Tag.

Molotschansk, 3. September 1818.

Am Sonntag 25. August kam der allbekannte Gebietsbeisitzer Fust aus Waldorf, der seine Frau und seine Kinder aus dem Haus vertrieben hatte, mit seiner Geliebten, die ihren Ehemann Josef Steinberger aus Waldorf verlassen hatte, stolz vor dem Gebietsamt vorgefahren.

Die hiesigen Katholiken rümpfen nicht ohne Grund ihre Nasen gegenüber den Mitgliedern des Lutherischen Gemeinderates. Der eine ist bekannt für seine aufdringlichen Liebesspiele, der andere vertreibt Frau und Kinder und nimmt seine Geliebte auf. Unser Pastor schweigt und wir wissen nicht, warum. Werden die beiden anderen des Kirchengemeinderates auch schweigen? Die Zeit wird es zeigen. Letzten Monat sind etliche Familien, die den Druck durch die Kreisverwaltung nicht mehr aushalten konnten, aus unserem Dorf nach Tokmak umgezogen. Was werden unsere russischen Nachbarn von uns denken, wenn bei uns Leute verfolgt werden, die dann Ruhe und Sicherheit bei ihnen suchen.

Drei Personen haben einen ganz besonderen Plan für die Gemeindegewinnerei ausgeheckt. Der bisher an der Molotschna tätige Schäfer Amann geht nach Chortitza, dafür kommt der dortige Schäfer Becker hierher. Pastor Zimmerling und Becker

gründeten eine gemeinsame Schäferei direkt neben der Gemeindegewanderei, so dass Becker beide beaufsichtigen kann.

Wasserau, 4. September 1818.

Möllmann hat Holz gestohlen, das für den Kirchenbau bestimmt war und hat damit neben seinem Haus einen Stall gebaut. Wir wurden gezwungen, das Holz für ihn zu überführen. Obwohl schon im letzten Jahr das Kontor darüber informiert war und eine Untersuchung die Richtigkeit dieses Vorwurfs bestätigt hat, ist bis jetzt nichts geschehen. Wenn auch die Obrigkeit diesen Diebstahl deckt, wir sind nicht verpflichtet, Möllmann wie Leibeigene das Diebesgut nach Hause zu fahren. Wir bestehen darauf, die Arbeit und die Fuhren bezahlt zu bekommen.

Etwas zum Lachen

Ein zur Auffindung des „Schmähschriftenschreibers,“ wie Möllmann den Urheber dieser Aufsätze bezeichnete, Beauftragter, fragte einen Mann, ob er ihm nicht helfen könne, diesen Schreiber zu finden. „Mit Vergnügen,“ antwortete der Mann, „sein Name ist mir nicht bekannt, doch seine Figur und seine Wohnung kann ich dir genau beschreiben. Vor ein paar Tagen kam ich zu der Mühle am Ufer des Tokmak. Sie ist umgeben von wunderschönen Weidenbäumen. Diese Idylle erweckte in mir den Wunsch, diese Gegend näher anzusehen. Da traf ich plötzlich im Gebüsch einen älteren Mann mittlerer Größe und leicht grauem Bart. Er hatte einen gestreiften Anzug an, hatte einen Block Papier in der Hand und schrieb. Ich kam mit ihm ins Gespräch und er sagte mir, er sei der Beobachter. Ich kann mir gut vorstellen, dass er es auch war. Seine Wohnung ist zwei Werst, drei Arschin und vier Spann von Tokmak entfernt.“ „Aber mein Freund,“ erwiderte der Fragesteller, „woher weißt du das so genau?“ „Weil ich mir dachte, irgendwann kommt ein Dummkopf und fragt mich danach. Deshalb habe ich den Platz vermessen.“

Unlängst beklagte sich ein Katholik bei einem Lutheraner, dass vieles in ihrer Religion nicht in Ordnung sei aus dem Grunde, weil sie keinen Pfarrer haben. Ihm antwortete der Lutheraner: „Ihr müßt eben in diesem Falle einige Kirchenvorsteher wählen, die das Recht hätten, jede Unbotmäßigkeit zu bestrafen so wie unser Gemeinderat.“

„Oh je, was habt ihr für ein hervorragendes Gericht. Die Hälfte Eurer Gemeinderatsmitglieder sind doch Ehebrecher, euer Pastor müßte sich schämen, mit ihnen zusammenzuarbeiten.“

„Er wird das ändern, sobald die Fälle aufgeklärt sind“ sagte der Lutheraner.

Nachtrag

Im Jahre 1849 erschien im „Unterhaltungsblatt folgender Beitrag von Ernst Walther

Der Akazienwald *).

Vor einigen Jahren reifete hier ein Nordamerikaner durch und erzählte folgende Merkwürdigkeit. Ein Pflanzer in Long-Island in Nordamerika bepflanzte in den Jahren seiner Verheirathung ein Stück Feld von etwa 7 russischen Desjatinen mit der weißblühenden wilden Akazie (*Robinia Pseudoacacia*), auch unechte Akazie genannt. Als er die Anlage gemacht und umzäunt hatte, legte er seine Hand mehr daran, bis sein ältester Sohn 22 Jahr alt war und sich verheirathen wollte. Sogleich ließ er einen Schiffszimmermann kommen und verkaufte die Hälfte dieses binnen der Zeit seines Ehestandes erwachsenen Waldes für etwa nach russischem Gelde um 1700 Rubel Silber.

Nach einigen Jahren verkaufte er die andere Hälfte um einen etwas höhern Preis und steuerte damit seine Tochter aus. Als ich, so erzählte der Reisende, diese Pflanzung sahe, waren 10 Jahre seit der Pflanzung des Holzes verflossen, der Wald stand blühend, war wieder dicht bewachsen und läßt in den nächsten 10 Jahren noch eine bedeutendere Einnahme hoffen. Hier kommt das Holz nicht in Anschlag welches während der 22 Jahre als Brenn- und Nutzholz aus dieser Anlage entnommen worden und jedenfalls beträchtlich ist.

Ernst Walther,
Kolonist der Kolonie Rostheim.

Lebendige Ahnen

Die Geschichte der Russlanddeutschen

Neu erzählt

Am Beispiel der Familie Walter

Aus Essingen/Pfalz

Von Gerhard Walter

Teil 2

Einleitung zum zweiten Teil dieses Buches

Im Vorwort zum ersten Teil dieses Buches mußte festgestellt werden, daß es in zwei Teile aufgeteilt werden muß. Hier nun folgt die ausführliche Erklärung.

Wie erinnerlich, hat der aus Grötzingen stammende Auswanderer **Jakob Walter** bei der Ansiedlung im Jahre 1809 die Kolonie Waldorf gegründet, war dessen erster Schulz, übersiedelte im darauffolgenden Jahr nach Kostheim und wurde gleich der erste Oberschulz in dem neugegründeten Siedlungsgebiet am rechten Ufer der Molotschna. Somit gab es für viele Jahre keine Familie Walter in Waldorf.

Nun aber ist das Geburtsjahr unseres Urgroßvater Friedrich bekannt, es war das Jahr 1846. Ebenso stand Waldorf als sein Geburtsort fest. Folglich muß zwischen 1810 und 1846 irgendein Walter nach Waldorf zugezogen sein.

In unserer Familie kommt in jeder Generation ein Friedrich vor. So wie damals der Brauch war, daß der Name des Vaters weitergegeben wurde. Da der im Jahre 1825 geborene Sohn von Ernst Walther, Friedrich hieß, lag es nahe, anzunehmen, daß er im Alter von 21 Jahren durchaus der Vater unseres im Jahre 1846 geborenen Urgroßvaters Friedrich hätte sein können.

An dieser Stelle kamen mir die ersten Zweifel, Es war die Zeit der großen finanziellen Schwierigkeiten von Ernst Walter. Dieser wird zu der Zeit kaum die Mittel gehabt haben, für seinem Sohn in Waldorf eine Wirtschaft zu erwerben. Er hatte andere Sorgen und außerdem brauchte er seinen Sohn zur Arbeit in der Wirtschaft, während er seinen Geschäften nachging. Und eine Einheirat war schwer denkbar, Friedrich war lutherisch und Waldorf war streng katholisch.⁷²

Die Arbeit an diesem Buch wurde durch diese Ungewißheit über die genaue Herkunft unserer Familie für drei volle Jahre unterbrochen, so lange dauerte es, bis endlich Klarheit herrschte und endgültig feststand, wer mit letzter Sicherheit als unser Vorfahr anzusehen ist. Nach endlosen Bemühungen und nach langem, ungeduldigen Warten erhielt ich aus dem Archiv in Odessa ein Dokument, in dem ein Andreas Walter aus Waldorf einen Reisepaß für die Fahrt nach Deutschland in die Gegend von Landau wegen einer Erbschaftsangelegenheit beantragt. Dieser **Andreas Walter** war zusammen mit seinen Eltern und fünf Geschwistern nach Russland eingewandert. Die Familie ließ sich damals in Prischib nieder.

Wiederum nach langem Warten erhielt ich aus dem Archiv in Saratow, wo Kopien aller katholischen Kirchenbücher der deutschen Kolonien im Schwarzmeerge-

⁷² Daß doch hin und wieder „Mischehen“ zwischen Lutherischen und Katholischen möglich waren, geht aus einem Kirchenbucheintrag im (katholischen) Heidelberg hervor, worin Jakob Walter, der Sohn von Ernst Walter (lutherisch), als Vater einer katholisch getauften Tochter Emilia eingetragen ist.)

biet vorhanden sind, 95 Kirchenbucheinträge aller in Waldorf abgehaltenen Hochzeiten, aller Geburten und Todesfälle mit dem Familiennamen Walter. Der erste dieser Kirchenbucheinträge war der Geburtseintrag von Jakob Walter, Vater: Andreas Walter, Mutter: Theresia Hoff. Weitere Nachforschungen lösten das Rätsel. Andreas hat in die Wirtschaft der Familie Hoff eingeheiratet und war somit der erste Walter in Waldorf.

Bevor wir mit der Beschreibung der Geschichte der Familie Walter und der damit verknüpften Beschreibung der Geschichte der Russlanddeutschen fortfahren, einige kurze Bemerkungen zum Aufbau dieser vorliegenden Arbeit:

Wer dieses Buch bisher aufmerksam gelesen hat, dem wird aufgefallen sein, daß die Familie nur das Gerippe des Buchinhaltes darstellt. Ich habe mich bemüht, nicht nur eine, unsere Aussiedlerfamilie darzustellen, dann wäre dieses Buch bei weitem nicht so umfangreich geworden, 20 bis 40 Seiten hätten genügen müssen.

Ich werde den im ersten Teil gemachten Versuch fortsetzen, bei Generationenwechsel, also immer, wenn im Abstand von 20 bis 25 Jahren ein Walter geboren wurde, das zu dieser Zeit bestehende wirtschaftliche, politische und soziale Umfeld so knapp wie nötig und so verständlich wie nur möglich darzustellen. Wichtig ist mir, daß man dies immer in Bezug auf die deutschen Kolonien in Russland, oder, wie im ersten Teil, auch auf Grötzingen setzen kann, das über Jahrhunderte unter den verschiedenen Kriegen zu leiden hatte. Die Beschreibung Napoleons war mir wichtig, der einen der Gründe zur Auswanderung darstellte und dessen Feldzug gegen Russland die Auszahlung der Hilfsgelder der neu Angesiedelten verzögerte. Die Beschreibung Alexanders I. war vonnöten, der erst die Einwanderung der deutschen Siedler ermöglichte wie auch die seines Nachfolgers Nikolaus I, durch dessen Krimkrieg die deutschen Kolonisten erstmals mit den Schrecknissen eines Krieges konfrontiert wurden. Alexander II. muß schließlich ausführlich behandelt werden, denn unter ihm gab es die gravierendsten Eingriffe in das Leben der Kolonisten (Bauernbefreiung, Rücknahme der Privilegien der Kolonisten). Nicht anders sollen die ihm nachfolgenden Zaren sowie die späteren „roten“ Zaren behandelt werden. Ebenso weltgeschichtliche Ereignisse, die unmittelbar die Deutschen in Russland betreffen sollten. Mag sich mancher Leser oder Leserin daran stören, dass ich der Geschichte zu viel Platz eingeräumt habe, ich tat es bewusst und habe versucht, den jeweils beschriebenen Geschichtsabschnitt mit Zitaten aus der Kolonistenpresse oder persönlichen Aussagen von Kolonisten und in manchen Fällen von Familienmitgliedern zu ergänzen als Beleg der Bedeutung der Geschichte für die Russlanddeutschen.

Allerdings wird auch dieser zweite Teil von noch weit schlimmeren Kriegen mit all ihren negativen Folgen überschattet sein. Nur, das kann man jetzt schon sagen, wird das am Ende für die dann lebenden Familienmitglieder und einem großen Teil der Russlanddeutschen doch noch positiv ausgehende Buch in einem wenigstens kriegsfreien Europa schließen. Bis es jedoch so weit sein wird, müssen leider noch ungläubliche Ereignisse beschrieben werden.

Bei der Beschreibung der Auswanderer werde ich mich nicht ausschließlich auf unsere Familie, die Familie Walter aus dem kleinen Dorf Waldorf, beschränken,

sondern ebenfalls die Geschichte und das Schicksal der Familien der jeweils angeheirateten Großmütter und Urgroßmütter beschreiben, sofern Unterlagen hierfür vorhanden sind. Man wird sehen, daß sich deren Geschichte in vieler Hinsicht ähnelt und daß dadurch die Aussage bestätigt wird, dieses Buch stehe stellvertretend für viele tausend russlanddeutscher Familien, deren Familiengeschichte in ähnlichen Bahnen verlief. Man darf nur die Namen und die der Orte austauschen.

Allen, die mir bei dieser Arbeit geholfen haben, sage ich meinen herzlichsten Dank: Viktor Gerweck (†), Leo Seedorf (†) Illustrationen, Georg Dukart, Viktor Bestvater, Viktor Dillmann und Herrn Wilfried Schweikart, Essingen.. Ganz besonderen Dank schulde ich Anton Bosch, dem Vorsitzenden des Historischen Forschungsvereins der Deutschen aus Russland, der mir für den geschichtlichen Teil dieses Buches mit Rat und Tat beigestanden hat.

Mein innigster Dank gilt meiner Frau Eva, die mir in all den Jahren bei der Arbeit an diesem Buch unermüdlich zur Seite gestanden, mich bei allen Reisen in die verschiedensten Archive klaglos begleitet und mit Rat und Kritik wesentlich zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen hat.

Gerhard Walter

Ein kleines Dorf in der Steppe

„Sie waren kaum wiederzuerkennen. Ihre Gesichter waren blau und angeschwollen, die Kleider zerrissen. Großvaters linker Arm hing bewegungslos nach unten, wahrscheinlich war er ausgekugelt oder gebrochen. Sie schauten sich um und versuchten, einige der Ihren zu erblicken. Doch die Banditen drängten sie zum Wagen. Großvater bestieg ihn mit großer Mühe, einer der Banditen wies ihn an, sich auf den Kutschbock zu setzen, Christian auch, er mußte die Zügel halten.. Er nahm sie in die linke Hand und schaute sich um. Als er Großmutter erblickte, zuckte er zweimal mit den Schultern als wollte er sie um Verzeihung bitten.

Drei besoffene Banditen bestiegen ebenfalls den Federwagen, zwei von ihnen hatten Pistolen in der Hand. Christian wollte noch einmal seiner Mutter zuwinken, aber gleich hielt ihm einer der Banditen seine Pistole vors Gesicht und brüllte ihn an, dies zu unterlassen.

Ein Stoß mit der Mauser in den Rücken von Großvater und ein Schuß in die Luft waren das Zeichen zur Abfahrt. Die Reiter, die neben der Kutsche ritten, schlugen auf die Pferde ein, so daß sie in Galopp verfielen. Eine große Staubwolke hüllte die Todeskutsche und deren mörderische Eskorte ein und als der Staub sich gelegt hatte, waren die Henker verschwunden.

„Es kam alles so überraschend und war wie ein schrecklicher Alptraum“ erzählte Großmutter später „die grausame Realität stand nackt vor mir und ich konnte nicht anders, ich mußte sie zur Kenntnis nehmen.“

Die weinenden Frauen umringten Großmutter und die Kinder, aber keine fand in dieser Situation die richtigen und tröstenden Worte. Keine von ihnen ahnte, daß in diesem schrecklichen Sommer viele von ihnen dasselbe Schicksal ereilen sollte.

Schon gar nicht konnten die Waldörfer ahnen, daß 19 Jahre später, im Herbst 1937, 35 Männer in den Tod gehen mußten.

Die folgenden Tage brachten nichts Neues und niemand wußte, was mit den beiden Gefangenen geschehen war und ob sie noch am Leben waren.

Niemand durfte das Dorf verlassen. Onkel Friedrich gab sich viel Mühe, von den Kukurlaker Ukrainern über das Schicksal der beiden etwas zu erfahren, vergebens. Man erfuhr lediglich, daß in Tokmak und Halbstadt Judenpogrome stattgefunden haben. Die jüdischen Geschäfte waren geplündert und zerstört worden. Viele der Juden flüchteten. Vom Schicksal der beiden Walters wußte niemand etwas.

Die Aktivitäten der Banden wurden immer größer und gefährlicher, es gab keinen Widerstand. Immer häufiger wurden auch Züge ausgeplündert und wehrlose Menschen umgebracht.

Erst als zur Bekämpfung der Räuberbanden ein Infanterieregiment und zwei Schwadronen Kavallerie abkommandiert worden waren, konnten die Menschen etwas aufatmen. Die Banden zogen sich in Machnos Hochburg Gulai Pole zurück.

Nun konnte man gefahrlos auch außerhalb des Dorfes nach den Vermißten suchen. Onkel Friedrich und einige Männer aus dem Dorf durchkämmten rastlos das Gelände. Sie durchsuchten das trockene Gelände des Kukurlak, dessen Ufer mit Weidenbäumen und hohen Sträuchern bewachsen war, sowie alle Schluchten und Sandgruben in der Umgebung.

Erst am dritten Tag hatte die Suche den befürchteten traurigen Erfolg. Auf halbem Weg von Waldorf nach Tokmak, im Tal der Tschingulka, einem Nebenfluß der Molotschna, waren zahlreiche Schluchten. Ungefähr einen halben Kilometer abseits des Weges entdeckten die Suchtrupps in einer der tiefsten Schluchten die Spuren eines brutalen und furchtbaren Mordes. Sie entdeckten zwei mit Säbeln zerhackte Leichen. Sie lagen nicht übereinander, sondern in einem Abstand von einigen Metern, so daß man daraus schließen konnte, daß sie nicht gleichzeitig umgebracht und zerfleischt wurden, sondern daß einer der beiden zuschauen mußte, wie der andere hingerichtet wurde. Großvaters Gesicht konnte man nicht erkennen, das von Christian schon eher, obwohl es schrecklich aussah. Man hatte ihm mit einer Schrotflinte ins Gesicht geschossen.

Onkel Friedrich, bleich vor Schreck, schnitt aus Großvaters Hose ein Stück Stoff mit den Initialen J.W. heraus. Bei der anderen Leiche schnitt er ebenfalls ein paar Stückchen Stoff aus der Kleidung. Die Männer hatten keinen Zweifel mehr, es waren die Walters.

Am späten Nachmittag kehrten die Männer ins Dorf zurück. Erschüttert stand Onkel Friedrich vor Großmutter und überreichte ihr wortlos die herausgeschnittenen Stoffreste. Stumm und gefaßt nahm sie diese an sich, küßte sie und setzte sich, starr ins Leere blickend.

Onkel Friedrich kümmerte sich um die Särge und für die zerstückelten Leichen wurden aus Leintüchern Säcke genäht. Niemand aus der Familie außer Onkel Friedrich hat die zerstückelten Leichen gesehen.

Am Sonntag wurden sie beigesetzt. Viele Verwandte, Freunde und Bekannte aus den umliegenden Dörfern kamen zur Trauerfeier und erwiesen ihnen die letzte Ehre. Noch nie hat Waldorf eine so große Trauergemeinde gesehen.“

Dies alles spielte sich in einer kurzen Pause des immer heftiger werdenden Bürgerkrieges in der Ukraine ab.

So beschreibt Viktor Gerweck, der Enkel von Jakob Walter, unserem Großvater, wie dieser auf so grausame Art gemeinsam mit seinem Sohn Christian von Banditen sinnlos ermordet wurde. Viktor lebte mit Großmutter zusammen bis zu deren Tod im Jahre 1943. Sie hatte ihm während dieser Zeit viel über die Vergangenheit erzählt und glücklicherweise hatte Viktor die Fähigkeit, alles aufzuschreiben, überties noch in einem flüssigen Deutsch, so dass es eine nicht unwesentliche Bereicherung dieser Arbeit bildet. Es werden noch mehrere Ausschnitte aus seinen Erinnerungen in dieser Arbeit eingefügt werden.

Großvater war 47 und Christian 18 Jahre alt, als dieses Unglück über die Familie hereinbrach. Man schrieb das Jahr 1919. Die ganze Welt war im Umbruch begriffen, überkommene Traditionen wurden über Bord geworfen, Revolution nannte man das.

Der größte Krieg, den die Geschichte bisher je gesehen hatte, der viele Millionen Menschenleben gekostet und über noch mehr Millionen Familien Unglück gebracht hatte, war zu Ende. Gleichzeitig erlebte die Welt einen Umbruch auf allen Gebieten.

Schauplatz dieses scheußlichen Verbrechens war ein kleines Dorf an der Molotschna in der Ukraine, Waldorf. Es hatte lediglich 27 Wirtschaften und einige Freisassen (Handwerker und landlose Familien) mit zusammen 600 Einwohnern und wurde bereits hinreichend im ersten Teil dieser Arbeit beschrieben.⁷³ Viktor Gerweck wurde in Waldorf geboren, verbrachte hier seine Kindheit und ist ein kompetenter Berichterstatter über die Verhältnisse in dieser kleinen Kolonie. Er schreibt weiter:

„Wenn man von Heidelberg und Blumental nach Waldorf kommt, war das vierte Haus auf der rechten Straßenseite das Haus unseres Großvaters Jakob Walter. Die Wirtschaft bestand aus 60 Desjatinen Ackerland und einem Wiesenanteil. Das Haus war, wie alle anderen, aus Brandziegeln (Backsteinen) gebaut. Der Grundriß entsprach dem gleichen Schema wie alle anderen Bauernhäuser in den Kolonien und wie an anderer Stelle bereits beschrieben.

Eine durchschnittliche Wirtschaft hatte 4-6 Pferde, 6-8 Kühe und allerlei Geflügel. Das Getreide, in der Regel Weizen, wurde erst mit Walzsteinen, dann mit von Pferden angetriebenen Dreschmaschinen gedroschen. Mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wurden sie dann mit einzylindrigen Dieselmotoren angetrieben. Die Arbeit auf der Wirtschaft war schwer. Von März bis Oktober mußte von Sonnen-

⁷³ Siehe Teil 1 Seite 72

aufgang bis Sonnenuntergang gearbeitet werden. Außer Weizen wurden noch Sonnenblumen, Kartoffeln, Rüben und Arbusen (Wassermelonen) angebaut. Der Anbau dieser Sorten war wohl arbeitsintensiver, brachte dafür bei Verkauf auch mehr ein. Und deckte außerdem den Eigenbedarf, der sonst zu hohen Preisen hätte eingekauft werden müssen.

Im Grunde verlief das Leben der Kolonisten ziemlich eintönig und gleichmäßig, ganz wie ein stiller Fluß. Neben der Arbeit wurde an Feiertagen und Hochzeiten lustig, aber nicht übermäßig gefeiert. Die Hochzeiten fanden meist im Frühjahr und im Herbst statt. Dann aber wurde nach alter deutscher Sitte ordentlich gefeiert und geschmaust.

Wie schön war dieses einfache und an sich monotone Leben gegenüber dem, was die deutschen Kolonisten mit Beginn des Ersten Weltkrieges erwartete.

In den Schulen und in der Öffentlichkeit wurde der Gebrauch der deutschen Sprache verboten. Die Russen und die Ukrainer wurden durch slawophile Einpeitscher aufgehetzt und in der Presse wurden die Deutschen für alle möglichen Mißstände verantwortlich gemacht. In jedem Dorf schnüffelten Polizeispitzel herum und es kursierten Gerüchte, daß man die Deutschen nach Sibirien aussiedeln wollte.

Großvater war zu dieser Zeit Schulz in Waldorf und gab sich große Mühe, Ruhe und Frieden im Dorf aufrechtzuerhalten, denn die Ukrainer aus dem Nachbardorf Kukurlak provozierten immer wieder Schlägereien unter den Jugendlichen.

Großvater war nicht nur unter den deutschen Landsleuten als überaus gerechter Mann anerkannt, auch die Ukrainer schätzten ihn wegen dieser Eigenschaft und so gelang es ihm immer, alle Reibereien friedlich zu schlichten.

Durch den Krieg stiegen natürlich die Steuern und Abgaben und da immer zuerst und am meisten von denen genommen wird, wo viel vorhanden ist, waren es die Deutschen, die besonders rangenommen wurden. Sie mußten so viel abliefern, daß der Rest kaum ausreichte, die Familie von Ernte zu Ernte zu ernähren. Auch da hatte Großvater alle Hände voll zu tun, die durch diese Abgabensteigerung entstandenen Konflikte zwischen den Bauern und den Behörden zu schlichten.“

Ein weiterer Bericht beschreibt treffend die Lage der Kolonistendörfer:⁷⁴

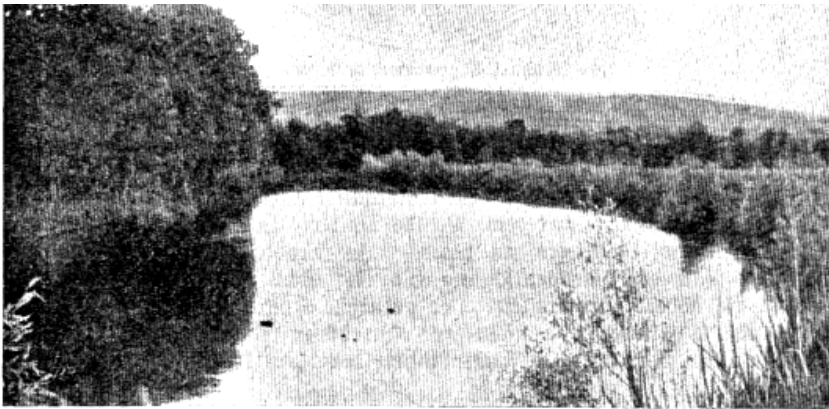
„Wer von Norden unseres weiten, großen und schönen Vaterlandes kommend, nach Süden fährt, der hört den Schaffner bald hinter der größeren Station Alexandrowsk den Namen einer kleineren -Prischib - ausrufen. Und hier ist es auch, wo ich den lieben Leser bitte, mit mir einen Abstecher in die in der Ferne smaragdgrün umsäumten deutschen Niederlassungen zu machen. Es ist gerade die schöne, herrliche Maienzeit, von der es in jenem köstlichen Frühlingsliede heißt: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus...“ Eine weite ebene Fläche, mit

⁷⁴ Neuer Haus – und Landwirtschaftskalender für deutsche Ansiedler im südlichen Russland 1913. Die Prischiber Wolost, von Emil Blank

saftigem Grün bedeckt, umfängt das Auge des Beschauers, wenn er außerhalb des Bahnhofes „Prischib“ angelangt ist. Tief am Horizont, in südöstlicher Richtung, sieht man eine Kette kleiner Hügel, es sind ihrer sechs, welche dem Ortskundigen verraten, daß er, wenn er diese erreicht hat, ins schöne, herrliche Molotschnatal hinabsteigen kann. Hier breiten sich hüben und drüben längs des Molotschnaflüßchens die Kolonisten - und Mennonitendörfer aus, schon aus weiter Ferne behagliche Wohlhabenheit verratend.“ So beschreibt ein Reisender seine Ankunft an der Molotschna, dem Siedlungsgebiet, das in den Jahren 1804 bis 1809 den damaligen Auswanderern aus den deutschen Ländern Baden, Württemberg und der Pfalz sowie Mennoniten aus Preußen - Westpreußen zugewiesen worden war. Aus bescheidenen, ja sehr ärmlichen Anfängen heraus haben diese Menschen, allein auf sich gestellt, nach wenigen Generationen mit Fleiß, noch mehr Arbeit und einem allen Rückschlägen durch Mißernten, Viehseuchen und anderen Unbilden der Natur widerstehenden unbändigen Willen einen Wohlstand erreicht, der seinesgleichen in der russischen Umgebung sucht.

Das ganze Gebiet, in dem diese Kolonien, so nannte man die Dörfer der deutschen und mennonitischen Ansiedler, lagen, erhielt seinen Namen durch das Flüsschen Molotschna, zu deutsch Milchfluß, wegen seines milchig - trüben Wassers.

Von Osten gesehen, läßt sich dieses Gebiet wie folgt beschreiben⁷⁵: *„Ein charakteristisches Gepräge gibt dem nordwestlichen Teil der molotschnaer Ansiedlung der sogenannte „Kolonistenberg“, eine lange Höhenkette, die sich am rechten Ufer des Molotschnaflusses hinzieht. Einstmals war diese Bergkette das rechte Ufer*



Die Molotschna im Frühjahr.

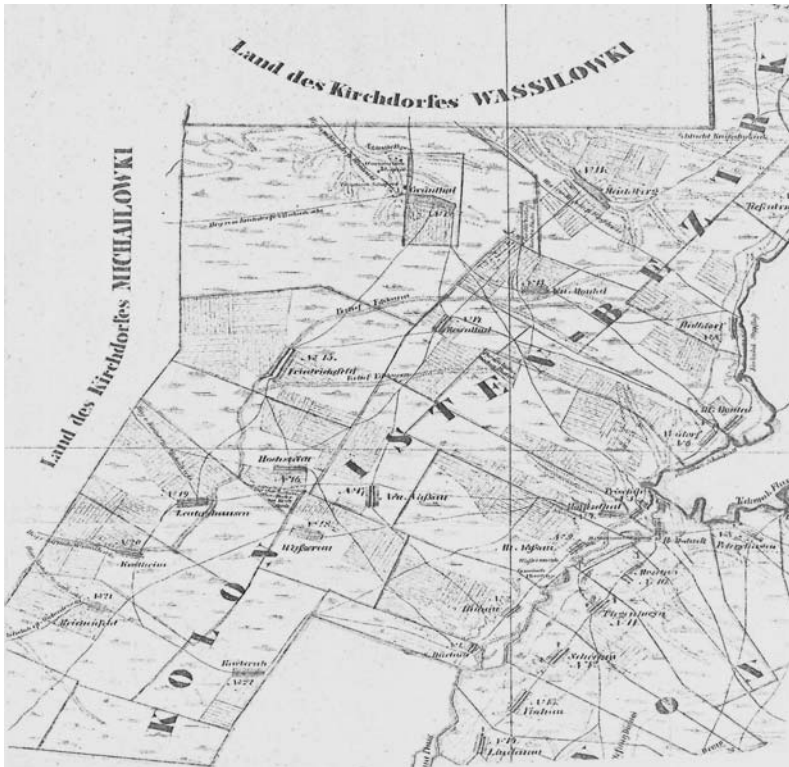
des Flusses, die aber so viel von demselben zurücktrat, daß es Raum gab für die deutschen - lutherisch - katholischen Kolonistendörfer.

⁷⁵ Goerz: Die Molotschnaer Ansiedlung, Foto: Das Flüsschen Molotschna

Dieser „Kolonistenberg“ erreichte an manchen Stellen eine beträchtliche Höhe, wie z. B. oberhalb der Kolonie Prischib. Vor ihm liegt das weite, breite Molotschnatal. Auf einigen Stellen sieht er den Fluß als schmalen Silberstreifen aus den mit Weidengebüsch und Schilf bewachsenen Ufer hervorleuchten. Das linke Ufer steigt im Gegensatz zum rechten sehr langsam an und geht allmählich über in die unübersehbare Steppe. Nach Südwesten hin ziehen sich zu beiden Seiten der Molotschna zwei Reihen von Dörfern. Am rechten Ufer die „Kolonistendörfer,“ am linken die der Mennoniten.

Bei Prischib, dem Hauptort und Sitz der Kolonialverwaltung, des Inspektors und des Oberschulzen über das ganze Siedlungsgebiet von 27 Dörfern, beginnt der eigentliche Flußlauf der Molotschna. Er wird gebildet durch den Zusammenfluß der Steppenflüsse Kurkulak aus nördlicher Richtung und Tokmak aus östlicher Richtung kommend.

Am rechten Ufer in südlicher Richtung liegen die neben Prischib ersten, im Jahre 1804 gegründeten Dörfer Hoffental, Alt - Nassau, Weinau und Durlach. Am Ufer des Kukulak in nördlicher Richtung liegen Neudorf, Waldorf, Alt - Montal und Tiefenbrunn“



Nach dieser kurzen Beschreibung des Ansiedlungsgebietes der deutschen Kolonisten rechts der Molotschna, wo sich die Hauptdarsteller dieses Buches, die Vorfahren der Familie Walter, im Jahre 1809 angesiedelt hatten, ist es vonnöten, fünfzig Jahre zurück zu gehen und am Lebensbild unseres Großvaters die Lebensumstände der Kolonisten zu beschreiben und gleichzeitig die geschichtliche Entwicklung darzustellen, die letztendlich zu einem in der Geschichte einmaligen Gewaltsystem führen sollte.

1870 bis 1900

Es herrschte große Unruhe unter den Kolonisten sowohl im Schwarzmeergebiet wie auch an der Wolga, im Kaukasus, in der Krim und in allen weiteren Siedlungsgebieten und Tochterkolonien im riesigen russischen Reich. Schon seit mehreren Jahren war in der russischen Presse eine Hetze gegen die deutschen Kolonisten im Gange, die sich immer weiter steigerte.

Es begann mit der Bauernbefreiung im Jahre 1861. In diesem Jahr hatte Zar Alexander II. die seit einigen Jahrhunderten in Russland bestehende Leibeigenschaft abgeschafft. Diese „Bauernbefreiung“ brachte den Bauern noch keine Befreiung, die diesen Namen verdient hätte. Sie war mit vielen Unzulänglichkeiten behaftet und brachte große Unruhe ins Land, ja sogar Aufstände mussten niedergeschlagen werden.⁷⁶ Gleichzeitig wurden weitere Reformen in Russland eingeführt wie z. B. Rechts – und Justizreform⁷⁷, die Zensur wurde gelockert, eine Militärreform sollte die Schlagkraft der Armee stärken (durch die Abschaffung der Zwangsrekrutierung sollte mehr Wehrgerechtigkeit geschaffen werden.)⁷⁸ Als die wichtigste Reform muß wohl die Einführung der Selbstverwaltung bezeichnet werden, die erst in den ländlichen Gebieten und dann auch in den Städten errichtet wurde, Semstwo - Reform genannt. Die Mitglieder in diesen Gremien wurden gewählt, jedoch ist durch ein besonderes Wahlverfahren sichergestellt worden, dass darin die Vertreter des Adels das Übergewicht vor den Bürgern und den Bauern hatten.

Das Bildungssystem wurde liberalisiert, die Schulpflicht konnte allerdings aus Mangel an Lehrern und Schulen noch nicht eingeführt werden.⁷⁹ Auf Druck der Studenten zog sich der Staat weitgehend aus dem Lehrbetrieb der Universitäten zurück, die so eine weitgehende Autonomie erhielten. Auslandsreisen von Akademikern wurden wieder erlaubt und sogar gefördert. Nur um wenige der Reformen zu nennen.

Diese liberale Reformpolitik wendete manches im russischen Staate zum Besseren, konnte jedoch die drückenden sozialen und politischen Zustände nicht beseitigen. Unzufriedenheit machte sich landesweit breit. Die unter Alexander II. einge-

⁷⁷ Durch diese Reform wurde u. a. die Prügelstrafe abgeschafft und das Rechtswesen der europäischen Rechtsnorm angepasst.

⁷⁸ War bisher die Dauer der Dienstzeit der zwangsverpflichteten Soldaten 25 Jahre, so wurde nun durch die allgemeine Wehrpflicht die Dienstzeit auf sechs Jahre herabgesetzt. Allerdings mit abgestuften Ausnahmen je nach Bildung. Volksschulabsolventen mußten nur vier Jahre dienen, Abiturienten nur zwei und Hochschulabsolventen sogar nur sechs Monate. Gänzlich befreit vom Wehrdienst waren einzige Söhne, Familienernährer und sogar Brüder von Soldaten. Der Staat konnte sich dies leisten, weil die Jahrgänge erheblich größer waren als der Bedarf an Soldaten.

⁷⁹ Bis 1880 wurden im europäischen Russland immerhin 18 000 Schulen eingerichtet.

führte relativ zaghafte Liberalisierung ging vielen nicht weit genug und es bildeten sich allerlei politische Zirkel, besonders unter den Studenten. Aus ihnen entstanden schließlich revolutionäre Bewegungen, von denen sich zwei besonders hervorhoben. Da waren einerseits die Nihilisten, die aus dem Untergrund heraus die Monarchie bekämpfen und abschaffen wollten und auch nicht vor der Ermordung des Zaren zurückschreckten. Zwei Attentatsversuche auf den Zaren in den Jahren 1866 und 1867 scheiterten.

Die zweite Gruppe bildeten die Sozialrevolutionäre. Sie wollten mit Hilfe von Massenaufständen Sozialreformen durchführen, die schließlich zum Sozialismus führen sollten. Sie wollten nicht wie die Nihilisten den Staat vernichten, sondern im Gegenteil ihn usurpieren, d.h. in ihn eindringen und selbst die Macht in die Hand nehmen, ganz wie es ein halbes Jahrhundert später unter Lenin Wirklichkeit werden sollte. Sinnigerweise ist der im Jahre 1870 geboren worden, als seine Vorgänger und Wegbereiter sich dem Höhepunkt ihrer subversiven Tätigkeit nähern sollten.

Diese in aller Kürze skizzierte Vorgeschichte der revolutionären Bewegungen in Russland wird im weiteren Verlauf dieses Kapitels fortgesetzt werden, um deutlich zu machen, wie es zu dem Bürgerkrieg im beginnenden zwanzigsten Jahrhundert, den damit verbundenen Massakern und der grausamen Ermordung unseres Großvaters mit seinem Sohn Christian kam, deren Beschreibung bewusst an den Anfang dieses Kapitels gesetzt wurde.

Während die hier skizzierten revolutionären Anfänge die deutschen Kolonisten kaum berührten, war eine andere Bewegung, die in diesen Sechziger Jahren in Russland immer mehr Anhänger fand, Besorgnis erregender.

Die Ausdehnung Russlands nach Asien, die Integration vieler Völkerschaften in das russische Reich, was einer Kolonisation gleichkam und somit die weltpolitische Bedeutung Russlands ins Unermessliche steigerte, rief gleichzeitig im europäischen Russland einen überaus starken Nationalismus hervor, unter dessen Deckmantel wie bei den revolutionären Bewegungen verschiedene Richtungen entstanden, unter denen sich die sogenannten Slawisten besonders hervortaten. Diese betonten in ihren Ansichten das Slawentum in Russland, das seine Führungsrolle im Lande mit allen Mitteln aufrechterhalten wollte. Da aber auch noch außerhalb Russlands Staaten mit einer Bevölkerung slawischer Herkunft existierten, vor allem auf dem Balkan, artete der anfangs russische nationalistische Slawismus in einen Panslavismus aus, dessen Hauptforderung in einer Vereinigung aller slawischen Völkerschaften und Staaten, unter russischer Vorherrschaft versteht sich, bestand. Die Vertreter dieser Richtung begründeten dies mit den seit den Befreiungskriegen in Deutschland vorhandenen Bestrebungen eines Einheitsstaates an Stelle der Zersplitterung in unzählige Kleinstaaten. Dem sollte ein Gegengewicht geschaffen werden und gleichzeitig die Befreiung der slawischen Balkanstaaten vom türkischen und österreichischen Joch erreicht werden. In all diesen in kurzen Umrissen skizzierten Zusammenhängen liegen die Ursachen der politischen Wirren und Katastrophen der folgenden Jahrzehnte.

Erst war es mehr oder weniger eine Neidkampagne, die parallel zu den politischen Bestrebungen gegen die deutschen Kolonisten geführt wurde. Der Unterschied gegenüber der russischen Bevölkerung war auffallend. Während in den Dörfern der Deutschen ein gewisser Wohlstand zu ersehen war, lebten die russischen Bauern größtenteils an der Armutsgrenze. Was auch nicht verwunderlich ist. In den deutschen Kolonien wurden die Wirtschaften mit dem ihnen bei der Einwanderung zugewiesenen Land seit einigen Generationen ungeteilt weitervererbt, obwohl das Land selbst in Gemeindebesitz geblieben war. So blieb des Bauern Interesse an einer intensiven und gleichzeitigen schonenden Bewirtschaftung erhalten. Demgegenüber wurde das russische „Mirsystem“⁸⁰ mit seiner sich immer wiederholenden Umverteilung des Landes je nach männlichen Nachkommen auch nach der „Bauernbefreiung“ unter den freigekommenen Leibeigenen angewandt anstatt in einer großzügigen Landreform ein modernes Erbsystem einzuführen.

Weiter wurde von den sogenannten Panslawisten dem deutschen Element in Russland eine überdurchschnittliche Präsenz übergenommen und in ihrer Bedeutung bewußt hochgespielt. Wahr ist, dass schon unter Peter dem Großen und während der darauffolgenden Jahren auf allen Gebieten wie z. B. in der Politik, im Militärwesen, in der Wissenschaft und Architektur deutsche Namen in hervorgehobenen Stellungen erscheinen, unzählige deutsche Bezeichnungen in die russische Sprache übernommen worden waren und dass nicht zuletzt im russischen Kaiserhaus deutsches Blut hochprozentig floß.

Besonders übergenommen wurde den Deutschen ihre Landvermehrung. Durch sinnvolle Verwendung von Schäfereigeldern konnten bis hinein nach Sibirien Tochterkolonien gegründet und an landlose Nachkommen der Kolonisten abgegeben werden. Wohlhabende Kolonisten kauften außerhalb der Kolonien größere



Mennonitisches Bauernhaus



Dampfmühle

Mengen Land auf und konnten sich Gutsbesitzer nennen, andere wiederum, vornehmlich Mennoniten, konnten Fabriken, Dampfmühlen oder Handelshäuser gründen. Und dies alles sei nur auf die bevorzugte Stellung der Deutschen zurückzuführen, folglich sollten diese Privilegien abgeschafft werden. Ständige Wiederholungen und scharfe Formulierungen in der Presse verfehlten mit der Zeit ihre Wirkung

⁸⁰ Siehe Teil 1 Seite 127

auf die öffentliche Meinung wie auch auf die offizielle Politik nicht, wie der weitere Verlauf der Geschichte zeigen wird.

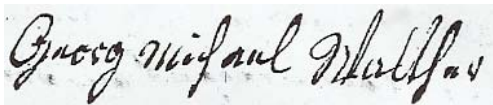
Man schrieb das Jahr 1870. Seit einigen Jahren beunruhigen die oben geschilderten Angriffe auf alles Deutsche die Kolonisten, die trotz aller Abgeschiedenheit ganz gut über die Vorgänge nicht nur im großen russischen Reich sondern auch über die wichtigsten Ereignisse in der Welt informiert waren. Für sie gab es praktisch nur eine deutschsprachige Zeitung, die Odessaer Zeitung. Diese erschien seit dem Jahre 1863 und konnte noch keine große Auflage aufweisen. Der Inhalt wurde, wie es zu damaliger Zeit üblich war, mündlich weiter gegeben und dabei natürlich verfälscht und auch übertrieben, so dass die Angst unter den Kolonisten unnötig geschürt wurde.

Bleiben wir erst mal in Waldorf, dem kleinen Dorf an der Molotschna, in dem drei Generationen der Familie Walther seit der Einwanderung und der Gründung des Dorfes im Jahre 1809 aufgewachsen sind.

Als Erster der Familie Walther kam

Michael Walther

mit seiner Familie an der Molotschna an. Während Waldorf im Jahre 1810 von Jakob Walter aus Grötzingen, wie an anderer Stelle ausführlich beschrieben,⁸¹ gegründet wurde, ließ sich Michael Walter in Molotschna, später Prischib genannt, nieder.



Sein Geburtsjahr war 1769.

Leider sind über seine Eltern und weitere Vorfahren keine Kirchenbucheinträge vorhanden, die Kirchenbücher gingen in den Kriegswirren der damaligen Zeit verloren.

Sein Herkunftsort war **Essingen**, ein Dorf in der Pfalz, wenige Kilometer von Landau entfernt. Die Geschichte dieses Dorfes ist bis in alle Einzelheiten vergleichbar mit der Geschichte von Grötzingen, die im ersten Teil dieses Buches ausführlich beschrieben ist. Wie groß die Not und das Elend der Bevölkerung war, soll im folgenden in aller Kürze erklärt werden.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618 - 1648) war die gesamte Pfalz wie auch viele weitere deutsche Landstriche entvölkert und nur noch eine Einöde. Lediglich 15 Prozent der Bevölkerung, die vor dem Krieg hier ihre Heimat hatte, sind am Leben geblieben. Die üblichen Kriegseinwirkungen, wie an anderer Stelle beschrieben, Hungersnöte, Seuchen und Flucht waren die Hauptursachen für diesen Aderlaß. Der Westfälische Friede, der diesen dreißig unendlich lange Jahre dauernden Krieg beendete, machte den Menschen wieder Mut für einen Neuanfang.

⁸¹ Siehe Teil 1 Seite 66

Der nach diesem Friedensschluß zurückgekehrte pfälzische Kurfürst Karl Ludwig sorgte durch eine kluge Bevölkerungspolitik und durch eine beispielgebende sparsame Hofhaltung für einen ungeahnten Aufschwung der Pfalz. Die verbliebenen oder geflüchteten Beamten wurde in ihre alten Ämter wieder eingesetzt, die geflüchteten Pfälzer Einwohner unter dem Versprechen zurück gelockt, ihre alten Häuser und Felder wieder zu erhalten und für die ersten Jahre keine Steuer zahlen zu müssen.

Dies alles reichte nicht aus, das so dünn besiedelte Land zu bevölkern und wieder aufzubauen. Die Regierung unter Karl Ludwig ließ in den umliegenden deutschsprachigen Ländern um Kolonisten werben und so kamen eine große Zahl Einwanderer aus dem Salzburgerischen, Tirol und vor allem aus der Schweiz. In diesen Gebieten, die vom Krieg verschont geblieben waren, herrschte wegen der geographischen Bedingungen wie enge Täler mit viel zu wenig bebaubarem Land und rauen Wetterbedingungen ein Bevölkerungsüberschuß. Der Ruf der Pfalz fand auch deshalb ein positives Echo bei den Auswanderern durch einen guten Boden und einem besonders günstigen Klima, das sie dort vorfinden würden.

Nach diesem Abstecher zurück zur Familie Walther in Essingen. Dieses Dorf war wie alle umliegenden Städte und Dörfer mehrmals in verschiedenen Kriegen zerstört, wieder aufgebaut, dann wieder zerstört und die Bevölkerung auf einen Bruchteil ihrer ursprünglichen Einwohnerzahl reduziert worden. Daß sich auch ein Vorfahr von Michael Walther unter den erwähnten Einwanderern befunden haben könnte, liegt auf der Hand.

Es sprechen auch Anzeichen dafür, daß ein solcher sich unter den Kolonisten befand, die aus der Schweiz gekommen sind. Einen Hinweis darauf finden wir im Kirchenbucheintrag zur Geburt von Barbara, der Tochter von Michael Walther und Maria Holleried. Da steht, in Latein geschrieben und übersetzt: „*Patin ist Katharina Barbara Waltherin, Ehefrau des Johann Claudius Walther aus Walsheim*“. Walsheim ist das Nachbardorf von Essingen, nur drei Kilometer entfernt. Dort ließ sich im Jahr 1652 ein Melchior Walther nieder und soll aus der Schweiz stammen.

In der Zeit zwischen der Ankunft dieses Melchior Walter in Walsheim und dem Geburtsjahr von Michael Walther finden sich in den dürftigen Annalen von Essingen der Name Walther nur noch drei Mal:

Im Verzeichnis der katholischen Familien aus dem Jahre 1718 ist eine Katharina Walther mit fünf Kindern vermerkt. Da kein Ehemann angegeben ist, muß sie Witwe gewesen sein. Logisch.

Essingen wurde im 4. Jahrhundert gegründet und hieß Ossingen, so genannt nach einem alamannischen Fürsten namens Osso. In den Jahren zwischen 850 und 900 hatte das Kloster Weißenburg hier ein Reichslehen mit 90 Morgen Wiesen, Weinbergen, 5 bewirtschafteten Höfen und 13 brachliegenden. Der Lehensbrief hierzu war die erste urkundliche Erwähnung des Dorfes.

Danach besaßen mehrere Adelsgeschlechter dieses Reichslehen, von ihnen wurde eine Burg gebaut, irgendwann kam ein Schloß hinzu. Es wurde ein Wasserschloß und geriet in Jahre 1585 unter die Herrschaft der Freiherren von Dalberg,

der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, ein Dalberg, hatte es gekauft. Dieser Wolfgang von Dalberg war „Erzkanzler des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ und somit der zweite Mann im Reich nach dem Kaiser.

Dieser Erzbischof von Mainz stiftete 1590 das sogenannte Großalmosen, indem er in seinem Testament verfügte: „...dass von seinem Nachlass 2 000 fl. zu je 15 Batzen ausgeliehen und die Nutzung (Zinsen) für die Ortsarmen verwendet werden sollen.“ Es war eine soziale Einrichtung, die über Jahrhunderte allen zugute kam. Die Bürger konnten Kapital zu 5% ausleihen, die Zinsen dienten zur Unterstützung der Armen. Der höchste Betrag wurde einmal an einen auswärtigen Grafen ausgeliehen, der aber sehr in Rückstand kam. Nach einer Klage mußte er in einem Vergleich 400 fl. zahlen zuzüglich eines Pferdes und einer Kutsche. Auch wurde Geld an Essinger Bürger gegen Landverpfändung ausgeliehen. Für die Zinsen wurde Mehl gekauft und einmal im Monat Brot für die Armen gebacken.

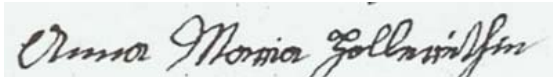
Verantwortlich für die Verteilung des Brotes war ein sogenannter Amtskeller. Als der zuletzt amtierende Amtskeller namens Hauck verstarb, wurde sein Nachfolger ein Johann Friedrich Walther (Vater des Michael Walther?). Zu seiner Amtszeit kam es zu allerlei Unregelmäßigkeiten, die Brotverteilung wurde gestrichen. Walther wurde (wegen falscher Rechnungsführung) entlassen.

1794 wurde der letzte Dalberg von den Kaiserlichen verhaftet, Essingen dann von den Dalbergs verlassen und die einrückenden Franzosen wurden freudig begrüßt. Man erhoffte sich mehr Freiheiten durch die französische Revolution.

Das Schloß war danach nicht mehr bewohnt, wurde abgerissen und von den Essinger Bürgern als Steinbruch benutzt. Reste davon sind heute noch in vielen Essinger Häusern zu betrachten.

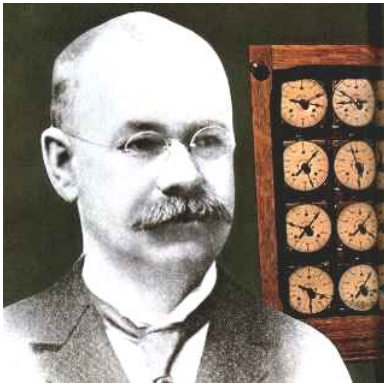
Ein dritter Walther taucht noch in den wenigen vorhandenen Akten als Bürgermeister in Essingen auf. Näheres über ihn und seine Tätigkeit ist nicht aufzufinden.

Michael heiratete im Jahre 1785 die neunzehnjährige **Anna Maria Hollerith** aus Oberhochstadt, einem Nachbardorf von Essingen. Diese Familie stammt ursprünglich aus Tirol, dort soll der Name **Holterit** weit verbreitet gewesen zu sein. Die



Schreibweise dieses Namens änderte sich mit jedem Eintrag im Kirchenbuch von

Oberhochstadt über **Holderied** bis hin zu **Hollerith**. Ein Namensträger dieses letzten Namens wanderte um 1850 nach Amerika aus. Sein Sohn Hermann war der Erfinder einer Lochkartenmaschine, mit der die Buchführung und überhaupt alle Buchhaltungsvorgänge revolutionär vereinfacht wurden und die unter dem Namen „Hollerithmaschine“ den Namen **Hollerith** in der ganzen Welt berühmt machte. Bei der Volkszählung in den USA im Jahre 1890 wurde sie zum ersten Mal in der Praxis eingesetzt. Dieser Hollerith wurde der Gründer der Weltfirma IBM. (Foto links) An seinem Geburtshaus in Großfischlingen ist eine Gedenktafel angebracht.



Bereits am 2. Februar 1787 erblickte als erstes von sechs Kindern

Andreas Walter

das Licht der Welt.

Erst seit 1785 sind in Essingen wieder katholische Kirchenbücher erhalten geblieben, somit konnte durch seinen Kirchenbucheintrag sein Geburtstag sowie

der seiner Geschwister eindeutig belegt werden.

Er wuchs in eine Zeit des Umbruchs hinein, in der sich die Welt für alle Zukunft verändern sollte. Andreas war gerade 4 Jahre alt, als 1789 in Paris die französische Revolution ausbrach. Schon lange vorher war die Pfalz ein Spielball zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich, das diesen Namen eigentlich gar nicht verdiente. Es war lediglich ein schwer zu erklärender, loser Zusammenschluß von mehreren Hundert kleiner und kleinster Staaten, Fürsten – und Herzogtümern, die einem Kaiser untertan waren, der eigentlich nicht viel zu sagen hatte. Ihm unterstanden die „Reichstruppen“, die 1792 gegen die Franzosen zusammen mit den Österreichern marschierten, um in Paris die Revolution rückgängig zu machen. Sie kamen nicht weit, sie wurden in der Champagne geschlagen und die Franzosen überschwemmten wieder einmal die Pfalz, in der die kriegerischen Auseinandersetzungen noch Jahre andauern sollten.

Nun erklärte Frankreich das linke Rheinufer als seine Ostgrenze und führte eine französisch geprägte Verwaltung ein. Die Leibeigenschaft, die es noch gab, wurde abgeschafft, die Bauern brauchten keinen Zehnten mehr zu zahlen, den sie immer noch an die Einrichtungen der Kirche zu entrichten hatten, und einiges mehr.

Erwartete die pfälzische Bevölkerung eine Besserung ihrer Lage und mehr Freiheit, die sie sich von der Französischen Revolution versprochen, so täuschten sie sich gewaltig. Paris war in Geldnot, die Kriege erzeugten große Kosten, also wurde die ohnehin schon ausgeplünderte Pfalz durch neue Steuern und unerhörte Auflagen erneut ausgesaugt. Dabei wurden auch kirchliche Einrichtungen nicht verschont, sie wurden „säkularisiert“, wie man deren Übernahme in staatlichen Besitz verniedlichend bezeichnete. Fürstlicher wie auch adliger Besitz wurde enteignet, was z.B. auch der Grund war, daß in Essingen das Dalbergsche Schloß enteignet und schließlich abgebrochen wurde.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die ganzen verwirrenden Ereignisse zu beschreiben, die zu der gut fünfzehn Jahre dauernden französischen Verwaltung führten, die im Jahre 1801 durch den Frieden von Luneville verankert wurde. Die linksrheinische Pfalz war ein fester Bestandteil Frankreichs geworden. Nicht zuletzt auch in der Absicht, einen Puffer gegen etwaige Angriffe aus dem Osten zu besitzen. Womit nur das Deutsche Reich, das diese Bezeichnung noch immer nicht verdiente, gemeint war.

Dieser kurze Aufriß der Geschichte der Pfalz, die viele Bände füllt, soll hier nur als Erklärung dienen, warum Andreas Walther, in einem rein deutschen Lande wohnhaft, zum Dienst im französischen Heer eingezogen werden sollte.

Andreas musste in seiner Jugend viele Ungerechtigkeiten durch die französische Besetzung mit ansehen, wie sich leicht vorstellen läßt. Napoleon, mit dem die Revolution überwunden wurde, hatte in Frankreich für Ordnung gesorgt und konnte mit einer überlegenen Kriegführung Frankreich zu einer Großmacht erheben. Für seine Kriegszüge brauchte er laufend neues Menschenmaterial, denn die verlustreichen Schlachten erforderten immer neuen Nachschub an Soldaten. Mit Vollendung seines 20. Lebensjahres wurde Andreas zur Musterung, wie wir heute die Untersuchung zur Wehrtauglichkeit nennen, bestellt und laut Aktennotiz wegen eines Augenleidens zurückgestellt. Dies mag wohl ein weiterer Grund zur Auswanderung nach Russland gewesen zu sein, denn es ist nicht auszuschließen, dass er bei einer Wiederholung der Musterung doch hätte in den Krieg ziehen müssen. Und womöglich ebenfalls nach Russland, nur unter anderem Vorzeichen, als im Jahre 1812 Napoleon in Russland einmarschierte und bis Moskau kam. Dann schon lieber die Strapazen auf sich nehmen, die die lange Reise nach Südrussland mit sich brachte.

Wäre sein Vater sehr vermögend gewesen, hätte er sogar einen Vertreter kaufen können, der für seinen Sohn einrückte und ihm somit den verlustreichen Wehrdienst ersparte.

Daß den oben beschriebenen Zuständen in der Pfalz die Menschen zu entrinnen trachteten, ist nur zu verständlich. Das erklärt denn auch die große Auswanderungswelle, die im achtzehnten Jahrhundert einsetzte. Maria Theresia hatte schon Siedler ins Land gerufen, die sich vorwiegend in Ungarn niederließen.

Wer stellte das Hauptkontingent an Auswanderern? Pfälzer und Schwaben. In Amerika wollten an die 100 000 Pfälzer ihr Glück versuchen und den unhaltbaren Zuständen in ihrer Heimat entrinnen. So kam es, dass, obwohl auch aus anderen deutsche Ländern Auswanderer nach Amerika wollten, diese alle mit den Namen „Paalzer“ in Holland oder „Palatine“ in England bezeichnet wurden, weil über diese beiden Länder die meisten Auswanderer geleitet wurden. Sie machten jedoch einen so ärmlichen Eindruck, dass in England die Bezeichnung „Palatine“ zu einem Schimpfwort wurde und heute noch in einem negativen Sinn gebraucht wird.

Warum Michael Walter bei seiner Entscheidung zur Auswanderung Russland den Vorzug gab, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen. Waren es negative Berichte aus Amerika, die ihn abschreckten, dachte er an seine fünf Kinder, denen er die schreckliche, wochenlange Überfahrt in engen Schiffen über das Meer nicht zumuten wollte, aber auch an die Kosten der Überfahrt für sieben Personen? Oder waren es die Versprechungen von eigenem Land und anderen Privilegien⁸², die aus Russland kommend, hier verbreitet wurden? Mit ausschlaggebend war wohl das

⁸² Siehe Teil 1 Seite 21

Privileg der Befreiung von der Wehrpflicht. Denn nicht nur Andreas hätte unter Napoleon dienen müssen, das wehrpflichtige Alter wurde in Frankreich, zu dem jetzt auch die westliche Pfalz gehörte, auf achtzehn Jahre herabgesetzt und somit hätte auch Georg, der zweitälteste Sohn, zur französischen Armee eingezogen werden können..

Nachdem die Entscheidung für Russland gefallen war, begannen die Vorbereitungen für die Auswanderung.

Der Verkauf des Hauses der Familie Walther fand am 14. Juni 1809 statt. „*Das Haus Nr. 42 mit Keller, Speicher, Scheune, Garten und Brunnen, letzterer in Miteigentum mit Philipp Siegel.*“ Der Kaufpreis betrug 1508 Francs und 42 Centimes. Zahlbar in zwei Jahresraten zinslos in Gold - oder Silberwährung. Eine Hypothek lastete nicht auf diesem Anwesen, lediglich ein der hiesigen Kirchenkasse geschuldeter Betrag von einhundert und sieben Francs und siebenzig Centimes muß von dem Kaufpreis abgezogen werden. Hinzu kommt noch die Gebühr von einem Franc und zweiunddreißig Centimes und Notariatsgebühr von sechzig Francs und achtzig Centimes. Die Vollmacht zum Kassieren dieser beiden Raten bekam der Schwiegervater Jakob Holleried aus Oberhochstadt.

Zusätzlich sind im Landesarchiv in Speyer Dokumente aufgetaucht, nach denen er außerdem elf Grundstücke im Wert von 1 634 Francs verkauft hatte. Somit betrug der Gesamtwert der verkauften Immobilien 3 142 Francs. Heute, nach fast 200 Jahren, entspricht dieser Betrag der stolzen Summe von €217 103,75⁸³

Die Abreise ins Ungewisse sollte bald darauf erfolgen, denn die 2 000 Kilometer lange Reise mußte bis Oktober, also noch vor Wintereinbruch, bewältigt sein. Bis Frankfurt ging es ganz flott voran. Dann aber begann nach Erledigung aller Paßangelegenheiten die eigentliche Reise und es ist nicht auszuschließen, dass er hier die Bekanntschaft mit Jakob Walter aus Grötzingen machte, dem späteren Oberschulz an der Molotschna. Dessen Sohn Ernst schrieb einen ausführlichen Bericht über diese Fahrt,⁸⁴ der leider in Vergessenheit geraten war.

Nach der Ankunft in der neuen Heimat hatte es die Familie Michael Walter etwas leichter als die übrigen Ankömmlinge. Durch den Verkauf des Hauses, der Äcker und Wiesen in der alten Heimat Essingen war sie nicht unvermögend und hatte zudem zwei erwachsene Söhne, die von Anfang an zupacken konnten und durch die Wehrbefreiung nicht Soldat werden mussten.. Andreas war bei der Einwanderung 22 Jahre und Georg 20 Jahre alt.

Und es musste viel geleistet werden. Die Anfangsschwierigkeiten wurden im ersten Teil dieses Buches hinlänglich geschildert, nun ist ein weiteres Dokument hinzugekommen, das die Zustände an der Molotschna nach drei Jahren Ansiedlung beleuchtet.

⁸³ Errechnet von einem freundlichen Herrn im Deutsch-Französischen Institut in Ludwigsburg.

⁸⁴ Teil 1 Seite 44 ff.

Im Jahre 1813, nach dem schrecklichen, dem „Franzosenwinter“, waren die Ernteaussichten schlecht, die Wintersaat, die ohnehin nur auf einer kleinen Fläche ausgesät werden konnte, war erfroren. Die Not der Ansiedler war so groß, dass Riche lieu, der Gouverneur für Südrussland, zur Linderung der Not zusätzliches Geld in St. Petersburg anforderte. Doch dort hatte man andere Sorgen. Der Krieg mit Napoleon war noch nicht zu Ende, Geld war knapp. So schickte man zwei Revisoren nach der Molotschna, um nachzusehen, welche Gründe zu dieser Forderung führten. Sie inspizierten zusammen mit Contenius⁸⁵ 534 Wirtschaften und ihr Bericht nach St. Petersburg liegt in Übersetzung vor und soll zur Beleuchtung der Armut hier im Wortlaut wiedergegeben werden:

„Mit dem Erlaß vom 18. April 1813 Nr. 226 hat der Minister des Innern den Staatsrat und Oberrichter Samuel Contenius beauftragt, über die Lage der Kolonisten eine Untersuchung zu führen und über deren Lage zu berichten. Solchen Kolonisten, die ihre Wirtschaften vernachlässigen und somit kein Auskommen haben, sollen die Wirtschaften weggenommen werden und, damit sie nicht verhungern, zu Staats- oder Gemeindearbeiten heranzuziehen. Ähnliche Maßnahmen waren bereits 1775 an der Wolga durchgeführt.“

Diese Untersuchung betraf 534 Familien in acht Kolonien.

Contenius, dem das Schicksal der Kolonisten niemals gleichgültig war und der sie zu allen Zeiten mit Rat und Tat unterstützte, nahm diesen Auftrag „nicht auf die leichte Schulter.“ Es ging schließlich um das Schicksal von 2 397 Menschen, die seit drei Jahren nicht nur um ihre Existenz, sondern um ihr Leben und gegen Hunger und Kälte kämpfen mußten.

Gleich zu Beginn seiner Arbeit rief er in einem Bethaus die Schulzen und Beisitzer aller betroffenen Kolonien zusammen und beauftragte sie, ihm schriftlich und ehrlich ihre objektive Einschätzung der Lage in ihren Kolonien zukommen zu lassen. Es soll dadurch festgestellt werden, wie viele Wirtschaften durch Faulheit oder Unerfahrenheit in der Landwirtschaft kein Auskommen haben.

Bald kamen die ersten Listen, von den Schulzen geschrieben und vom Oberschulzen Walther bestätigt:

- 1. Faule Wirte 10*
- 2. Nicht genügend Fleißige 17*
- 3. Unerfahren in der Landwirtschaft 11*
- 4. Durch Unglück und Krankheit vernachlässigt 12*

Contenius erschien diese Zahlen zu gering, daher beschloß er, selbst alle Wirtschaften zu inspizieren um mit eigenen Augen die Situation zu erkunden weil er wusste: „So rosig wie dargestellt kann es nicht sein.“

Dabei legte er Listen an, in denen jede Wirtschaft genau mit der Zahl der Familienmitglieder, der Zahl der Arbeitskräfte, der Arbeitsgeräte wie Pflug und Egge,

⁸⁵ Teil 1 Seite 61

Anzahl Pferde und Vieh, angebaute Flächen von Winter - und Sommergetreide aufgeführt wurde.

Die Analyse und die Gespräche mit den Kolonisten ergaben folgendes Ergebnis:

200 gute Wirtschaften

16 gute Wirte, deren Wirtschaften noch nicht voll entwickelt waren, da sie erst kurze Zeit vorher übernommen worden waren

*37 Wirtschaften, deren Zustand wegen Krankheit oder Verlusten beim Vieh zu be-
anstanden waren.*

*4 Wirtschaften, die infolge Todesfalls der Wirte in Vormundschaft gegeben wur-
den.*

5 Wirtschaften, die Besserung erwarten lassen

12 Handwerker, die teils von ihrem Handwerk, teils von der Landwirtschaft leben.

*Einem Handwerker, der ohne Erfolg seine Wirtschaft geführt hatte, aber mit sei-
nem Handwerk seine Familie ernähren kann, soll seine Wirtschaft einem anderen
übergeben werden, der sie erfolgreich führen kann.*

*2 Wirtschaften, deren Wirte behindert sind und ihrer Arbeit nicht nachkommen
können, sollen diesen abgenommen und anderen übergeben werden.*

*3 Wirten, die ebenfalls behindert sind, in deren Familien Unstimmigkeiten
herrschen und die nicht fähig sind, ihre Wirtschaften ordnungsgemäß zu führen,
muss die Wirtschaft abgenommen und anderen übergeben werden. Sie müssen mit
Gemeinschaftsarbeiten beschäftigt werden.*

*16 Wirte, denen man einen gewissen Fleiß nicht nachsagen kann, werden zu Ge-
meinschaftsarbeiten gezwungen, ihre Wirtschaften aber nicht abgenommen, weil
bei ihnen Besserung zu erwarten ist.*

*5 Wirte, die bereits 1805 eingereist waren, werden wegen Faulheit zu Gemein-
schaftsarbeiten gezwungen.*

*9 Wirte werden wegen Faulheit und schlechtem Benehmen zu Strafarbeiten ge-
zwungen.*

Erklärung von Contenius zu den Ursachen dieser schlechten Lage der Ansiedler.

Der Getreideanbau und die ganze wirtschaftliche Entwicklung in den neuen Kolonien ist noch nicht weit fortgeschritten. Die Aussaat des Sommergetreides erfolgte in diesem Jahr in wesentlich geringerem Ausmaß. Ein Teil des Saatgutes mußte im Winter, der sehr hart und grausam war, an das Vieh verfüttert werden.

Die zuletzt angekommenen Siedler mußten einen Boden bearbeiten, der noch nie einen Pflug gesehen hatte. Das nötige Zugvieh für Pflug und Wagen reichte nicht aus. So waren sie gezwungen, für einen Pflug ihr Zugvieh zusammenspannen. Demzufolge konnte nur eine geringe Fläche zur Aussaat genutzt werden.

Viele Wirte hatten drei und mehr Pferde, darunter waren jedoch viele Fohlen, die man erst nach zwei oder drei Jahren einspannen konnte.

Von ihren russischen Nachbarn hatten sie gelernt, Lehmhäuser zu bauen. Die Arbeit ging wegen Wassermangels mühselig und langsam voran, denn zum Bau eines Hauses brauchte man das Wasser von drei bis vier Brunnen, die nicht vorhanden waren.⁸⁶ Das Graben der 200 benötigten Brunnen kostete außerdem kostbare Zeit, die beim Ackerbau fehlte.

Mangel herrschte auch an Mühlen. Die wenigen vorhandenen lagen weit weg von den Kolonien, der Weg dorthin nahm im Sommer ebenfalls viel Zeit in Anspruch, die bei der Feldarbeit dringender gebraucht wurde. Im Winter war es noch schwieriger, denn ohne Winterkleidung, an der es bei vielen mangelte, konnte man den langen Weg zur Mühle nicht gehen ohne mit Erfrierungen an Händen und Füßen zurückzukommen. Damit war man dann wieder im Frühling bei der Arbeit auf dem Feld behindert.

Viele Kolonisten, die in ihrem Herkunftsland bessere Verhältnisse hatten, waren der Verzweiflung nahe. Durch den langen und schweren Weg hierher und das ungewohnte Klima, das sie hier vorfanden, verloren viele Männer ihre Frauen und Kinder, viele Frauen ihre Männer. Die Menschen verloren langsam ihre Lebensfreude verrichteten nur mühsam ihre Arbeit, die ihre Existenz sichern sollte.

Doch die Zeit heilt alle Wunden, mit den Jahren werden sich die Schwierigkeiten verringern und es wird sich ein besseres Leben einstellen. Nur ein Jahr mit guter Ernte wäre für den Anfang vonnöten. Doch dieses Jahr 1813 bringt nur eine mittelmäßige Ernte, da der Regen erst im Juni kam.

Die zuletzt angekommenen Kolonisten kamen durch den vergangenen strengen Winter besonders in Schwierigkeiten. Winterkleidung hatten sie keine mitgebracht, die für diesen Winter geeignet gewesen wäre. Aus Mangel an Futter mußten sie ihre Vorräte mit dem Vieh teilen. Strohdächer wurden abgedeckt und an das Vieh verfüttert. Die Dächer konnten im Frühjahr nicht gedeckt werden, weil das Roggenstroh, das hierfür gebraucht wurde, wegen Regenmangel zu kurz gewachsen war. Dazu ist ein großer Teil der Saatkartoffeln in diesem strengen Winter erfroren und viele der Ansiedler verloren mehr als die Hälfte ihres Viehs.

Zu diesen Mißständen kam noch hinzu, dass die Einwanderer, die in den Jahren 1809 und 1810 angekommen waren, alle ihre Anschaffungen nicht nur teurer als

⁸⁶ Teil 1 Seite 74

ihre in den Jahren zuvor angekommenen Landsleute erwerben mußten, sie bekamen dadurch für ihr Darlehensgeld, das sie vom Staat erhalten hatten, demnach auch weniger Ware.

Die Androhung von Strafen machte großen Eindruck auf die Kolonisten und die Betroffenen gelobten Besserung, denn ihnen war klargemacht worden, dass nur erfolgreiche Arbeit ein dauerhaftes Fortkommen ermöglicht. Alle versprachen, in Zukunft die Regierung nicht um Hilfe zu bitten.

Obwohl dieses Jahr keine große Getreideernte zu erwarten ist, verspricht die Kartoffelernte gut zu werden, so dass die neuen Kolonisten es schaffen können, ohne Hilfe des Staates ihre Existenz zu sichern.

Nach Ansicht von Contenius hat die ständige staatliche Hilfe auf einen Teil der Kolonisten keinen guten Einfluß gehabt. Viele verließen sich darauf und ließen es an Eigeninitiative fehlen. Nur eine solche Prüfung durch Not kann denen helfen, die selbst schuld an ihrer Not haben.

In meiner, gemeinsam mit dem Oberschulzen, den Schulzen und dem Gebietsinspektor Sieber Analyse aller vorgelegten Protokolle, die die Lage der Kolonisten schildern, zeigt sich, dass 33 Familien selbst schuld an ihrer mißlichen Lage sind, von denen 9 faul sind und 24 Familien sich nicht genügend in der Landwirtschaft auskennen. Dadurch bekamen der Oberschulz und die Schulzen das Recht, die ersteren zu Strafarbeiten heranzuziehen und die anderen zu Gemeindefarbeiten zu verpflichten.

Die Schulzen waren von dieser Entscheidung nicht sehr angetan, da sie um das Schicksal der Familien besorgt waren. Ich teilte die Sorgen der Schulzen voll und ganz, deshalb bitte ich Euer Hochwohlgeboren um Erlass dieser Strafmaßnahmen.

In diesem Zusammenhang erhielt ich von drei Siedlungen Bittschreiben. 22 Wirte aus Heidelberg baten um Gnade für den Wirt Franz Glaub. Aus Hochstätt setzten sich 19 Wirte für ihren Landsmann Friedrich Schill und in Reichenfeld 17 Wirte für Johann Beck und Martin Baerbach ein.“

Contenius seinerseits unterstützte nicht nur die Bitte der Landwirte aus diesen Dörfern, sondern setzte sich voll und ganz für sie ein und bat den Innenminister, das Bürge der Kolonisten anzuerkennen und ihre Bitte zu erfüllen.

In diesem Zusammenhang bat er den Innenminister, aus gesundheitlichen Gründen von seinem Amt entbunden zu werden.

Dieses wohl einzigartige Dokument sei hier als Bestätigung des an anderer Stelle bereits ausführlich beschriebenen Zustandes der Kolonien im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens ungekürzt wiedergegeben. Die Not setzte sich auch im zweiten Jahrzehnt fort, denn bei allem guten Willen, der in diesem Dokument zum Ausdruck kommt, war es den Kolonisten noch lange nicht gegönnt, sich auch nur annähernd auf Lorbeeren ausruhen zu können. Ein paar gute Ernten brachten sie tatsächlich voran, wie von Contenius in obigem Dokument vorausgesagt. Brunnen wurden gegraben, Häuser gebaut und die Feldarbeit ging mit neuem Arbeitsgerät besser voran. Ein gewisser Ansatz von Wohlhabenheit machte sich bemerkbar, auch gegenüber den umliegenden Russen - und Ukrainerdörfern, die noch immer in Unfreiheit

lebten und durch ein anderes Gemeindesystem (Mirsystem)⁸⁷ in ihrem Fortkommen behindert waren. Neidvoll blickten alle auf die Mennonitendörfer auf der gegenüberliegenden Seite der Molotschna. Diese waren schon unter besseren Bedingungen eingewandert, brachten größtenteils ansehnliche Vermögen mit ins Land und verstanden es, diese sinnvoll und ertragreich einzusetzen, was schon ihre Religion gebietet.

Aber die Natur ist unbarmherzig. 1822 kam zum ersten Mal die Rindviehpest über die Ställe und kein Hof blieb verschont. Es war die sogenannte Löserdürre, eine Darmkrankheit, die meist tödlich ausging. Kaum hatte sich der Viehbestand wieder erholt, da kam 1825 für mehrere Jahre eine schreckliche Heuschreckenplage, die vieles des Erreichten wieder zunichte machte.

Die enge Welt der Kolonisten in dieser abgelegenen Gegend brachte es mit sich, dass diese so gut wie nichts von der Außenwelt mitbekamen. Es verirrte sich kaum einmal ein Exemplar einer Zeitung hierher, auch eine Verbindung mit der alten Heimat konnte kaum aufrechterhalten werden.⁸⁸ Es ist nicht bekannt, ob Briefe erhalten geblieben sind, die zu damaliger Zeit nach Deutschland geschrieben wurden.

Eine einzige Nachrichtenquelle gab es, die nicht sehr zuverlässig gewesen sein kann, aber doch nützlich. Den Tschumakenweg. Dieser war nicht nur der Salzweg, auf dem die Fuhrleute Salz von Perikop in das Innere Russlands transportierten, er diente auch Händlern als Handelsweg und nicht selten auch als Poststraße und war somit die einzige Verbindung zur Außenwelt.

Solch ein Tschumakenweg führte auch durch das Siedlungsgebiet der Molotschna. Genauer gesagt durch dessen mennonitischen Teil. Er kam von Perekop mit seinen Salinen und gabelte sich kurz vor der Grenze des Mennonitengebietes in einen nördlichen und einen südlichen Teil. Der nördliche führte parallel zur Molotschna nach Orechow und weiter nach Charkow, der südliche ostwärts nach Bachmut und darüber hinaus bis Saratow an der Wolga.

Einen Nachteil hatte dieser Transportweg allerdings, er brachte Viehseuchen mit sich, die immer wieder aufflackerten. Es dauerte eine geraume Zeit, dann setzten die Mennoniten durch, dass der nördliche Tschumakenweg etliche Werst nach Osten durch weniger besiedeltes Gebiet verlegt wurde. Gleichzeitig wurde wertvolles Ackerland von beträchtlichem Ausmaß gewonnen, denn der Tschumakenweg war einige Werst breit.

In dem obigen Dokument wird geschrieben, dass es an Getreidemühlen fehlte. Der weite Weg zur nächsten Mühle war nicht nur beschwerlich, er war auch ungesund. Er mußte mindestens einmal in der Woche zurückgelegt werden, denn das Mehl fing bei dem vorherrschenden Klima schon nach wenigen Tagen an zu

⁸⁷ Siehe Teil 1 Seite 127

⁸⁸ Die „Petersburger Zeitung“, ein seit bestehendes Blatt für die städtischen Deutschen in Russland, tauchte manchmal, mit reichlicher Verspätung, in den Kolonien auf. Gegründet 1727.

schimmeln. Längere Zeit lagerfähig war nur das Korn und das auch nur bei besonderer Pflege.

Nach und nach wurden Mühlen gebaut, so dass bereits Ende der zwanziger Jahre fast jede Kolonie ihre Windmühle hatte. Es waren vorwiegend so genannte Bockwindmühlen, die in manchen Kolonien noch bis zur Revolution in Betrieb waren.



den Wind drehen konnten.⁸⁹



Bockwindmühlen waren eine Holzkonstruktion, somit die einfachste und billigste Ausführung von Mühlen, schon seit dem siebzehnten Jahrhundert im Gebrauch. Die eigentliche Mühle stand wie „aufgebockt“ auf einem Untergestell. Um die Mühle darauf drehen zu können, war an der Rückseite der Mühle ein bis zu 8 Meter ausladender Balken angebracht, mit dessen Hilfe zwei Mann die Mühle in

Die den Kolonien gegenüberliegenden Mennonitenkolonien bauten sich mit ihrer Erfahrung im Mühlenbau Holländermühlen, die fest gemauert, somit leistungsfähiger und natürlich auch teurer waren.

In immer größerer Zahl wurden in den Kolonien im Schwarzmeergebiet Häuser gebaut, durften aber nicht willkürlich hingestellt werden. Sie mussten sich in den vorgegebenen Dorfplan einfügen. Die meisten Dörfer waren Straßendörfer. Die Hauptstraße war ca. 40 Meter breit, in den späteren Jahren wurden an den Seitenrändern Akazien gepflanzt. Die Häuser standen senkrecht, mit der Giebelseite zur Straße und von dieser durch einen Holzzaun begrenzt, der später allgemein durch eine steinerne, weißgetünchte Mauer ersetzt wurde. Eigentlich haben diese Bauweise die Mennoniten aus Norddeutschland mitgebracht und Contenius war es, dem diese Art der Dorfanlage zusagte und der sie allgemeingültig einführte.

Im Jahre 1804 waren die ersten deutschen Siedler hier an der Molotschna angekommen. Der russische Staat hatte zuvor einem Gutsbesitzer das Gut abgekauft

89 Oberes Foto: Bockwindmühle bei Eigenfeld

Unteres Foto: So etwa sahen die ersten Bockwindmühlen aus, aufgenommen in einem Museumsdorf in Sibirien.

und ihm bei Melitopol mit Land entsprechender Größe entschädigt. Die schon bestehenden ehemaligen Gutshäuser waren die einzigen Häuser der Gegend. Da lag es nahe, hier ein Dorf zu gründen und das Gebietsamt für das zukünftige Siedlungsgebiet einzurichten. Man gab dem Ort den Namen Molotschna, so benannt nach dem hier vorbeifließenden gleichnamigen Fluß Molotschna (Milchfluß). Jahre bekam der Ort den Namen Prischib.

Hier hatte sich dann im Jahre 1809 Michael Walter mit seiner Familie niedergelassen. Wie aus der Revision von 1813 ersichtlich, hat er seine Wirtschaft gut geführt, er befindet sich im Verzeichnis unter den „guten Wirten“. Seine beiden erwachsenen Söhne, Andreas und Georg, standen ihm bei und er beschäftigte noch zwei (ukrainische?) Arbeiter. Auch sein Viehbestand hatte sich gegenüber der Revisionsliste vergrößert.

Andreas sollte jedoch bald die elterliche Wirtschaft verlassen und eine eigene Familie gründen. Er heiratete im Jahre 1815 die siebzehnjährige Theresia Hoff aus Waldorf.

Bei Stumpp steht über diese Familie: *Hoff, Jakob, 56, Schneider, seine Frau Mariana 40, seine Tochter Theresia 12. 3 Pferde, 2 Rinder, 3 Schweine, 1 Egge, 1 Wagen, 1 Spinnrad.* Bemerkenswert ist, dass kein Pflug vorhanden war.

Im vorstehenden Revisionsverzeichnis von 1813 findet sich in Waldorf unter 22 guten Wirten ein einziger schlechter Wirt und der hieß Jakob Hoff. Ein Zusatz in der Liste lautet: „*Durch ein Unglück ist die Wirtschaft in schlechtem Zustand*“. Mehr darüber ist leider nicht bekannt.

Andreas übernahm gleich nach der Heirat den heruntergewirtschafteten Hof, war also der erste Walter in Waldorf, dem noch viele folgen sollten. Vor seiner Heirat musste er eine vom Schulzen und dem Pastor bestätigte Erklärung abgeben, dass er die Schwiegermutter bis zu ihrem Tode im Hause behalten und verköstigen werde, wenn sie nicht selbst wegzuziehen gedenke.

Der erste Nachkomme, der die Familie Walter seit ihrer Einwanderung vergrößern sollte, war ein Sohn, geboren am 28. September 1819. Er wurde auf den Namen

Jakob Walter

getauft.

Die Jahre vergingen, gute und schlechte Ernten lösten sich ab, wobei die schlechten noch überwogen. Nicht nur drei aufeinanderfolgende Jahre Heuschreckenplage und wiederholte Viehseuchen mussten erduldet werden, 1833 kam noch eine große Missernte und damit verbunden eine große Hungersnot hinzu.⁹⁰

Trotzdem ging es mit den Kolonien langsam aufwärts. Die neue, die zweite Generation der Kolonisten hatte es schon leichter, sie konnte auf den Werten und den

⁹⁰ Diese Notzeiten wurden im ersten Teil dieser Arbeit ausführlich beschrieben.

Erfahrungen ihrer Eltern aufbauen, die schwierigste Akklimatisierungs – und Arbeitsbedingungen bei ihrer Ankunft vorgefunden und auch gemeistert hatten. Die Familie von Andreas vergrößerte sich um fünf weitere Kinder. Der Kindersegen war bei den Kolonisten trotz Kindersterblichkeit sehr groß. Von Familienplanung im heutigen Sinne hatte man natürlich keine Ahnung, man „plante“ höchstens möglichst viele Kinder als Arbeitskräfte ein.

So erging es auch dem ältesten Sohn von Andreas und Theresia Walter. Jakob wuchs noch unter den harten Bedingungen der frühen Zwanziger Jahre auf, ihm wurde nichts geschenkt. An Schulunterricht in dem kleinen Dorf war noch nicht zu denken. Die mussten vorerst die Großmutter und die Mutter ersetzen, sie hatten noch in der alten Heimat eine Schule besucht und konnten den Kindern notdürftig Lesen und Schreiben beibringen. Mehr als die Bibel und Katechismus hatten sie als Unterrichtsmaterial nicht zur Hand. Einfaches Rechnen brachten sie ihm bei der täglichen Arbeit bei. Hühner und Gänse, die er zu hüten hatte, mußten immer gezählt werden, ebenso jeden Tag die gelegten Eier. Und das in Russland in ländlichen Gebieten heute noch benutzte Rechenbrett (Abacus) mit seinen Kugeln war eine nützliche Hilfe beim Rechnen. In Prischib gab es seit einigen Jahren eine Schule, die zu besuchen er möglicherweise Gelegenheit hatte, denn hier hatten die Großeltern ihre Wirtschaft.

Mit jedem Jahr wurden dem Jungen mehr Aufgaben anvertraut, wuchs Jakob zu einem vollwertigen Familienmitglied heran und die schwere körperliche Arbeit formte ihn zu einem kräftigen jungen Mann, so dass ihm ohne weiteres im Jahre 1839, er war gerade 21 Jahre alt geworden, die Verantwortung für die Wirtschaft vorübergehend überlassen werden konnte. Er hatte die gleichaltrige, ebenfalls in Waldorf geborene Katharina Gehringer geheiratet, deren Familie leider nicht bei Stumpp erwähnt wird und somit nicht wie geplant etwas ausführlicher beschrieben werden kann.

Ein Brief aus Deutschland war angekommen, der die Familie aufwühlte und die Zukunft in einem besseren Licht erscheinen ließ. Großvater Michael war durch den Verkauf seines Hauses in Essingen mit mehr Geldmitteln ausgestattet als die meisten seiner Miteinwanderer und konnte so in Prischib als einer der ersten ein Haus bauen (1812). Großmutter Maria stammte aus einer begüterten Familie in Oberhochstadt in der Pfalz, war natürlich erbberechtigt und nun trat dieser Erbfall ein. Ob beide Großeltern zu diesem Zeitpunkt noch am Leben waren, konnte leider nicht festgestellt werden. Michael wäre 74 und Maria 76 Jahre alt gewesen.

Andreas entschloß sich, selbst nach Deutschland zu fahren, um diese Erbschaftsangelegenheit zu regeln. Glücklicherweise konnte er mit einem anderen Kolonisten zusammen diese weite Reise unternehmen. Allein zu fahren wäre zu gefährlich, zu beschwerlich und zu teuer gewesen. Nur gut, daß er Erfahrung für solch eine Reise mitbrachte, er wusste, was ihm bevorstand, schließlich war er schon im Alter von 20 Jahren bei der Einwanderung dabei.

An das Fürsorgekomitee für ausländische Ansiedler in Russland!

*„Ich teile dem Komitee mit, daß für die Ausreise der Kolonisten **Andreas Walter** aus der Kolonie Waldorf in das Königreich Bayern nach der Stadt Landau und Umgebung und dem Kolonisten Krenz aus der Kolonie Blumental in Großherzogtum Baden nach der Stadt Karlsruhe und Umgebung, die eine ihnen zustehende Erbschaft antreten sollen, keine Bedenken bestehen. Auch wurden seitens der Gesellschaft und der örtlichen Behörden keine Einwände vorgebracht betreffs der Abwesenheit der Pferde und weil die Gewährsmänner eine unbedingte Rückkehr garantieren. Die beiden fahren mit einem Dreispänner. Für die Pässe erhebe ich im Auftrag des Fürsorgekomitees insgesamt drei Rubel und ich bitte, den beiden Kolonisten Walter und Krenz je einen Paß für die Dauer von acht Monaten auszustellen. Die Pässe werden sie selbst beim Komitee abholen.*

Walter ist verheiratet, 52 Jahre alt, zwei Arschinen ($0,71 \times 2 = 1 \text{ m } 42 \text{ cm}$ und vier Wersch ($4,4 \text{ cm} \times 4 = 17,6 \text{ cm}$, also $1 \text{ m } 62 \text{ cm}$ groß. Das Haar und Augenbrauen schwarz, Augen blau, die Nase und Mund gewöhnlich, das Kinn rund, das Gesicht sauber, besondere Kennzeichen keine.

28. September 1839.

Der Inspektor des 2. Bezirks.“

Bemerkenswert an diesem Dokument ist, dass „Gewährsmänner“ für seine Rückkehr bürgen mußten und dass das Fehlen von drei Pferden die Arbeit auf dem Feld nicht beeinträchtigen durfte. Außerdem steht in den Bestimmungen, dass „*ein Auslandspaß den Kolonisten erst dann ausgestellt wird, nachdem er im Voraus seine Steuern für drei Jahre bezahlt hat und die an ihn abgelassene Kostgelder zurückerstattet hat.* „

Es ist anzunehmen, dass sie nicht mehr in demselben Jahr ausgewandert sind, die Reise wäre wegen der schlechten Wegeverhältnisse⁹¹ jetzt im Herbst nicht angenehm gewesen. Mit der Eisenbahn wäre es schneller und bequemer gegangen, doch die war erst erfunden worden. Sie kam von England über Deutschland, wo 1835 die erste Eisenbahnlinie zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet worden war, nach Russland. Hier fuhr die erste Eisenbahn 1837 zwischen Zarskoje Selo und St Petersburg hin und her.

Diese Erbschaft machte die Familie des Andreas Walter zu einer der angesehensten und wohlhabendsten Familien in Waldorf. Leider war es trotz intensiver Forschung nicht gelungen, die Höhe dieser Erbschaft zu ermitteln. Sie ermöglichte es Andreas, eine zweite Wirtschaft zu erwerben und sie seinem Sohn Jakob zu überlassen. Hier kam als erstes Kind

⁹¹ Teil 1 Seite 50

Friedrich Walter

am 3. März 1847 zur Welt. Er wurde in eine relativ ruhige Zeit hineingeboren, Russland führte seit einigen Jahren keine Kriege mehr, wenn man von einer Intervention in Ungarn absieht. Dagegen bahnten sich in Europa Umwälzungen an. Die beginnende Industrialisierung warf revolutionäre Schatten voraus, die wie Schatten in der Abendsonne immer länger wurden und schließlich mit der Dunkelheit in einem Chaos enden sollten.

Unruhig wurde es erst wieder sechs Jahre später. Russland provozierte im Jahre 1853 mit seinem Bestreben, freien Zugang zum Mittelmeer zu bekommen, einen Krieg, der zu einer schmerzlichen Niederlage führte und Russlands Stellung in Europa schwächte. Zum ersten Mal machten auch die deutschen Kolonisten Bekanntschaft mit kriegerischen Auseinandersetzungen. Sie mussten die durchziehenden Truppen verpflegen, mit Pferdegespannen Material transportieren, Verwundete zurückbringen. Sie errichteten Lazarette und pflegten Verwundete auch in ihren Privathäusern. Besonders die Mennoniten taten sich in dieser Beziehung hervor.

Der kleine Friedrich mag mit großen Augen diese ungewohnten Vorgänge, die auch Waldorf berührten, mitangesehen haben. Zerlumpte, ausgemergelte und verstümmelte Gestalten tauchten plötzlich auf, für Kinder in diesem Alter ein nachhaltiger Eindruck. Es sollen in diesem Krieg mehr Soldaten durch Krankheiten und Seuchen gestorben sein als durch Kriegshandlungen gefallen sind.

Daß mitten in diesem Krieg der Zar Nikolaus I. gestorben ist und mit seinem Sohn, Alexander II, ein auf sein Amt gut vorbereiteter und in seinen Ansichten liberaler als sein Vater denkender Mann als Nachfolger zum Zaren gekrönt wurde, hat der kleine Friedrich wohl in Gesprächen seines Vaters mit Nachbarn mitbekommen, aber nicht verstanden.⁹²

Nur wenige Jahre zuvor hielt der Tod bei der Familie Walter Einzug. Am 16. September 1849 war Andreas Walter gestorben, seine Frau Theresia folgte ihm ein Jahr später. Er wurde 64 Jahre alt, seine Frau 62, ein für damalige Verhältnisse hohes Alter.

Friedrich wuchs unter etwas besseren Verhältnissen heran als sein Vater Jakob. Die fortschreitende Technisierung machte auch vor der Landwirtschaft nicht halt und erleichterte die Arbeit auf dem Feld zusehends. Die ersten Mähmaschinen waren aufgetaucht, die Putzmühlen und Pflüge verbessert. Diese Erleichterung war auch vonnöten, denn die wundersame Landvermehrung der Kolonien, die bald den Neid der ukrainischen und russischen Nachbarn hervorrufen sollte, erforderte solche Neuerungen. Auch die Drei- oder Vierfelderbrache zwang die Kolonisten, Land hinzuzukaufen.

⁹² Teil 1 Seite 128

In den Kolonien wurde früh geheiratet. Meist suchten die Eltern den Ehepartner aus, Widerrede gab es nicht. Diese Sitte wurde aus der alten Heimat mitgebracht und bis zu diesem Zeitpunkt im allgemeinen beibehalten. Ausschlaggebend war immer das Vermögen und damit die Stellung innerhalb der Dorfgemeinschaft. Drei Klassen gab es in den Dörfern: Die Klasse der Reichen und der Dorfintelligenz, die auch immer die Schulzen gestellt hatten, dann die Mittelklasse der weniger erfolgreichen Wirte und die Klasse der Armen. Man kannte sich gegenseitig gut genug, die Alten wie auch die Jugend, die sich entsprechend der Klasseneinteilung zusammengefunden hatte.⁹³

So könnte es auch bei der Heirat von Friedrich Walter zugegangen sein. Die Braut hieß Elisabeth Hardock und war die Tochter von Gottlieb Hardock, der zehn Jahre zuvor in Waldorf eine Wirtschaft übernommen hatte und eigentlich aus der Kolonie Leitershausen stammt. Die Familie Hardock war eine der wohlhabendsten Familien an der Molotschna, schließlich war auch sie mit einem über dem Durchschnitt stehenden Vermögen eingewandert.

Der Aussiedler hieß Johannes Hardock und stammte aus Obergrombach nahe Pforzheim direkt im badisch – württembergischen Grenzgebiet. Im Ortssippenbuch von Obergrombach steht über ihn geschrieben: „*Johannes Hardock, *2.4.1769. Bürger und Küfer, Bierbrauer und Bierwirt Verheiratet 16.2.1795 mit Anna Maria Thekla Speck *21.2.1771. Bei der Eheschließung Dispens vom Ehehindernis des 4. gleichen Grades der Blutsverwandtschaft erteilt. Am 4.5.1809 werden die Güter des Johannes Hardock alle zwangsversteigert.*“

Das Paar hatte 9 Kinder, von denen sechs gestorben sind. Mit drei Söhnen, Georg 16, Martin 7 und Valentin 5 Jahre alt, wanderte die Familie 1909 nach Russland aus. Der Grund hierfür lässt sich leider nicht feststellen, denn es ist nicht vorstellbar, dass er wie die meisten Auswanderer aus Not diesen Schritt unternommen hat.

Die Hardocks waren in Obergrombach eine angesehene Familie und recht begütert. Sie stammten ursprünglich aus Neibsheim, einem Dorf, wenige Kilometer von Obergrombach entfernt. Hier lässt sich die Familie bis 1661 zurückverfolgen, in diesem Jahr wurde ein Johann Adam Hardock geboren. Ihm folgten drei Nachkommen mit dem Vornamen Johannes: Johannes Hardock, geb. am 3. August 1687, Johannes Hardock, geb. am 14. Juni 1728. Er war es, der nach Obergrombach übersiedelte, vermutlich durch Heirat, denn im Kirchenbuch von Obergrombach ist als Tag der Eheschließung der 13. Februar 1747 eingetragen. Das Paar hatte 10 Kinder, davon sind drei besonders zu nennen: Mathäus, geb. am 3.9.1752 war erst Professor am Gymnasium in Bruchsal, dann Pfarrer in Waibstadt. Er starb 1811. Der zweite Sohn Franziskus wurde als Jurist Waisenrichter und Rechtsbei-

⁹³ Lustig beschreibt Brendel in seinem Buch: Aus deutschen Kolonien im Kutschurganer Gebiet: „Es galt nicht der Verstand des Kopfes. Die Braut mit Vermögen wurde, kaum reif, von zehn Freiern umworben und wenn sie noch 12 Kühe als Aussteuer bekam und sie war die dreizehnte, so wars auch gut.“

stand am Fürstlichen Hof in Bruchsal. Der dritte Sohn Georg Anton war Bäckermeister und Bauer und Kronenwirt. Im Sippenbuch von Obergrombach liest es sich so: *„Das Gasthaus zur Krone: Ein schöner Fachwerkbau mit seinem schön gestalteten barocken Wirtshausschild beginnt seine Geschichte im Jahre 1798. Am 23. Mai dieses Jahres bittet der Bürger und Bäckermeister Georg Anton Hardock um Gestattung einer Schild – Wirtschafts - Gerechtigkeit (Konzession) gegen die gewöhnliche Gebühr. Das Vizedomamt Bruchsal erhob keine Einwendungen, fand vielmehr die „vorgestellten Umstände durchaus in Wahrheit gegründet“. Am 9. Juni 1798 erhielt Hardock das „Wirtschaftspatent auf 10 Jahre“. Am 21. Juni erhoben der Schwanenwirt Johannes Stöckel und der Christophelwirt Jakob Fink beim Fürstbischof Beschwerde gegen die Verleihung der Schildgerechtigkeit, die ihnen „zum Nachteil sei“, hatten aber damit kein Glück. Der Fürstbischof wies sie mit ihrem Gesuch ab. Seit diesem Tage hatte Obergrombach drei Gastwirtschaften“. Die Krone blieb im Besitz der Familie, wurde bis 1868 von Familienangehörigen betrieben und dann verpachtet. Die ersten Wirte verbanden zunächst Ende des 18. Jahrhunderts ihren Wirtsberuf mit dem eines Bäckers. Generationen blieben die Hardocks diesem Grundberuf treu. Mitte des 19. Jahrhunderts waren sie Gastwirte, Küfer und Bierbrauer. Sie hatten ihre eigenen Weinberge und brauten auch ihr Bier selber. Offenbar hatte zuerst der Weinbau, dann das Bier eine Rolle gespielt, als eine komplette Brauerei hinzukam.“*

Die Hochzeit von Friedrich Walter und Elisabeth Hardock fand am 16. Oktober 1866 statt. Trauzeugen waren Anton Hardock, Bruder der Braut und Georg Essert, beide aus Waldorf.

Die Kirchenbücher von Heidelberg sind in Abschriften erhalten geblieben und können im Archiv in Saratow angefordert werden. So ist auch der Kirchenbucheintrag von Jakob Walter und seiner Braut vorhanden und soll hier als Beispiel im Wortlaut wiedergegeben werden, um ihn der Nachwelt zu erhalten:

Wann? Wo? Wer? Wer führte die Trauung durch?

Am 16. Oktober 1866 wurden in der Heidelberger Römisch – Katholischen Kirche nach vorher erfolgter Verlobung von Pfarrer A. Dombrowski zur Freude aller Anwesenden getraut:

Wer sind die neuen Eheleute? Titel? Alter? Gemeinde?

Kolonist **Friedrich Walter**, Jüngling, 20 J. von der Kolonie Waldorf, mit der Jungfrau **Elisabeth Hardock**, 17 J. Von beiden Seiten gibt es keinen schriftlichen Widerspruch zur Eheschließung. Es gibt auch seitens der Mitbürger keinen Widerspruch zur Trauung der beiden

Eltern, Bürgen oder Zeugen:

Jakob Walter und Katharina geb. Gehringer. Gesetzliche Eheleute und Eltern des Sohnes.

Gottlieb Hardock und Rosine, geb. Kellermann. Gesetzliche Eheleute und Eltern der Braut. Eheschließung und Trauung in der Kirche feierlich und in Anwesenheit der Zeugen; Anton Hardock, Georg Essert

Kirchenbuchauszug der Hochzeit von Jakob Walter und Elisabeth Hardock und Foto von Elisabeth aus dem Jahre 1908:

ЧАСТЬ ВТОРАЯ О ВЪНЧАЕМЫХЪ. 157				
Прочтёны ли записки.	№	Когда? гдѣ? кто? и по-сколькукратно? оглашёнъ или вѣнчалъ бракъ.	Къ какимъ именно новобрачнымъ, какого состоянія, званія, возраста и прихода.	Кто по имени и прованію родители новобрачныхъ? и кто поручители или свидѣтели.
	27	<p>Въ 1866 году 15 числа въ 12 часовъ дня вѣнчалъ бракъ между Jakob Walter и Elisabeth Hardock. Родители Jakob Walter: Jakob Walter и Katharina geb. Gehringer. Родители Elisabeth Hardock: Gottlieb Hardock и Rosine geb. Kellermann. Поручители: Anton Hardock и Georg Essert.</p>	<p>Jakob Walter, вѣнчавшагося, и Elisabeth Hardock, вѣнчавшейся, обоихъ состоянія свободныя, званія не имѣющихъ, возраста 25 и 24 года. Прихода оба изъ той же общины.</p>	<p>Родители Jakob Walter: Jakob Walter и Katharina geb. Gehringer. Родители Elisabeth Hardock: Gottlieb Hardock и Rosine geb. Kellermann. Поручители: Anton Hardock и Georg Essert.</p>
	35	<p>Въ 1866 году 16 числа въ 12 часовъ дня вѣнчалъ бракъ между Jakob Walter и Elisabeth Hardock. Родители Jakob Walter: Jakob Walter и Katharina geb. Gehringer. Родители Elisabeth Hardock: Gottlieb Hardock и Rosine geb. Kellermann. Поручители: Anton Hardock и Georg Essert.</p>	<p>Jakob Walter, вѣнчавшагося, и Elisabeth Hardock, вѣнчавшейся, обоихъ состоянія свободныя, званія не имѣющихъ, возраста 25 и 24 года. Прихода оба изъ той же общины.</p>	<p>Родители Jakob Walter: Jakob Walter и Katharina geb. Gehringer. Родители Elisabeth Hardock: Gottlieb Hardock и Rosine geb. Kellermann. Поручители: Anton Hardock и Georg Essert.</p>

p 365. on 1 D. 264. d. 154.
1866 ref.

Die deutschen Kolonisten waren bekannt dafür, dass sie ihre Hochzeiten ausgiebig feiern, sie dauerten manchmal drei Tage und an Essen und Trinken wurde nicht gespart. In diesem Jahr jedoch mussten kleinere Brötchen gebacken werden, wie man heute sagen würde. Zusammen mit den Jahren 1822, 1825 - 1827 (Heuschreckenplage), 1833 und 1855 ging das Jahr 1866 als Mißjahr in die Annalen der Kolonisten ein. Die langanhaltende Trockenheit ließ sogar die Molotschna austrocknen und es war großer ein Segen, dass schon in den Anfangsjahren in jeder Kolonie ein gemeinschaftlicher Getreidespeicher gebaut werden musste. Hier konnte nach einer guten



Elisabeth Hardock

Ernte jeder Bauer so viel Korn einlagern, wie er für nötig hielt. Es blieb so lange liegen, bis ein gutes Jahr in Aussicht kam, dann verkaufte die Gemeinde das Korn und zahlte vom Erlös die Bauern je nach ihrer Einlage aus.

Schon zwei Jahre später wurde dem jungen Paar ein Mädchen geboren, das aber nicht lange lebte. Nach einer Nottaufe mußte es begraben werden. Es wurde auf den Namen Theresia getauft, ein Name, der nun schon in die dritte Generation weitergegeben wurde. Das nächste Kind, 1869 geboren, ein Sohn, Gottlieb, überlebte ebenfalls nur wenige Tage.

Man schrieb das Jahr 1872. Es war eine turbulente Zeit. Die Kolonisten waren nervös und voller Sorge um ihre Zukunft. Es war die Zeit der weiter oben beschriebenen Deutschenhetze. In Waldorf war 1869 der fünfzigjährige Jakob Walter zum Schulzen gewählt worden und gerade jetzt hielt ihn dieses Amt oftmals von der Arbeit auf dem Feld ab. Aber er hatte ja außer Friedrich noch seine Söhne Michael und Peter, die unverheiratet waren und die tüchtig mitarbeiten mussten. Er selbst mußte oft in Prischib am Sitz des Oberschulzen zur Versammlung der Dorfschulzen erscheinen, im Gebietssemstwo anwesend sein und in der Dorfversammlung den neuesten Stand der Dinge weitergeben.

In dieser Zeit der Unruhe verrichtete eine junge Frau ihre täglichen Aufgaben in der Wirtschaft gewissenhaft, die Schwiegermutter richtete ihr Augenmerk sorgsam auf sie. Jetzt im Frühjahr begann für sie die Arbeit im Garten, die selbstverständlich zu ihren Hausfrauenpflichten gehörte. Jedoch Kinder hatte sie in den fünf Jahren ihrer Ehe neben der Arbeit in der Wirtschaft noch keine aufzuziehen und zu erziehen. Das sollte sich aber sehr bald ändern.

Elisabeth Walter geb. Hardock hieß die junge Frau, die da auf dem Boden kniete und die Dielen schrubbte. Es war an einem Samstag, die Kehrwoche hatte sie bereits gemacht, jawohl, in den Kolonien war die Kehrwoche ein Gesetz wie im Schwäbischen auch. Exakt wie es bereits in den „Instructionen“ von 1803 steht, so wurde dieser Text auch in das „Gesetz über die Kolonien der Ausländer im russischen Reich“ übernommen:⁹⁴ § 421: „Die Schulzen haben in den Kolonien auf den Straßen für Reinlichkeit zu sorgen.“

⁹⁴ Theodor Hummel: 100 Jahre Erbhofrecht der deutschen Kolonisten in Russland.

Da spürte sie in sich Bewegung und Schmerzen begannen, sie wusste, nun wird es soweit sein, es war ja nicht ihre erste Geburt. Sie rief die Schwiegermutter herbei, alle Frauen aus der Nachbarschaft liefen zusammen und halfen mit, nach kurzer Zeit hielt sie einen Jungen in ihren Armen.

Der hier am 14. März 1872 geborene Sohn von Friedrich und Elisabeth Walter wurde am 17. März von Pfarrer Dombrowski auf den Namen

Jakob Walter

getauft. Die Taufe fand in Heidelberg statt, der Pfarrei des gleichnamigen Kirchspiels, das alle katholischen Kolonien an der Molotschna umfasste. Dieses Kirchspiel war kurz zuvor verkleinert worden, wie aus nachstehendem Beitrag ersichtlich ist und der auch gleich einen Einblick in die innere Ordnung der katholischen Kirche in den Kolonien gibt.

„Im Jahre 1867 beschlossen die Gemeinden Kostheim, Leitershausen, Mariaheim und Alexanderheim der weiten Entfernung wegen von der Pfarrei Heidelberg sich zu trennen und in der Kolonie Kostheim eine selbständige Pfarrei zu gründen mit der Verpflichtung, aus ihren Mitteln den Geistlichen zu besolden sowie alle Lasten und Pflichten zu tragen. Zur Unterhaltung des Geistlichen bestimmten sie: 1. Fixe Gage 500 Rubel (außerdem die gewöhnlichen Stolgebühren wie Taufe 50 Kopeken, Trauung 3 Rubel, Beerdigung mit Amt 2 Rubel), 2. Weide für 2 Kühe. 3. Die nötigen Fuhren zu Amtsgeschäften, 4. Standesgemäße Wohnung mit Möbeln, 5. Hinreichendes Brennmaterial, 6. Gehorsam in allen geistlichen Angelegenheiten.

Im Jahre 1869 bestimmte die bischöfliche Kurie den neugeweihten Priester Jakob Zerr nach Kostheim, der heute noch dort fungiert.

Anfang Oktober letztgenannten Jahres kam er in Kostheim an. Was fand er da? Nichts, rein nichts, was zu einer Pfarrei gehörte. Keine Pfarrwohnung, was doch bei Gründung das erste sein sollte. Es wurde dann ein Bauernhaus gemietet, dann gekauft, worin Pfarrer Zerr bis Februar 1877 wohnte. In diesem Frühjahr fiel das Haus bei einer Überschwemmung zusammen und so wurde im Jahre 1878 das jetzige Pfarrhaus gebaut, es kostete 4 200 Rubel. Kirche war ebenfalls keine und bis heute noch nicht. Nur eine kleine Betstube, die nicht für die Pfarrei, sondern nur für die Gemeinde Kostheim bestimmt war, mußte benutzt werden.

Kirchliche Ornate waren gar keine. Damit der Geistliche zelebrieren und fungieren konnte, nahm er von Heidelberg aus der dortigen Rumpelkammer einen alten Kelch, ein altes Missale, zwei alte Meßgewänder usw. Im Jahre 1873 wurde die Betstube vergrößert, indem die Wohnung des Lehrers herausgebrochen und eine solche besonders für denselben im Hofe erbaut wurde. Auch wurden von Jahr zu Jahr kirchliche Gegenstände angekauft, so daß wir heute alles Notwendige haben,

nur das allernotwendigste nicht, eine Kirche. Mit Gottes Hilfe wird die Pfarrei auch noch eine Kirche bauen.“⁹⁵



Baubeginn der Kirche in Kostheim



Die fertiggestellte Kirche in Kostheim

Der neue Erdenbürger ist in eine turbulente Zeit hineingeraten. Die so genannten Panslawisten hatten eines ihrer Ziele erreicht. Die Privilegien mit deren Hilfe unter Zar Alexander II. die Vorväter der heutigen Kolonisten ins Land geholt worden waren, sind nun endgültig abgeschafft und es ist zu befürchten, dass dieser neue Untertan des Zaren eines Tages die russische Uniform anziehen muss. Ab 1874 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und auch die deutschen Kolonistensöhne waren nicht mehr davon ausgenommen.

Das Manifest der Kaiserin,
es dachte nach den Deutschen hin:
Sie sollten pflanzen Brot und Wein
Und sollten auch Kolonisten sein
Wir verließen unser Vaterland
Und zogen in das Russenland.
Die Russen haben uns sehr beneidet
Weil wir waren so lang befreit.
So brachten sie es dahin mit List,
dass wir nicht mehr sollten sein Kolonist.

⁹⁵ 1897 wurde mit dem Bau der Kirche begonnen. s. Foto, 1899 wurde sie fertiggestellt. Pfarrer Zerr machte sich bei den Wirten unbeliebt, weil er unermüdlich für sie sammelte. „Wenn er eine will, soll er sich eine bauen“ sagten sie. (Schnurr)

Ei, keine Kolonisten sind wir mehr,
jetzt müssen wir tragen das Gewehr.
Ja, was doch durch Neid geschieht!
Hat man das Manifest vernicht'!
Wir stammen aus dem Deutschen Reich,
und jetzt sind wir den Russen gleich.⁹⁶

Dieses Lied sangen die Kolonisten landauf, landab in den Kolonien.

Die Mennoniten allerdings setzten nach jahrelangen Verhandlungen durch, dass ihre Söhne auf Grund ihres Glaubens nicht zum Militär mußten. An die Stelle des Militärdienstes trat für sie der Forstdienst, für den Arbeitstrupps zusammengestellt wurden, die der Forstverwaltung unterstanden. Ferner kam für sie Dienst bei der Feuerwehr und im Sanitätsdienst infrage. Sie arbeiteten in verschiedenen Forsteien in Südrussland, aber auch in Weingärten und Obstanlagen auf der Krim. Sie wurden von den Mennoniten vollkommen unterhalten, der Staat in keiner Weise belastet. Ein großer Teil der Mennoniten, nicht nur an der Molotschna, war mit dieser Lösung nicht einverstanden und wollte lieber auswandern. So kam es, dass eine Abordnung nach den USA geschickt wurde, die mit der Kunde zurück kam, dass in den westlichen Staaten der USA genügend Land vorhanden sei, das von der Regierung zur Verfügung gestellt werde. Daraufhin wanderten zwischen 1874 und 1879 ca. 18 000 Mennoniten aus, die sich teils in den USA, teils in Kanada niederließen. Interessant ist, daß teilweise ganze Gemeinden Russland verließen und in der Neuen Welt ihr Glück suchten.

Einer der Gründe der Hetze russischen Staat ist weiter im suchen.

Seit einem Jahr ist im Großmacht im Entstehen, das Mächte beunruhigte, so auch senen, in unzählige Deutschland ist von einem in hervorragender Stelle zu einheitlicher Staat zusammengeschmiedet worden, das sich von nun an Deutsches Reich nennen durfte, mit einem Kaiser an der Spitze.



gegen alles Deutsche im Westen, in Deutschland zu

Herzen Europas eine neue die übrigen europäischen Russland. Aus dem zerriss-Kleinstaat aufgeteilten der Geschichte an nennenden Mann ein zentraler, das sich von nun an Deutsches

Wer war dieser Mann, dem das Kunststück der Vereinigung aller deutschen Kleinstaaten in jahrzehntelangem, zähem Ringen endlich gelang? Otto von Bismarck. Er entstammte einem alten pommerschen Landadelgeschlecht. Im preußischen Staatsdienst war er 1859/60 preußischer Gesandter in St. Petersburg, später preußischer Ministerpräsident. In diesem Amt erreichte er sein Ziel, als er am 18. Januar 1871 das „Deutsche Reich“ ausrief und den Kaiser proklamierte. Er sagte

⁹⁶ Lindemann

einmal in einem Gespräch: *„In der Politik kann man nicht einen Plan für lange Zeit festlegen, man kann sich nur im Großen die zu verfolgenden Richtung vorzeichnen, diese freilich muss man unverrückt im Auge behalten, aber man kennt die Straßen nicht genau, auf denen man zu seinem Ziele gelangt. Der Staatsmann gleicht einem Wanderer im Walde, der die Richtung des Marsches kennt, aber nicht den Punkt, an dem er aus dem Forste tritt. Ebenso wie er muss der Staatsmann die gangbaren Wege einschlagen, wenn er sich nicht verirren soll.“*

Genau so handelte er auf dem Weg bis zur ersten deutschen Einheit. Über Jahrzehnte hinweg hielt er unbeirrt an seinem Ziel fest, die Zerrissenheit Deutschlands zu überwinden, trotz vieler Rückschläge. In diesem Zusammenhang sei der Hinweis erlaubt, dass in neuerer Zeit, im Jahre 1989, keine zweite deutsche Einheit zustande gekommen wäre, wenn nicht die damals verantwortlichen Staatsmänner genau so wie Bismarck es ausdrückte, über viele Jahrzehnte hinweg beharrlich dieses Ziel, die deutsche Wiedervereinigung, gegen viele Widerstände angestrebt hätten. Und die Widerstände waren enorm, stärker als zu Bismarcks Zeiten.

Bismarck sagte auch einmal nach der Reichsgründung: *„Es ist mir darauf angekommen, alle Mitglieder Deutschlands in einem Raum zu haben und alsdann die Tür zuzumachen.“*⁹⁷

Der Revolution 1848 stand er kritisch gegenüber. Den Demokraten und Liberalen, also den Bürgerlichen, die schon seit vielen Jahren auf einen Einheitsstaat hinarbeiteten, mißtraute er. Er wollte einen Gesamtstaat, aber unter preußischer Führung. Preußen ging ihm über alles. So setzte er durch, dass der preußische König zum Kaiser ausgerufen wurde, ein Beamtenapparat nach preußischem Muster eingeführt und bürgerliche Freiheiten in begrenztem Maße gewährt wurden. Er selbst wurde Reichskanzler und blieb dies zwanzig Jahre lang. Was ihn umtrieb und was er unter allen Umständen vermeiden wollte, war, daß revolutionäre Ansichten, wie sie fast hundert Jahre zuvor in der französischen Revolution propagiert und jetzt wieder in Frankreich in einer kleinen Revolution hervorgeholt wurden, nach Deutschland herüberschwappen könnten, was er in weiser Voraussicht durch Fernhalten der „Demokraten“ von der Macht zu verhindern verstand.

Diese Siebziger Jahre waren der Beginn des „Industriezeitalters“, in dessen Gefolge sich natürlich auch soziale Konflikte anbahnten. Mit der Dampfmaschine kam die Eisenbahn. Die Eisenbahn wiederum ermöglichte eine bessere Verteilung der Güter, die in Deutschland, das ein rohstoffarmes Land ist, mit dampf- später mit strombetriebenen Maschinen hergestellt wurden, und dies mit Erzen, die mit Dampfschiffen schneller und pünktlicher importiert werden konnten. Der damit verbundene Bedarf an Arbeitskräften zog Massen von Arbeitssuchenden vom Lande in die Städte. Die Folge war eine Proletarisierung dieser Industriearbeiter und die Marx'sche Lehre trug das Ihre dazu bei.

⁹⁷ Alfred Gottwald: Bismarcks Humor. Heiteres aus dem Leben und Wirken des Altreichskanzlers.

Könnte es sein, dass diese Furcht vor schädlichen Einflüssen ein weiterer Grund war, einen Krieg mit Frankreich anzuzetteln? Fürchtete er ein Überschwappen sozialistischer Einflüsse aus Frankreich?

Typisch Bismarck, wie er das Problem löste. In Spanien war die Königswürde einem Hohenzollerischen Prinzen, Leopold, angetragen worden. Frankreich fühlte sich im Falle eines Zustandekommens dieses Planes eingekreist, also wandte sich der französische Botschafter an den preußischen König, der gerade in Bad Ems zur Kur weilte, und forderte ihn auf, diese Kandidatur rückgängig machen zu lassen und sich zu verpflichten, dies „für alle Zukunft zu unterlassen und nicht zu wiederholen.“ Bismarck formulierte das Telegramm, in dem ihm der König diese Forderung mitgeteilt hatte, so um, dass es in der deutschen Öffentlichkeit Empörung auslösen und als Herausforderung und Demütigung empfunden werden musste. Dieser Vorgang ging in die Geschichte als die „Emser Depesche“ ein. Jetzt waren die Franzosen beleidigt und erklärten Preußen den Krieg. Sie verkalkulierten sich, Preußen und die süddeutschen Staaten, die ein Trutzbündnis mit Preußen hatten, marschierten in Frankreich ein, belagerten Paris und besetzten es letztlich.

Beim Friedensschluß mußte Frankreich Elsaß-Lothringen an das neu entstandene Deutsche Reich abtreten. Es sollte als Puffer bei eventuellen Racheefeldzügen dienen. Was nicht lange auf sich warten ließ, Frankreich erstarkte überraschend schnell nach der Niederlage im Jahre 1871 und die deutsche Öffentlichkeit wurde unruhig, in der Presse wurde offen ein neuer Krieg gegen Frankreich gefordert (1875), doch Bismarck ließ sich nicht beirren. Er verfolgte eine Friedenspolitik und er schaffte es, die restlichen 15 Jahre seiner Amtszeit ohne Krieg durchzustehen. Es folgten unruhige Jahre, immer wieder drohte irgendwo in Europa ein politischer Konflikt im Ränkespiel der europäischen Großmächte, die eifersüchtig darauf achteten, dass keine andere Macht sich Vorteile verschaffe. Dabei bewährte sich Bismarck als anerkannter Vermittler und Schlichter, besonders nach erfolgreicher Beendigung des „Berliner Kongresses“ (s. weiter unten.)

Es folgten eine Reihe von Verträgen und Bündnissen zwischen den Großmächten, deren Aufzählung den Leser nur verwirren und langweilen würde. Nur zwei seien erwähnt, die von historischer Bedeutung werden sollten und am Ende dieser Entwicklung stehen, das ist auf der einen Seite der sogenannte „Dreibund“, der zwischen dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und Italien geschlossen wurde und der im Kriegsfall, wenn einer der drei Staaten angegriffen werden sollte, die beiden anderen zum Beistand verpflichtete. Auf der anderen Seite schlossen Russland und Frankreich, die schon längere Zeit wirtschaftlich miteinander verbunden waren, ein Geheimabkommen als Antwort auch den Dreibund. Sie waren der Ausgangspunkt eines verhängnisvollen Weges, der im darauffolgenden Jahrhundert in eine Sackgasse führen sollte. Ob ein Bismarck diese Entwicklung hätte aufhalten oder verhindern können? Diese Frage läßt sich nicht beantworten, er war 1890 vom neuen Kaiser, Wilhelm II., aus dem Amt gedrängt worden.

Nach diesem Ausflug in die damals aktuelle deutsche Geschichte, der notwendig war, um die weitere politische Entwicklung bis hin zur großen Katastrophe eines Weltkrieges und der geschichtlichen Umwälzungen in Russland durch eine vorher-

sehbarer Revolution zu verdeutlichen, nun zurück zur russischen Geschichte, die nicht minder facettenreich als die deutsche war und die in aller Kürze zu beschreiben wie auch für den Leser zu verstehen nicht einfach ist.

Eine unruhige Zeit hatte in Russland begonnen. Russland hatte sich im deutsch – französischen Krieg 1871 neutral verhalten, auch in den folgenden Jahren war das Verhältnis zu Deutschland vor allem durch die familiären Bindungen der Romanows zum deutschen Kaiserhaus noch gut. Nur im Innern gärte es und das Misstrauen gegenüber allem Deutschen wurde geschürt, und das bis in höchste Kreise hinein. Da war zum Beispiel der Berliner Kongreß, den Bismarck einberufen hatte, um einer Ausweitung des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1877 zu vermeiden. Während dieses Krieges waren die russischen Truppen bis vor die Tore von Konstantinopel vorgestoßen, nahmen die Stadt aber nicht ein. Dies hätte die Engländer auf den Plan gerufen und der Krieg hätte eskaliert, eine englische Flotte kreuzte bereits vor der türkischen Küste. Russland schloß einen Frieden mit der Türkei, dessen Ergebnis jedoch den Engländern missfiel und Bismarck wurde als Vermittler eingeschaltet. Der erreichte eine Revision des sogenannten Vorfriedens von San Stefano mit dem Ergebnis, dass Russland Zugeständnisse machen mußte, die aus russischer Sicht eine Niederlage darstellten. Ein Sturm der Entrüstung fegte durch Russland und das Verhältnis zum Deutschen Reich war getrübt. Einflußreiche Zeitungen, hinter denen hochgestellte Persönlichkeiten steckten, steigerten ihre Hetze gegen das Reich. Es bahnte sich ein Zerwürfnis zwischen dem Deutschen Reich und Russland an, das auch dadurch gefördert wurde, dass nach der Ermordung von Alexander II. am 13. März 1881 sein Nachfolger, Alexander III., einer rein nationalistischen Politik den Vorzug gab. Als Erstes rückte er von den recht liberalen Vorstellungen seines Vaters ab und begann einen strikt reaktionären Kurs. Dessen Reformen wurden nicht zurückgenommen, etliche davon aber so ausgehöhlt, dass der Staat mit verschärften Polizeimaßnahmen die Kontrolle über das Land festigen konnte. In den Semstvos stärkte er die Stellung des Adels durch Erhöhung ihres prozentualen Anteils an den Sitzen durch Änderung des Wahlrechts. Er setzte die Russifizierungspolitik seines Vaters verstärkt fort, d. h. er unterstützte die Deutschenhetze, die sogar bis in höchste Adelskreise Wurzeln fassen konnte. Seine Frau, die Zarin Maria Federowna war eine dänische Prinzessin, übrigens die einzige Zarin seit Peter dem Großen, die nicht deutschen Blutes war. Als dänische Prinzessin hatte sie eine große Abneigung gegen Deutschland und alles Deutsche, denn im Deutsch - Dänischen Krieg 1864 unter Bismarck verlor Dänemark Schleswig Holstein an Deutschland. Verständlich, dass sie schon aus diesem Grunde alles Deutsche haßte und nun kommt sie als Zarin nach Russland und muss erleben, wie äußerst viele Deutschstämmige Diplomaten und Militärs in hohen und höchsten Stellungen amtierten. Ihrem Einfluß auf den Zaren ist es vorwiegend zu verdanken, dass die ausufernde Deutschenhetze immer mehr Fuß fassen konnte ohne daß Alexander mit der Macht seines höchsten Amtes, das er verkörperte, wenigstens versucht hätte, diese Deutschenhetze zu unterbinden. Oder steckten die Engländer dahinter, die nach 1870 schon weitsichtig erkannt hatten, dass Deutschland wirt-

schaftlich und militärisch ein großer Konkurrent werden würde und mit der Vermittlung dieser dänischen Prinzessin an den russischen Zaren einen Keil in die deutsch - russischen Beziehungen treiben wollten? (Die Prinzessin Dagmar hatten die Engländer bereits dem designierten Thronfolger und Bruder Alexanders II, Nikolaus, vermittelt. Der aber starb und so wurde Prinzessin Dagmar kurzerhand dem neuen Thronfolger Alexander vermählt, der bald danach zum Zaren gekrönt wurde).

Die Hetze gegen alles Deutsche uferte so sehr aus, dass Artikel wie der eines Beamten in St. Petersburg in der Zeitschrift „Russkij Westnik“ erscheinen durften, in dem behauptet wird: Die Deutschen in Russland, gemeint sind vorwiegend die Kolonisten, würden von der deutschen Reichsbank Geld erhalten, um den ganzen Süden Russlands in deutsche Besitzungen zu verwandeln. Sie würden in den Dorfschulen Pangermanismus kultivieren, den Haß gegen Russland verbreiten und die russischen Bauern verdrängen. In den Gemeindegassen der Kolonien würden Bildnisse Bismarcks und Moltkes hängen und nicht die des Zaren. In Wirklichkeit waren es die Konterfeis des russischen Generals Inzow, dem ehemaligen und langjährigen Präsidenten des Fürsorgekomitees, und des Fürsten Potemkin, dem die ersten Ansiedler viel zu verdanken hatten. Allerdings wurde dieser Schreiber öffentlich widerlegt und die Deutschenhetze ruhte für eine gewisse Zeit.

Ganz besonders bedrückend war diese Politik den Juden gegenüber. Durch die polnische Teilung waren viele Juden, die oft in ärmlichen Verhältnissen lebten, zu russischen Untertanen geworden und siehe da, gleich nach der Thronbesteigung durch Alexander III. fanden wiederholt - geduldete - Pogrome gegen Juden statt. Ja, es wurde so hingestellt, als hätten die Juden selbst schuld an diesen Vorkommnissen und es wurden Sondergesetze gegen sie erlassen. Nur um einige zu nennen: Sie durften nicht mehr außerhalb der Städte und großer Dörfer leben und sich nicht mehr als Schankwirte betätigen⁹⁸ wie bisher in den Dörfern. In den Schulen und den Universitäten durften nicht mehr als 10% der Schüler und Studenten Juden sein. Unter diesen Bedingungen ist es nicht verwunderlich, wenn unter den verschiedenen revolutionären Bewegungen immer mehr Juden zu finden sind. Sie ließen ihren Rachegelüsten freien Lauf.

Die insgesamt rigide Politik der Unterdrückung führte dazu, dass diese revolutionären Bewegungen ziemlich bedeutungslos wurden, die meisten ihrer Anführer emigrierten ins Ausland. Ein Attentat auf den Zaren scheiterte, alle daran Beteiligten, darunter der Bruder von Lenin, wurden hingerichtet.

Im Jahre 1894 starb Alexander III. im Alter von 50 Jahren. Nachfolger wurde sein Sohn Nikolaus, der als Nikolaus II. und als der letzte „Zar aller Reußen“ mit seinem unrühmlichen Ende in die Geschichte eingehen sollte.

Eine Änderung gab es auch im Deutschen Reich. Nach dem Tod von Kaiser Wilhelm I. kam dessen Sohn als Wilhelm II. auf den Thron. Es begann ein Zer-

98 Schwarzbuch des Kommunismus

würfnis zwischen ihm und Bismarck, der die Einheit Deutschlands schaffte und als erster Krankenversicherung, Unfallversicherung und Alters – und Invalidenversicherung in Deutschland eingeführt hatte. Er wurde im März 1890 entlassen.

Nach diesem unumgänglichen Ausflug in die Geschichte, dem noch weitere folgen werden, zurück zu unseren Kolonisten an der Molotschna.

Unruhe herrschte hier nicht nur wegen der politischen Ereignisse. Es brannte buchstäblich an allen Ecken. Unerklärliche Brände in verschiedenen Dörfern verbreiteten Angst und Schrecken. Und niemand konnte sich diese Häufung erklären. Die plausibelste Erklärung dürfte wohl sein, dass die ukrainischen und russischen Landarbeiter, die bei den deutschen Kolonisten arbeiteten, aus Furcht, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, diese Brände legten.

Die landwirtschaftlichen Geräte waren inzwischen so verbessert worden, dass natürlich weniger Menschenkraft gebraucht wurde. Die ersten Mähmaschinen tauchten auf, mit denen ein Mann 3-5 Desjatinen am Tag mähen konnte. Der Bugger, den es schon seit vielen Jahren bei den Mennoniten gab, war weiterentwickelt worden. Erst hatte er drei, dann fünf Pflugscharen und nun wurde auch noch eine Sävorrichtung hinzugefügt. Auch Dreschmaschinen einfacher Art gab es 1848 schon bei den Mennoniten, die den übrigen Kolonien immer einiges voraus waren.

Ein Brief, datiert vom 26. Dezember 1872, und geschrieben von Franz Huth,⁹⁹ vormals Lehrer in Alt-Nassau, belegt diese Vorkommnisse anschaulich:

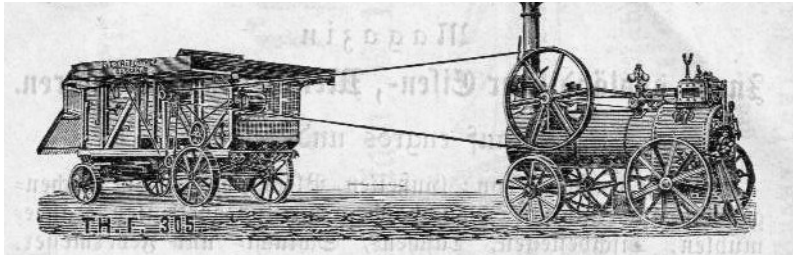


Abb. 16. Dreschen bei den Volksdeutschen im Schwarzmeergebiet, Bildarchiv DAI (Schotsch)

⁹⁹ s. Teil I Seite 125

würfnis zwischen ihm und Bismarck, der die Einheit Deutschlands schaffte und als erster Krankenversicherung, Unfallversicherung und Alters – und Invalidenversicherung in Deutschland eingeführt hatte. Er wurde im März 1890 entlassen.

Nach diesem unumgänglichen Ausflug in die Geschichte, dem noch weitere folgen werden, zurück zu unseren Kolonisten an der Molotschna.

Unruhe herrschte hier nicht nur wegen der politischen Ereignisse. Es brannte buchstäblich an allen Ecken. Unerklärliche Brände in verschiedenen Dörfern verbreiteten Angst und Schrecken. Und niemand konnte sich diese Häufung erklären. Die plausibelste Erklärung dürfte wohl sein, dass die ukrainischen und russischen Landarbeiter, die bei den deutschen Kolonisten arbeiteten, aus Furcht, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, diese Brände legten.

Die landwirtschaftlichen Geräte waren inzwischen so verbessert worden, dass natürlich weniger Menschenkraft gebraucht wurde. Die ersten Mähmaschinen tauchten auf, mit denen ein Mann 3-5 Desjatinen am Tag mähen konnte. Der Bugger, den es schon seit vielen Jahren bei den Mennoniten gab, war weiterentwickelt worden. Erst hatte er drei, dann fünf Pflugscharen und nun wurde auch noch eine Sävorrichtung hinzugefügt. Auch Dreschmaschinen einfacher Art gab es 1848 schon bei den Mennoniten, die den übrigen Kolonien immer einiges voraus waren.

Ein Brief, datiert vom 26. Dezember 1872, und geschrieben von Franz Huth,⁹⁹ vormals Lehrer in Alt-Nassau, belegt diese Vorkommnisse anschaulich:

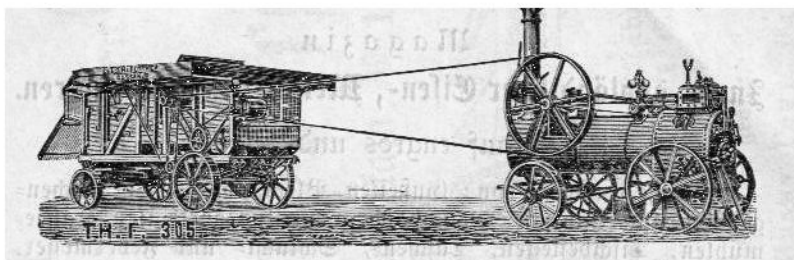


Abb. 16. Dreschen bei den Volksdeutschen im Schwarzmeergebiet, Bildarchiv DAI (Schotsch)

99 s. Teil 1 Seite 125

würfnis zwischen ihm und Bismarck, der die Einheit Deutschlands schaffte und als erster Krankenversicherung, Unfallversicherung und Alters – und Invalidenversicherung in Deutschland eingeführt hatte. Er wurde im März 1890 entlassen.

Nach diesem unumgänglichen Ausflug in die Geschichte, dem noch weitere folgen werden, zurück zu unseren Kolonisten an der Molotschna.

Unruhe herrschte hier nicht nur wegen der politischen Ereignisse. Es brannte buchstäblich an allen Ecken. Unerklärliche Brände in verschiedenen Dörfern verbreiteten Angst und Schrecken. Und niemand konnte sich diese Häufung erklären. Die plausibelste Erklärung dürfte wohl sein, dass die ukrainischen und russischen Landarbeiter, die bei den deutschen Kolonisten arbeiteten, aus Furcht, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, diese Brände legten.

Die landwirtschaftlichen Geräte waren inzwischen so verbessert worden, dass natürlich weniger Menschenkraft gebraucht wurde. Die ersten Mähmaschinen tauchten auf, mit denen ein Mann 3-5 Desjatinen am Tag mähen konnte. Der Bugger, den es schon seit vielen Jahren bei den Mennoniten gab, war weiterentwickelt worden. Erst hatte er drei, dann fünf Pflugscharen und nun wurde auch noch eine Sävorrichtung hinzugefügt. Auch Dreschmaschinen einfacher Art gab es 1848 schon bei den Mennoniten, die den übrigen Kolonien immer einiges voraus waren.

Ein Brief, datiert vom 26. Dezember 1872, und geschrieben von Franz Huth,⁹⁹ vormals Lehrer in Alt-Nassau, belegt diese Vorkommnisse anschaulich:

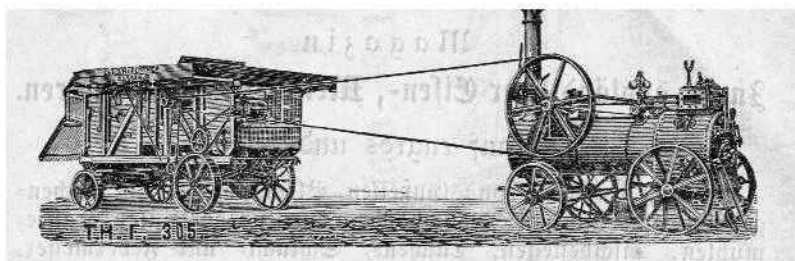


Abb. 16. Dreschen bei den Volksdeutschen im Schwarzmeergebiet, Bildarchiv DAI (Sebotich)

99
s. Teil I Seite 125

würfnis zwischen ihm und Bismarck, der die Einheit Deutschlands schaffte und als erster Krankenversicherung, Unfallversicherung und Alters – und Invalidenversicherung in Deutschland eingeführt hatte. Er wurde im März 1890 entlassen.

Nach diesem unumgänglichen Ausflug in die Geschichte, dem noch weitere folgen werden, zurück zu unseren Kolonisten an der Molotschna.

Unruhe herrschte hier nicht nur wegen der politischen Ereignisse. Es brannte buchstäblich an allen Ecken. Unerklärliche Brände in verschiedenen Dörfern verbreiteten Angst und Schrecken. Und niemand konnte sich diese Häufung erklären. Die plausibelste Erklärung dürfte wohl sein, dass die ukrainischen und russischen Landarbeiter, die bei den deutschen Kolonisten arbeiteten, aus Furcht, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, diese Brände legten.

Die landwirtschaftlichen Geräte waren inzwischen so verbessert worden, dass natürlich weniger Menschenkraft gebraucht wurde. Die ersten Mähmaschinen tauchten auf, mit denen ein Mann 3-5 Desjatinen am Tag mähen konnte. Der Bugger, den es schon seit vielen Jahren bei den Mennoniten gab, war weiterentwickelt worden. Erst hatte er drei, dann fünf Pflugscharen und nun wurde auch noch eine Sävorrichtung hinzugefügt. Auch Dreschmaschinen einfacher Art gab es 1848 schon bei den Mennoniten, die den übrigen Kolonien immer einiges voraus waren.

Ein Brief, datiert vom 26. Dezember 1872, und geschrieben von Franz Huth,⁹⁹ vormals Lehrer in Alt-Nassau, belegt diese Vorkommnisse anschaulich:

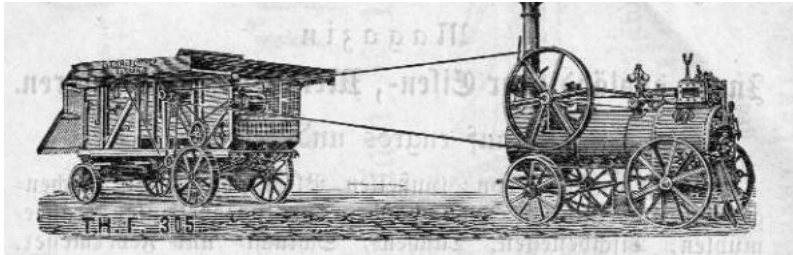


Abb. 26. Dreschen bei den Folkdeutschen im Schwarzmeergebiet, Bildarchiv DAI (Schotsch)

99
s. Teil I Seite 125

würfnis zwischen ihm und Bismarck, der die Einheit Deutschlands schaffte und als erster Krankenversicherung, Unfallversicherung und Alters – und Invalidenversicherung in Deutschland eingeführt hatte. Er wurde im März 1890 entlassen.

Nach diesem unumgänglichen Ausflug in die Geschichte, dem noch weitere folgen werden, zurück zu unseren Kolonisten an der Molotschna.

Unruhe herrschte hier nicht nur wegen der politischen Ereignisse. Es brannte buchstäblich an allen Ecken. Unerklärliche Brände in verschiedenen Dörfern verbreiteten Angst und Schrecken. Und niemand konnte sich diese Häufung erklären. Die plausibelste Erklärung dürfte wohl sein, dass die ukrainischen und russischen Landarbeiter, die bei den deutschen Kolonisten arbeiteten, aus Furcht, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, diese Brände legten.

Die landwirtschaftlichen Geräte waren inzwischen so verbessert worden, dass natürlich weniger Menschenkraft gebraucht wurde. Die ersten Mähmaschinen tauchten auf, mit denen ein Mann 3-5 Desjatinen am Tag mähen konnte. Der Bugger, den es schon seit vielen Jahren bei den Mennoniten gab, war weiterentwickelt worden. Erst hatte er drei, dann fünf Pflugscharen und nun wurde auch noch eine Sävorrichtung hinzugefügt. Auch Dreschmaschinen einfacher Art gab es 1848 schon bei den Mennoniten, die den übrigen Kolonien immer einiges voraus waren.

Ein Brief, datiert vom 26. Dezember 1872, und geschrieben von Franz Huth,⁹⁹ vormals Lehrer in Alt-Nassau, belegt diese Vorkommnisse anschaulich:

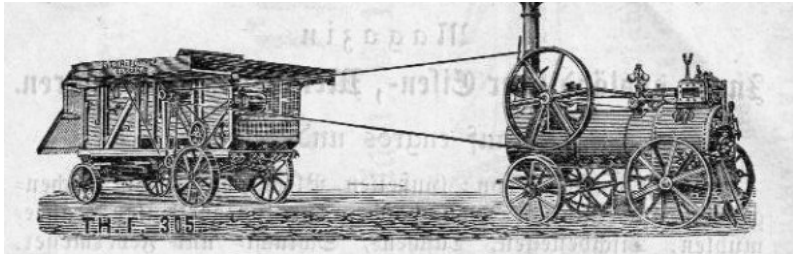


Abb. 16. Dreschen bei den Volksdeutschen im Schwarzmeergebiet, Bildarchiv: DAI (Schotsch)

99 s. Teil I Seite 125

würfnis zwischen ihm und Bismarck, der die Einheit Deutschlands schaffte und als erster Krankenversicherung, Unfallversicherung und Alters – und Invalidenversicherung in Deutschland eingeführt hatte. Er wurde im März 1890 entlassen.

Nach diesem unumgänglichen Ausflug in die Geschichte, dem noch weitere folgen werden, zurück zu unseren Kolonisten an der Molotschna.

Unruhe herrschte hier nicht nur wegen der politischen Ereignisse. Es brannte buchstäblich an allen Ecken. Unerklärliche Brände in verschiedenen Dörfern verbreiteten Angst und Schrecken. Und niemand konnte sich diese Häufung erklären. Die plausibelste Erklärung dürfte wohl sein, dass die ukrainischen und russischen Landarbeiter, die bei den deutschen Kolonisten arbeiteten, aus Furcht, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, diese Brände legten.

Die landwirtschaftlichen Geräte waren inzwischen so verbessert worden, dass natürlich weniger Menschenkraft gebraucht wurde. Die ersten Mähmaschinen tauchten auf, mit denen ein Mann 3-5 Desjatinen am Tag mähen konnte. Der Bugger, den es schon seit vielen Jahren bei den Mennoniten gab, war weiterentwickelt worden. Erst hatte er drei, dann fünf Pflugscharen und nun wurde auch noch eine Sävorrichtung hinzugefügt. Auch Dreschmaschinen einfacher Art gab es 1848 schon bei den Mennoniten, die den übrigen Kolonien immer einiges voraus waren.

Ein Brief, datiert vom 26. Dezember 1872, und geschrieben von Franz Huth,⁹⁹ vormals Lehrer in Alt-Nassau, belegt diese Vorkommnisse anschaulich:

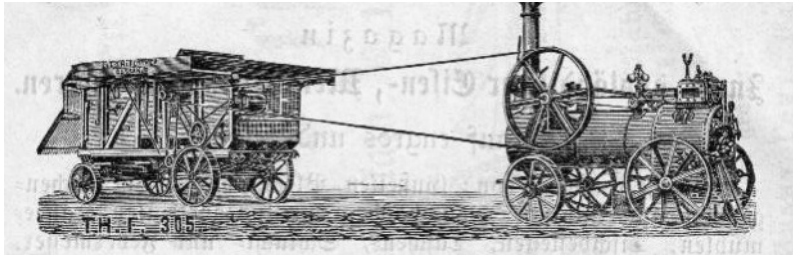
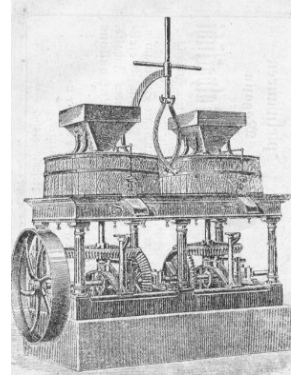


Abb. 16. Dreschen bei den Volksdeutschen im Schwarzmeergebiet, Bildarchiv DAI (Schotsch)

99
s. Teil I Seite 125



„Erst brannte ein Siebtel von Prischib ab, dann trieb ein leichter Luftzug gerade auf Hoffental zu, wo die am Rande des Dorfes wohnenden Handwerker betroffen waren.

Zwei Tage später, ebenfalls um 9 Uhr abends, brach in Neu - Monthal, 12 Werst von hier, Feuer aus und es brannte damals die halbe Kolonie und 10 Tage später die andere Hälfte ab. Als ich am 18. August von Berdjansk zurückkehrte und um 9 Uhr, ermüdet von der anstrengenden Fahrt, zum Schlafen niederlegen wollte, standen meines Nachbars Getreideschober und gleich darauf dessen Gebäude in Flammen. Bei mir wurde nur der Schweinestall ein Opfer der Flammen, dank gänzlicher Windstille und vieler und schneller Hilfe wurde mein Wohnhaus und Stall gerettet. Dennoch hatte ich einen Schaden von 100 Rubel, da beim Ausräumen viel an Möbel und Geschirr zerschlagen wurde. Vier Tage später brach bei dem Nachbar meines gekauften Hauses, ich lebte hier noch in Miete, morgens gegen Tagesanbruch wieder Feuer auf dessen Dreschdiele aus und innerhalb von zwei Stunden standen auf drei Höfen nur noch mein Gebäude. Meine beiden Nachbarn verloren alles, ich nur Heu und Stroh und einen Teil meiner Umzäunung. Von nun an verging fast kein Tag, wo es nicht in der einen oder anderen Kolonie brannte. An einem Tag brannte es sogar in fünf Kolonien, wo Friedrichsfeld, eine Kolonie von wenigstens 100 Häusern, ganz abbrannte. Das Feueranlegen schien zu einer Manie geworden zu sein und trotz aller aufgestellten Wachen bei Tag und Nacht, zu Fuß und zu Pferd, und trotz dabei jeder Hausbesitzer außerdem die ganze Nacht auf seinem Hofe wachen musste, wurde nur ein Russenknecht beim Anlegen erwischt. Die Hälfte der Brände dürfte wohl auch durch Leichtsinns, durch verlorene Schwefelhölzer und dergleichen entstanden sein, denn bei der außergewöhnlichen Dürre und dem vielen Brennstoff bedurfte es wenig, einen solchen Brand entstehen zu lassen. Wir erlebten damals eine schreckliche Zeit. Kleider, Wäsche und den Tag über die Betten waren in Bündel gepackt, die Wagen standen immer bereit vor der Tür und die Pferde blieben im Stall immer aufgeschirrt, um gleich Reißaus zu nehmen.

Der Brandschaden ist nicht zu berechnen. Für etwa eine halbe Million war versichert, da aber die Kolonien die Assekuranz unter sich haben, so wurden die nicht Abgebrannten durch Zahlung nicht unwesentlich geschädigt. Die Hälfte der reichen Ernte verbrannte, die andere Hälfte ging zur Deckung des Schadens drauf.

Das war noch nicht alles. Diesen Sommer brach in den benachbarten Russendörfern die Cholera aus und grassierte bis spät in den Herbst hinein, wo sie unter den Russen erschrecklich aufgeräumt hatte. So starben eine Meile von hier in Groß Tokmak über 800 Personen, in Groß Bilisivo sogar über 2 000 Personen. In den Kolonien trat sie nur vereinzelt auf und es starben im Ganzen 30 Personen, wovon auf Prischib allein 30 Personen kommen.

Seit einigen Sommern existiert hier unter den Schweinen eine Art Pest, woran ich in diesem Sommer auch vier Stück verlor.

Gegegenwärtig ist hier weit und breit die Rinderpest, und zwar so heftig, dass nur ein bis drei Prozent durchmachen, mehr als Dreiviertel des Rindviehs ist auch in Hoffental schon gefallen.“

Eine weitere Unruhe bemächtigte sich im Jahre 1874 der Bevölkerung in dem Teil Südrusslands, in dem auch das Molotschnaer Siedlungsgebiet liegt. Es war eine neugierige Unruhe, denn die langersehnte Eisenbahnverbindung sollte endlich fertiggestellt werden. Geplant war sie schon lange. Lehrer Huth, aus dessen Briefen in die alte Heimat schon mehrmals zitiert wurde, schrieb schon im Jahre 1858: „... Auch wir bekommen hier eine Eisenbahn, die dieses Jahr in Angriff genommen wird und von Moskau nach Feodosia in der Krim geht und dicht bei uns vorbeigehen wird, eine Gesellschaft von in – und ausländischen Kapitalisten werden dies Unternehmen ausführen.“

Weit scheint der Bau der Eisenbahn nicht gediehen zu sein, denn im April 1860 schreibt Lehrer Huth an seine Verwandten in Sachsen: „Bald hätte ich vergessen, Euch zu melden, dass auch wir eine Eisenbahn hierher bekommen, dieselbe kommt von St. Petersburg nach Moskau, von da über Kursk. Charkow hierdurch nach Feodosia in der Krim. Diesen Sommer soll stark daran gearbeitet werden, die Telegraphenstangen längs der Bahn stehen bereits.“

Verwunderlich ist die lange Dauer dieses Eisenbahnprojektes bei den bestehenden Verkehrsverhältnissen in Russland nicht. Diese waren überaus schlecht und bedürfen einer näheren Betrachtung.

Vor dem Eisenbahnzeitalter gab es drei Verkehrswege. Da sind einmal die Flüsse zu nennen, die vorwiegend in südlicher Richtung flossen. In dieser Richtung machte das Befahren der Wolga zum Beispiel keine großen Schwierigkeiten. Jedoch flußaufwärts sah es anders aus. Vor dem Dampfmaschinenzeitalter konnte das Korn nach Petersburg über die Wolga nur mit Hilfe von Pferde - oder Menschenkraft befördert werden. Die Schiffe wurden vom Ufer aus von Pferden oder Menschen gezogen. Meist waren es Menschen, denn Menschenkraft war billiger. Gezogen wurde von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang bei mäßiger Kost. Die Ware kam bei diesem, wie man sich gut vorstellen kann, unendlich langsamen Tempo

immer erst ein Jahr später am Bestimmungsort an. Bei Rybinsk wurde die Ware gelagert, überwintert und nach dem Tauwetter auf den im 18. Jahrhundert gebauten Kanälen bis Petersburg weiterbefördert. Es gab noch eine weitere Art der Beförderung. Ein Ruderboot mit einem Anker an der Leine fuhr dem wartenden Schiff voraus und ließ den Anker in einem bestimmten Abstand auf den Grund sinken. An Bord des Schiffes war eine große Seilwinde, die von bis zu achtzig Männern (?) oder von Pferden betätigt wurde und durch Aufrollen des Ankerseils das Schiff in Bewegung setzte. Wurde in Saratow das Korn für 98 Kopeken das Pud angekauft, kostete es in Petersburg oder im Baltikum nach einjähriger Reise 4,23 Rubel.

Das schnellste Beförderungsmittel war die Postkutsche. Sie war allerdings nur für Reisende bestimmt. Sie mußte schnell sein, Waren damit zu befördern wäre hinderlich gewesen. Bequem war sie nicht, wie aus vielen Reiseberichten zu entnehmen ist. Knüppel - oder Schotterwege gab es keine, man wurde ordentlich durchgerüttelt. Kommt daher bei uns der Ausdruck „wie gerädert?“ In Deutschland waren zu damaliger Zeit die Straßen auch nicht viel besser. Bei Regen stand der Verkehr still, im Winter allerdings ging die Fahrt auf Kufen flott voran.

Auf den Poststationen, die entlang der Postroute eingerichtet waren, wurden die Pferde gewechselt. Dabei mußten die Reisenden oftmals nicht nur Stunden, sondern Tage auf Pferde warten, es sei denn, man half mit einem kleinen Süm্মchen nach.

Nicht nur mit Geld wurde nachgeholfen, es gab noch ein weiteres Mittel, den Postmeister dazu zu bringen, einem Durchreisenden Pferde zur Verfügung zu stellen. Ein prominenter Reisender beschreibt die Zustände in einer russischen Poststation so:¹⁰⁰ *„Im Allgemeinen gab es keinen größeren Dieb als den Postmeister, es seien denn zwei Postmeister. Da der Tarif für die Pferde recht niedrig ist, 2 Kopeken pro Werst, machen die Postmeister gewöhnlich schlechte Geschäfte. Daraus ergibt sich, dass sie alle möglichen Mittel anwenden, um die Reisenden zu schröpfen. Am liebsten sagen sie, ihre Ställe seien leer, sie müßten bei Privatleuten Pferde besorgen, aber dort kosteten sie gleich das doppelte.*

Wenn Sie sich ein einziges Mal hereinlegen lassen, sind Sie verloren. Vom Postillion zum Postmeister und vom Postmeister zum Postillion kennt man Ihre Unschuld, Sie werden immer zahlen müssen. Wenn Ihnen dagegen die Postgesetze in Russland einigermaßen bekannt sind, werden Sie kurz erklären: „Jeder Postmeister, auch der des kleinsten Dorfes, ist verpflichtet, wenigstens 3 Troikas, das sind neun Pferde, in seinem Stall zu haben.“ Wenn Sie sehr gut mit den Postgesetzen in Russland Bescheid wissen, werden Sie noch hinzufügen, dass in einem Postbuch alle durchfahrenden Reisenden vermerkt sein müssen und die Anzahl der Pferde, die sie gemietet hatten. Da dies aber nie geprüft wird, sind laut Eintragung immer keine Pferde im Stall. Die Russen, die in ihrem Land zu reisen gewohnt sind, prüfen das Buch, wenn sie vor dem Problem stehen, keine Pferde bekommen zu können, nicht mit der Feder, sondern mit der Nagaika (einer Peitsche), die man am

¹⁰⁰ Alexandre Dumas. Reise durch Russland, Er schrieb u.a. Die drei Musketiere

besten gleich zusammen mit der Fahrkarte kauft. Nach fünf oder sechs Schlägen auf den Rücken des Postmeisters findet sich fast immer eine Troika im Stall.

Die Peitsche hat auch noch einen anderen Nutzen. Um die Pferde in Bewegung zu bringen oder in Trab zu halten, das erreicht man, indem man nicht auf den Rücken der Pferde einschlägt, sondern auf den der Postillione.“ Der dies schrieb, war ein weltberühmter französischer Schriftsteller, dessen Phantasie diese Aussage nicht entsprungen sein kann, in anderen Büchern liest man Ähnliches.

Die dritten Beförderungswege für Waren allerdings, waren die an anderer Stelle bereits beschriebenen Tschumakenwege, die allmählich von der Eisenbahn abgelöst wurden.

Bei den überall beklagten Verkehrsverhältnissen in Russland ist es nicht verwunderlich, dass zum Beispiel die Bauzeit der Bahn Petersburg - Zarskoje Selo (23 km) zwei Jahre betrug. Allein der Transport der Schienen über große Entfernungen und bei unendlich beschwerlichen Wegeverhältnissen war eine große Leistung an sich.

Die Bahn war einspurig und beförderte schon im ersten Jahr über 700 000 Fahrgäste.



Im Jahre 1843 begann, unter staatlicher Leitung, der Bau der Eisenbahnlinie Petersburg- Moskau. 50 000 meist leibeigene Bauarbeiter waren bei geringem Lohn eingesetzt. Ernährung und Unterbringung waren schlecht, sie mussten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, auch an Sonn –

und Feiertagen, arbeiten. Oft führte die Strecke durch Sumpfbgebiet, in dem sie bis zur Hüfte im Wasser stehend arbeiten



mussten. Bei Beschwerden gab es Prügel. Ruhr, Skorbut, Typhusepidemien rafften Tausende dahin. Nach acht Jahren, im November 1851, konnte die Bahn schließlich eröffnet werden.

Hätte die Verlängerung bis in die Krim bestanden, der Krimkrieg wäre anders ausgegangen. Die überaus schlechten Straßenverhältnisse waren entscheidend für die Niederlage der russischen Armee. Diese Erkenntnis beschleunigte die Planung einer direkten Linie ans Schwarze Meer wie auch anderer Linien, vorwiegend in

westlicher Richtung. Dabei wurde aus strategischen Gründen eine breitere Spur als im übrigen Europa gewählt (5 Fuß oder 1524 cm). Einem Angreifer wie einst Napoleon sollte so der Vormarsch erschwert werden.

Mit dem Bau der Linie Moskau, Tula, Orel, Kursk, Charkow, (Molotschna) nach Feodosia mit der Option der Verlängerung nach Sewastopol, dessen Hafen zu einem Freihafen ausgebaut werden sollte, wurde vom Staat, dem das Geld hierzu knapp wurde, eine französische Bank beauftragt. Dieser allerdings wurde wegen gravierender Unregelmäßigkeiten die Konzession entzogen und Engländer stiegen 1863 in den Vertrag ein. Die staatliche Überwachungskommission hatte es unterlassen, die Bauarbeiten zu überprüfen und so mußte ein Drittel der bereits fertig gelegten Schienen ausgewechselt, der Schotter erneuert und viele der Brücken, kaum gebaut, schon wieder repariert werden.¹⁰¹

So ist es nicht verwunderlich, dass sich unter solchen Umständen der Bau der Bahnlinie um Jahre verzögerte. Der umliegenden Bevölkerung sollte es nur recht sein. Durch die steigende Zahl der Bahnarbeiter stiegen natürlich die Preise, vor allem der Lebensmittel, die sie größtenteils liefern konnten. Teilweise soll der Getreidepreis bis zum zehnfachen gestiegen sein. Die Mühlen arbeiteten Tag und Nacht und kamen doch nicht mit der Lieferung nach, die Landpreise stiegen, ja viele Bauern, auch deutsche, vernachlässigten ihre Feldarbeit und machten lieber mit ihren Fuhrwerken Materialtransport für den Bahnbau. So gelangte dieser doch noch zu einem positiven Ansehen in der Bevölkerung.

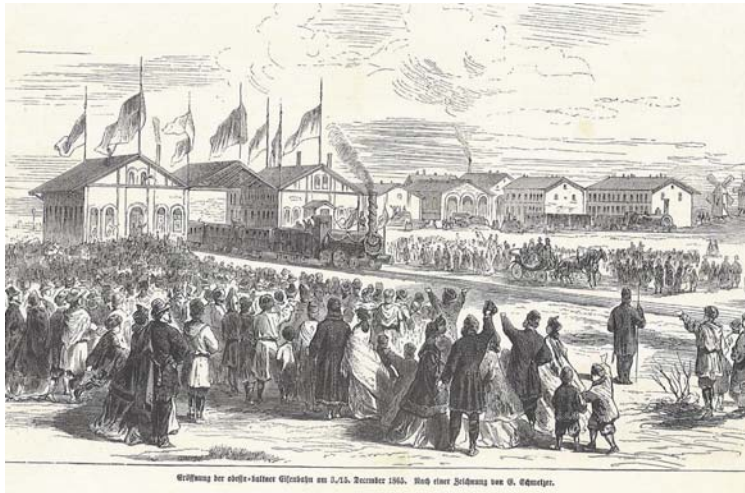
Endlich kam der Tag, an dem der erste Personenzug, von Charkow kommend, an Prischib und der Station Reichenfeld vorbeifahren sollte. Eigentlich war eine Lokomotive, die da fauchend, zischend, rauchend, dampfausstossend und durch Pfeifen ihr Kommen ankündigend vor dem Bahnhof anhalten sollte, den meisten der nahe an der Strecke lebenden Kolonisten wie auch den Kindern schon bekannt. Mit fortschreitendem Bau nach Süden waren immer mehr Materialzüge hier vorbeigekommen, jetzt aber kam erstmals ein Zug, der Personen beförderte und der mit seinen Personenwagen einen ganz anderen Anblick bot. Ob dieser erste Zug auch mit Blumen geschmückt war, sei dahingestellt, ein feiertäglicher Anblick war er immerhin.

Eine große Menschenmenge war aus den Kolonien am Bahnhof von Prischib zusammengelassen. Sie scheuten nicht den weiten Weg, denn der Bahnhof lag mitten in der Steppe, 15 km von Prischib entfernt. Man sollte es nicht glauben, aber es stimmt. Es gibt unzählige Bahnhöfe in Russland, die ebenso wie hier in Prischib viele Kilometer außerhalb der Ortschaften oder der Städte angelegt worden waren.

¹⁰¹ J. N. Westwood : Geschichte der russischen Eisenbahnen.

Es werden hierfür verschiedene Gründe angeführt. Am meisten einleuchtend ist der, dass die die Bahn betreibenden Gesellschaften damals wenig kundenfreundlich waren und ihre Bahnlinien dort verlegten, wo das für ihren Zweck zu erwerbende Land am billigsten war. Je näher zur Stadt oder zum Dorf, um so höher waren die Grundstückspreise. Also wurde einfach der Bahnhof so weit in die Steppe hinein gebaut. Andererseits war es wieder ein gewisser Vorteil für die Bauern, die im Westen des Siedlungsgebietes wohnten wie Neu-Nassau, Friedrichsfeld oder Rosenthal. Für sie war der Weg zur Bahnstation um so kürzer. Des einen Freud, des andern Leid!

Als sich in der Ferne der erwartete Zug durch Pfeifen der Lokomotive bemerkbar machte, ritten die Jungen Bauernsöhne dem Zug entgegen und begleiteten ihn, Freudenschüsse abfeuernd, zur Bahnstation. Das schwarze Ungetüm am Anfang des Zuges erregte die größte Aufmerksamkeit der Menge, die sich darum herumdrängte. Die kleinen Kinder drückten sich angstvoll an ihre Mütter, viele weinten vor Angst und die Schaffner hatten alle Hände voll zu tun, die Kinder davon abzuhalten, auf die Lokomotive zu steigen um ihre Neugier zu befriedigen. Einige Fahrgäste, die ausgestiegen waren, um Erfrischungen zu besorgen, wurden umringt und mußten jede Menge Fragen beantworten über die Fahrt, wie man sich fühlt während der Fahrt, ob man nicht schwindlig oder ohnmächtig wird bei dem Tempo, das der Zug vorlegte (25 - 30 km/h). Der Halt des Zuges war für die vielen Menschen viel zu kurz, fast jeder hätte die Personenwaggons liebend gern von innen angesehen und manch einer nahm sich vor, auch einmal mit solch einem Zug zu fahren, für die meisten blieb es ein unerfüllbarer Traum.



Eröffnung der Eisenbahnlinie Odessa – Balta 3. Dezember 1865

Für alle Bauern, nicht nur für die deutschen, war diese Bahnlinie von nun an ein großer Vorteil. Sie mußten ihr Getreide, das sie ja vorwiegend anbauten, nicht mehr mit dem Pferdefuhrwerk mühselig zum Hafen Berdjansk transportieren, jetzt

kamen die Einkäufer zu ihnen und sie mußten ihre Ware nur noch an die Bahn bringen.

Der Weg, Straße kann man die Verbindung von der Bahnstation nach Prischib nicht nennen, wurde von den Prischibern wegen der Telegraphenstangen „Stangenweg“ genannt. Eines Tages ging ein Reisender diesen Weg entlang und sah auf der linken Seite des Weges einen russischen Bauern mit Ochsen pflügen und wunderte sich darüber, dass auf der anderen Seite schon alle Felder gepflügt waren. Auf die Frage, warum er so spät noch pflüge, sagte der russische Bauer: „Die Felder gehören den Deutschen. Die pflügen mit Pferden und müssen beim Pflügen immer so rennen, da bleibe ich lieber bei meinen Ochsen.“ (Diese Anekdote kursierte damals in den Dörfern das Molotschna).

Nach diesem Ausflug in die Geschichte zurück zu dem kleinen Jakob in dem kleinen Dorf Waldorf, der in diese aufregende Zeit hineinzuwachsen beginnt. Schon im Alter von fünf Jahren durfte er beim Dreschen auf den Pferden reiten. Jede Wirtschaft hatte seinen Dreschplatz, auf dem zur Erntezeit die Halme aufgeschüttet wurden. Drei bis fünf Pferde liefen dann darauf im Kreis herum, damit mit ihren Hufen das Korn von den Rispen getrennt werden konnte. In vielen armen Ländern wird heute noch so gedroschen. Später kamen Walzsteine hinzu und auch die ersten Dreschmaschinen kamen auf den Markt, die sich jedoch nur begüterte Bauern anschaffen konnten.

So wurden die Kinder schon im frühen Kindesalter an die Arbeit herangeführt und auf ihre spätere Aufgabe vorbereitet, für den Kolonisten zählte nur die Arbeit, dann kam die Kirche und am Ende erst steht die Schule. Über die Schule in der Anfangszeit der Ansiedlung wurde schon an anderer Stelle ausführlich berichtet

„Man betrachte zum Beispiel den Widerspruch zwischen der häuslichen Erziehung der Kinder und der Schulbildung. Manche Schullehrer führen mit vollem Recht oft bittere Klagen, daß trotz ihrer rastlosen Bemühungen dennoch so viele ihrer Schulkinder sowohl in ihrem Geistes - und Gemütsleben als auch in ihrem äußeren sittlichen Benehmen nicht nur wenig erfreuliche Fortschritte zeigen, sondern mit zunehmendem Alter, besonders, wenn sie einmal aus der Schule entlassen sind, eher rückwärts als vorwärts kommen. Ist aber ein solches noch als ein Wunder anzusehen, wenn man sieht, wie die Affenliebe zu ihren Kindern manche Eltern so blind macht, daß sie sich nicht scheuen, in deren Gegenwart den Lehrer oft lieblos tadeln, besonders wenn das liebe Söhnchen oder Töchterchen mit weinenden Augen von der Schule nach Hause kommt und die Leichtgläubigkeit seiner Eltern benutzend, mit den lebhaftesten Farben schildert, wie ungerecht es von dem Lehrer bestraft worden ist, während andere Schüler reicher oder beliebter Eltern, obgleich sie schuldig waren, verschont geblieben seien! Wie mancher Vater und wie manche Mutter bricht nicht in die rohesten Schmähungen gegen den Lehrer aus, anstatt die Kinder zurechtzuweisen, dieselben zur Hochachtung gegen den Lehrer anzuweisen und sich mit dem letzteren über die von den Kindern geführte Klage unter vier Augen ruhig und gelassen zu besprechen. Jeder Unbefangene wird

zugeben, daß unter solchen Verhältnissen, wenn die Eltern das gewaltsam wieder einreißen, was der Lehrer aufzubauen bemüht ist, die Schule nicht den erwünschten Erfolg auf eine sittliche Bildung der Jugend haben kann, vielmehr die Jugend diese Geringschätzung der Lehrer in reiferen Jahren auf die Eltern übertragen wird, welche sie darin unterstützt oder gar angeleitet haben.

Doch genug solcher traurigen Tatsachen, Gott sei es gedankt, daß alles was hier gesagt wurde, nur den geringeren Teil unseres jetzigen Geschlechts betrifft.“ Dies wurde im Jahre 1849 geschrieben¹⁰² und scheint nach 50 Jahren immer noch für Teile der Kolonisten gültig zu sein.

Im Jahre 1902 schrieb ein angesehenener Chronist und Autor¹⁰³ zu demselben Thema: *„...Von der in der Schule erlernten Kunst des Lesens macht die Jugend nach ihrer Konfirmation so gut wie keinen Gebrauch. Ein bleibendes Interesse für höhere geistige Dinge hat die Schule nicht an allen Orten wecken können.*

Bitten und danken, Ehrfurcht und Höflichkeit den Alten und Höherstehenden gegenüber, das Abnehmen der Mütze, wo es am Platze ist, Anstand und Sittsamkeit im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht lässt manches zu wünschen übrig. Der Gehorsam, gegenüber den Eltern beschränkt sich im wesentlichen auf das Verrichten der von diesen verlangten körperlichen Arbeit. Im Sohn oder in der Tochter erblicken die

Eltern in erster Linie die Arbeitskraft. Es mangelt vielfach am rechten Verständnis für eine ernste, sittliche Erziehung.

Im allgemeinen muß leider gesagt werden, wenn ein Kolonist auch noch in vereinzelten Fällen kein russisch versteht, so beherrscht er doch in dieser Sprache den ganzen, äußerst reichhaltigen Vorrat von Flüchen und Verwünschungen, wenn er sich derselben auch bei weitem nicht so häufig bedient wie der Nationalrusse.“

Geschrieben ist dies aus der Sicht eines evangelischen Pastors und es sind viele Fälle bekannt, in denen gerade die Pfarrer über den sittlichen Zustand in ihren Gemeinden polemisieren und dies übertrieben darstellen, vor allem Tanzvergnügen waren ihnen ein Dorn im Auge. Doch man darf diese Darstellung nicht verallgemeinern, die überwiegende Mehrzahl der Kolonisten entspricht der Vorstellung eines biedereren, anständigen, gottesfürchtigen und arbeitsamen Untertanen und Gemeindemitgliedes. Und warum sollte man solche Zustände nicht auch ansprechen, die in jeder Gemeinschaft vorkommen? Schon auch aus diesem Grunde, weil in den meisten Veröffentlichungen über die deutschen Kolonien die Kolonisten idealisiert werden.

¹⁰² Ernst Walther in Unterhaltungsblatt Nr. 6-9 1849: Beschreibung des Molotschner Kolonistenbezirks.

¹⁰³ Pfarrer Jakob Stach in: Jubiläumsfeier zum 100jährigen Bestehen von Großliebenthal 1902

Beide Wirtschaften der Familie Walter und die meisten der anderen Wirtschaften in Waldorf wie auch im ganzen Kreisgebiet entsprachen durchaus nicht den in obigen Auszügen dargestellten Zuständen.

So auch die Wirtschaft von Friedrich Walter, die er nach dem Tod seines Vaters Jakob Walter im Jahre 1874 als jüngster Sohn übernommen hatte.

Es sei daran erinnert, daß Andreas Walter nach 1839 nach Erhalt der Erbschaft seiner Mutter den elterlichen Hof weiterführte und für Jakob diese zweite Wirtschaft gekauft hatte Hier lebten noch seine Schwester Theresia und sein Bruder Michael. Dieser heiratete 1878 Theresia Back, ihm kaufte Friedrich bei der Gründung von Kankrin (s. weiter unten) zwei Anteile Land in Georgsburg, dem späteren Dudnikowo. Mit ihm ging auch seine Schwester Regina.

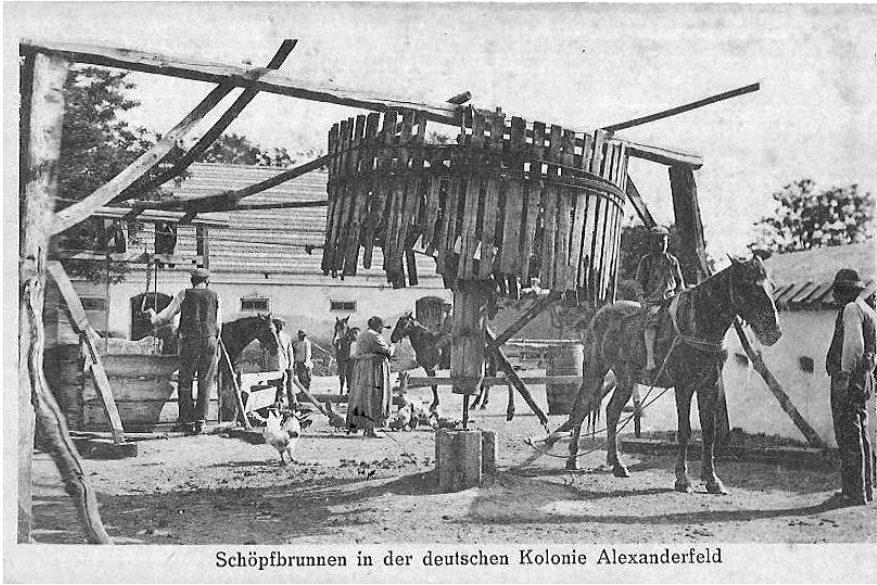
Die erste Wirtschaft, die bei der Einwanderung in den Besitz der Walterfamilie gekommen war, war nach dem Tod von Andreas Walter im Jahre 1849 in die Hände seines jüngsten Sohnes Peter übergegangen, er heiratete 1850 Margaretha Oster aus Heidelberg. Bei ihm lebten die Schwestern Katharina und Theresia. Der Sohn Peter (Geburtsjahr 1851) führte zur Zeit die Wirtschaft.

Im Jahre 1882 wurde im Molotschnaer Siedlungsgebiet Anton Hardock, der Bruder von Jakob Walters Ehefrau, zum Oberschulz und gleichzeitig sein Neffe und unser Urgroßvater Friedrich Walter zum Schulz in Waldorf gewählt. Ihre Aufgaben waren in den Instructionen von 1803 festgelegt worden, die jetzt 1875 in ein neues Kolonistengesetz übernommen und trotz der Verwaltungsreform von 1864 mit der neuen Gebietsaufteilung in Semstvos weiter befolgt wurden.



Feldarbeit in der Steppe

Fotos aus: Quiring, Als ihre Zeit um war.





Ein deutscher Bauernhof am Dnjepr. Aufgenommen 1918 von einem deutschen Soldaten. Ebenso die Fotos auf obiger Seite.

Einige Beispiele für die Aufgaben eines Schulzen, entnommen diesem „Gesetz für die deutschen Kolonisten in Russland Ausgabe 1875“. Es enthält nicht weniger als 577 Paragraphen!

§ 324 „In der zur Bearbeitung der Äcker vorgeschriebenen Zeit haben die Schulzen darauf zu achten, dass alle Einwohner schon in den frühesten Morgenstunden auf die Äcker fahren und dort fleißig arbeiten, Die Aufsicht darüber haben die Zehntmänner.¹⁰⁴

§ 393. Die Gebiets und Dorfschulzen haben fleißig darauf zu sehen, dass die Kolonisten ein nüchternes, ruhiges und arbeitsames Leben führen, wie es ihrem Stand zukommt, um sich mit Ackerbau, Viehzucht und allem, was zur Landwirtschaft gehört, befassen.“

395.“ Die Schulzen haben darauf zu achten, dass die armen und bedürftigen Kolonisten sich nicht in der Welt auf Bettlerart herumtreiben betteln. Die Gesunden unter ihnen sind anzuhaltend, sich den Unterhalt durch Arbeit zu verdienen und die alten und Gebrechlichen müssen von den Verwandten unterhalten werden. Wenn sie keine Verwandten und keine Kraft zur Arbeit haben, so sind sie in den von den

¹⁰⁴ In den Kolonien wählten immer 10 Wirte einen Zehntmann, der sie im Dorfrat vertrat.

Gemeinden in der Nähe der Kirche zu bauenden Armenhäusern unterzubringen, eins für die Frauen, eins für die Männer und mit Speisen und warmer Kleidung zu versorgen. Für diese Auslagen wird bei den Armenhäusern unter Verschluss eines Kirchenältesten ein Kasten und in den Kirchen ein Beutel gehalten, dessen Inhalt – die an Feiertagen und Sonntagen gesammelten Gelder – in den Armenkasten kommen.“ Ein rührendes, bescheidenes und nur in kleinsten Wohneinheiten durchführbares Sozialsystem.

Als eine seiner ersten Amtshandlungen mußte Anton Hardock eine schwierige Aktion ausführen. Durch die Verpachtung des ehemaligen Schäfereilandes bei der Kolonie Grüntal war wieder genügend Geld in der Kasse, um für die Landlosen im Kreis Land zu kaufen und es ihnen zu überlassen. Das Land war in Parzellen von je 5 Desjatinen geteilt und verpachtet worden. Pro Jahr brachte diese Pacht zwischen 30 000 und 60 000 Rubel ein und so konnten bis 1890 37 508 Desjatinen für insgesamt 1 338 449 Rubel in Tochterkolonien angekauft werden.¹⁰⁵

Im Jahre 1882 kaufte die Molotschnaer, deren Gebiet inzwischen in zwei „Vostosti“ aufgeteilt worden ist, Prischib und Eugenfeld, dem Grafen Kankrin, einem Nachkommen des langjährigen russischen Finanzministers¹⁰⁶ sein Gut mit 17 203 Desjatinen für 774 000 Rubel ab, um es den Landlosen weiterzugeben. *„Aus Mitteln des Landlosenkapitals wurde fünfmal Land für Landlose angekauft: 1.) Im Jahre 1862 bei Nikopol, Jekat. Gouv. 5 450 Desj. Darauf wurden 3 Kolonien gegründet. 2.) Im Jahre 1869 im Chersonschen Gouv. das Kronauer Gebiet (Kotschubei) mit 12 Kolonien und einem Landareal von 18 000 Desj. 3.) Im Jahre 1882 Kankrin, 11 Kolonien mit 12 350 Desj. 4.) Im Jahre 1889 im Poltawschen Gouv. 4 Kolonien mit 6 033 Desj. 5.) Im Jahre 1904 im Ufaschen Gouv. 11 Kolonien mit 12 350 Desj. einschließlich eines Pachtartikels von 850 Desj. und je 75 Desj. Kirchenland für die evangelischen und katholischen Ansiedler. Die in den Jahren 1862, 1869, 1882 und 1889 angesiedelten Landlosen erhielten 60, später 30 Desj., hatten jedoch an das Prischiber Gebiet eine gewisse Amortisationssumme zu zahlen, die aber durchaus nicht drückend war. Beim fünften Landkauf wurde ein neuer Modus eingeführt: Jede Landlosenfamilie bekam 15 Desj. unentgeltlich und konnte, wenn sie Mittel dazu hatte, noch weitere 15 und mehr Desj. hinzuerwerben für verhältnismäßig wenig Geld. Den neuen Kolonien wurde nun auch ein Pachtartikel zugeschnitten (s. oben). Dieser Pachtartikel soll wie der bei der Mutterkolonie den Landlosen späterer Generationen als Landversorgungsquelle dienen. Die Landlosen, welche hier angesiedelt wurden, mußten sich aber ganz von den Mutterkolonien losschreiben. Dadurch sollte der Rückwanderung in die alte Heimat ein Damm entgegengesetzt werden, weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß viele Landlo-*

¹⁰⁵ Brandes: Von den Zaren adoptiert S. 379

¹⁰⁶ Siehe Teil 1 Seite 86

se ihre Anteile verschleuderten und doch wieder den Mutterkolonien zur Last fielen. ¹⁰⁷

Das Landlosenproblem besteht in den Kolonien schon seit den Vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Durch die große Kinderzahl in den Familien und durch die Unteilbarkeit der Wirtschaften, wobei in der Regel der jüngste Sohn den Hof erbte, wuchs die Zahl der Familien ohne Landbesitz rapide an, die Landlosen hatten auch kein Stimmrecht in den Dorfversammlungen. Außerdem war in den wenigsten Fällen Kapital vorhanden, weder bei den Gemeinden noch bei den Wirten, um für die Landlosen an anderer Stelle Land zu kaufen. Das änderte sich um 1860, als man von Wohlstand in den Kolonien reden konnte. „Tochterkolonien“ wurden gegründet und die „Mutterkolonien“ von den Landlosen entlastet. Es gab viele Versuche, den Landlosen zu mehr Rechten zu verhelfen. Da war einmal das Wahlrecht, das sie nicht ausüben durften, die besitzenden Wirte verstanden es über Jahrzehnte hinweg, ihnen dieses Recht zu verweigern. Während die Land besitzenden Wirte ihr Vieh, oft 20 und mehr an der Zahl, auf die Weide treiben durften, wurden den Landlosen höchstens 5 Stück Vieh zugestanden und bezahlen mussten sie dafür auch noch.

Auch beim Kauf des Gutes Kankrin im Jahre 1882 ging nicht alles mit rechten Dingen zu. Erst sollten die Landlosen ihre zugestandenen 30 Desjatinen unentgeltlich erhalten, dann wurde ihnen eröffnet, daß sie doch dafür zahlen müssten. Es entspann sich ein langjähriger Rechtsstreit über diese Zahlung, die in Raten zu 90 Rubel jährlich zu tilgen war, der erst im Jahre 1903 (!) mit dem Richterspruch endete, daß von den 30 zugeteilten Desjatinen zwölf unentgeltlich blieben und für den Rest von 18 Desjatinen 48 Rubel pro Desjatine zu zahlen seien. Für dieses Ergebnis wurde 20 Jahre lang prozessiert und dafür mehr Geld verschleudert als letztendlich erreicht worden ist.

Zu erwähnen wäre noch, daß der Oberschulz Anton Hardock als sogenannter Freikäufer 270 Desjatinen und ein Verwandter 420 Desjatinen aufkaufte. Was hier in aller Kürze dargestellt ist, wurde in der Odessaer Zeitung über Jahre hinweg in Leserbriefen, die allein ein Buch füllen würden, kontrovers und vorwiegend mit Angriffen auf Hardock und den Gebietsschreiber Heine diskutiert.

In dieser turbulenten Zeit verbrachte der kleine Jakob seine Kindheit, die ausgefüllt war von Arbeit und Folgsamkeit. Im Sommer Feldarbeit, im Winter Schule. Seit der Vater Friedrich Schulz in Waldorf geworden war, ging es im Haus lebhaft zu, mit großen Augen verfolgte er das Treiben. Besonders Vater Friedrich beeindruckte ihn sehr. Er wird als strenger Mann geschildert, leicht aufbrausend und oft zornig, doch Ungerechtigkeit konnte man ihm nicht nachsagen. Widerrede duldete er nicht. So schildern ihn die schon einmal erwähnten Tanten, die ihn allerdings nicht selbst erlebt haben, diese Beschreibung aber von ihren Müttern erzählt bekommen haben. Mutter Elisabeth Hardock soll in späteren Jahren immer wieder

¹⁰⁷ Brandes

heimlich ein Gläschen hinuntergespült haben, wenn sie Kummer mit ihm hatte. Sie wird als liebe Frau geschildert, überall hilfsbereit und von allen im Dorf geachtet.

Dann gab es noch die Großmutter Katharina Gehringer, die bis vor wenigen Jahren das Sagen im Haushalt hatte, nun aber ihr Herrschaftsgebiet in einer anderen Wirtschaft übernommen hatte. Emanuel Erler hatte im Jahr 1876 seine Frau verloren, der Mann stand mit sechs Kindern alleine da. Es war bei den Kolonisten üb-



lich, dass ein Mann sehr bald nach dem Tod seiner Frau wieder heiratete. So war es auch in diesem Falle. Er heiratete die Großmutter und Witwe Katharina Walter. Sie starb 80jährig im Jahre 1907.¹⁰⁸

An dieser Stelle ist es angebracht, auch einmal die Rolle der Frauen in den Kolonien zu würdigen und so liegt es nahe, einen Artikel zu zitieren, der diese Thema aufgreift und im Jahre 1804 in der Odessaer Zeitung erschienen ist. Darin fragt der Verfasser:

„Was hat die Kolonistenfrau im Laufe des vergangenen Jahrhunderts unserer Geschichte als Ansiedler geleistet?“¹⁰⁹

„Wenn unsere Kolonisten sich durch Ordnungsliebe, Sauberkeit und Wohlstand hervor getan haben,

so ist das, wie jedermann sofort einsieht, hauptsächlich das Verdienst der Frau. Was der Mann als Kolonist in den schweren Jahren seiner Pionierarbeit mit saurem Schweiß erworben, hat die Kolonistenfrau haushälterisch verwaltet mit dem unermüdlichen Bedacht, das Vorhandene zu bewahren und möglichst zweckmäßig zu verwerten, um auf diese Weise den Wohlstand der Familie begründen und für die Zukunft sichern zu helfen. Dabei hat sie ihre Tätigkeit durchaus nicht auf die Küche und die Kinderstube beschränkt. Auch bei der Feldarbeit ist sie als echte Bäuerin dem Bauern rüstig zur Seite gewesen und hat es auch Dienstboten und Tagelöhnern gegenüber verstanden, wenn es sein mußte, ihren Mann in seiner Abwesenheit durchaus nicht zum Schaden der Wirtschaft würdig zu vertreten. An vielen Orten kann es z. B. beobachtet werden, dass Witwen, die nach dem Tode ihrer

¹⁰⁸ Foto: Katharina Gehringer, Emanuel Erler, seine 2. Frau Katharina geb. Walter, Tochter Barbara

¹⁰⁹ Pfarrer Jakob Stach: Großliebenthal

Männer die Wirtschaft weiterführen, oft besser vorwärts kommen als ihre männlichen Nachbarn unter den gleichen Bedingungen.

Wie oft ist tatsächlich an vielen Orten, besonders in der Zeit der Gründung, hohe Gefahr gewesen, dass die Kolonisten gänzlich auf die Stufe des unbrauchbaren Pöbels herabgesunken wären. Da hat die Frau das Ihre redlich dazu beigetragen, dass es so weit nicht kommen durfte. Und wenn später bessere Geschlechter gekommen sind, die sich jeweils durch Tüchtigkeit, Ehrlichkeit, Fleiß und andere Tugenden ausgezeichnet haben, so ist der Löwenanteil an der Arbeit, welche die Erziehung mit sich brachte., wiederum der Frau, der Mutter zugefallen. Das alles hat die Kolonistenfrau als echte Frau geleistet, ohne aus den bescheidenen Grenzen ihrer geschlechtlichen Eigenart herauszutreten.

Wenn irgendwo die Frauenemanzipation keinen, absolut keinen Eingang gefunden hat, so wird es wohl bei den Kolonisten auf dem Lande gewesen sein. Wie viele Kolonien gibt es heute noch, wo weder ein Arzt, noch eine ordentliche Hebamme für die Kolonistenfrau und Mutter angestellt ist. Soll man sich da noch wundern, wenn viele Kolonistenfrauen mit schweren chronischen Leiden behaftet sind und ihren Pflichten mit gebrochenem Körper nachkommen müssen? Die meisten Kolonistenfrauen beanspruchen heute noch für ihr Wochenbett nicht mehr als 3 bis 6 Tage. Dann gehen sie in der Regel schon wieder in gewohnter Weise ihrer Arbeit nach. Wie schwer sie aber für ihre Anspruchslosigkeit oft zeitlebens zu büßen haben, wissen am besten diejenigen Ärzte, die Gelegenheit haben, Kolonistenfrauen zu behandeln.“



Ein Gegenstück zu diesem Artikel sei hier aufgeführt, das dem Leser einen deprimierenden Eindruck hinterlassen wird, dessen Glaubwürdigkeit jedoch bestätigt wird, wenn man weiß, dass der Schreiber dieser Zeilen evangelischer Pastor ist und dies aus eigenem Erleben schildert.¹¹⁰

„...Was die Eheschließung selbst betrifft, so ist es ein Jammer, mit anzusehen, wie gleichgültig und leichtsinnig damit umgegangen wird. Der Mann sieht in der zukünftigen Ehefrau nichts weiter als eine Last, eine brauchbare Arbeiterin, drum sieht er bei seiner Wahl wohl auch mehr auf Muskelkraft als auf andere löbliche Eigenschaften. Von wirklicher Liebe oder Zuneigung kann wohl nur ausnahmsweise die Rede sein. ... Ich behaupte immer, ein Kolonist entschließt sich viel schwerer, eine Kuh zu kaufen als eine Frau zu nehmen. Der Kuhkauf wird jedenfalls viel

¹¹⁰ Johannes Kufeld: Die deutschen Kolonien an der Wolga. Geschrieben 1911. Das Manuskript war verschollen, wurde vom „Historischen Forschungsverein der Deutschen aus Russland e.V.“ wieder entdeckt und veröffentlicht. €20.--

mehr und reiflicher überlegt als die Verlobung und Verheiratung, ... man lebt wohl zusammen ohne Zank und Streit, aber auch ohne Herz und Liebe. Der Mann ist zufrieden, wenn die Frau "gut schaffen" kann und die nennt ihren Ehestand schon einen guten, wenn sie ohne Prügel durchkommt. Ob denn aber unsere Kolonisten wirklich so tyrannisch sind?

Nach der Anschauung der Kolonisten ist die Prügelstrafe auch dem Eheweibe gegenüber noch kein Zeichen von Rohheit oder Tyrannei, das gehört vielmehr zur Ordnung. Mir haben Ehemänner schon des öfteren gesagt; „Herr Pastor, wenn man Weibsleute nicht mehr mit Prügeln regieren darf, dann ist alles verloren.“

... In einer üblen Lage befindet sich unsere Bevölkerung im Krankheitsfalle. Es ist traurig anzusehen, wie oft Menschen in den ärgsten Schmerzen und Qualen dahinsterven ohne Hilfe. Manche arme Schwiegertochter seufzt und stöhnt monatelang nach ärztlicher Hilfe, aber weder ihr Mann noch die anderen Hausgenossen wollen sich ihrer erbarmen, sie ist eigentlich den Angehörigen längst zur Last gefallen und ärgerlich geworden, weil sie nicht mehr arbeiten kann und ist wenig Hoffnung vorhanden, denkt tatsächlich der Mann: stirbt sie, ist sie weg, gib'ts eine andere.

Vergegenwärtigen wir noch einmal meine Aussagen, so wird es sich ergeben haben, dass die Frau in den Wolgakolonien wohl ebenso im Segen wirkt wie der Mann, vielfach noch mehr, dass sie aber noch lange nicht dieselben Rechte genießt wie der Mann und dass im allgemeinen ihre Stellung eine recht beklagenswerte ist.“

Diese Darstellung eines glaubwürdigen Mannes, die in noch viel schlimmeren Aussagen gipfelt, soll hier nicht gebracht werden, um die Kolonisten an der Wolga in Verruf zu bringen, sondern um den Unterschied gegenüber den Schwarzmeerdeutschen zu zeigen, bei denen ähnliche Ansätze zu finden sind, die aber durch eine strengere innere Ordnung während der vergangenen 70 Jahre seit der Ansiedlung nicht so ausufern konnten. Man denke nur an die an anderer Stelle beschriebenen Strafen für schlechte Führung der Wirtschaft u. a. Und eines soll noch angefügt werden: diese Aussagen klingen hart, dürfen sie aber auch verallgemeinert werden? Diese Frage lässt Kufeld offen.

Man schreibt das Jahr 1893. Jakob Walter war ins heiratsfähige Alter gekommen und er suchte und fand in Elisabeth Warth aus Heidelberg die richtige Frau, die sich in die Waltersche Wirtschaft einzufügen und auch unterzuordnen verstand. Sie hatte aber auch eine verständnisvolle Schwiegermutter, die für Harmonie in der Familie sorgte. Wie sie mit Schwiegervater Friedrich ausgekommen ist, kann nach so langer Zeit nicht nachvollzogen werden.

Die Familie Warth war eine der angesehensten und wohlhabendsten Familien in Heidelberg.

Der Vorfahr unserer Großmutter Elisabeth geb. Warth, der im Jahre 1809, der Zeit großer Not und noch größerer Wirren wie Krieg, Frondienst und Abgabensteigerungen zusammen mit vielen anderen dem Werben und den Versprechungen diverser Werber erlag und nach Russland statt nach Amerika auszuwandern sich

entschloß, um hier ein besseres Fortkommen für sich und seine Familie zu finden, hieß **Valentin Warth** und stammte aus Kuppenheim in Baden.

Kuppenheim war eine kleine Stadt in der Rheinebene, in der Nähe von Rastatt und Baden-Baden gelegen und hatte dieselbe Geschichte wie alle anderen badi-schen Städte und Dörfer, sie waren allesamt von Kriegen überzogen und mußten immer wieder seit dem Dreißigjährigen Krieg darunter leiden in Form von Zerstör-ungen, Plünderungen und Kriegskontributionen an die jeweiligen durchziehenden Armeen, meist waren es die französischen. Was an anderer Stelle über Grötzingen und Essingen geschrieben steht, das trifft genau so auf Kuppenheim zu.

Im Heimatbuch über Kuppenheim¹¹¹ wird als einzige Kuppenheimer Auswan-dererfamilie die von Valentin Warth so beschrieben:

„Im Jahr 1802 heiratete der Witwer Valentin Warth die Tochter des Kuppen-heimer Schulmeisters Franz Buchmayer. Im Kirchenbuch wird Valentin Warth 1802 bei der Eheschließung als Senator bezeichnet, er war Mitglied des Gerichts in der Stadt. In dieser Eigenschaft wurde er in das Amt des Bürgermeisters, des Stadtrechners, gewählt. Es war wohl Unvermögen, vielleicht gepaart mit einer ge-wissen Nachlässigkeit, der wohlhabende Bauer Valentin Warth blieb der Stadt Kuppenheim aus der Tätigkeit als Stadtrechner letztlich 1489 Gulden schuldig, ge-riet in Gant (Konkurs) und verlor sein Vermögen. 1809 wanderte er mit seiner Frau Barbara geb. Buchmayer und vier seiner Kinder nach Heidelberg in Südruss-land aus. Drei seiner Kinder, die zum Zeitpunkt der Auswanderung der Eltern 20jährige Juliana, die 12jährige Genovefa und die 6jährige Magdalena blieben bei den Großeltern zurück. Die Stadt schleppte den verbliebenen Fehlbetrag bis 1823 in der Stadtrechnung mit und verzichtete schließlich darauf, das Vermögen der zu-rückgebliebenen Warthschen Kinder zu vollstrecken.

Gleichzeitig im Jahr 1809, wohl zusammen mit der Familie Warth, wanderten Bernhard Faist, Johannes Faist, Nikolaus Faist, Johannes Leopold, Johann Nepo-muk Schindler, Konrad Walz, Lorenz Walz, Mathäus Walz, Johann Wetzels und Ma-thias Wetzels mit ihren Familien nach Südrussland aus.

Valentin Warth, der aus seiner Heimat immerhin 800 Gulden mitnehmen konn-te, ließ sich mit seiner Familie in dem 1810 gegründeten, katholischen Ort Heidel-berg im Molotschnaer Gebiet nieder und lebte die ersten Jahre in einer Erdhütte. Valentins Bauernwirtschaft bestand aus drei Rindern und je ½ Pflug und Egge.

Sein Sohn Melchior konnte bald ein stattliches Haus bauen und brachte es in zäher, beharrlicher Arbeit zu beachtlichem Wohlstand. Um 1870 war Heidelberg von den 27 Dörfern an der Molotschna das größte und reichste Dorf. Es hatte 121 Bauernwirtschaften. Neun der wohlhabensten dieser Höfe gehörten Nachkommen des Valentin Warth.“

Zu vermerken ist noch, dieser Valentin Warth hatte insgesamt 12 Kinder, von denen 4 gestorben sind. Die Familie Warth war in Kuppenheim auch in späterer Zeit überdurchschnittlich vertreten. Im Heimatbuch sind z. B. unter zwölf gefalle-

¹¹¹ Gerhard Linder: Kuppenheim S. 455

nen Teilnehmern am Russlandfeldzug Napoleons im Jahre 1812 allein drei mit dem Namen Warth aufgeführt. Unter zwanzig Teilnehmern an den badischen Revolutionskriegen nahmen zwei Warths teil, die dann flüchten mußten, um nach der Niederschlagung der Revolution nicht eingesperrt zu werden.

Unter den gefallenen Kriegsteilnehmern des ersten Weltkrieges ist der am häufigsten vorkommende Name, der in den Annalen verzeichnet ist, mit fünf an der Zahl der Name Warth. Und im Zweiten Weltkrieg sind gleich 12 Soldaten mit dem Namen Warth gefallen.

Der Ehe von den Großeltern Jakob und Elisabeth Walter, entsprangen neun Kinder, was bei den Kolonisten normal war. Die Kinder kamen mit schöner Regelmäßigkeit im Abstand von 2 Jahren auf die Welt. Den Anfang machte Friedrich, geboren 1895, ihm folgten Jakob 1897 (der später als Hoferbe vorgesehen war), Anton 1899, Christian 1901 und Josef 1903.

Danach kamen 4 Mädchen: Emilie 1905 Lisa 1907, Pauline 1909, Anna 1914. Über ihr späteres Schicksal wird an anderer Stelle berichtet.

Schicksalsjahre

1900 - 1917

Die Feierlichkeiten zum Übergang vom neunzehnten in das zwanzigste Jahrhundert waren überschattet von Unruhe sowohl in der großen Politik wie auch in der kleinen Welt der deutschen Kolonisten in Russland .

Das neue Jahrhundert begann wiederum - mit Krieg. Diese Geißel der Menschheit begleitete uns bisher durch alle Generationen mit immer verbesserter Kriegstechnik und sollte ihren Gipfel in der Mitte des nun beginnenden Jahrhunderts erreichen.

Mit der Eroberung Sibiriens wurde Russland zum flächenmäßig größten Reich der Erde und schuf sich ein riesiges Siedlungsgebiet mit ungeheuren Bodenschätzen. Bereits 1860 wurde der östlichste Punkt Sibiriens einverleibt und Wladiwostok gegründet. Waren es bisher lediglich Pelztierjäger, Sträflinge und Abenteurer, die diese unendliche Landmasse besiedelten und sich mit den Ureinwohnern arrangierten, so strömten nun nach der Bauernbefreiung Millionen Menschen in Richtung Osten.

Riesige Bodenschätze warteten auf die Erschließung durch den Menschen. Die Steinkohlevorräte wurden damals auf 350 Millionen Tonnen geschätzt, Eisenerze auf 110 Millionen Tonnen. Große Vorkommen an Gold, Silber, Kupfer und viele andere von der Industrie benötigte Mineralien wurden entdeckt. Die Waldfläche allein betrug etwa 5 Millionen Quadratkilometer und die unendliche Wasserkraft der Flüsse und Ströme Sibiriens blieb ungenutzt.

Verkehrswege gab es keine, um diese Rohstoffe in die Industriegebiete des Westens zu befördern. Also mußte erst mal eine Eisenbahnlinie gebaut werden, die Transsibirische Eisenbahn (1891-1904).

Wenn man bedenkt, daß vor über hundert Jahren die technischen Möglichkeiten für den Bau solch einer Eisenbahn begrenzt waren im Vergleich mit der modernen Technik unserer Zeit, dann war dies eine Leistung, die uns heute noch die größte Hochachtung abnötigt.

Geht man von einer Streckenlänge von 8 000 km und einschließlich der Planung von einer Bauzeit von 15 Jahren aus, so bedeutet dies im Schnitt rund 600 km pro Jahr fertiggestellte Eisenbahnlinie. Fast unüberwindliche Hindernisse standen im Wege. Gebirge, Sümpfe, unendlich viele Flußläufe und etliche breite Ströme wie Wolga, Lena, Ob, mußten überbrückt werden. All das konnte nur während des Sommers geschehen, der im Herzen Sibiriens oft nur wenige Monate dauerte und wo der Boden ab einem Meter Tiefe niemals auftaute. Der Endpunkt dieser Eisenbahnlinie, die von ausländischen Geldgebern¹¹² finanziert worden war, Wladiwostok, war auch nur wenige Monate im Jahr eisfrei, als Kriegshafen wohl geeignet, nicht aber als Handelshafen.

Einen solchen, das ganze Jahr über zur Verfügung stehenden Hafen zu besitzen, war nur weiter im Süden möglich, in China.

Dort versuchten sich die europäischen Großmächte und Japan, das sich anschickte, Großmacht zu werden, Einflußzonen zu schaffen.

Russland sicherte sich vertraglich die nördliche Mandschurei und erhielt mit Port Arthur und Dalnij seine dringend benötigten eisfreien Häfen. Eine Abzweigung der Transsibirischen Eisenbahn wurde gebaut und somit die Ausfuhr der sibirischen Bodenschätze in alle Welt gesichert.

Russlands Landhungers war damit noch nicht erschöpft. Es streckte seine Fühler nach Korea aus und erreichte damit nur, daß Japan sich bedroht fühlte.

Um vorzubeugen, daß Korea nicht nur wirtschaftlich, sondern auch militärisch unter russische Vorherrschaft kommt, rüstete Japan mächtig auf und griff die Russen an ihrer empfindlichsten Stelle an, in Port Arthur. Am 6. März 1904 überfielen sie, aus heiterem Himmel und ohne Kriegserklärung, den Kriegshafen Port Arthur, zerstörten die dort liegende russische Flotte und beschossen die Stadt. Übrigens, mit dem Überfall auf Pearl Harbour genau vierzig Jahre später, sollte sich dasselbe wiederholen.

Dies waren, kurz geschildert, die Gründe für den Russisch - Japanischen Krieg, den die Russen verlieren mußten, denn im Gegensatz zu den Japanern hatten sie einen langen Nachschubweg von über 10 000 km und die Eisenbahn durch Sibirien war nur eingleisig.

¹¹² J. N. Westwood: Geschichte der russischen Eisenbahnen.

In Russland war dieser Krieg äußerst unpopulär. Ein Teil der Presse bejubelte unverfroren die Erfolge der Japaner, die eigene Regierung wurde geschmäht und auch der schwache Zar wurde nicht geschont.¹¹³

Durch die industrielle Entwicklung und die enorme Rüstung bildete sich natürlich in den Städten ein Proletariat, eine Arbeitermasse ohne jede soziale Absicherung, verstärkt durch ein Heer besitzloser Bauern, die in die Städte drängten. Ein Nährboden für Unzufriedenheit, entfacht und geschürt von durch die schon beschriebenen Sozialrevolutionären und Studenten. In den fabrikreichen Städten kam es zu Unruhen und Streiks.

Dies alles begann während und vor allem wegen dieses unnötigen und ungeliebten Krieges in Fernost und sollte sich nach dem 9. Januar 1905 in verstärktem Maße fortsetzen und sich über das ganze Land verbreiten.

An diesem Tag, einem Sonntag, versammelten sich vor dem Winterpalast in St. Petersburg, dem Wohnsitz des Zaren, über 100 000 Menschen und wollten ihm in friedlicher Absicht eine Bittschrift übergeben.

Was sie nicht wußten, der Zar weilte zu dieser Zeit gar nicht in der Stadt. Unmut wurde laut, als die Abwesenheit des Zaren bekannt wurde. Die Kosaken und Husaren, die ihnen gegenüberstanden, begannen nervös zu werden. Ein noch nervöserer Offizier gab den Befehl, das Feuer auf die wehrlose Menge zu eröffnen. Es gab fast 100 Tote und viele Verletzte.

Das war das Fanal für eine Welle von vielen Streiks und Demonstrationen, die jetzt das ganze Land überzogen.

Die Marine meuterte und auf dem Lande brannten aufgebrachte und verhetzte Bauern Herrensitze nieder.

Die Kolonisten in den deutschen Dörfern dagegen blieben kaisertreu. Sie bildeten hundert Jahre nach ihrer Ankunft immer noch einsame Inseln im Riesenreich Russland. Solange die revolutionären Ereignisse auf die großen Städte und die Landstriche im Norden beschränkt blieben, herrschte hier Ruhe. Nun aber, da der Unmut über die unsozialen Verhältnisse im Land auch auf die Bauern in der Ukraine übergriff, die trotz der Aufhebung der Leibeigenschaft nur Gemeindeland bewirtschaften durften, also wenig Interesse an einer intensiven Landwirtschaft hatten und demnach äußerst arm geblieben waren, mußten unsere Kolonisten Vorsorge treffen, damit sie nicht in diese Auseinandersetzungen hineingezogen wurden. Sie hatten unendlich viel Land in den vergangenen Jahrzehnten zusammengekauft und boten so dem Neid der russischen und ukrainischen Bevölkerung ein willkommenes Angriffsziel.

Um dem allem zuvorzukommen, wurde in den Kolonien eine Art Selbstschutz eingeführt.

¹¹³ Im „Klemens,“ dem Kirchenblatt der Diözese Tiraspol, wurde ein Offener Brief von Lehrer Johannes **Hardock** aus Kankrin veröffentlicht, den er anlässlich seiner Einberufung wegen des Russisch-Japanischen Krieges schrieb. Text als Anhang am Ende dieses Buches.

Es war für die Kolonisten etwas vollkommen Neues, was sie da plötzlich erleben mußten. Massenaufstände gegen die Obrigkeit. Hundert Jahre lang waren sie zu Gehorsam erzogen worden, ihr Horizont endete oft an den Dorf - oder an den Gebietsgrenzen, die Schulen waren unvollkommen eingerichtet, man kannte nur Arbeit. In der Politik taten sich nicht viele Kolonisten hervor. Unter den neuen Revolutionären fanden sich sehr wenig Deutsche, und wenn, dann in den Städten oder vereinzelt an der Wolga.

So waren die deutschen Kolonien Inseln der Stabilität. Die Kolonisten waren durchweg zarentreu, regierungsfreundlich und somit auch konservativ.

Was nicht verwundert, denn ihre Informationen erhielten sie vorwiegend aus ihrer einzigen Zeitung, der „Odessaer Zeitung,“ von der Kanzel oder in Form von Gerüchten, welche die aus der Stadt zurückkehrenden Bauern mitbrachten. Diverse Kalender rundeten das Angebot ab und gaben den Blick frei in die übrige Welt.

Außerdem fürchteten sie, das war für sie das Wichtigste, die Enteignung ihres Privateigentums und die Sozialisierung ihrer Produktionsmittel, was das Hauptziel der Sozialrevolutionäre darstellte. So blieb man lieber beim althergebrachten System, sprich man blieb konservativ. Daß diese Befürchtung sich nur zehn Jahre später auf eine unvorstellbare Weise bewahrheiten sollte, wußten sie zum Glück jetzt noch nicht.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, brauchte der Selbstschutz der Kolonisten nicht in Aktion zu treten. So schwer die Ausschreitungen landesweit auch waren, durch die Uneinigkeit der politisch unterschiedlichen Rädelsführer konnte der Aufstand durch Einsatz des Militärs und der gefürchteten Geheimpolizei, der Och-rana, niedergeschlagen werden.

Doch ganz ohne Zugeständnisse war es nicht möglich, die Ruhe wieder herzustellen. Der Zar versprach Wahlen, eine Reichsverfassung und ein Parlament.

Dieses Parlament, Reichsduma taufte man es, wurde in einem komplizierten Wahlverfahren gewählt, wobei innerhalb von 2 Jahren drei Mal gewählt werden mußte. Die letzte dabei gewählte Duma hielt dann bis 1912 und war beherrscht von der besitzenden Klasse, nachdem in den ersten beiden Parlamenten noch die bäuerlichen Elemente überwogen.

Trotzdem wurde die Stellung der Bauern gestärkt. Mit Stolypin kam ein Mann an die Spitze der Regierung, der erkannt hatte, daß nur eine grundlegende Agrarreform Russlands Stärke festigen konnte. Er sorgte dafür, daß das alte Mirsystem abgeschafft wurde und die Bauern Land in Eigenbesitz bekamen. Er wollte auf diese Weise die Sozialverhältnisse stabilisieren, er hatte aus den Ereignissen der vergangenen Jahre gelernt. Allerdings konnte er diese Aufgabe nicht voll erfüllen, er starb 1911 nach einem Attentat durch einen Sozialrevolutionär.

Zu Woldemar v. Falz Fein, der selbst Dumaabgeordneter war, sagte er einmal: *„Wenn es uns gelingen würde, auf friedlichem Wege die Kommunalbauern in Eigentümer zu verwandeln und die landlosen Bauern mit Land auf Eigentumsprinzip zu versorgen. So wäre ihnen die Möglichkeit gegeben, daß sie nicht nur zu Nutzen des Staates arbeiten würden, sondern auch selbst wohlhabender werden könnten.“*

*Dadurch würde die gesamte Bauernschaft sich auch politisch den Lockungen der Sozialisten fremd oder gar feindlich gegenüberstellen.*¹¹⁴

Nachdem auf diese Weise eine relative Ruhe im Lande eingekehrt war, konnte man dazu übergehen in der internationalen Politik wieder mitzumischen. Mit der Leistungssteigerung der Industrie wuchs das Selbstbewußtsein der Politik, aus den Fehlern des letzten Krieges gegen Japan hatte man gelernt. Die Rüstung wurde forciert und die Armee modernisiert.

Alle Zeichen standen auf Sturm. Es begann eine Bündnispolitik, welche die Gefahr eines Krieges mildern sollte, in Wirklichkeit die Katastrophe erst ermöglichte.

Auf dem Balkan gärte es fortwährend. Das habsburgische Österreich beherrschte fast den ganzen Balkan, dadurch stand es automatisch in Gegnerschaft zu Russland, das seinen „Slawischen Brüdern“ in jeder Lage Hilfestellung bot. Deutschland wiederum hatte einen Freundschaftsvertrag mit Österreich, mußte also im Kriegsfall eingreifen.

England dagegen einigte sich mit Russland in allen strittigen Fragen, die Russlands Expansion im Nahen und Fernen Osten hervorgerufen hatten, in einem Abkommen, dem sich schließlich auch Frankreich anschloß. Die Entente war geboren.

Das Gegenstück hierzu waren die sogenannten „Mittelmächte“ Deutschland, Österreich und vorübergehend Italien.

Die ständigen Krisen auf dem Pulverfaß Balkan zwangen die Blöcke zu erhöhter Wachsamkeit und ein ungeheures Wettrüsten war die Folge. Deutschland, ohnehin schon eine industrielle Großmacht, wurde der übrigen Welt zu mächtig. Das Lieblingskind des Kaisers, die Flotte, wurde verstärkt ausgebaut, was den Engländern wiederum nicht gefiel und ungeschickte sowie undiplomatische Äußerungen des deutschen Kaisers verstärkten nur das Misstrauen der Deutschland umgebenden Nachbarn und man wartete nur noch auf den zündenden Funken, der die Lunte zum Glimmen bringt.

Im April 1914 besuchte der Zar Nikolaus II. mit seiner Familie den damals reichsten Mann Russlands, Friedrich Falz – Fein in dessen Paradies mitten in der Steppe, Ascania Nova. Dort fand folgendes Gespräch zwischen Falz – Fein und dem Zaren statt:

„Kurz vor seiner Abreise sagte der Zar zu Friedrich: „Ich habe die Absicht, im Herbst dieses Jahres wieder hierher zu kommen, selbstverständlich nur, wenn wir bis dahin keinen Krieg mit Deutschland haben werden.“

„Majestät, wäre ein solcher Krieg wirklich möglich?“

*„Nicht nur möglich, sondern vielleicht sogar unvermeidlich,“ erwiderte der Zar, „denn wir müssen unsere Pflicht den slawischen Völkern und der Entente gegenüber erfüllen.“*¹¹⁵

¹¹⁴ Woldemar Falz – Fein: Askania Nova. Das Tierparadies

¹¹⁵ Woldemar Falz – Fein: Ascania Nova, das Tierparadies. 1930 S. 235

Bald sollte es so weit sein, ein paar Pistolenschüsse entzündeten die Lunte und das Pulverfaß explodierte.

Im Juni wurde der österreichische Thronfolger in Sarajewo von einem serbischen Nationalisten erschossen. Österreich schlug selbst englische und deutsche Friedensbemühungen in den Wind und erklärte Serbien am 28.7.1914 den Krieg.

Bereits zwei Tage danach gab der Zar dem Drängen seiner Militärberater nach und rief die Mobilmachung aus. Deutschland mußte nun seine Bündnisverpflichtung einlösen und erklärte den Krieg erst an Russland, dann an Frankreich und England trat schließlich ebenfalls in den Krieg ein. Der Weltkrieg hatte begonnen.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang der Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und Zar Nikolaus II.¹¹⁶

Telegramm von Kaiser Wilhelm II. an den Zaren Nikolaus II. Datum 28. Juli 1914 um 10 Uhr 45:

„Mit der größten Beunruhigung höre ich von dem Eindruck, den das Vorgehen Österreichs gegen Serbien in Deinem Land hervorruft. Die gewissenlose Wühlarbeit, die seit Jahren in Serbien an Werke war, hat schließlich zu dem abscheulichen Verbrechen geführt, dem Erzherzog Franz Ferdinand zum Opfer gefallen ist. Der Geist, der die Serben in Mörder ihres eigenen Königs und seiner Gemahlin machte, herrscht noch im Lande. Du stimmst sicher mit mir darin überein, dass wir beide, Du und ich, sowie alle Souveräne ein gemeinsames Interesse daran haben, darauf zu bestehen, dass alle für diesen feigen Mord verantwortlichen Personen ihre verdiente Strafe erhalten. In diesem Falle spielt die Politik keine Rolle. Andererseits verstehe ich vollkommen, wie schwierig es für Dich und Deine Regierung ist, den Strömungen Eurer öffentlichen Meinung entgegenzutreten. Im Hinblick auf die herzliche und innige Freundschaft, die uns beide seit langem mit festem Bande verbindet, biete ich daher meinen ganzen Einfluß auf, um Österreich zu veranlassen, durch sofortiges Handeln zu einer befriedigenden Verständigung mit Dir zu kommen. Ich hoffe zuversichtlich, dass Du mich in meinen Bemühungen unterstützen wirst, die Schwierigkeiten, die noch entstehen können, zu beseitigen.

Dein sehr aufrichtiger und ergebener Freund und Vetter Willy.

Antworttelegramm des Zaren an Kaiser Wilhelm. Datum 29.7.1914 um 11 Uhr morgens:

„Ich bin froh, dass Du zurück bist. In diesem ernsten Augenblick wende ich mich an Dich um Hilfe. Ein unwürdiger Krieg ist an ein schwaches Land erklärt. Die Entrüstung in Russland, die ich völlig teile, ist ungeheuer. Ich sehe voraus, dass ich sehr bald dem auf mich ausgeübten Druck erliegen und gezwungen sein werde, äußerste Maßnahmen zu ergreifen, die zum Kriege führen werden. Um ein solches Unheil wie einen europäischen Krieg zu verhüten, bitte ich Dich im Namen unserer

¹¹⁶ Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch, Erster Band; Vom Attentat in Sarajewo bis zum Eintreffen der serbischen Antwortnote in Berlin.

alten Freundschaft, alles Dir Mögliche zu tun, um Deinen Bundesgenossen davon zurückzuhalten, zu weit zu gehen.“

Ein weiteres Telegramm von Kaiser Wilhelm an den Zaren schloß mit den Worten:

„...Ich rege daher an, daß es für Russland durchaus möglich wäre, bei dem österreichisch - serbischen Konflikt in der Rolle des Zuschauers zu verharren, ohne Europa in den entsetzlichsten Krieg zu verwickeln, den es je gesehen hat.“

Alle solche schönen Worte nutzten nichts, der Krieg, der schon seit Jahren in der Luft lag, war nicht mehr zu verhindern und artete in einen Krieg aus, dem die Geschichte den unseligen Namen „Weltkrieg“ gab.

Bis jetzt war auf allen bisherigen Seiten dieses Buches immer nur von Krieg die Rede, die Schuldigen daran waren selten auszumachen. Waren es dieses Mal die Deutschen mit ihrem Säbelrasseln und ihrem Angriff auf Frankreich und Russland? Oder führten die Ententemächte die Regie in der Vorbereitung dieses Krieges, um Deutschland industriell und militärisch nicht zu stark werden zu lassen, wie von mancher Seite behauptet wird?

Wahrscheinlich war es die Unfähigkeit der Politiker auf allen Seiten, den Einflüsterungen interessierter Kreise zu widerstehen – vorwiegend der Militärs – und um friedliche Lösungen zu ringen. Millionen Menschen mussten dafür büßen.

Abseits der großen Politik ging das Leben in den deutschen Kolonien nach außen hin unverändert weiter. Man bestellte seine Felder, wartete und betete um eine gute Ernte. Und es waren überwiegend gute Ernten in diesen ersten Jahren des neuen Jahrhunderts. Neue landwirtschaftliche Geräte, vom Pflug bis zur Dreschmaschine, erleichterten die Arbeit auf dem Felde. Die Kolonisten waren wohlhabend geworden, gründeten ihre eigenen Banken, legten ihr Geld aber immer noch wie seit drei Jahrzehnte doch lieber in Land an. Immer mehr Tochterkolonien wurden in den unendlichen Weiten Russlands gegründet, so dass bei Beginn des ersten Weltkrieges 9,5 Millionen ha in deutsches Land entsprach etwa der Getreideanbaufläche im Deutschen Reich. Man kann mit Fug und Recht sagen, nur mit Hilfe der deutschen Kolonisten ist die Ukraine in den Ruf gekommen, die „Kornkammer“ Russlands zu sein. Im letzten Jahr vor dem Krieg führte Russland 12 Millionen Tonnen Getreide aus.

Die Kolonisten waren auch deshalb beunruhigt, weil aus dem am weitesten westlich gelegenen Siedlungsgebiet deutscher Kolonisten, aus Wolhynien, keine guten Nachrichten kamen. chem Besitz waren.¹¹⁷

¹¹⁷ Stumpff: Die Russlanddeutschen. Zweihundert Jahre unterwegs. S. 25

Die Kolonien dort standen schon seit vielen Jahren unter Beschuß der Slavophilen, denen ein Dorn im Auge war, dass sich dort überdurchschnittlich viele Deutsche angesiedelt hatten. Sie wollten unter allen Umständen alles Deutsche verdrängen und durch Slawen, damit sind vor allem Russen gemeint, ersetzen. Die Deutschen in Wolhynien wurden als Vorhut des Deutschen Reiches verleumdet und ein Gesetzentwurf wurde in der Duma, dem neugeschaffenen Parlament, eingebracht, nach dem aus militärischen Gründen alle Deutschstämmigen im Grenzgebiet in einer Tiefe von 150 km enteignet und verbannt werden sollten.

Auch in den übrigen Kolonistengebieten brodelte die Gerüchteküche. Es wurde von geplanten Enteignungen und anschließender Verbannung gesprochen, was gar nicht so weit hergeholt klang, denn bald nach Kriegsausbruch, der am ersten August begann, wurde am 14. August der Gebrauch der deutschen Sprache unter Strafe gestellt und nicht mehr als 2 Personen ausländischer Nationalität, damit waren vorwiegend die Deutschen gemeint, durften auf den Straßen zusammenstehen.

Mit dem Kriegsausbruch begann die Deutschenhetze hysterische Züge anzunehmen. Der Neid auf den sichtbaren Wohlstand der deutschen Kolonisten produzierte immer mehr Haß auf alles Deutsche. Beamte deutscher Abstammung wurden entlassen, die Universität Dorpat war schon vorher russifiziert worden, Professoren an Hochschulen wurden entlassen, viele baltische Pastoren wurden wegen „Verbrechen in Sachen der Religion“ verhaftet, verschickt oder einfach aus dem Amt gejagt.

Die Niederlagen der russischen Armee steigerte noch den Haß gegen alles Deutsche. So wurden 120 000 Deutsche aus Wolhynien, die in einem Grenzstreifen von 150 km wohnten, unter der Beschuldigung, sie seien Verräter und Spione, nun doch nach dem Osten Russlands vertrieben.

1915 wurden die Liquidationsgesetze¹¹⁸ erlassen, durch die den deutschen Kolonisten alles Land weggenommen werden sollte. Sie wurden durch Scheine entschädigt, die aber erst nach 25 Jahren eingelöst und in der Zwischenzeit nicht verkauft werden durften. Tausende deutscher Kolonisten verarmten auf diesem Wege.

Auf der Weltausstellung in Paris 1900 wurde der **Mac-Cormick** mit
1 Grand Prix, mit 12 Medaillen (einer Silberne auch davon)



Mac-Cormick'sche Ernte-Maschinen:
Selbstbinder
rechts- oder linkschneidende,
Getreidenäher „Daily“ 3' u. 5½' mit Selbstbleger,
Grasmäher 4', 5' u. 6',
Reservetheile
und
„Manilla“-Bindegarn.

Dem Mac-Cormick Binder wurde von der Kaiserl. West. Landwirtschaftl. Gesellschaft die höchste Auszeichnung die Goldene Medaille verliehen.

Odesa,
Voststraße, gegenüber der Reichsbank.
Adresse für Briefe: Mac-Cormick'sche Niederlage, Odesa.
Adresse für Telegramme: Macormid, Odesa.

Über 2 000 000 Mac-Cormick Maschinen
sind gegenwärtig im Gebrauch bei den besten Landwirthen der Welt.

Für Betriebsanweisungen, Katalog, Mac-Cormick'sche kleine Übersetzungen von Betriebsanweisungen, Broschüren, Verkaufsprospekten, etc. schreiben Sie an die Mac-Cormick'sche Maschinenfabrik, Odesa, Russland.

¹¹⁸ s. Anhang

In der Reichsduma wurde eine Deklaration mit folgendem Inhalt verlesen:

„Erst jetzt haben wir mit großer Klarheit erfahren, unter welch schwerem Einfluß und Druck seitens Deutschlands alle Seiten des russischen Lebens gestanden haben. Die russische Industrie, Schule, Wissenschaft und Kunst, alles lag in den Händen deutscher Einwanderer. Es ist jetzt die dringendste Aufgabe Russlands, sich von dieser deutschen Vormundschaft zu befreien und den Weg der Selbständigkeit zu gehen.“

Das „Deutschenpogrom“ in Moskau am 27. Mai 1915 beschreibt Lindemann¹¹⁹ so: *„Es war anbefohlen und organisiert von Fürst Jussupow, dem damaligen Generalgouverneur von Moskau, einem der reichsten Aristokraten und Verwandten des Zaren. An diesem Tage bewegte sich in den Hauptstraßen Moskaus ein wilder Pöbelhaufen, der von Leuten geführt wurde, die mit Hilfe eines Verzeichnisses deutscher Handelshäuser und einiger Privatwohnungen den Haufen lenkten und ihm anbefahlen, diese Häuser zu demolieren. Es wurden damals 759 deutsche Handelsgeschäfte und Wohnungen demoliert und ausgeraubt, was einen Verlust von 29 Millionen Goldrubel bedeutete. Dabei wurden 40 Deutsche verletzt und drei ermordet. Die Hauptstraßen entlang ziehend kamen die Demonstranten an die Weinhandlung Bauer und betranken sich hier tüchtig. Hernach wollten sie ihren Führern nicht mehr gehorchen und der Mob begann seiner Zerstörungswut freien Lauf zu lassen. Es wurden nicht nur deutsche, sondern auch andere Häuser, die dem Mob wegen ihres Reichtums verhaßt waren, zerstört. Mehr als 300 russische, französische und englische Handelshäuser wurden bei dieser Gelegenheit demoliert. Wegen dieses Fehlers wurde Fürst Jussupow in der Stadtduma (Magistrat) gerügt und am andern Tag waren in den Schaufenstern eines großen Teils dieser zerstörten Geschäfte Plakate aufgestellt mit der Aufschrift: „Demoliert aus Versehen“. Die Verzeichnisse, die bei dem Pogrom einige Leute bei sich hatten, waren wenige Tage zuvor mit genauer Adressenangabe in einer Zeitschrift erschienen.*

Mit dem Vorgefallenen nicht genug, überall, in Postämtern, an Theaterkassen, in Bahnhöfen u. v. a. waren Plakate mit folgendem Inhalt angebracht worden: „Die Deutschen in Russland betreiben Spionage im Interesse des deutschen Heeres und stehen mit diesem und der deutschen Regierung in regem Verkehr. Darum wird das Publikum aufgefordert, die in Moskau wohnenden Deutschen scharf zu überwachen, deren verräterische Tätigkeit zu beobachten und, falls ein verdächtiges Benehmen der Deutschen bemerkt werden sollte, sofort darüber zu berichten.“

Ein russischer Generalmajor gab im Jahre 1916 eine Broschüre heraus mit dem Titel *„Die deutsche Übermacht“*: *„Der heutige Deutsche, lebe er östlich oder westlich unserer Grenze, ist überall eine moralische Ausgeburt, ein Degenerant, eine physische Person ohne moralischen Gehalt, ohne edle Regungen, ohne Herz.“*

In einer zweiten Broschüre schreibt derselbe Mann: *„Nicht nur alle Reichsdeutschen, auch alle russländischen Deutschen, deren Vorfahren aus Deutschland eingewandert sind, müssen sofort und ohne Zeitverlust und Schwanken aus Russland*

¹¹⁹ Prof. Karl Lindemann: Von den deutschen Kolonisten in Russland

ausgesiedelt, d. h. vertrieben werden. Das große russische Volk versteht seine Schätze zu beschützen, es braucht keine deutschen Meister und Vormünder. Diese müssen alle vertrieben werden, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht, eingebil-dete Nützlichkeit oder langjähriges Leben in Russland.“ Diese beiden Broschüren wurden in 8 Auflagen gedruckt und auf allerhöchsten Befehl an der Front verteilt.¹²⁰

Nicht nur, dass solche, dem menschlichen Verstand Hohn sprechende Veröffentlichungen und Aussagen von höchster Stelle geduldet und sogar gefördert wurden, noch verwerflicher ist, dass in diesen höchsten Kreisen bekannt gewesen sein muss, dass über 200 000 junge Deutsche zur gleichen Zeit in der russischen Armee Dienst taten, an der Front kämpften, ihr Leben für das Russland, das sie so beschimpft, riskierten und viele von ihnen mit Orden ausgezeichnet wurden. Interessant in diesem Zusammenhang ist, wie Lindemann berichtet, dass auf den kaiserlichen Jachten „Standart“ und „Polar-Stern“ mehrere deutschstämmige Matrosen viele Jahre lang Dienst taten!

Es gibt noch weitere Berichte über unsinnige und restlos verlogene Hetzereien über alles Deutsche, sie alle aufzuführen würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

Lindemann veröffentlichte das nachfolgende Gedicht eines deutschen Lehrers, Ketterling war sein Name, das schon viele Jahre vorher geschrieben wurde, aber jetzt erst im Jahre 1920 (!), in der Odessaer Zeitung abgedruckt worden war. Trotz, oder auch wegen, des in der damaligen Zeit üblichen pathetischen Tonfalls soll es an dieser Stelle gebracht werden:

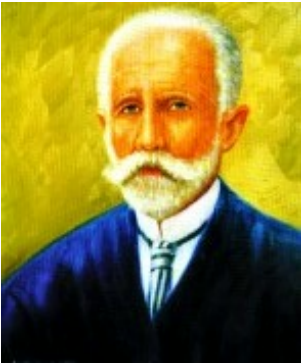
Das Heimatland

Hand aufs Herz, ihr russisch - deutschen Brüder,
Bekennet frei, was Euer Heimatland,
Wo ist der Ort, wo Eure Wiege stand?
Nicht Deutschland ist´s mit seinen Eichenwäldern,
Nein, Russland ist´s mit seinen Steppenfeldern!
Du Heimatland, wo wir zur Welt geboren!
Du Russland, bleibe unserem Herzen wert,
Denn Deutschland ist ja längst für uns verloren!
Drum lebe wohl, Du alte deutsche Erd´!
Du Hermannsland mit Deinen Runenzeichen,
Mit Deinen stolzen tausendjährigen Eichen!
Wer kennt die Schuld, dass wir es nicht mehr kennen,
Das Mutterland, die Alt - Germania.
Wenn wir das Russenland jetzt unsere Heimat nennen,
Wie andere Deutsche Nordamerika?

¹²⁰ Ebenda

Beklagenswert, und manchen rührt's zu Zähren
 Warum kann Deutschland uns nicht, seine Kinder nähren?
 Warum? Das mag das Deutsche Volk entscheiden.
 Genug, wir sind zerstreut in aller Welt
 Und dieses Faktum läßt sich nicht bestreiten
 So schwer auch immer die Erkenntnis fällt.
 Wo Schutz und Brot und Obdach wir gefunden,
 da sind zur Untertanentreue wir verbunden.
 Das Russenland ward uns zum Heimatlande,
 Es nahm die heimatlosen Eltern auf.
 Vom Schwarzen Meere bis zum Ostseestrande,
 vom Kaukasus bis zum Ural hinauf.
 Jetzt blüht auf Russlands Boden deutsche Treue
 Und deutscher Fleiß bebaut das Steppenland.
 Und glücklich lebt der Deutsche, der aufs Neue
 Hier seine traute, liebe Heimat fand.
 Mit ganzer Lieb, mit Gut und Blut und Leben
 Ist er dem neuen Heimatland ergeben

Mitten in den Wirren der Märzrevolution 1917, als Lindemann (Foto) eine neue



Zeit heraufkommen sah, berief er einen „Allrussischen Kongreß der russischen Bürger deutscher Nationalität“ nach Moskau ein. Er dauerte vom 10. bis 24. April mit 86 Teilnehmern aus allen Teilen Russlands, in denen Deutsche siedelten und es sollte beraten werden, wie die Rückkehr aller Verbannten wie oben beschrieben und deren Wiedereinsetzung in den alten Stand bewerkstelligt werden kann, nachdem von der neuen Regierung die Liquidationsgesetze ausgesetzt worden waren. Und vor allem wurde über die Bildung einer eigenen einheitlichen Organisation aller in Russland lebenden Bürger

deutscher Abstammung diskutiert.¹²¹

Lindemann war ein unermüdlicher Kämpfer für die Rechte und das Wohlergehen der Deutschen Volksgruppe in Russland, konnte jedoch ein noch viel größeres Leid all dieser Menschen nicht verhindern. Die Geschichte wird zeigen, wie sich hier ein System zu etablieren begann, das in unermäßigem Maße Leid über die Menschheit bringen sollte.

¹²¹ Foto: Professor Lindemann

1917 – 1941

Eine erwartungsvolle Unruhe bemächtigte sich der Kolonisten an der Wolga und besonders im Schwarzmeergebiet. Der Zar hatte abgedankt, die neue Regierung hatte die Liquidationsgesetze ausgesetzt. Man hoffte auf ein Ende der Hetze gegen die Kolonisten und alles Deutsche, sie wollten in Ruhe gelassen werden. Andererseits beunruhigte sie das Programm der Sozialdemokraten und der Marxisten. Die Angst trieb sie um, dass sie mit ihrem großen Landbesitz zu den Kapitalisten gezählt würden und wieder eine Enteignung fürchten müssten..

Im Februar 1917 waren die ersten Anzeichen eines Sturmes im durch den Krieg geschwächten Russland aufgekommen, der bald schon den Zaren von seinem ohnehin wackeligen Thron stoßen sollte. In Petersburg¹²² begann die Lawine zu rollen. Die Stimmung der Bevölkerung war durch Mangel an allem Lebensnotwendigen bei gleichzeitige Teuerung gereizt, es kam zu Demonstrationen und Streiks, die sich immer mehr ausweiteten. Vereinzelt tauchten rote Fahnen auf, aber die aufmarschierten Truppen griffen nicht ein. Am 11. März 1917 erging der Schießbefehl an die Truppeneinheiten und viele der Demonstranten wurden getötet.

Aber schon am nächsten Tag meuterten die Soldaten mehrerer Regimenter und schlossen sich den Revolutionären an. Ihre Offiziere waren machtlos und die Aufständischen noch führungslos. Doch das sollte sich bald ändern, als sich innerhalb kurzer Zeit ein „Sowjet der Arbeiter – und Soldatenräte“ bildete. Zusammen mit gemäßigten Bürgerlichen wurde eine provisorische Regierung gebildet und der Zar am 15. März zur Abdankung gedrängt. Viel Macht hatte diese provisorische Regierung nicht, im ganzen Lande gärte es. Die Bauern wollten den Grundbesitzern Land wegnehmen, Soldaten, die mehrheitlich Bauern und Bauernsöhne waren, desertierten einfach, auch die an der Front, und eilten nach Hause in der Hoffnung, bei der erwarteten Landverteilung dabei zu sein. Die Bolschewiki waren noch nicht besonders in Erscheinung getreten, ihre Führer waren in Haft, verbannt oder ins Ausland emigriert. Doch das änderte sich, als am 25. März Leute wie Stalin und Molotow in Petersburg auftauchten. Es erübrigt sich, die Lebensläufe dieser beiden hier einzufügen, sie sind hinlänglich bekannt und dies nur in negativem Sinne.

In Zürich lebte Lenin als Emigrant schon seit 1900. Eigentlich war er von der Revolution überrascht worden, schickte sich aber sofort an, einzugreifen, um die Macht für die Bolschewiki übernehmen zu können.

Durch Vermittlung eines Schweizer Freundes erklärte sich die deutsche Regierung bereit, Lenin in einem Sonderzug durch Deutschland nach Finnland reisen zu lassen, stellte aber die Bedingung, der Zug mußte plombiert sein, niemand durfte aussteigen oder sich mit jemandem außerhalb des Zuges unterhalten.

Der Deutsche Generalstab beabsichtigte mit dieser Aktion eine Schwächung Russlands durch die sich anbahnende Revolution und hoffte, einen Separatfrieden

¹²² Es soll hier der alte Name St. Petersburg beibehalten werden, der im Zuge der Deutschenhetze in Petrograd umbenannt wurde.

an der Ostfront zu erreichen, um Kräfte für die Westfront freizubekommen. In Berlin hielt der Zug für 12 Stunden und Lenin war einige Stunden verschwunden. Er soll beim deutschen Generalstab gewesen sein, sich mit ihnen auf einen Separatfrieden geeinigt und 20, andere sprechen gar von 40 Millionen Goldmark für seine Revolution erhalten haben. Gleich nach seiner Ankunft in Petersburg machte er sich an die Arbeit, verkündete seine Thesen von einem Sozialistischen System und arbeitete zielgerichtet an der Machtübernahme durch die Bolschewiki.

Es folgten Monate verschiedener Umwälzungen. Erst gab es eine Regierungsumbildung mit Kerenski, einem ehemaligen Sozialrevolutionär, jetzt Menschewik,¹²³ als Kriegsminister, der die Front - Russland befand sich immer noch im Krieg - festigen wollte.

Es bildete sich der erste Gesamtrussische Sowjetkongress, dessen Name mit dem späteren Sowjetregime noch nichts zu tun hatte. Hier sagte ein Redner: „Es gibt gegenwärtig keine politische Partei in Russland, die sagen würde „Gebt uns die Macht!“ Worauf Lenin dazwischenrief: „Jawohl es gibt eine!“ Heiterkeit bei den meisten Delegierten, die Lenins Machtwillen unterschätzten, der sich hier ausdrückte.

Es folgten Unruhen im Juli, Kerenski wurde Regierungschef, die Sozialisten, oder besser gesagt, die Menschewiki, hatten die Mehrheit, die waren gemäßigt rechts eingestellt. Die führenden Persönlichkeiten der Bolschewiki waren entweder verhaftet oder im Untergrund, Lenin versteckte sich in Finnland.

Der Juli und August brachten wieder Unruhen und einen Putsch eines Generals gegen Kerenski hervor. Die Disziplin bei den Truppen an der Front ließ nach, auf dem Lande plünderten die Bauern Gutshäuser, in den Fabriken streikten die Arbeiter, ja sie übernahmen dort die Macht, geschürt von Lenins Leuten getreu seines Ausspruchs, erst die Macht der Industrie und der Kapitalisten brechen, um dann mit dem sozialistischen Aufbau zu beginnen. So begann Kerenskis Macht und Einfluß zu schwinden, während die Macht der Bolschewiki zusehends im Steigen begriffen war. Ja sie bereiteten einen Aufstand vor, waren in ihrem Zentralkomitee jedoch uneins. Lenin suchte sie in einer längeren Rede zu überzeugen und für einen Aufstand zur Machtübernahme zu gewinnen. Auszug aus dieser Rede: „ *Russland wurde nach der Revolution 1905 von 130 000 Gutsbesitzern regiert, und zwar mittels endloser Vergewaltigung und Drangsalierung von 150 Millionen Menschen, deren ungeheure Mehrzahl zu Zuchthausarbeit und zu einem Hungerdasein gezwungen wurden. Und da sollen 240 000 Mitglieder der Bolschewiki nicht imstande sein, Russland zu regieren, es im Interesse der Armen gegen die Reichen zu regieren?* ...*Der proletarische Staat muß eine Familie, die äußerste Not leidet,*

¹²³ Die gemäßigten Menschewiki (russ. menschinstwo) und die radikalen Bolschewiki (bolschinstwo) entstammen der ehemals russischen Sozialdemokratischen Partei und trennten sich 1902 beim 2. Parteitag wegen unüberbrückbarer Gegensätze.

zwangsweise in die Wohnung eines Reichen einquartieren usw.“¹²⁴ Mit solchen und ungezählten anderen demagogischen Parolen konnte er leicht die arme Bevölkerung gewinnen.

Anfang November sah Lenin die Zeit für einen Aufstand gekommen. Milizen, die Roten Garden, angeführt von Trotzki und mit Waffen versorgt, die in der Peter – Paulfestung nach deren Übergabe vorgefunden wurden sowie übergelaufene Truppen besetzten alle strategischen Punkte der Hauptstadt. Die provisorische Regierung konnte keinen militärischen Schutz aufbieten und ihre Niederlage war besiegelt, ihr Ende nahe. Kerenski hatte sich bereits in einem amerikanischen Auto abgesetzt¹²⁵. Nur noch im Winterpalast hatten sich Reste der Regierung und Dumaabgeordnete verschanzt, konnten aber nicht lange durchhalten und ergaben sich nach kurzem Kampf. Kerenski sorgte noch einmal für ein kurzes Zwischenspiel, als er von der Front Truppen abzog und mit ihnen auf Petersburg marschierte. Er blieb erfolglos, da ihn seine Soldaten im Stich ließen. Er flüchtete als Matrose verkleidet.

Im Januar 1918 sollte nach Wahlen eine konstituierende Versammlung einberufen werden. Die Bolschewiki erhielten nur 25% der Stimmen was sie aber nicht hinderte, diese Versammlung am ersten Tag platzen zu lassen und am folgenden Tag sperrten sie einfach alle Zugänge zum Taurischen Palast, so dass diese Konstituierende Versammlung nicht mehr stattfinden und die Bolschewiki nun endgültig die Macht an sich reißen konnten. Lenin konnte sich folgenden zynischen Satz erlauben: *„Die Auflösung der Nationalversammlung bedeutet die offene und vollständige Liquidierung der Idee der Demokratie zugunsten des Gedankens der Diktatur.“*

In Petersburg waren nun die Bolschewiki erfolgreich, in der Provinz sollte es noch lange dauern, bis sich ihre Macht in ganz Russland festigen konnte. Es war der Beginn eines mehrere Jahre dauernden, unmenschlichen Bürgerkrieges.

Moskau wurde nach schweren Kämpfen „erobert“, über tausend Tote wurden dabei gezählt. In vielen Städten der Provinz etablierten sich die „Roten“, aber nicht überall. Noch gaben in ungezählten Verwaltungen die alten Beamten den Ton an und ließen sich nicht verdrängen. Ein brutaler Kampf um die Macht begann.

Besonders in der westlichen Ukraine und bei den Kosaken am Don hatten die Roten noch keinen Erfolg. Im Gegenteil, nach einem niedergeschlagenen Aufstand der Bolschewiki in Kiew erklärte sich die Ukraine als unabhängige Volksrepublik.

Am 3. März 1918 wurde der Frieden von Brest – Litowsk geschlossen. Lenin scheint damit seinen Auftrag ausgeführt zu haben. Russland mußte fast eine Million qkm abgeben. Polen und Finnland wurden von Russland wieder abgetrennt und als souveräne Staaten anerkannt, ebenso Estland, Lettland und Litauen. Die von

¹²⁴ Lenins gesammelte Werke Bd. 3 S. 644

¹²⁵ In seinen Memoiren bestreitet Kerenski diese Version. Ihm sei zu seiner Sicherheit von den Amerikanern ein Auto angeboten worden, er lehnte ab und stieg zu seinem Chauffeur in sein Auto. Der amerikanische Wagen folgte ihm mit einem ihm ergebenen Offizier.

den Russen besetzten ostanatolischen Provinzen hatten sie an die Türkei zurückzugeben und mit der bereits selbständigen Volksrepublik Ukraine mußte Frieden geschlossen werden, die Roten Garden hatten abzuziehen und das bereits von Rumänien besetzte Bessarabien wurde endgültig Rumänien zugeschlagen. Vergleich man diesen Friedensvertrag von Brest – Litowsk mit dem Versailler Vertrag, der im November desselben Jahres abgeschlossen wurde, so ist daraus zu ersehen, dass Deutschland dabei viel glimpflicher davongekommen ist. Abgesehen von den Reparationszahlungen.

Russland hatte durch diesen Vertrag das ganze seit dem 17. Jahrhundert im europäischen Teil hinzugewonnene Territorium wieder verloren.

Es folgten nach dieser in aller Kürze beschriebenen Machtergreifung der Bolschewisten Jahre der inneren Zerrüttung durch einen Bürgerkrieg, wie ihn die Welt vorher noch nicht gesehen hatte.

Durch die Brutalität der Roten Armee, die sich aus den Roten Garden gebildet hatte, und die damit verbundene bolschewistische Schreckensherrschaft wuchs die Abneigung gegenüber den neuen Machthabern und es bildete sich überall im Lande ein anfangs unorganisierter Widerstand, der noch im Laufe des Jahres 1918 von ehemals zaristischen Generälen und Admiralen mit der Aufstellung neuer Truppen, die dann zu einer schlagkräftigen Armee, die unter dem Namen „Weiße Armee“ in die Geschichte einging, zusammengefasst wurden und die Bolschewisten an den Rand einer Niederlage bringen konnten. Große Teile Sibiriens standen unter ihrer Kontrolle, General Kolttschak war ihr Anführer. Unten am Don stand Denikin mit seiner Armee, die Ukraine war von deutschen Truppen besetzt, in Murmansk landeten die Engländer, am Schwarzen Meer die Franzosen und im Fernen Osten bei Wladiwostok die Amerikaner und Japaner und in Omsk wurde eine Gegenregierung eingesetzt. So wogte dieser Bürgerkrieg über zwei Jahre hin und her, das Land blutete aus, ausgesaugt von den jeweiligen Armeen, die für ihre Versorgung selbst sorgen mussten.

Im Winter 1919 auf 1920 bricht die sibirische Front zusammen, Kolttschak wird erschossen und auch Denikin wurde besiegt, General Wrangel setzte sich mit seiner Armee in die Krim ab und floh über das Mittelmeer.

Verhängnisvoll für die Weißen war, dass sie keine Koordination in ihren Unternehmungen aufbauen konnten, sei es auf Grund der großen Entfernungen, mangels Nachrichtenübermittlung und Eisenbahnverbindungen. Es waren Militärs an der Spitze dieser Revolutionsgegner, es fehlte zumindest ein überragender Kopf von der Qualität eines Lenin, der es verstanden hätte, die Öffentlichkeit von den Zielen dieser Gegenbewegung zum Bolschewismus zu überzeugen. Und die Zarenfamilie war im Juli 1918 umgebracht worden, so konnte das Zarentum ebenfalls nicht mehr als Zugnummer dienen.

Am Beispiel der Nationalitätenpolitik der Bolschewisten lässt sich ihre Verlogenheit nachweisen, die symptomatisch für ihre Politik der kommenden Jahrzehnte ist. Im Dezember 1917 erließ die neue Sowjetregierung eine Deklaration der „Rechte der Völker Russlands.“ Darin sollten die bisher „unterdrückten Völker

Russlands befreit werden, und zwar entschieden und in nicht wieder rückgängig zu machender Weise.“

Vier Prinzipien sollten „der Politik eines freiwilligen und ehrenhaften Bundes der Völker Russlands“ zugrunde liegen: „1. Die Gleichheit und Souveränität der Völker Russlands. 2. Das Recht der Völker Russlands auf freie Selbstbestimmung bis zur Abtrennung und Bildung eines selbständigen Staates, 3. Die Beseitigung aller jeglichen nationalen und nationalreligiösen Bindungen und Beschränkungen, 4. Die freie Entwicklung der nationalen Minderheiten und ethnographischen Gruppen, die das Territorium Russlands bewohnen.“ In Wirklichkeit sah diese Nationalitätenpolitik so aus, dass nur die Länder selbständig werden konnten, die sich militärisch gegen die rote Übermacht behaupten konnten. Das waren Polen und Finnland. Diese beiden Länder erzwangen tatsächlich ihre Freiheit. Die Finnen konnten die Rote Armee, die ihr Land besetzt hielt, vertreiben. Die Polen drangen sogar bis Kiew vor, wurden zurückgeschlagen und wie durch ein Wunder konnten die roten Truppen, die kurz vor Warschau standen, zurückgeschlagen werden.

Allen anderen Völkern Russlands wurde die versprochene Freiheit verwehrt, sie wurden brutal unter das Joch der neuen bolschewistischen Diktatur gezwungen.

Das Beispiel der Ukraine soll hier stellvertretend für die anderen Völkerschaften stehen, die in den vergangenen Jahrhunderten von Russland einverleibt worden waren und die jetzt auf Grund von Zusagen der neuen Machthaber aus diesem Staatenverbund gerne wieder austreten würden.

Nach ihrer wechselvollen Geschichte sah die Ukraine nun eine Möglichkeit, endlich die langersehnte Selbständigkeit und Freiheit vom russischen Joch zu erlangen und erklärte am 22. Januar 1918 ihre Unabhängigkeit, blieb aber trotzdem ein Spielball der umliegenden Mächte. Die Ukraine hatte große Bodenschätze, man denke nur an die reichen Kohlevorkommen im Donezbecken, ferner die riesige Getreideproduktion, die Seehäfen am Schwarzen Meer und außerdem war die Bevölkerung von Millionen Russen durchsetzt. Alles Argumente, die die Bolschewisten veranlassten, die Ukraine mit allen Mitteln im russischen Staatenverbund zu behalten bzw. wieder zurückzuholen. Sie besetzten Teile der Ukraine. Die Rada, das ukrainische Parlament, konnte sich nicht anders helfen und bat die deutsche Regierung um Hilfe, die auch prompt ihre Truppen in die Ukraine einmarschieren ließ. Die Roten wurden vertrieben, die deutschen Truppen besetzten die Krim und kamen sogar bis in den Kaukasus. Ordnung entstand allerorten in der Ukraine, die Bevölkerung atmete auf und es wurde sichtbar, wie die roten Truppen im Lande gehaust hatten. Unbeschreibliches Elend hatte sich ausgebreitet, der Ernteertrag war zurückgegangen. Jetzt schien alles besser zu werden, aber bereits im Herbst 1918 kam der Befehl aus Deutschland, wo die Niederlage im Westen nach vier Jahren Krieg absehbar war, zum Rückmarsch. Den deutschen Truppen folgten wiederum die roten Truppen, die aber bald von der Armee Denikins zurückgeschlagen wurden. Auch die mussten sich nach kurzer Zeit wieder zurückziehen und den Roten endgültig das Feld überlassen. Bis diese aber letztendlich ihre Macht in der Ukraine dauerhaft festigen konnten, vergingen noch weitere zwei Jahre, in denen Anarchie herrschte und Banditentum regierte.



Paradeaufmärsche in preußischer Tradition zur Machtdemonstration durften auch nach dem Einmarsch in die Ukraine nicht fehlen.

*Deutsche
Truppen in
der Ukraine*

*Parade in
Melitopol
1918*



*Markt in der
Ukraine,
deutsche
Soldaten
beim
Zigaretten-
tausch*

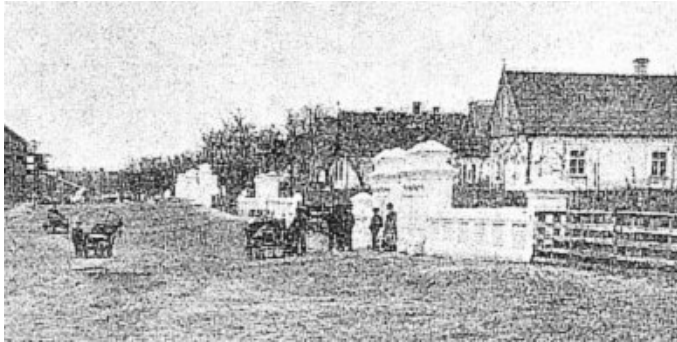


*Ukraini-
scher Pan-
zer-
wagen*



Zurück in die kleine Kolonie Waldorf und in das Jahr 1904, wo jetzt schon die sechste Generation seit der Gründung des Dorfes heranwächst.

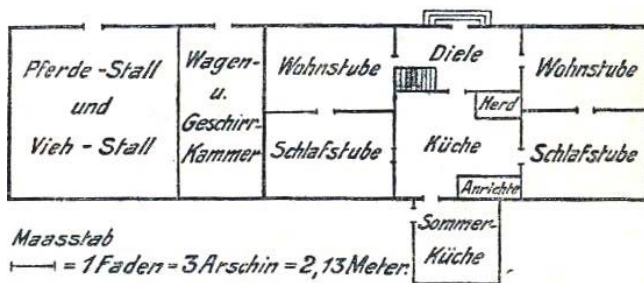
Vor genau hundert Jahren waren die ersten Siedler hier an der Molotschna angekommen und begannen, unter widrigsten Verhältnissen, die hier vorgefundene Steppe urbar zu machen und waren zusammen mit den Mennoniten und den im Jahre 1809 angekommenen weiteren Familien die Pioniere, die damals die Grundlage schufen für den Fortschritt und den sichtbaren Wohlstand der jetzigen Kolonisten.



Wenn nur einer dieser Ahnen jetzt nach hundert Jahren die Kolonien besuchen könnte, sei es hier an der Molotschna oder weiter westlich im Odessaer Gebiet oder in den

vielen anderen Siedlungsgebieten in den Weiten Russlands, er käme aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Nehmen wir an, es sei Andreas Walter, der als Zwanzigjähriger mit seinen Eltern eingewandert war und im Jahre 1815, von Prischib kommend, durch seine Heirat mit Theresia Hoff nach Waldorf gekommen war.



Grundriß eines deutschen Bauernhofes.

- Länge des Gesamthauses = 15 Faden.
- Länge des Wohnhauses = 9 Faden.
- Tiefe des Hauses = 4 Faden.
- Zimmer = 3×2 Faden.
- Diele = $3 \times 1,5$ Faden.
- Küche = $3 \times 2,5$ Faden.
- Stall = 4×4 Faden.
- Kammer = 2×4 Faden.
- Sommerk. = 2×2 Faden.

Er würde als erstes natürlich das Haus besuchen, das er noch gebaut hatte. Schon der äußere Anblick würde ihn beeindrucken. Eine weißgetünchte Mauer trennte das Anwesen von der Straße, die immer noch, genau so wie damals, im Sommer recht staubig war, bei Regen watete man in knöcheltiefem Schlamm. Das Haus selbst war wie alle anderen Häuser weiß

gekalkt. Jedes Jahr wurde es frisch gestrichen, das wollte die Tradition so. Vorbei an der Sommerküche betrat er das Haus, es hatte jetzt Holzdielen und keinen gestampften Lehm Boden wie zu seiner Zeit. Durch die Türen links warf er einen Blick in das Schlafzimmer der Eltern und in die Staatsstube, das war wie auch in

den Bauernhäusern in Deutschland die „Gute Stube“, in der nicht gewohnt wurde, die nur benutzt wurde, wenn Besuch kam. Die gediegenen Möbel beeindruckten ihn und er erinnerte sich an die bescheidene Einrichtung, an die er sich noch gut erinnerte. Die Küche heizte links das Staatszimmer und rechts das Wohnzimmer, in dem sich die Familie aufhielt und in dem man die Mahlzeiten einnahm. Dahinter kamen die Kammern der Kinder und die der Knechte und Mägde.

Unmittelbar an diesen Wohnteil schloß sich der Stall an. Erst kam das Großvieh und die Pferde, anschließend Schaf – und Schweinestall. Direkt angebaut an die Ställe war die Scheune, der Dreschplatz folgte unmittelbar daran anschließend. Man drosch noch mit dem Walzstein, eine Dreschmaschine, die für den einzelnen Wirt zu teuer war, konnte er bei den Hardocks bewundern, die sie hier bei der diesjährigen Ernte im Jahre 1904 zum ersten Mal einsetzten und natürlich auch anderen Wirten gegen eine Gebühr zur Verfügung stellten. Die Mähmaschinen bewunderte er besonders, zu seiner Zeit hätte er nicht einmal davon geträumt. Mit Sense und Sichel arbeiteten heute nur noch die ärmeren Wirte.

In der Schule würde er den kleinen Jakob antreffen, der gerade mit dem ABC Bekanntschaft machte. Lehrer in dieser kleinen Schule war Lorenz Kaul, der selbst aus Waldorf stammte und im gleichen Jahr eine Medaille für vieljährigen Schuldienst erhalten hatte.¹²⁶ Er soll ein guter Mensch und beliebter Lehrer gewesen sein, bei dem es äußerst selten mal zu einer Prügelstrafe gekommen ist, wie einige seiner damaligen Schüler zu erzählen wußten. Er hatte es verstanden, sich bei den Bauern Respekt zu verschaffen, so dass zur Schulzeit im Winter nicht ein Kind fehlte. Wichtig war ein gutes Verhältnis zu den Wirten auch schon deshalb, weil diese für die Schule und den Lehrer aus eigener Tasche aufkommen mussten.

Den Besucher würde aber wundern, dass der Unterricht nicht mehr in deutsch gehalten wird, er konnte ja nicht wissen, dass schon im Jahre 1880 Russisch als Amtssprache und damit auch als Unterrichtssprache in der Schule eingeführt worden war.

Direkt an das Schulhaus angebaut ist das Bethaus mit einem Glockenturm davor. Hier wurden Bibelstunden und auch Gemeindeversammlungen abgehalten.

Eine kleine Kapelle am Straßenrand erregte seine Aufmerksamkeit, es war das Familiengrab der Hardocks, ein Mausoleum, das nach dem Tod von Anton Hardock, dem langjährigen Oberschulz, errichtet worden war.

Zurück im Himmel, in den wohl alle Vorfahren der Walters nach ihrem anständigen Leben gekommen waren, würde er begeistert berichten, was ihre Nachfahren geleistet haben und dass er gerne noch mal ein Leben dort unten verbringen würde.

Einige Begebenheiten aus dem ereignisarmen Molotschnaer Gebiet zwischen der Jahrhundertwende und der Revolution:

¹²⁶ Odessaer Zeitung v. 8.4.04. Den Lehrern Emil Blank aus Alt-Nassau, Friedrich Stichling aus Friedrichsfeld, Peter Heim aus Leitershausen und Lorenz **Kaul** aus Waldorf ist Allerhöchst die Silberne Medaille am Alexanderbande zu tragen, verliehen worden.

Odessaer Zeitung vom 27. Oktober 1904: „Gestern Nacht hat sich im Pastorat in Prischib Schreckliches ereignet. Der ehrwürdige, alte, von jedermann gekannte und beliebte Pastor Baumann ist nebst Gemahlin und Tochter auf scheußliche, undenkbar grausame Weise ermordet worden. In seinem Bette friedlich schlafend ist er anscheinend mit einem Brecheisen erschlagen worden. Seine Gemahlin wurde im Nebenzimmer in einer Blutlache mit schwachen Lebenszeichen gefunden, ist jedoch, ohne die Besinnung wieder erlangt zu haben, nach ungefähr zwei Stunden gestorben. Am schrecklichsten ist der Anblick der ermordeten Tochter. Sie liegt mit zerschmettertem Kopfe, bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen, in einer Ecke des Zimmers. Wände und Fußboden sind vom Blute der Erschlagenen bespritzt. Die Köchin ist mit dem Leben davongekommen und liegt im Muntauer Krankenhaus. Nach ihrer Aussage sind an dieser Schreckenstat 4 Männer beteiligt gewesen. Einige verdachterregende Männer sind verhaftet. Von früh bis spät strömen Leute zusammen, um ihre Teilnahme kundzugeben.“

Im „Haus – und Wirtschaftskalender für deutsche Ansiedler in Russland“ auf das Jahr 1910 findet sich eine kurze Notiz: „Die Molotschnaer Kolonien begingen ihr hundertjähriges Jubiläum in aller Stille.“

Im gleichen Kalender vom Jahre 1912 stehen folgende Meldungen: „An der Molotschna gab es in den Sommermonaten einen heißen Schulkampf. Das Prischiber Gebiet beschloß nämlich, zwei neue Zentralschulen zu errichten, und zwar in Hochstädt und in Heidelberg. Die Gelder sollten aus der sogenannten Schäfereikasse fließen. Dem widersetzten sich aber die meisten Landlosen, weil nach ihrer Vorgabe das Schäfereikapital ausschließlich zum Landkauf für Landlose verwendet werden darf. Viele Landlose erließen in deutschen Zeitungen geharnischte Proteste gegen die Prischiber Gebietsverwaltung, die sich peinlich überrascht fühlte. Wie die Angelegenheit endigen wird, ist nicht vorauszusehen.“

Reiseplaudereien über Prischib¹²⁷

„Wer ist nicht schon die Strecke Groß – Tokmak gefahren. Es ist eine der beliebtesten Strecken unserer südrussischen Steppen, weil sie einen der wichtigsten Punkte mit der Eisenbahn verbindet, in denen Handel und Industrie blühen. Auch mich führte das Geschäft wie so oft durch diese Gegend. Ich hatte meine Geschäfte in Groß – Tokmak erledigt und es wartete auf mich eine sehr wackelige Kutsche, um mich zur Station Prischib zu bringen. Kaum waren ich und mein Reisegefährte eingenicke, da wurden wir plötzlich aus dem Schlaf geweckt, denn das Gefährt begann unbarmherzig zu wackeln. Es gab einen grässlichen Ruck, wir schlugen mit

¹²⁷ Haus und Wirtschaftskalender 1912

den Köpfen an das sehr mangelhafte Polster der Decke, da im selben Momente der Wagen stehen blieb. Auf unsere erschrockene Frage antwortete er: „Wir passieren eben die Kolonie Prischib, da hat es bekanntlich furchtbar große Löcher auf der Straße und wenn man glücklich alle Löcher ohne Malheur passiert hat, so kann man von Glück sprechen.“ Auch dass die Stränge des Geschirrs zerrissen waren, regte ihn nicht sonderlich auf. Mir wurde diese Stunde, die ich in der Prischiber Pfütze zubrachte, zu einer halben Ewigkeit, um so mehr, als das Trottoir wegen des Schmutzes nicht zu erreichen war. Wer in ähnlicher Lage schon gewesen ist, wird, wird verstehen, dass ich mich nicht gerade schmeichelhaft über die Prischiber Ordnung ausgedrückt habe. Dieses Schimpfen missfiel meinem Reisegefährten anscheinend, der Prischib wohl näher kannte. Er fing an, Prischib über alles zu loben. Weil diese Schilderung viel Interessantes enthält, möchte ich den Leser der Odessaer Zeitung auch näher damit bekannt machen, um zu zeigen, dass in unseren Kolonien neues Leben und neues Interesse erwacht ist. Er erzählte mir, dass die Prischiber fast durchweg sehr verständige Leute seien und dass ein jeder Sinn für Fortschritt und Kultur habe. „Leider ist in früherer Zeit so manches Vorhaben gescheitert an Zwist und Parteiwesen, so dass wir in manchen Sachen unseren Nachbarn, den Mennoniten, nach sind. Heut zu Tage ist der Geist des Aufbaus und des Wirkens erwacht. Das beweist die neue Mädchenschule für die von allen Seiten beigesteuert wurde, so dass ihr Fortbestehen gesichert ist. Vor allem wollen sie die Straße in Prischib, wo wohl Hunderte von Wagen täglich passieren fahrbar machen, indem sie die arschintiefen Löcher mit Schlacken und Sand vollfahren und den Boden drainieren will, wo sonst monatelang nach dem Regen Wasser steht, das die lieblichsten Düfte verbreitet. Viele Tausend Menschen und Vieh, das sich oft hier oft zuschanden prügeln lassen muß, um wieder aus den Morastlöchern herauszukommen, würden den Prischibern ein „Vergelts Gott“ zurufen.“ Er berichtete weiter, dass ein Krankenhaus bewilligt worden ist. Da es in Prischib auch viele Arme gibt, ist ein Armenverein mit einem Armenhaus in der Planung, eine Veterinärstelle ist beantragt worden. Ein auswärtiger Herr wollte wie schon in anderen Städten, eine „Barmherzigkeitsanstalt“ gründen, die Obrigkeit bekam aber Wind davon, dass es um einen Spielsalon handeln soll. Und noch einiges mehr führte der Reisefährte an. Zum Schluß sagte er noch: „Und sie wollen unseren Kolonien Gleichgültigkeit, ein Sichgehenlassen vorwerfen?“ „Ja, wenn die Sache so ist, dann allen Respekt vor Prischib, ich nehme mein Wort von vorhin zurück“ war meine Antwort.

Die Ernte war an der Molotschna sehr gut.(1912)

Im Sommer wurde in Waldorf eine Milchtrocknungsanstalt errichtet, die voraussichtlich gute Geschäfte machen wird.“ (1912)

Über die Entstehungsgeschichte dieser Milchpulverfabrik ist überliefert¹²⁸: Der langjährige Oberschulz an der Molotschna, Anton Hardock, fühlte sein Ende herannahen. Er rief seine sechs Kinder, Friedrich, Johann, Amalie, Ottilie, Katharina und Pauline zu sich und sagte zu ihnen: „*Also hört mal, ich sage euch folgendes: Ihr seid alle gut versorgt, deshalb bestimme ich, dass das auf der Bank liegende Geld nicht unter euch verteilt werden darf, sondern ihr müsst es gemeinsam investieren, worin, das überlasse ich euch.*“ Es wurde eine Gesellschaft gegründet, in die auch die Schwiegersöhne Peter und Paul Härty sowie Jakob und Valentin Schrepp einbezogen waren.

Der Sohn Friedrich Hardock hatte in Deutschland studiert, reiste dorthin zurück und ließ sich in Hamburg beraten. Der hohe Anteil an Milchvieh in den Molotschnaer Kolonien beiderseits des Flusses Molotschna, also auch bei den Mennoniten, legte es nahe, für die Verwertung dieses Milchüberschusses eine Fabrik zur Herstellung von Trockenmilch zu errichten. Eine deutsche Firma aus Hamburg, deren Name sich heute nicht mehr ermitteln lässt, lieferte die Anlage, machte die Bauausführung und stellte auch einen, reichsdeutschen, Fachmann als Betriebsleiter. Diese in Russland einmalige Fabrik machte von Anfang an gute Geschäfte. Bis Moskau drang ihr Ruf, die Regierung wurde auf sie aufmerksam, es kam zu Verträgen mit dem Verteidigungsministerium und so war durch Armeelieferungen ein regelmäßiger Absatz gewährleistet.

Die schon an anderer Stelle erwähnte neunzigjährige Tante erzählte immer, daß sie mit anderen Kindern in dem Milchpulver spielte wie bei uns Kinder im Sand.

Im „Haus – und Landwirtschaftskalender für deutsche Ansiedler im südlichen Russland“ auf das Jahr 1913 findet sich folgender Bericht über Waldorf:

„Das Dorf liegt an dem kleinen Flusse Kukurlak, welcher sich oberhalb Altmontal in den Tschingul ergießt. Es wurde etwas später angesiedelt als Prischib, nämlich 1809. Die Entfernung von Prischib beträgt 10, vom Pfarrorte Heidelberg 7, vom Prischiber Doktorbezirk 10, von der Bahnstation Prischib 25 und von der Kreisstadt 60 Werst. Das Dorf ist in 41 Höfe eingeteilt. Die Einwohnerzahl ist auch hier wie überall gestiegen und besteht aus 256 Seelen (119 männliche und 137 weibliche.) Den Ansiedlern wurde ein Landareal von 1 741 Desjatinen brauchbaren und 199 unbrauchbaren Landes zugewiesen. Die Straße des Dorfes führt von Norden nach Süden, wo dieselbe ein Knie macht und südöstlich endigt. Auf Schönheit darf das Dorf wohl kaum einen Anspruch machen. Die Bodenbearbeitung ist hier leichter als in vielen anderen Dörfern, indem das Ackerland fast rings um das Dorf her sich ausbreitet. Unter anderen gewerblichen Etablissements seien erwähnt: 1 Dampfmühle, 1 Windmühle, eine Ziegelei und eine Milchsterilisationsfabrik. Die Straße führt uns auf geschlängeltem Wege von einem Ende des Dorfes zum anderen.

¹²⁸ Aus der Erzählung von Tante Liesel Erler (90)

Auf der Abbildung sehen wir links einen Teil der Kapelle, welche über dem Grabe des verstorbenen langjährigen Oberschulzen Anton Hardock errichtet worden ist. Weiter hinauf erhebt sich ein zweistöckiges, noch unfertiges Gebäude. Es ist dies die Milchsterilisationsfabrik, welche von einer Gesellschaft dortiger Ansiedler Johann und Friedrich Hardock u. Co. Im Jahre 1912 gegründet worden ist. Es ist dies ein Unternehmen, das in den Kolonien einzig dasteht und man kann demselben nur den besten Erfolg wünschen.

Waldorf hat auch eine schöne, erst 1907 erbaute Schule. Schulutensilien und Anschaffungsmittel lassen viel zu wünschen übrig. Die Schule ist einklassig und hat nur 46 Schüler. Am 10. Mai 1912 schied Lehrer Lorenz Kaul nach 22-jährigem Wirken an der Waldorfer Schule aus dem Amt, wobei man demselben in Anerkennung seiner aufopfernden treuen Tätigkeit eine Dankadresse nebst einem photographischen Bildnisse des Lehrers im Namen der Waldorfer Gemeinde überreichte.

Nach der letzten Statistik zählte man in Waldorf 201 Pferde, 222 Stück Rindvieh und 170 Schweine. Aus diesen Zahlen ist zu sehen, dass die Milchwirtschaft hier stärker betrieben wird als Pferde – und Schweinezucht, da die Stückzahl die der Pferde und Schweine übersteigt, was in den 27 Kolonien der Prischiber Wolost nur noch bei Prischib, Andreburg und Alt-Montal der Fall ist.

Die Liquidationsgesetze hatten sich hier in Taurien nicht sehr ausgewirkt. Wegen der Aussaat im Jahre 1916 wurde ihre Ausführung verschoben. Es sind allerdings einige Fälle bekannt geworden, in denen doch Enteignungen stattgefunden haben. So wurden im Staatsarchiv in Simferopol zwei Dokumente gefunden, laut denen in zwei Wirtschaften Enteignungen stattgefunden haben: „Auf Grund des Gesetzes vom 15. Dezember 1915 ... wird ein Nutzungsverbot über den Gutshof von Johann Walter in dem Dorf Lugowoje (Blumental), Gouvernement Taurien, Landkreis Melitopol, Prischiber Gebiet verfügt. Das Anwesen umfasst 1 500 Quadratsachen....“ Das zweite Dokument betraf Wilhelm Walter aus dem Dorf Tschaikino (Hoffental). Größe dieses Anwesens 60 Desjatinen und 150 Saschen. Beide Dokumente sind datiert vom 16. März 1916. Über das Schicksal dieser Familien sagen diese Dokumente nichts aus. Es gibt auch keine statistischen Angaben über die Anzahl von Enteignungen an der Molotschna. In einer regierungsamtlichen Zeitung wurde Anfang 1917 für das gesamte Gouvernement Taurien eine Zahl von 44 678 Desjatinen genannt, die unter die Enteignung fielen.

Während dieser Zeit ist der Sohn Jakob Walter zu einem jungen Mann herangereift, der, klein und untersetzt, aber von kräftigem Körperbau, in der Wirtschaft seines Vaters eine unentbehrliche Hilfe war. Er war der zweitälteste von neun Kindern und als Hoferbe vorgesehen, die vier Brüder, das zeigte sich schon im Kindesalter, schienen sich für mehr als nur die Landwirtschaft zu interessieren und es war erkennbar, dass sie einmal höher hinaus wollten. So kam es auch. Um dem weiteren Verlauf ihrer Lebensgeschichte vorzugreifen sei hier gesagt, welchen Weg sie später einschlagen werden. Anton wurde Arzt, Friedrich Lehrer und Josef

Tierarzt. Von Christian gibt es leider wenig zu berichten. Doch bis dahin wird noch viel Leid und Elend über die Familie und alle deutschen Kolonisten kommen.

Die vier Schwestern heirateten alle deutsche Männer, etwas anderes kam zu dieser Zeit noch nicht in Frage.

1916 wurde Vater Jakob Walter zum Schulz in Waldorf gewählt. Das Wahlergebnis wurde allgemein begrüßt, die Wahl war einstimmig erfolgt und auch der Oberschulz und die Semstwoverwaltung nickten das Ergebnis ab.

Von Zeitzeugen wird er als streng, aber überaus gerecht beschrieben und soll auch von den Ukrainern in den umliegenden Dörfern sehr geschätzt gewesen sein. Solch ein Mann wurde in diesen unruhigen Zeiten gebraucht. Die Wohnung des Schulzen war gleichzeitig auch das Amtszimmer und es ging aus und ein in diesen Tagen. An die Arbeit auf den Feldern war nicht zu denken, die konnte er getrost seinen Söhnen überlassen.

Die Aufgaben eines Dorfschulzen waren vielfältig. Papierkrieg gab es in den Kolonien schon seit der ersten Ansiedlung. Jedes, auch das kleinste Vorkommnis mußte dem Oberschulzen gemeldet werden. Die „Instructionen“ aus dem Jahre 1803 galten auch jetzt noch, sie schrieben dem Schulzen u. a. vor: Er mußte die Feldbestellung jedes einzelnen Wirtes überwachen, den Feuerschutz kontrollieren und die Brandwachen einteilen. Er hatte für Ordnung und Disziplin zu sorgen, auf Sauberkeit in den Wirtschaften und auch davor auf der Straße zu achten, um nur einige wenige zu nennen.

Dieses dritte Kriegsjahr (1916) sollte das letzte Jahr im Leben der Kolonisten sein, in dem sie noch Feste feiern konnten wie Ostern und Weihnachten, aber auch Hochzeiten und vielleicht auch noch, in kleinerem Maße, Schlachtfeste, die früher Höhepunkte im Leben der Kolonisten waren.

Immer häufiger tauchten in den Dörfern, vorwiegend in den ukrainischen und russischen, weniger in den Kolonien, obskure Gestalten auf, Agitatoren, die unter der ländlichen Bevölkerung gegen das bestehende System der Monarchie zugunsten einem nicht deutlich genug erklärten System sozialer Gerechtigkeit Stimmung machen sollten.

Das Jahr 1917 brachte mit der Februarrevolution den durch solche und andere Vorzeichen erwarteten Umschwung. Die Bauern erhofften sich nun ein besseres Leben, die Kolonisten ein ruhigeres und die Rücknahme der Liquidationsgesetze. Diese wurden von der neuen Regierung erst mal ausgesetzt.

Es war noch eine bürgerliche Revolution, die nach zwei weiteren Umbildungen durch die Bolschewiki mit einem brutalen Staatsstreich abgelöst wurde. Nun überstürzten sich die Ereignisse. Die neuen Machthaber, die Bolschewiki, garantierten scheinheilig allen Völkern ihre Freiheit (s. oben) und so sagte sich die Ukraine von Russland los und erklärte sich als „Freien Staat“, worauf Russland in die Ukraine einmarschierte. Die Rada (Nationalrat der Ukraine) schloß im Februar 1918 mit dem Deutschen Reich einen Separatfrieden noch vor dem Separatfrieden der Russen mit Deutschland und bat die deutsche Regierung um Hilfe. Diese stimmte zu und im März 1918 besetzte die deutsche Armee die Ukraine bis zur Krim und dem

Kaukasus, die österreichische Arme Wolhynien, Podolien, den Bezirk Cherson und Jekaterinoslaw. Die Rote Armee wurde vertrieben, sie war noch nicht so gut organisiert, um eine Armee genannt zu werden.

Mit dem Einmarsch der Deutschen ging ein Aufatmen durch die Kolonien, man hoffte, jetzt seine Felder bestellen und ein einigermaßen ruhiges Leben führen zu können. Hatten doch Räuberbanden das Land überzogen, hatten geraubt und geplündert, Gutshöfe niedergebrannt und Menschen wahllos gemordet. In den Dörfern waren es die wohlhabenden Bauern, die am meisten zu leiden hatten.

Nun aber schien mit der deutschen Armee im Rücken die Stunde der Rache gekommen. Was den Kolonisten von bestimmter Seite angekreidet wird, aber bis heute nicht untersucht und erforscht werden konnte, ist die Tatsache, dass viele Kolonisten bei Strafaktionen in den Ukrainer- und Russendörfern mitmachten, von denen vor dem Einmarsch der Deutschen oft Plünderungen ausgegangen waren, und den Soldaten den Weg dorthin zeigten.¹²⁹

Unter dem Schutz der deutschen Truppen konnten Bestrebungen der deutschen Kolonisten realisiert werden, wie sich die Zukunft der Deutschen in Russland am besten gestalten lässt.

„Unter dem Schutz der deutschen Truppen waren Forderungen laut geworden, wie die Zukunft der deutschen Kolonisten in gelenkte Bahnen zu bringen und zu gestalten sei. Zu diesem Zweck wurde am 7. März 1918 in Prischib ein Kongreß einberufen, an dem 700 Delegierte aus den Gouvernements Taurien, Jekaterinoslaw, Charkow u.a. teilnahmen. Ein zweiter Kongreß folgte am 9. April in Odessa mit ebenfalls 700 Delegierten aus den früheren Gouvernements Cherson und Bessarabien. Dabei standen sich zwei Meinungen gegenüber. Die einen wollten sich restlos dem Deutschen Reich angliedern mit voller deutscher Staatsbürgerschaft, die anderen forderten das Recht, auszuwandern, wenn sich Anarchie und Terror verstärken sollten. Es wurde eine Resolution in diesem Sinne beschlossen „...Seine Majestät, den Deutschen Kaiser zu bitten, die deutschen Kolonisten und alle anderen deutschen Bewohner dieser Gebiete tunlichst rasch in den Reichsverband aufzunehmen und unter den Schutz der deutschen Gesetze zu stellen. Zugleich erklären sie sich bereit, alle mit der deutschen Staatsbürgerschaft verbundenen Pflichten mit Freuden zu tragen, erlauben sich, die Bitte auszusprechen, ihre und ihrer Vorfahren hundertjährige Kulturarbeit zu verwerten und aus dem taurischen Gouvernement zusammen mit der Krim ein Deutschland unterstelltes Staatswesen zu bilden und sie hier als Vorposten und Pioniere Deutschlands zu belassen. Sollte dies nicht möglich sein, dann bitten wir Sie, die Rückwanderung in das Mutterland unter deutschem Schutz einzuleiten. usw.“¹³⁰

¹²⁹ Malinowski: Die deutschen Kolonisten als Teilnehmer an den Strafexpeditionen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Streitkräfte im Bewusstsein der ukrainischen Bevölkerung

¹³⁰ Lindemann

Daß die deutsche Regierung darauf nicht reagieren konnte, versteht sich von selbst. Irgendwie war dieser Wunschtraum unreal und in keiner Weise zu verwirklichen. Man kann dies nur als Ausdruck der Verzweiflung und Angst vor der Zukunft verstehen.

Die deutsche Armee konnte mit ihren schwachen Kräften das große Gebiet nicht so genau kontrollieren, dass man sagen konnte, nun sei alles in Ordnung. Überfälle durch Räuberbanden gab es immer noch, wenn auch nicht in dem Ausmaß wie vor dem Einmarsch der Deutschen. Durch ihre genaue Ortskenntnis hatten sie einen großen Vorteil gegenüber den fremden Truppen, konnten weiträumig deren Stützpunkte umgehen und ihr unseliges Treiben fortführen. Allerdings hatten auch die Deutschen in den deutschen Kolonisten willige Helfer, die den Truppen als Dolmetscher dienen und ihnen ebenfalls mit ihrer Ortskenntnis helfen konnten.

Die deutschen Soldaten, die 1918 von der ukrainischen Regierung ins Land gerufen worden waren, staunten nicht wenig, als sie mitten in der ukrainischen Steppe geordnete, saubere, an die Heimat erinnernde Dörfer mit deutsch sprechenden Einwohnern vorfanden. So war es auch bei unseren Kolonisten an der Molotschna. Von Heidelberg kam die Kunde von der Ankunft der Deutschen, die unweit von Waldorf bei Prischib über die Molotschna nach Halbstadt übersetzen wollten, um ihren Vormarsch fortzusetzen. Auf diese Nachricht hin versammelten sich in Waldorf alle Dorfbewohner am Ortseingang. Eine von Jakob Walters Nichten musste zur Begrüßung der deutschen Soldaten ein Gedicht aufsagen und dem Offizier Blumen überreichen. Dieser fragte: „Was ist denn dies für eine Sprache, die das Kind spricht?“ Großvater, der zu dieser Zeit Schulz in Waldorf war, antwortete: „Das ist Schwäbisch, Herr Major!“¹³¹

Da trotz des Schutzes durch die deutschen Truppen sporadische Raubüberfälle nicht zu verhindern waren und als Vorsorge gegen Angriffe der Roten Armee wurde den deutschen Kolonisten geraten, einen Selbstschutz zu gründen. So wurden alle Schulzen des Gebietes nach Prischib gerufen und es wurde einstimmig beschlossen, einen solchen Selbstschutz aufzubauen. Jeder Schulze sollte dafür verantwortlich sein. Also organisierte Jakob Walter für sein Dorf diesen Selbstschutz, der jedoch bei einer Einwohnerzahl von 300 bis 400 Personen wenig wirksam sein konnte. Abschreckend muß dieser Selbstschutz gewesen sein, es ist nicht bekannt, dass während der deutschen Besetzung hier an der Molotschna Raubüberfälle stattgefunden haben.¹³²

¹³¹ Aussage von Tante Liesel Schepel, die dieses Kind war.

¹³² Unten: Ausweis. Es wird bestätigt, dass der Unterzeichnete, Stabskapitän Härty, Mitglied des Selbstschutzes ist. Prischib, 11.2.1919.

ШТАБЪ
САМОБОРОНЫ

Пришибской Волости
февраля 11 дня 1919 года.

УДОСТОВЕРЕНІЕ.

Предъявитель сего дѣйствительно есть Штабъ
капитанъ П.П.ГЕРТИ, состоящій въ Самообо-
ронѣ, что подписью и приложеніемъ казенной
печати удостоверяется.



Начальникъ Штаба
Подпоручикъ: *[Signature]*
Адыютантъ: *[Signature]*

Selbst die Mennoniten, deren Religion den Dienst mit der Waffe verbietet, bildeten ebenfalls einen vorwiegend aus jungen Männern und Studenten bestehenden Selbstschutz.

Auch in anderen Kolonistengebieten wurde zur Selbsthilfe gegriffen und ein Selbstschutz aufgebaut.

Aus Großliebental kommt die Kunde, dass dort ein größerer und wirksamer Selbstschutz aufgebaut worden war. Der Oberschulz vom Großliebentaler Gebiet, Kutschurgan genannt, Johann Lauer, war beauftragt worden, diesen Selbstschutz zu organisieren.

Lauer berichtet in seinen Erinnerungen¹³³ von Kämpfen mit den Roten und vom Einmarsch der deutschen Truppen. Es gab viele Tote, allein in Großliebenthal, nachdem die Roten in einem Rachezug das Dorf besetzt hatten, wurde 96 Männer und Frauen umgebracht.¹³⁴

Dieses Gebiet wurde öfters von Machno „besucht“. Lauer schreibt darüber: „Die Machnoleute spannten vor jeden deutschen Federwagen vier Kolonistenpferde und brachten auf den rückwärtigen Sitzen Maschinengewehre an. So zogen sie plündernd von Dorf zu Dorf. In einem Dorfe des Taurischen Gouvernements schlachteten sie alle Männer bis auf 16 Jahre ab und warfen den Pastor Holloch und seinen studierenden Sohn in eine tiefe Schlucht.“

¹³³ Johann Lauer: Erlebnisse der deutschen Kolonisten im Schwarzmeergebiet.

¹³⁴ Lindenblätter Berlin. S. 27

Von der Wolga liegen ebenfalls Berichte über Aufstände und deren brutale Niederschlagung unter großen Verlusten der dortigen Kolonisten vor.

Nach der deutschen Niederlage im Westen war eine der Waffenstillstandsbedingungen, dass die deutschen Truppen aus der Ukraine abgezogen werden müssen. Deshalb räumten die Deutschländer, wie die Kolonisten die deutschen Soldaten genannt hatten, zum Bedauern der deutschen Bevölkerung die Ukraine. Ein Teil der Armee nahm seinen Weg über das Schwarze Meer und Griechenland, wo die Soldaten vorübergehend interniert waren, und über Ostpreußen, um nicht durch Polen marschieren zu müssen.

In diesen nun leer gewordenen Raum stieß die Weiße Armee unter dem Kommando von General Denikin. Bauernaufstände gegen die Repressalien der Roten erleichterten der Weißen Armee unter Denikin von Osten kommend den Durchbruch in die Ukraine. Es folgte ein völlig unübersichtliches Durcheinander, unter dem die Bevölkerung der Ukraine und ganz besonders die deutschen Kolonisten zu leiden hatten. Gerade die Molotschna war heiß umkämpft und wechselte mehrmals die Besetzer. Um die Dimension der Kämpfe zu illustrieren, die Stadt Kiew wechselte sogar 14 Mal die Besetzung. Ganze Dörfer wurden niedergebrannt, Menschen oft bestialisch umgebracht. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle all diese Untaten zu beschreiben. Es war unbeschreiblich. Nur eine Tatsache sei hier noch angeführt. Auch unter der Besetzung der Weißen gab es Opfer, 150 000 sollen es gewesen sein, die im Zuge von Pogromen und Säuberungen umkamen.¹³⁵

Einer der schlimmsten Anarchisten und Banditen war ein Mann namens Machno, der im weiteren Verlauf dieses Berichtes eine besonders unrühmliche Tat vollbringen sollte. Er überfiel Dörfer und Städte, mordete und raubte, sogar noch während der deutschen Besetzung. Er war mit seinen Leuten so beweglich, dass ihn nicht einmal die deutschen Truppen fassen konnte.

Bevorzugt „besuchte“ er mit seinen Leuten die Dörfer der Mennoniten, weil diese wirklich reich waren und deshalb bei ihnen am meisten zu holen war. Wenn es auch „nur“ bei Raub von Inventar und Lebensmitteln geblieben wäre, doch es wurden unzählige Menschen meist auf grausame Weise umgebracht. In einem Buch über ihn und seine Spießgesellen¹³⁶ sind Hunderte von ermordeten Mennoniten aufgezählt, eine furchtbare Statistik. Allein in Tieve umfasst die Statistik 97 auf brutalste Art ermordete Frauen, deren Männer und auch Kinder. Bei 90 % dieser Opfer steht als Art der Tötung „erschossen und zerhackt“ oder „zerhackt und verbrannt.“ Es finden sich auch Zusätze wie „die Hände mit Granaten zerrissen, starb an den Wunden (Johann W. Martens)“, „den Kopf zerhackt, starb bald danach, (Peter Klassen), „hatte 21 Wunden, starb nach längerem Leiden, (Gerhard G. Bargesen)“, „zerhackt und von Hunden gefressen“ (Friedrich Wunsch), Witwe Giesbrecht, Großmutter, zerhackt und verbrannt, „Prediger Jakob T. Friesen wurde

¹³⁵ Schwarzbuch des Kommunismus S. 96

¹³⁶ Viktor Peters: Nestor Machno, Das Leben eines Anarchisten. Echo Books, Winnipeg, Canada

der Kopf gespalten,“ „Lehrer Heinrich Neufeld und Lehrer Johann Toews in der Schule erschossen (Orloff)“.

Ein Wegbegleiter Machnos, ein gewisser Peter Arschinoff¹³⁷ lobte in einem Buch Machnos Werdegang und seine Tätigkeit in den höchsten Tönen, stilisierte ihn zu einem Feldherrn, der ein Heer befahlte und er sei es gewesen, der Moskau vor den Weißen gerettet habe, indem er Denikin zurückgeschlagen hätte. Er schrieb u. a. *„Nachdem er (Machno) die stärkste Stoßtruppe Denikins geschlagen hatte, ließ er seine Truppen in drei Richtungen abmarschieren. Wie ein gewaltiger Riesenbesen zog er durch die Dörfer, Flecken und Städte und fegte jeden Geist der Ausbeutung und Knechtung hinaus. Gutsbesitzer, Großbauern, Polizisten, Priester, Dorfälteste und Offiziere, die sich versteckt gehalten hatten, sie alle fielen den Machnotruppen zum Opfer. Die Gefängnisse, die Polizei – und Kommissarreviere, diese Symbole der Volksknechtung, ließ er zerstören. Jeder, dem nachgewiesen werden konnte, dass er Bauern und Arbeiter beleidigt hatte, mußte das Leben lassen. Hauptsächlich waren es Gutsbesitzer und reiche Großbauern, die in dieser Periode umkamen.“*

Bei den Kolonisten rechts der Molotschna sah es nicht anders aus, von den Opfern in diesen Dörfern gibt es leider keine Statistik. Diese Dörfer waren nicht nur bevorzugtes Ziel für die Untaten der Machnowcy, sie waren auch mehrmals Kampfgebiet zwischen der Roten Armee und Denikins Weißer Armee. Nur von Waldorf konnte eine wohl nicht ganz vollständige Aufstellung erstellt werden.

Einwohnerverzeichnis von Waldorf Stand 1939

Aufgezeichnet von Jakob Walter¹³⁸

Bader*	Emanuel	Bauer	ermordet 1919
	Johann	Bauer	ermordet 1919
Barth*	Johann	Bauer	ermordet 1919
Block	Jakob	Müller	
Eichmann*	Josef	Bauer	erschossen
Erlers*	Emanuel	Rechtsanwalt,	verschollen in Sibirien
	Gottfried	Bauer	
	Heinrich	Lehrer	verstorben in Sibirien

¹³⁷ Peter Arschinoff: Geschichte der Machnobewegung, Herausgegeben von der Union anarchistischer Verein Berlin und Umgegend.

¹³⁸ 1939 beim Reichstreffen der Russlanddeutschen in Stuttgart interviewte ein Forscher einige Teilnehmer und erhielt diese Information von Jakob Walter, meinem Vater. Er machte diese Angaben nach seiner Erinnerung, die Zusatzangaben über das spätere Schicksal der Einwohner stammen von der schon öfter genannten Tante Liesel Schepel.

	Johann Josef Friedrich	Bauer Lehrer	1921 verhungert früh gestorben Sein Sohn 1919 ermordet
Essert			
Frank	Anton Anton	Buchhalter Bauer	Mit Frau 1922 verhungert 1922 verhungert
Haberling*	Leopold	Bauer	1937 verhaftet, ermordet
Hartmann*	Peter	Bauer	
Hardock	Friedrich	Bauer	Im Gefängnis gestorben
Jaufmann	Emanuel Friedrich Karl	Schmied	ermordet 1919 1937 verschickt nach Sibirien 1937 verschickt nach Sibirien
Kaul	Lorenz	Lehrer	ermordet
Lux	Alexander		1922 nach Deutschland ausgesiedelt
Matz	Emanuel	Bauer	1921 verhungert
Paul	Josef	Schmied	1937 verschickt nach Sibirien
Ritter	Peter	Arzt	1937 verschickt nach Sibirien
Vogel*	Jakob		ermordet 1919
Walter*	Andreas Friedrich	Bauer Bauer	verhungert 1922 1937 verschickt nach Sibirien
	Jakob	Bauer	Erschossen zusammen mit Sohn Christian 1919 ermordet
Zängler	Josef	Bauer	1922 gestorben in Sibirien

Hier schließt sich nun der Kreis, mit dessen Zeichnung am Anfang dieses Buches mit der Schilderung des Mordes an unserem Großvater begonnen und dann über mehrere Stationen (Panslavismus, Bismarck und deutsche Reichsgründung, Deutschenhetze in Russland, Sozialrevolutionäre, Revolution 1905 Erster Weltkrieg und Oktoberrevolution) und Jahrzehnte hinweg dem Leser die allmähliche Entwicklung nahegebracht werden sollte, wie und warum es zu solchen Vorkommnissen und in deren Gefolge zu einem Gewaltssystem geführt hat, das die Welt über siebzig Jahre hinweg in Atem gehalten hat.

Es folgt ein Beitrag unseres Veters Viktor Gerweck, der in Waldorf aufwuchs und diesen Bericht über die schrecklichen Ereignisse nach der Erzählung von unserer Großmutter geschrieben hat.

Schlimme Zeiten

Aufgezeichnet von Viktor Gerweck

Wenn man von Heidelberg und Blumental nach Heidelberg kommt, war das vierte Haus auf der rechten Straßenseite das Haus unseres Großvaters Jakob Walter. Die Wirtschaft bestand aus 60 Desjatinen Ackerland und einem Wiesenanteil. Das Haus war, wie alle anderen, aus Brandziegeln (Backsteinen) gebaut. Der Grundriß entsprach dem gleichen Schema wie alle anderen Bauernhäuser in den Kolonien und wie an anderer Stelle bereits beschrieben.

Eine durchschnittliche Wirtschaft hatte 4-6 Pferde, 6-8 Kühe und allerlei Geflügel. Das Getreide, in der Regel Weizen, wurde erst mit Walzsteinen, dann mit Dreschmaschinen, die mit Pferden betrieben wurden. Mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wurden sie dann mit einzylindrigen Dieselmotoren angetrieben. Die Arbeit auf der Wirtschaft war schwer. Von März bis Oktober mußte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gearbeitet werden. Außer Weizen wurden noch Sonnenblumen, Kartoffeln, Rüben und Arbusen (Wassermelonen) angebaut. Der Anbau dieser Sorten war wohl arbeitsintensiver, brachte dafür bei Verkauf auch mehr ein. Und deckte außerdem den Eigenbedarf, der sonst zu hohen Preisen hätte eingekauft werden müssen.

Im Grunde verlief das Leben der Kolonisten ziemlich eintönig und gleichmäßig, ganz wie ein stiller Fluß. Neben der Arbeit wurde an Feiertagen und Hochzeiten lustig, aber nicht übermäßig gefeiert. Die Hochzeiten fanden meist im Frühjahr und im Herbst statt. Dann aber wurde nach alter deutscher Sitte ordentlich gefeiert und geschmaust.

Wie schön war dieses einfache und an sich monotone Leben gegenüber dem, was die deutschen Kolonisten mit Beginn des Ersten Weltkrieges erwartete.

In den Schulen und in der Öffentlichkeit wurde der Gebrauch der deutschen Sprache verboten. Die Russen und die Ukrainer wurden durch slawophile Einpeitscher aufgehetzt und in der Presse wurden die Deutschen für alle möglichen Mißstände verantwortlich gemacht. In jedem Dorf schnüffelten Polizeispitzel herum und es kursierten Gerüchte, daß man die Deutschen nach Sibirien aussiedeln wollte.

Großvater war zu dieser Zeit Schulz in Waldorf und gab sich große Mühe, Ruhe und Frieden im Dorf aufrechtzuerhalten, denn die Ukrainer aus dem Nachbardorf Kukurlak provozierten immer wieder Schlägereien unter den Jugendlichen.

Großvater war nicht nur unter den deutschen Landsleuten als überaus gerechter Mann anerkannt, auch die Ukrainer schätzten ihn wegen dieser Eigenschaft und so gelang es ihm immer, alle Reibereien friedlich zu schlichten.

Durch den Krieg stiegen natürlich die Steuern und Abgaben und da immer zuerst und am meisten von denen genommen wird, wo viel vorhanden ist, waren es die Deutschen, die besonders rangenommen wurden. Sie mußten so viel abliefern, daß

der Rest kaum ausreichte, die Familie von Ernte zu Ernte zu ernähren. Auch da hatte Großvater alle Hände voll zu tun, die durch diese Abgabensteigerung entstandenen Konflikte zwischen den Bauern und den Behörden zu schlichten. Obwohl er auch immer Erfolg hatte und von allen geachtet war, konnte er dem „Fleischwolf“ der Revolution nicht entrinnen.

Maßlos wurde die Brutalität der Menschen. Man begann die Opfer nicht nach ihren Taten, sondern nach ihrer Stellung oder gar nur um des Tötens selbst willen zu töten

Mit der Abdankung des Zaren während der Februarrevolution war wohl die Gefahr einer Umsiedlung nach Sibirien gebannt, aber wer konnte erahnen, wieviel Leid, Elend, Hunger und Tod der nun beginnende Bürgerkrieg mit sich bringen sollte.

Die Losung „Alle Macht den Sowjets“ klang sehr verführerisch. Etwas Neues bahnte sich an und niemand wußte genau, was es sein sollte.

In den deutschen Dörfern kümmerte sich man sich nicht so sehr um diese politischen Dinge, man ging seiner gewohnten Arbeit nach.

Doch ließen die ersten Anzeichen einer brutalen Änderung nicht lange auf sich warten. Die Ermordung des Dorfältesten und des Popen im benachbarten Kukurlak durch den Anarchisten und ehemaligen Matrosen Bakum und seiner Anhänger sorgte für ein Gefühl der Ohnmacht und der Angst. Doch Bakum mit seiner Bande verschwand erst einmal aus der Gegend und schloß sich dem nach der Revolution aus dem Gefängnis befreiten Anarchisten Machno an.

Dieser Machno schaffte es, eine sogenannte „Befreiungsarmee“ aufzustellen und damit ab dem Frühjahr 1918 seine Raubzüge zu unternehmen. Dabei wurden ohne Ausnahme Dorfälteste, Schulzen der deutschen Dörfer, Polizisten und andere Amtsinhaber ermordet.

Im deutschen Kolonistengebiet an der Molotschna fand der erste Überfall auf Blumental statt. Etliche Männer wurden ermordet, Großvaters Bruder, der dort wohnte, konnte sich durch rechtzeitige Flucht in ein Nachbardorf retten. Alles wurde geraubt, Pferde, Vieh, Hausrat.

Auch in Waldorf befürchtete man, „besucht“ zu werden. Und schneller als gedacht sollte es Wahrheit werden. Zwei Tage nach dem Überfall auf Blumental schlich sich Alexander Kopp, er wohnte außerhalb auf einem Chutor,¹³⁹ im Schutze der Nacht zu Großvater. Ihm gab Großvater früher einmal eine Freistelle im Chutor, half ihm ein Haus bauen und unterstützte die Familie mit Rat und Tat. Alexander war zu dieser Zeit etwa 20 Jahre alt und gehörte dem neugegründeten „Komitee der Armbauern“ an. Er kam mit einer furchtbaren Nachricht. Waldorf solle in den nächsten Tagen „Besuch“ bekommen und auf der Tötungsliste stand an erster Stelle Jakob Walter als Schulz des Dorfes. Auch seinen 21jährigen Sohn Jakob wollte man nicht verschonen.

¹³⁹ Einzelner, freistehender Hof

Großmutter erzählte später: „Wir waren über diese Nachricht sehr erschrocken und nach kurzer Beratung wurde beschlossen, daß den beiden nichts anderes übrig blieb als zu fliehen, und zwar jeder in eine andere Richtung. Um Mitternacht verabschiedeten wir uns mit dem ungunigen Gefühl, daß dies ein Abschied für immer war. Großvater suchte noch einmal die schlafenden Kinder in ihren Kammern auf, strich ihnen über das Haar, wischte sich verstohlen die Tränen aus den Augen und sagte mit harter Stimme: „Na, Lisbeth, machs gut!“ Ich nähte noch in Jakobs Rockärmel einige Goldstücke ein und Großvater sagte zu ihm: „Jakob, sieh zu, daß du nach Deutschland kommst, hier hast du keine Zukunft mehr!“ Niemand kann ermessen, wie mir zumute war.“

Die beiden Jakobs verschwanden für immer in der Dunkelheit.

Ich bewundere noch heute diese Frau, die mir in meinem auch nicht immer mit Blumen bestreuten Leben jederzeit ein Vorbild war. Ein Vorbild an Geduld und Weisheit, Großherzigkeit und Hilfsbereitschaft. Wieviel Kraft und Selbstbeherrschung mußte Großmutter am nächsten Tag aufbringen, um allen zu erklären, daß ihr Mann nach Tokmak gegangen sei, um dort bei einem Kaufmann einiges zu klären. Dasselbe sollte sie auch den Henkern sagen, ohne dabei mit den Wimpern zu zucken. Und sie hat durchgehalten. Vielleicht waren es auch die sechs Kinder, die sie noch um sich hatte und die ihr Kraft gaben. Vor allem jedoch war es, wie sie selbst immer sagte, Gottes Gnade.

Die Teufelsbrut ließ nicht lange auf sich warten. Am späten Nachmittag des folgenden Tages war an beiden Enden der Dorfstraße lautes Geschrei zu hören. In Staubwolken gehüllt stürzten sich von beiden Seiten mit Säbeln und Gewehren bewaffnete Reiter ins Dorf. Auch etliche Federwagen hatten sie dabei. Gepolstert mit Kissen und Federbetten, obenauf ein Maschinengewehr. Betrunkene Männer feierten ihren „Sieg,“ der ihnen ohne Widerstand zufiel.

Großmutter stand mit den Kindern vor der Haustür und alle mußten diese schrecklichen Bilder mit ansehen.

Plötzlich erschienen im Hof vier Reiter. Einer stieg ab und stellte sich, mit der Katschuk¹⁴⁰ in der Hand, drohend vor Großmutter „Wo ist dein Mann?“ herrschte er sie an. Großmutter erklärte ihm das, was sie schon immer den Kindern und allen andern gesagt hatte. „Wir kriegen ihn doch!“ erwiderte er und gab den anderen ein Zeichen. Sie sprangen von den Pferden und stürzten ins Haus, durchsuchten es gründlich und weil sie Großvater nicht fanden, verließen sie schimpfend und Drohungen ausstoßend den Hof.

In der Dämmerung kamen sie wieder und begannen mit der Plünderung des Hofes. Pferde, Wagen, Schinken, Wurst und Kleider, alles wurde mitgenommen. „Die Befreiungsarmee braucht Proviant und Kleider, um den Klassenfeind zu bekämpfen.“

¹⁴⁰ Peitsche

Zur Ergänzung ein Auszug aus einem Buch über Machno:

„Machnos Raubzüge in den deutschen Kolonien erfolgten nicht aus blindem Haß gegen die deutschen Siedler als solche, sondern nur, weil deren Dörfer reicher waren als die ukrainischen, die später an die Reihe kamen. In den deutschen Dörfern waren mehr Pferde, Schweine und Kälber in den Ställen, mehr Schinken und Schmalz auf den Dachböden, mehr Weizenmehl und Sonnenblumenöl in den Vorratskammern, mehr Pelze und Teppiche in den Wohnungen zu finden und zu rauben. Weil die Machnowzy jeden Besitz an sich als Symbol der Ausbeutung betrachteten und daher in ihren Augen jeder Besitzende ein Verbrecher war, wurden schließlich die Eigentümer gequält und umgebracht. Die russischen, polnischen und ukrainischen Großgrundbesitzer, wohlhabende Bauern und Geschäftsleute schnitten unter seinem Terror kaum besser ab als die Deutschen und Juden.“

„Um Mitternacht, als alles vorbei war, lag Waldorf wieder wie friedlich und ruhig unter dem Sternenhimmel. Die Menschen aber lagen voller Angst in ihren Schlafstuben und ahnten noch nicht, daß diese Angst sie für viele, viele Jahre nicht mehr verlassen würde.

Bei diesem Besuch in Waldorf wurde keiner getötet, das dicke Ende sollte später doch noch kommen.

Das Leben im Dorf ging weiter, aber nichts mehr war so wie früher. Doch man unterdrückte die Angst und flüchtete sich in die Arbeit. Das Frühjahr forderte sein Recht, die Felder mußten bestellt werden. Großvater und Jakob, der seither die meiste Arbeit auf dem Hof gemacht hatte, waren weg. Onkel Friedrich, Großvaters Bruder, sagte seine Hilfe zu, Josef war nun allein für den Hof verantwortlich. Er hatte in seinen Schwestern natürlich eine wesentliche Hilfe. Sie begannen die Frühjahrsaussaat unter Onkel Friedrichs Anleitung und kamen gut voran.

Immer wieder hörte man von Plünderungen in diesem und jenem Dorf und Großmutter hegte die Hoffnung, daß sie Großvater nicht finden mögen. Doch nach einer Woche geschah das Unfaßbare. Großmutter war gerade in der Sommerküche, als sich eine Nachbarin zu ihr schlich und ihr die furchtbare Nachricht zuflüsterte. Großvater sei gefaßt und nach Waldorf gebracht worden, um ihn hier hinzurichten. Er sei in Hardocks Scheune eingesperrt.

Großmutter erzählte später, sie habe nun alle Hoffnung aufgegeben und ihre Beine wurden schwach. Die Nachbarin sah verstört in ihr bleiches Gesicht und entfernte sich wieder. Vielleicht fürchtete sie einen lauten Aufschrei oder lautes Weinen solange sie noch hier anwesend war. Sie wollte nicht bei Walters gesehen werden.

Doch nichts von alledem geschah. Nach wenigen Minuten des Erschreckens hatte sich Großmutter wieder gefaßt und ging mit weichen Knien zurück ins Haus. Die beiden ältesten der Kinder, Emilie und Lisa, sahen sie verwundert an und folgten ihr ins Haus. Die beiden Jüngsten, Pauline und Anna, kamen hinzu.

Großmutter ließ sich auf einen Stuhl vor der Kommode nieder und starrte auf das kleine Bild von Großvater. Nun, da sie sich nicht mehr vor anderen zu beherrschen hatte, kam der Ausbruch. Es schien, als wollte ihr ein unsichtbares Wesen die Kehle zudrücken. Wieder und wieder schnappte sie nach Luft und die Tränen flossen so

heftig, daß man sich „unter ihnen die Hände hätte waschen können. Die Mädchen standen um sie herum und weinten ebenfalls, obwohl ihnen nicht bewußt war, was geschehen war. Die kleine Anna kletterte auf ihren Schoß, schmiegte ihren Kopf an ihre Brust und fragte schluchzend: „Mama, warum weinst du?“

Nach einer Weile stand sie auf, wischte sich mit der Schürze die Tränen ab, nahm das Bild von Großvater und versteckte es zwischen der Wäsche in der Kommode.

Am späten Nachmittag kamen die beiden Jungs und Onkel Friedrich von den Feldern heim und erfuhren die furchtbare Nachricht. Onkel Friedrich überließ ihnen sofort die Pferde und flüchtete in Richtung Heidelberg - Altmontal. Es war doch zu riskant für ihn, unter diesen Umständen in Waldorf gesehen zu werden.

Die hielten sich nach Meinung der Großmutter großartig und tapfer. Nur beim Beten, als sie alle Gott um Hilfe baten, sah sie bei Christian und Josef Tränen über die Wangen rollen.

In der Dämmerung, um den Patrouillen im Dorf nicht zu begegnen, kam Christians Freund Bonifaz Zengler. Er erzählte, daß man Großvater schon zweimal von der Scheune ins Haus geführt hatte und daß er schrecklich aussehe. Die Kleidung zerrissen, im Gesicht blaue Flecken. Er berichtete, daß er am hinteren Teil des Daches der Scheune ein Loch entdeckt hätte, durch das man in die Scheune gelangen könnte. Christian fand diese Idee ganz gut und bat Großmutter, sie möge für den Vater ein Essen zubereiten, er würde es ihm bringen. Großmutter fand diese Idee nicht schlecht und Bonifaz bot sich an, mitzukommen. Eine halbe Stunde später schlichen die beiden Freunde die Dreschplätze entlang zu Hardocks Scheune.

Es klappte, so wie sie es sich vorgestellt hatten. Nach Großmutters Plan sollten die beiden das Essen abgeben, Großvater fragen, wie es ihm gehe und womit sie ihm helfen könnten, um dann sogleich zurück zu kommen. Doch wer überschätzt nicht seine Kräfte, wenn er 16 - 17 Jahre alt ist.

Die beiden konnten ungesehen durch das Loch im Dach der Scheune ins Innere zu Großvater gelangen. Doch dann geschah etwas Unvorhergesehenes.

Kaum hatten sie Großvater in einer Ecke der Scheune entdeckt, da wurde das Scheunentor geöffnet und ein lautes Kommando durchdrang die Stille: „Mitkommen zum Verhör!“ Die beiden Banditen sahen sich erschrocken an, als sie die beiden Jungen neben dem Gefangenen entdeckten. Sie hoben die Gewehre und brüllten: „Raus!“ Alle drei wurden dem Anführer der Bande vorgeführt. „Was ist denn das?“ wunderte sich der besoffene Chef der Banditen, der seine Zunge kaum bewegen konnte. „Zieht den beiden Halunken fünfmal den Kantschuk über den Arsch und schmeißt sie hinaus!“ brüllte er. „Nein“ schrie Christian aus vollem Hals, „ohne meinen Vater gehe ich nicht. Er hat euch doch nichts getan!“

„Willst du nicht, bleibst du eben da“ meinte der grinsende Banditenhüptling. Und Christian blieb.

Seinem Freund Zengler zog man dreimal mit dem Kantschuk über den Hintern, aber so, daß nicht nur die Hose, sondern auch die Haut platzte, gab ihm einen Tritt, so daß er in hohem Bogen die Treppe hinunterfiel, und, ohne sie auch nur zu berühren, gut zwei Meter vor ihr landete. Sein Abenteuer war somit beendet.

Vergeblich wartete Großmutter auf Christians Rückkehr. Stunde um Stunde verging, doch keiner der beiden Jungens meldete sich.

Um Mitternacht machte sich Großmutter zusammen mit Josef auf den Weg zu Kopp's Alexander auf dem Chutor. Dieser öffnete mit verschlafenen Augen die Tür. Großmutter erzählte ihm, was vorgefallen war und er versprach, gleich in der Frühe alles zu klären und sie durch seine Schwester Katharina informieren zu lassen. Großvaters Lage sei sehr schwierig und er - Alexander - glaube, daß die Hinrichtung schon am frühen Morgen stattfinden könnte.

Aber all seine Bemühungen waren erfolglos. Das „Verbrechen“ Großvaters war, daß er kraft seines Schulzenamtes als Zarendiener eingestuft wurde nach der Devise „Der Zar hatte keine guten Diener. Sie waren alle Blutsauger des Volkes.“ Was Christian anbelangte, da hatte Alexander Hoffnung, etwas für ihn tun zu können.

Gegen Mittag des folgenden Tages versammelten sich immer mehr Leute aus dem Dorf und Männer aus Kukurlak vor Hardocks Scheune. Auch Großmutter ging mit den Kindern hin. Zwei Gewehrschüsse beendeten die Unterhaltung der Menge und ein halbes Dutzend Banditen drängte sie mit Gewehrkolben und Kantschuks von der Straße weg zum Schulhaus. Ein paar Reiter postierten sich vor dem Hoftor und ein Federwagen wurde gebracht. Das Gemurmel der Menge wurde zu einem lauten Stöhnen, als die beiden Häftlinge herausgebracht wurden. Sie waren kaum wiederzuerkennen. Ihre Gesichter waren blau und angeschwollen, die Kleider zerrissen. Großvaters Arm hing bewegungslos nach unten, wahrscheinlich war er ausgekugelt oder gebrochen und schmerzte. Sie schauten um sich und versuchten, einige der ihren zu erblicken. Doch die Banditen drängten sie zum Wagen. Großvater bestieg ihn mit großer Mühe, einer der Banditen wies ihn an, sich auf den Kutschbock zu setzen. Christian ebenfalls. Er schaute sich um. Als er Großmutter erblickte, zuckte zweimal mit den Schultern als wollte er sie um Verzeihung bitten.

Drei besoffene Banditen bestiegen ebenfalls den Federwagen, zwei von ihnen hatten Pistolen in der Hand. Christian wollte noch einmal seiner Mutter zuwinken, aber gleich hielt ihm einer der Banditen seine Pistole vors Gesicht und brüllte ihn an, dies zu unterlassen.

Ein Stoß mit der Mauser in den Rücken von Großvater und ein Schuß in die Luft waren das Zeichen zur Abfahrt. Die Reiter, die neben der Kutsche ritten, schlugen auf die Pferde ein so daß sie in Galopp verfielen. Eine große Staubwolke hüllte die Todeskutsche und deren mörderische Eskorte ein und als der Staub sich gelegt hatte, waren die Henker verschwunden.

„Es kam alles so überraschend und war wie ein schrecklicher Alptraum“ erzählte Großmutter später „die grausame Realität stand nackt vor mir und ich konnte nicht anders, ich mußte sie zur Kenntnis nehmen.“

Die weinenden Frauen umringten Großmutter und die Kinder, aber keine fand in dieser Situation die richtigen und tröstenden Worte. Keine von ihnen ahnte, daß in diesem schrecklichen Sommer viele von ihnen dasselbe Schicksal ereilen sollte. Schon gar nicht konnten die Waldörfer ahnen, daß 19 Jahre später, im Herbst 1937, 35 Männer in den Tod gehen mußten.

1914 waren die schönen Zeiten für Waldorf und die anderen deutschen Kolonien vorbei, die schweren Zeiten endeten mit dem 10 März 1918, denn nun begannen die schrecklichen. Die „Diktatur des Proletariats“, die nun begann und die ursprünglich eine bessere Welt versprach, die aber in eine despotische Diktatur entartete, brachte den Menschen nur Leid, Hunger, ständige Angst und Tod.

Großmutter kam mit den Kindern nach Hause. Sie war müde und konnte das Geschehene noch nicht ganz erfassen. Alles war so furchtbar und ungerecht, zumal man alles machtlos mit ansehen mußte. Die Kinder weinten fortwährend und sie konnte keine Worte finden um sie zu beruhigen und zu trösten. Dabei hatte sie selbst Trost am allermeisten nötig.

So ging der mit Elend und Pflicht vermischte Tag zu Ende. Die Kinder schliefen schon, als Großmutter nochmal ohne Laterne auf den Hof ging, sie wollte sich überzeugen, daß Josef alles gut verriegelt hatte.

Obwohl es noch früh am Abend war, herrschte im Dorf eine tiefe Stille. Kein Laut, keine Bewegung in den Häusern, kein Licht in den Fenstern. Es war eine furchtbare Stille, wie man sie noch nie zuvor erlebt hatte. Es war die Stille der Angst, die die Menschen bis in die Schlafkammern verfolgte und die ihnen noch viele, viele unruhige Nächte bescheren sollte. Sie fröstelte, zog ihr Kopftuch fester und ging zurück ins Haus. Die Kinder schliefen friedlich, nur Emilie schluchzte im Schlaf hin und wieder.

Um Mitternacht hörte Großmutter ein leises Klopfen am Schlafzimmerfenster. Sie zog den Vorhang zurück und sah Onkel Friedrich vor dem Fenster stehen. Wortlos gab er ihr ein Zeichen und sie öffnete ihm die hintere Tür.

Er wußte schon was alles vorgefallen war und war entsetzt. Sie saßen in der dunklen Küche, sprachen leise über das Geschehen und beratschlagten, wie es weitergehen sollte. Aber in dieser unübersichtlichen Situation konnte jede Entscheidung eine falsche sein. Erst hieß es einmal abwarten.

Die folgenden Tage brachten nichts Neues und niemand wußte, was mit den beiden Gefangenen geschehen war und ob sie noch am Leben waren.

Niemand durfte das Dorf verlassen. Onkel Friedrich gab sich viel Mühe, von den Kukurlakern Ukrainern über das Schicksal der beiden etwas zu erfahren, vergebens. Man erfuhr lediglich, daß in Tokmak und Halbstadt Judenpogrome stattgefunden haben. Die jüdischen Geschäfte waren geplündert und zerstört worden. Viele der Juden flüchteten. Vom Schicksal der beiden Walters wußte niemand etwas.

Die Aktivitäten der Banden wurden immer größer und gefährlicher, es gab keinen Widerstand. Immer häufiger wurden auch Züge ausgeplündert und wehrlose Menschen umgebracht.

Erst als zur Bekämpfung der Räuberbanden ein Infanterieregiment und zwei Schwadronen Kavallerie abkommandiert worden waren, konnten die Menschen etwas aufatmen. Die Banden zogen sich in Machnos Hochburg Gulai Pole zurück.

Nun konnte man gefahrlos auch außerhalb des Dorfes nach den Vermißten suchen. Onkel Friedrich und einige Männer aus dem Dorf durchkämmten rastlos das Gelände. Sie durchsuchten das ausgetrocknete Flussbett des Kukurlak, dessen Ufer

mit Weidenbäumen und hohen Sträuchern bewachsen war sowie alle Schluchten und Sandgruben in der Umgebung.

Erst am dritten Tag hatte die Suche den befürchteten traurigen Erfolg. Auf halbem Weg von Waldorf nach Tokmak, im Tal der Tschingulka, einem Nebenfluß der Molotschna, waren zahlreiche Schluchten. Ungefähr einen halben Kilometer abseits des Weges entdeckten die Suchtrupps in einer der tiefsten Schluchten die Spuren eines brutalen und furchtbaren Mordes. Sie entdeckten zwei mit Säbeln zerhackte Leichen. Sie lagen nicht übereinander, sondern in einem Abstand von einigen Metern, so daß man daraus schließen konnte, daß sie nicht gleichzeitig umgebracht und zerfleischt wurden, sondern daß einer der beiden zuschauen mußte, wie der andere hingerichtet wurde. Großvaters Gesicht konnte man nicht erkennen, das von Christian schon eher, obwohl es schrecklich aussah. Man hatte ihm mit einer Schrotflinte ins Gesicht geschossen.

Onkel Friedrich, bleich vor Schreck, schnitt aus Großvaters Hose ein Stück Stoff mit den Initialen J.W. heraus. Bei der anderen Leiche schnitt er ebenfalls ein paar Stückchen Stoff aus der Kleidung. Die Männer hatten keinen Zweifel mehr, es waren die Walters.

Am späten Nachmittag kehrten die Männer ins Dorf zurück. Erschüttert stand Onkel Friedrich vor Großmutter und überreichte ihr wortlos die herausgeschnittenen Stoffreste. Sie nahm sie stumm und gefaßt an sich, küßte sie und setzte sich, starr ins Leere blickend.

Onkel Friedrich kümmerte sich um die Särge und für die zerstückelten Leichen wurden aus Leintüchern Säcke genäht. Niemand aus der Familie außer Onkel Friedrich hat die zerstückelten Leichen gesehen.

Am Sonntag wurden sie beigesetzt. Viele Verwandte, Freunde und Bekannte aus den umliegenden Dörfern kamen zur Trauerfeier und erwiesen ihm die letzte Ehre. Noch nie hat Waldorf eine so große Trauergemeinde gesehen.

Dies alles spielte sich in einer kurzen Pause des immer heftiger werdenden Bürgerkrieges ab.

Das Verschwinden der Machnobanden war nur vorübergehend. Der Bürgerkrieg wurde immer heftiger. Bis Ende 1920 war Waldorf immer wieder Mittelpunkt harter Gefechte. Das ständige Hin und Her der verschiedenen Machthaber, mal Machnobanden, mal die Rote Armee, dann wieder die Weiße Armee unter Denikin, kurze Zeit Ruhe unter deutscher Besatzung, dann wieder die Roten, dies alles führte zu vollständiger Verarmung der Bauern. Alle wollten sie nur nehmen. Die Pferde wurden ständig ausgewechselt, Rinder, Schweine und Schafe konfisziert und so konnten die Felder wiederum nicht ordnungsgemäß bestellt werden. Dies alles führte bei Ende des Bürgerkrieges zu einer schrecklichen Hungersnot (1920/22) und zu einer Typhusepidemie, die zusammengenommen nicht weniger Opfer forderten als der Bürgerkrieg.

Eigentlich eine schreckliche Wiederholung der Zustände, die hundert Jahre zuvor in den Herkunftsländern der damaligen Auswanderer und Gründer der Kolonien herrschten.

Großmutter mit ihren fünf Kindern führte die Wirtschaft mit letzter Kraft so gut es ging, denn Friedrich und Anton waren in der Krim. So war der 15 jährige Josef der einzige Mann im Haus. Er war stark gebaut, fleißig und tapfer.

Großmutter erzählte von ihm folgende Geschichte: Es war im Sommer 1919. In der Südukraine trieben neben Machno noch andere Banden ihr Unwesen. Darunter auch die von Marusja. Sie war eine berühmte und grausame Banditin. Eines Tages preschten vier Reiter auf unseren Hof, darunter eine Frau, ganz in Leder gekleidet. Sie ritten schnurstracks auf den Stall zu. Ihre Pferde waren mager und machten einen müden Eindruck. Die Frau gab den Männern ein Zeichen zum Absteigen.

Josef, der schon einmal Ähnliches erlebt hatte, ergriff eine Heugabel und stellte sich damit abwehrend unter die Stalltür. Die drei Männer lachten laut auf. Einer von ihnen zog seinen Säbel. Da war Großmutter mit einem Satz bei Josef, entriß ihm seine „Waffe“ und stieß ihn zur Seite. Sogleich holten die Männer einen gutgewachsenen Wallach aus dem Stall, sattelten ihn, stiegen auf und verließen den Hof. Zurück blieb eine abgemagerte, müde Schwarzstute, kein Vergleich zu dem entführten Wallach. Bevor die Banditin Marusja ihnen folgte, näherte sie sich Josef und sagte: „Du bist ein tapferer Junge! Schade, daß du noch so jung bist. Solche Männer wie dich mit deiner Tapferkeit brauche ich.“

Folgenden Brief schrieb Vater Härty¹⁴¹ aus Heidelberg an seinen Sohn Peter Härty in Deutschland:

„Teurer Sohn! Jetzt nun haben wir einmal das Ziel erreicht, dass wir Dir unsere Worte und Gedanken eröffnen können. In dieser traurigen Lage, wo wir waren, das war schrecklich, das ist unbeschreiblich. Kaum dass wir mit dem Leben davongekommen sind. Ja, viele wurden erschossen und ermordet, ja sogar unsere zwei Onkel sind erschossen worden, nämlich der Michael Schweigert und der Johannes Walter aus Kankrin und mit ihnen noch ein Mann, der Heinrich Haberling, alle drei wurden gerade hineingeworfen ohne dass jemand etwas sagen durfte und zugeschmissen wie ein Vieh, jetzt aber, am 28. Mai, wurden sie herausgenommen und auf den Friedhof gebracht. Das war ein Aufzug von 10 000 Menschen, etwas Unbeschreibliches. Der Walter hinterließ 10 Kinder, das war so traurig, denn die Kinder schrieten zu Gott, er soll ihren Vater wieder schicken. Ja, schrecklich ist es gewesen.

Wahrscheinlich werdet Ihr es schon wissen, Excellenz Lindequist war bei uns am 13. Mai, bei uns hat es ihm am besten gefallen. Es war prachtvoll, wie wir ihn empfangen haben, es gab keinen Platz, wo keine Kränze und Blumen lagen...

Bei uns kommen jetzt alle Tage deutsche Soldaten an, wir haben sie immer zu Gast. Feldwebel Wolf, ein Leutnant und noch mehrere Soldaten, sie wollen gar

¹⁴¹ Der Schwiegersohn vom damaligen Oberschulz Anton Hardock. Er war mitbeteiligt an der Milchpulverfabrik in Waldorf

nicht mehr fort, wenn sie bei uns sind. Wir können ihnen nicht genug danken, dass sie uns aus dieser Lage gerettet haben, das ganze Essen, wo wir haben, das stellen wir ihnen zu. Denn die Russen geben ihnen nichts, wir aber wollen ihnen das letzte geben, wenn es nur nicht wieder so wird wie es gewesen ist, denn es hat geheißen, die Deutschen müssen zertrümmert werden. Exzellenz Lindequist hat geweint, als wir es ihm erzählten, wir können ja nicht alles schreiben, denn da reicht das Papier nicht zu.

Paul haben sie auch beinahe erschossen, denn er ist Hauptmann gewesen und den Herrn Offizieren haben sie immer nachgetrachtet, wir haben ihn aber noch gerettet, er war immer im Versteck.¹⁴² Feldwebel Wolf will Dir immer die Briefe zuschicken, denn ihre Post geht schnell.

Mit Gruß Deine Eltern“

Mit der endgültigen Niederlage der Weißen Armee fand auch der Bürgerkrieg allmählich sein Ende. Was aber nicht heißen soll, dass die Leiden der ukrainischen Bevölkerung ebenfalls beendet wären. Im Gegenteil, in den kommenden Jahren sollten die Opfer der menschenfeindlichen Politik der Bolschewiki noch ins Unermessliche steigen.

Lebensmittelknappheit, ja Hunger trieb die Bevölkerung in den Städten und die Bauern auf dem Lande auf die Barrikaden. Es gab nicht nur Demonstrationen, Streiks und Aufstände gegen das Rote System, es kam zu richtigen Kämpfen und Gefechten. Selbst in Moskau und Petersburg streikten die Arbeiter.

Als herausragendes Beispiel dient der Aufstand in Kronstadt, dem Petersburg vorgelagerten Marinestützpunkt. Hier meuterten am 26. Februar die Besatzungen von zwei Panzerkreuzern und schlossen sich den Forderungen der Petersburger Arbeiter nach mehr Freiheit, Unterlassung aller Unterdrückungsmaßnahmen und Neuwahlen usw. an und machten auch bei einer Demonstration von 15 000 Teilnehmern mit. Doch die Gegenseite war stärker, schlug den Aufstand erbarmungslos nieder. Es wird von Tausenden von Toten gesprochen. Ein Menschenleben war zu jener Zeit nichts wert.

In der Provinz Tambow fand ein größerer Aufstand der Bauern und der Industriearbeiter statt. Um ihn zu brechen, gab General Tuchatschewski folgenden Tagesbefehl heraus:

„1. Jeder Bürger, der sich weigert, seinen Namen zu nennen, ist auf der Stelle zu erschießen.

2. In den Dörfern, in denen Waffen versteckt sind, die nicht herausgegeben werden, sind Geiseln zu nehmen und zu erschießen, wenn die Waffen nicht herausgegeben werden.

3. Werden versteckte Waffen entdeckt, ist der Familienälteste sofort zu erschießen.

¹⁴² Stabskapitän Härty aus dem Selbstschutzausweis S.

4. Eine Familie, die einen Banditen versteckt hat ,ist zu verhaften und aus der Provinz wegzubringen. Der Familienbesitz wird konfisziert und der Familienälteste standrechtlich erschossen. usw.

5. Der vorliegende Tagesbefehl ist strikt und erbarmungslos auszuführen.

Dies sind nur zwei von unzähligen Unterdrückungsmaßnahmen, mit denen die Roten ihre Macht festigten und einen Unterdrückungsstaat aufbauen konnten, der in der Geschichte einmalig ist.

Auch die jetzt im Jahre 1921 beginnende Hungersnot war von den bolschewistischen Machthabern nicht nur geduldet, sie war gewollt und im Verlauf von zwei Jahren wurde kein Versuch gemacht, sie zu beseitigen. Fünf Millionen Menschen sollen ihr zum Opfer gefallen sein.

Obwohl die Ukraine ein selbständiger Staat sein sollte, die Regierung war von Roten durchgesetzt. Daher die Maßnahmen, die die Hungersnot in der Ukraine noch verstärkten.

Die Ursachen dieser Hungersnot sind leicht zu erklären. Da waren einerseits die große Dürre und Missernte der Jahre 1920/22, die durch den Bürgerkrieg verursachte äusserst geringe Aussaat, dann aber auch die Politik der Roten, anstatt an die hungernde Bevölkerung das noch vorhandene Getreide zu verteilen, mußte die Ukraine Millionen von Tonnen an Russland liefern unter dem Vorwand, den dortigen Hungergebieten, vor allem an der Wolga, zu helfen. In Wirklichkeit ging der größte Teil in den Export nach dem Westen. Der Staat benötigte Devisen.

Seltsamerweise war von der Hungersnot nur der südliche Teil, ausgerechnet das größte Getreideanbauggebiet, betroffen. Ein Teil der Exporte hätte genügt, um ungezählte Menschenleben zu retten.

Genf war der Sitz einer Organisation für Flüchtlingshilfe und zur Bekämpfung von Hunger in der Welt, kurz ARA genannt. Geleitet wurde dies Organisation von dem bekannten Polarforscher Fridtjof Nansen. In dessen Auftrag bereiste der norwegische Captain Quisling¹⁴³ Anfang 1922 das Gebiet von Saparoshje. Hier sein Bericht:

„Die Situation hier ist furchtbar. Die offizielle Gebietsstatistik zeigt, dass von den 1 288 Einwohnern hier 900 000 ohne jegliche Nahrung sind. 60% der Verhungerten sind Kinder. Öffentliche Vorräte sind verbraucht, daher können höchstens 10 000 Lebensmittelrationen pro Tag zur Verfügung gestellt werden. Die Zustände in der Provinz sind ebenso schlecht. Zur Zeit wird geschätzt, dass 520 000 Perso-

¹⁴³ Dieser Quisling kollaborierte im Zweiten Weltkrieg nach der Besetzung Norwegens durch die deutsche Wehrmacht mit den Nazis, gründete eine norwegische Nazipartei und wurde nach dem Krieg hingerichtet. Sein Name wurde zum Synonym und Schimpfwort für alle Kollaborateure derselben Art in den von den Deutschen besetzten Ländern. „Quislinge“ wurden sie genannt.

nen ohne Nahrung sind, 200 000 davon sind Kinder. Für möglich wird gehalten, dass es bis Ende Mai 730 000 sein werden.

In der Provinz Nikolajew sind über 700 000 Personen, die Hälfte der Einwohner, ohne Nahrung. Hier wird geschätzt, dass sich ihre Zahl bis Mai auf 1 Million erhöhen wird, 40 bis 50% der hungernden Kinder sterben. Besonders schlimm ist die Lage in Cherson und Umgebung, wo viele Dörfer ausgestorben und verlassen sind.“

In seinem Bericht beschuldigt Quisling die Sowjetregierung, sie hätte die Gefahr einer Hungersnot nicht rechtzeitig erkannt und rechnet damit, dass ohne Hilfe die Zahl der Hungertoten auf 7 Millionen ansteigen könnte. Durch den Hunger geschwächt waren die Menschen natürlich empfänglich für allerlei Krankheiten. Eine Typhusepidemie förderte zusätzlich die Sterblichkeit. Diese war so hoch, dass die Leichen oft nicht beerdigt werden konnten. Oft wurden sie einfach liegen gelassen, wo sie von hungrigen Tieren angefressen wurden. Auch Kannibalismus kam vor.

Seltsamerweise war die Ernte in den nördlichen Gebieten der Ukraine viel besser als im Schwarzmeergebiet und eigentlich hätten diese Vorräte genügt, um die Hungersnot im Süden zu verhindern oder mindestens zu lindern. Aber die Marionettenregierung der Sowjets in der Ukraine unternahm nichts. Im Gegenteil. Im übrigen Russland herrschte eine ebenso schlimme Hungersnot mit dreimal mehr betroffenen Menschen und Opfern. Aber die Regierung tat alles, um diesen Menschen zu helfen. Es wurde zum Katastrophengebiet erklärt, die Bauern von der Getreideablieferung befreit und in den nicht betroffenen Republiken wurde zu Geld – und Lebensmittelsammlungen aufgefordert. Wo in Gebieten wie an der Wolga mehrere ethnische Nationalitäten betroffen waren, wurde nur den russischen Einwohnern geholfen.

Ein ehemaliger ARA – Mitarbeiter schrieb in seinem Bericht: *„Im Januar 1922 begann die ARA mit ihrer Arbeit. Weder die Zentralregierung in Moskau noch die in Charkow machten ernsthafte Anstalten, die Not im Süden zu lindern. Im Gegenteil, in der Ukraine wurden Lebensmittelsammlungen zur Lieferung an die weit entfernte Wolga veranstaltet, während entlang des Schwarzen Meeres Menschen an Hunger starben.“* Westliche Hilfe, die nun in größerem Ausmaß anliefe, konnte durch Einrichtung von Suppenküchen die Not lindern, aber nicht beseitigen.

Eigentlich war es paradox. Da exportierte Russland ins westliche Ausland Getreide und war gleichzeitig auf westliche Lebensmittelhilfe angewiesen. Das bezeugt auch die irrationale Tatsache, dass im Januar 1923 im Hafen von Odessa ein amerikanisches Schiff, die „SS Manitowac,“ mit amerikanischen Hilfsgütern entladen wurde während gleichzeitig gleich daneben ein russisches Schiff, die „Wladimir“, mit ukrainischem Weizen für Hamburg beladen wurde!

Stellvertretend für die Zustände in allen von der Hungersnot betroffenen deutschen Kolonien sei folgender Brief aus Prischib vom 10. März 1922 zitiert: ¹⁴⁴

¹⁴⁴ Deutsche Post aus dem Osten

„Die Lage im Prischiber Gebiet hat sich ums Vielfache verschlimmert. Es sterben so viele am Hungertod, dass man nicht fertig wird, Gräber zu graben, denn die Lebenden haben keine Kraft mehr zu arbeiten und wandeln wie Schatten dahin. Es werden in Prischib, Grüntal, Hoffental, Andreburg, Blumental und anderen Kolonien nur noch Massengräber gegraben und die Leichen ohne Särge hineingelegt. Der letzte Wohlstand unserer Kolonien schwindet, die letzten Sachen werden um ein Minimum Eßware verschleudert. Beispiele: Ein eschener Kleiderschrank, noch ganz neu, für sieben Pfund Brot, ein großer Schuppenpelz mit Pelerine für ½ Pud Mehl. Eine sechs Latten lange Scheune mit französischen Dachpfannen gedeckt für drei Pud Mehl. Ein fast neuer Wagen, der Farbe nach ganz gut erhalten, für 30 Pfund Mehl usw. Ein gewisser Schäfer hat nach Groß Tokmak zum Markte gebracht: eine Kommode, einen Diwan, vier Stühle, ein Taburett, einen großen Kessel und andere Sachen. Für den Erlös dieser Sachen konnte er sich nur zwei Untertassen Hirsegrütze und sieben Pfund Mehl erstehen. Die Lage ist hier einfach zum Verzweifeln.

Die hiesige Bevölkerung hat mit Ungeduld auf die Ankunft des Vertreters der amerikanischen Hilfsaktion der Mennoniten gewartet und die größte Hoffnung auf diese Hilfsaktion gesetzt. Vor drei Tagen war nun der Vertreter dieser Hilfsaktion hier (ein gewisser Professor Miller), doch wurden wir alle furchtbar enttäuscht. Die Mennoniten bekommen Hilfe von ihren amerikanischen Brüdern, aber nicht in dem erwarteten Maße wie es scheint. Wir haben von der mennonitischen Sektion der ARA keine Hilfe zu erwarten. Professor Miller hat jedenfalls nichts Festes zugesagt und sich in keiner Weise uns gegenüber verbindlich gemacht. Also von dieser Seite keine Hilfe. In unserer Gegend weilte auch vor kurzer Zeit ein Herr Willing, Vertreter der holländischen Hilfsaktion, doch, wie es sich erwiesen hat, wird dieselbe auch nur den Mennoniten helfen. Die Regierungshilfe hat eigentlich schon seit Februar versagt.

Wir bekommen hin und wieder zu je hundert Pud Gerste, vermengt mit Hafer, Wicken und Erbsen. Aber was ist das unter so vielen, wo wir doch 13 900 Personen im Gebiet Hungernde haben. Kurz, unsere Lage ist verzweifelt. Und wovon ernähren sich die Ärmsten? Hunde und Katzen sind schon alle verzehrt, gefallene Pferde, Kühe oder andere Haustiere werden sofort auf der Straße oder auf dem Feld von der hungrigen Bevölkerung aufgezehrt. Natürlich, solche Nahrung erhöht die Zahl der Sterbefälle oft um ein Beträchtliches. Folgende Zahlen vom Prischiber Gebiet reden eine deutliche Sprache und beweisen, wie weit es kommen kann, wenn nicht schnelle Hilfe erfolgt.

Von 14 043 Einwohnern in 27 Kolonien des Prischiber Gebiets sind Hungernde 13 900 Seelen. Von diesen sind krank infolge von Unterernährung bis 12. März 3 884, Tote, an Hunger umgekommen: 472

Von diesen sind seit dem 1. bis 8. März: erkrankt 393, gestorben 171.

Noch einen weiteren Gegner mussten die Bolschewiki ausschalten, um ihre immer noch in einer Anfangs – und Konsolidierungsphase stehende Machtposition

auszubauen. Das war die Kirche. Das Verhältnis zu ihr hatte sich laufend verschlechtert. Erst wurde bereits 1918 die Trennung von Staat und Kirche vollzogen, Enteignung des Kirchenbesitzes angedroht, kirchliche Einrichtungen geschändet, kirchliche Feiern gestört und Priester verhaftet. Und jetzt, am 26. Februar 1922 wurde die Beschlagnahme von Kirchengut durch Dekret veranlasst. In Schuja, einer kleinen Industriestadt, kam es zu Zusammenstößen, Spezialeinheiten schossen in die Menge der Gläubigen und 10 Menschen wurden erschossen. Darauf Lenin in einem Brief an Regierungsmitglieder: „... jetzt und nur jetzt bei all den ausgehungerten, von Menschenfleisch sich ernährenden Leuten und den mit Hunderten, Tausenden von Leichen übersäten Straßen müssen wir mit energischem Eifer und ohne Erbarmen jeden Kirchenbesitz konfiszieren. Wir können uns so eines Schatzes von mehreren Hundert Goldrubeln bemächtigen (denkt an die Reichtümer bestimmter Klöster!) Ohne diesen Schatz ist keine staatliche Aktivität und kein wirtschaftlicher Aufbau sowie keine Verteidigung unserer Positionen denkbar. ... So komme ich also zu dem kategorischen Schluß, dass dies der Augenblick ist, die Priester der Schwarzen Hundert niederzumachen und zwar mit einer solchen Entschiedenheit, Erbarmungslosigkeit und Brutalität, dass sie sich noch jahrzehntelang daran erinnern werden. ...Der Prozeß gegen die Rebellen von Schuja ist möglichst schnell abzuwickeln und zwar mit dem Ergebnis, dass eine recht große Zahl von Mitgliedern der Schwarzen Hundert aus Schuja, aber auch aus Moskau und anderen kirchlichen Zentren durch Erschießung hingerichtet wird. ...Je mehr Vertreter des reaktionären Priesterstandes und der Burgeoisie an die Wand gestellt werden, desto besser für uns.“

1114 Zwischenfälle sind bekannt geworden, mehrere tausend Priester, Mönche und Nonnen wurden verhaftet, nach kirchlichen Aufzeichnungen wurden 2 691 Priester, 1962 Mönche 3 447 Nonnen umgebracht.

Es gibt noch viele weitere Untaten der jetzt Regierenden an Kirchenleuten zu berichten. Dieses eine Beispiel soll für viele andere Verbrechen der neuen Machthaber an Kirchenleuten stehen, die im ganzen Land stattgefunden haben und denen viele, ins Unermessliche gesteigerte folgen sollen.

Die Hungersnot hatte gezeigt, dass anarchistische Zustände nicht zum Erfolg führen können, so entschloß sich Lenin zu einer Kehrtwendung und verkündete eine neue Politik, Neue Ökonomische Politik (NÖP) genannt.

Um den Bauern gewisse ökonomische Reize zu bieten und um die landwirtschaftliche Produktion zu heben, wurde eine Naturalabgabe an den Staat eingeführt und dadurch die bisherigen Requisitionen abgelöst. Außerdem wurde den Bauern wieder der freie Verkauf ihrer Produkte zugelassen. Allerdings durften sie nicht auf eigenem Boden anbauen, sie bekamen Pachtland zugewiesen. Auch in der Industrie machten die Kommunisten Zugeständnisse, private Unternehmen und Gewerbebetriebe waren wieder erlaubt. Nur Großbetriebe blieben in staatlicher Hand. Der Handel wurde privatisiert und siehe da, alle lebensnotwendigen Produkte gab es wieder zu kaufen, ein gewisser Aufschwung machte sich bemerkbar.

Auch bei den deutschen Kolonisten machte sich diese neue Politik bemerkbar. Denn ihr sprichwörtlicher Fleiß hatte sie überraschend schnell vorangebracht und ihr Lebensstandard hatte sich sichtbar gehoben. Ein paar gute Ernten und sie konnten landwirtschaftliche Maschinen anschaffen, ihren Vieh- und Pferdebestand vergrößern und für die Anschaffung größerer Maschinen wie Dreschmaschinen und andere wurden Gemeinschaften gegründet.

Diese für die Menschen vorteilhaften und zukunftssträchtigen Jahre sollten bald wieder vorbei sein, eine radikale Änderung bahnte sich an, die für einen überaus großen Teil der Bauern und besonders der deutschen Kolonisten eine verheerende Wirkung haben sollte.

Lassen wir an dieser Stelle wieder Viktor Gerweck sprechen, der in diese Zeit hineingeboren wurde:

„Mit Josef führte Großmutter die Wirtschaft weiter. Im Haushalt waren die Mädchen eine große Hilfe und Großvaters Brüder Friedrich und Anton waren immer hilfsbereit. Es mußte einfach weitergehen, wenn auch schleppend. Die Zerstörungen durch den Bürgerkrieg und die Mißernte im Jahre 1921 brachten Hungersnot, Typhus und Cholera. Aus den Städten zogen die Menschen aufs Land und suchten die Dörfer auf in der Hoffnung, etwas Eßbares zu erhaschen. Dabei verhungerten und starben die Menschen wie die Fliegen. Immer mehr Leichen, die nicht zu identifizieren waren, fand man auf den Straßen und in den Dörfern.

Bei Großmutter mit ihren Kindern wurde das Leben auch immer schwieriger. Von der Mißernte blieb nur so viel übrig, daß man von dieser mageren Ausbeute gerade mal die Saat für das kommende Jahr einlagern konnte. Zum Essen blieb so gut wie nichts übrig. Die einzige Grundlage waren eine Kuh, einige Sack Kartoffeln und etwas Gemüse.

Aber man kann doch nicht nur Pech haben. Wenn es auch wie ein Märchen klingt, aber das Glück kam doch noch.

In Waldorf lebte eine Frau mit Namen Elisabeth Graf. Sie war verwitwet, hatte einen Sohn und eine Tochter und es ging ihr nicht besser als all den anderen Walddörfern. Irgendwo hatte sie eine reiche Tante, die sie nach deren Ableben erbte.

Eines Tages kam Frau Graf zu Großmutter und fragte sie, ob ihr eines der Mädchen beim Weißen ihres Hauses helfen könnte. Pauline meldete sich. Frau Graf wollte während der Arbeit einen Kleiderschrank, den sie von der Tante geerbt hatte, beiseite schieben. Er war aber zu schwer für die beiden Frauen und so wies Frau Graf Pauline an, sie solle den Schrank ausräumen. Dabei fand Pauline unter den Sachen im Schrank einen schweren Lederbeutel. „Tante Liesa, sehen Sie mal, was ich hier gefunden habe!“ rief sie. Frau Graf, die natürlich von dem Beutel nichts wußte, schaute Pauline verwundert an, ergriff den Beutel, öffnete ihn und ließ sich vor Schreck und Erstaunen auf den Stuhl fallen. Der Beutel war voll mit Goldmünzen zu zehn und zwanzig Rubeln. Überrascht und hochofret griff Frau

Graf hinein, gab Pauline vier von den Münzen und bat sie, ja niemand etwas davon zu erzählen.

Dieser Glücksfall rettete nicht nur die Familie in Waldorf, sondern auch Anton, der von der Krim nach Hause gekommen war. Er hatte sein Studium aus Geldmangel unterbrechen müssen. Großmutter gab ihm zwei Münzen und er konnte so sein Studium fortsetzen.

Im Frühjahr 1922 wurde das Land umverteilt. Jeder Bauer bekam nur noch 16 Desjatinen, einen großen Teil des Landes der Waldorfer Gemeinde bekamen die Armen von Kukurlak, dem benachbarten Ukrainerdorf.

Die mittelmäßige Ernte des Jahres 1922 stoppte einigermaßen die schreckliche Hungersnot. Die 1920 in das Gebiet einmarschierte 42. Division der Roten Armee und Sondereinheiten der Tscheka hatten die Reste der Banden ausgerottet und es begann ein wohl schweres, aber friedliches Leben. Mit Großmutter's Wirtschaft ging es wieder aufwärts und die Kinder wurden langsam flügge.

1923 heirateten Anton und Friedrich in der Krim. Friedrich heiratete Mina Haddock aus Melitopol, Anton heiratete Lucia, eine Baltendeutsche. Josef war mit zwanzig Jahren ein starker junger Mann und sehr stolz auf seine erfolgreiche Wirtschaft. Von Jakob gab es noch kein Lebenszeichen.

1925 heiratete Emilie den Dorflehrer Johann Gerweck aus Prischib, meinen Vater. Im gleichen Jahr kam auch der erste Brief aus Deutschland von Jakob. Die Freude war groß.¹⁴⁵



¹⁴⁵ Obere Reihe. Johann Gerweck, Friedrich, Pauline, Lisa, Anton
Untere Reihe: Emilie, Frau v. Friedrich, Großmutter mit Verlobungsbild
von Jakob mit Ada, Frau v. Anton.

1926 wurde Josef in die Armee eingezogen. Für die Wirtschaft war das ein großer Verlust und bereitete Großmutter großen Kummer. Zur Ernte 1927 kamen Anton und Friedrich mit ihren Familien nach Waldorf um zu helfen. Meine Mutter und mein Vater, der in Waldorf die Lehrerstelle innehatte, waren sowieso immer dabei. Die Wirtschaften der deutschen Bauern wurden, obwohl sie jetzt weniger Land hatten, immer produktiver. Doch nicht lange konnten sie sich ihrer guten Ergebnisse erfreuen.

1929 begann die „Sozialisierung“ der Dörfer, gemeint war die Kollektivierung. Die Bauern wurden enteignet. Wer als Großbauer eingestuft war, wurde als „Kulak“ beschimpft und wurde mit seiner Familie zwangsweise nach Sibirien, Kasachstan oder in die nördlichen Gebiete der Region Petschora zwangsumgesiedelt.

Wieder überfiel die Menschen das Elend. Die Bauern bekamen keine Pässe und durften somit nicht im Lande umherreisen. Trotzdem konnten viele fliehen und in den Industriegebieten untertauchen. In Waldorf waren es die Hardocks, die Blocks,



die Baders und die Zenglers, ebenso Großmutter's Bruder aus Heidelberg. Großvater's Bruder Anton aus Blumental gelang die Flucht mit seiner ganzen Familie. Er begann ein neues Leben als Proletarier im Donezbecken. Die Flucht gelang ihnen nur, weil sie sich beim Dorfsowjet gefälschte Bescheinigungen erkaufte hatten.

Die in Waldorf zurück gebliebenen wurden mit all ihrem Hab und Gut kollektiviert. Es begann eine große Mißwirtschaft, Sozialismus genannt. Wo allen alles gehört, dir selbst aber nichts.

**Lenin zu Pferd in St. Petersburg.
Aufnahme erschien 1924 in „Le Miroir“ Paris**

Es war der Beginn einer neuen Form von Leibeigenschaft. Die Menschen wurden ausgebeutet bis aufs Letzte und bekamen dafür oft nicht einmal das tägliche Brot. Und es begann eine Zeit, in der nichts mehr heilig und ein Menschenleben nichts mehr wert war.“

1924 war Lenin nach längerer Krankheit gestorben, drei Schlaganfälle streckten ihn nieder. Ungeklärt war seine Nachfolge. Im Vorfeld seines Todes war unter den Politbüromitgliedern ein interner Machtkampf ausgebrochen und alles deutete darauf hin, dass der sich durch besondere Brutalität und Verschlagenheit auszeichnende Stalin das Rennen machen würde. Lenin wollte Stalin verhindern, er kannte ihn zu gut. In einem Brief warnte er vor Stalin: „*Genosse Stalin hat eine enorme Macht in seiner Hand konzentriert. Ich bin nicht sicher, ob er diese*

Macht auch immer mit genügender Vorsicht zu gebrauchen verstehen wird. Man müsste einen Weg finden, um Stalin von dieser Position zu entfernen und einen anderen Mann zu ernennen.“¹⁴⁶

Stalin wurde tatsächlich Lenins Nachfolger und wenige Jahre im Amt, zeigte er sein wahres Gesicht.

Zehn Tage nach Lenins Tod fand die eigentliche Gründung der Sowjetunion statt. Russland wurde eine Verfassung gegeben und der Name des Staates lautete nun: „Russische, Sozialistische, Föderative Sowjetrepublik“. Während im Innern alles beim alten und die Bevölkerung unterdrückt blieb, wurde eine neue Außenpolitik begonnen, um international anerkannt zu werden. Diese Anerkennung war den Bolschewisten seit ihrer Machtergreifung versagt worden, sagten sie doch in einer Neujahrsbotschaft 1920: „*Wir werden auch in Berlin und Warschau, Paris und London Arbeiter – und Soldatenräte einsetzen, und die Macht der Sowjets wird sich dereinst über die ganze Welt erstrecken.*“

Mit Stalin ist ein Garant dafür an die Spitze des Staates gekommen, dass die relativ positiven gegenwärtigen Verhältnisse in ihr Gegenteil verkehrt werden sollten.

Noch unter Lenin waren Straflager eingerichtet worden. Jetzt unter Stalin wurden Verhaftungen und Verbannungen systematisch verstärkt. Die Tscheka, die Geheimpolizei, die Lenin zum Machterhalt der Bolschewiki aufgebaut hatte und die von Anfang an gefürchtet war, wurde unter dem Namen GPU zum Machtinstrument Stalins so ausgebaut, dass jede „Konterrevolution“ von vorneherein unterbunden werden konnte. Die Bezeichnung Konterrevolutionär war ein dehnbare Begriff. Man verstand darunter erst mal Offiziere der zaristischen Armee, Beamte aus der Zarenzeit, Sozialrevolutionäre, denen man unterstellte, gegen das bestehende System zu sein, Kritiker aus den eigenen Reihen, Kosaken, die gegen die Roten gekämpft hatten, Priester, ehemals streikende Arbeiter und Bauern sowie je-

¹⁴⁶ Stökl: Russische Geschichte S. 691

der einfache Bürger, der, von einem wachsenden Heer von Spitzeln überwacht, als Konterrevolutionär angeklagt werden konnte. Zuletzt müssen die „Kulaken“ genannt werden, auf die das System ein besonderes Auge geworfen hatte. Das Wort Kulak bedeutet Faust. Eigentlich wird die geballte Faust als Drohgebärde benutzt, man kann aber auch mit ihr zuschlagen und zurückschlagen. Ist dies Zurückschlagen nicht möglich, wenn die Faust von einer Staatsmacht wie der gegenwärtigen in Russland kommt, der man hilflos ausgeliefert ist, dann kommt es zur sprichwörtlichen „Faust in der Tasche.“ Überdies, die erhobene Faust wurde das Erkennungszeichen der Kommunisten so wie die erhobene Hand der späteren Nazis.

Eines der ersten Straflager wurde auf dem Archipel „Solowez“ im Weißen Meer eingerichtet,¹⁴⁷ Vorläufer des später von Solschenyzin beschriebenen „Archipel Gulag,“ einem Archipel von Tausenden von Straflagern, in die Millionen von Verbannten von Stalin als Hauptverantwortlichem eingeliefert wurden und unter menschenunwürdigen Bedingungen ihr Leben fristen mussten.

Selbst Trotzki, einer der ersten führenden Bolschewiki unter Lenin und Konkurrent Stalins in der Nachfolgefrage von Lenin, wurde auf einmal „Konterrevolutionär“ und zusammen mit anderen führenden Oppositionellen gegen Stalins Politik verhaftet und später aus der Sowjetunion ausgewiesen. Hunderte seiner Anhänger wurden ebenfalls verhaftet und nach Sibirien verbannt. Auf diese Art und Weise entledigte sich Stalin seiner Feinde, baute seine Machtposition immer weiter aus und der Personenkult um ihn nahm seinen Anfang.

Die freie Bahn, die Stalin nun hatte, ermöglichte es ihm und dem ihm ergebenen Apparat, Maßnahmen zu ergreifen, die die Sowjetunion, wie Russland seit einigen Jahren bezeichnet wird, wirtschaftlich stärken und somit ihre Stellung in der Welt festigen ließen, immer die Weltrevolution im Blick.

Die Industrialisierung wurde in großem Stil in Angriff genommen, die gewaltigen Bodenschätze des Landes mußten ausgebeutet werden. Gleichzeitig hatte aber auch die Versorgung von neu entstandenen Industriezentren gesichert werden müssen und es zeichnete sich 1927 ab, dass die allgemeine Versorgungslage immer schlechter wurde. Der Überschuß der landwirtschaftlichen Produktion, der in den Export ging, um für die Industrialisierung dringend benötigte Ausrüstung importieren zu können, wurde immer geringer. Die kleinen Bauernwirtschaften, die in den Jahren des NÖP wieder zugelassen worden waren, erwiesen sich als nicht produktiv, sie konnten auf dem ihnen zugewiesenen Land ohnehin nur für den eigenen Bedarf produzieren, für den Staat blieb da nicht viel übrig.

Schuldige wurden gesucht und in den Kulaken gefunden. Es begann eine beispiellose Hetze gegen jeden Bauern, der wenig mehr als der Durchschnitt der kleinen Bauern besaß oder einmal einen Knecht oder sonstige Arbeitnehmer beschäftigt hatte. Es waren solche Bauern, darunter in großem Maße Deutsche, die im Verlauf der wenigen Jahre der NÖP durch Fleiß wieder zu einem bescheidenen Besitz

¹⁴⁷ Fünf Inseln im weißen Meer vor Archangelsk.

gekommen sind und dadurch fähig waren, einen gewissen Überschuß zu erwirtschaften.

Gleichzeitig wurde auch die Kollektivierung propagiert. Die Bauern sollten sich „freiwillig“ in Kolchozen zusammenschließen, ihren Boden, ihr Vieh, Pferde, Hühner, Maschinen und natürlich auch ihre Arbeitskraft einbringen. Wer sich weigerte, wurde erst mit wesentlich höherer Steuer bestraft, wer die nicht aufbringen konnte, wurde gnadenlos vom Hof vertrieben und in die eisigen Weiten im hohen Norden verschickt. Dort mußten sie unter unsäglichen Leiden Holz fällen, das in verstärktem Maße in den Export ging.

In dem ersten Fünfjahresplan der Regierung im Jahre 1929 wurde die Kollektivierung festgeschrieben. Man ging davon aus, dass in Großbetrieben, den Kolchozen, die Produktion wesentlich gesteigert werden könnte. Was eigentlich gar nicht schlecht gedacht war, denn in der Zarenzeit stammte fast die Hälfte des Getreideertrags von den Gutsbesitzern mit großem Landbesitz, die deutschen Kolonisten mit eingeschlossen.¹⁴⁸

Nach einer Verfügung vom 1. Februar 1930 seien *„alle notwendigen Maßnahmen im Kampfe gegen das Kulakentum anzuwenden, einschließlich der vollständigen Konfiszierung des Vermögens der Kulaken und deren Aussiedlung aus dem Gebiet der einzelnen Rayons und Provinzen.“*

Es liegen Berichte vor, mit welcher Grausamkeit bei der Ermittlung von Kulaken vorgegangen wurde. Um die Kulaken ausfindig zu machen, wurden Brigaden auf die Dörfer geschickt, die die Anwesen durchsuchten und willkürlich bestimmten, wer ein Kulak ist. Da konnte man um sein Hab und Gut kommen, wenn bekannt war, dass man ein Schwein geschlachtet hatte oder zwei Samoware besaß oder Spekulant sei, weil er mal seine Erzeugnisse auf dem Markt verkauft hatte. Die unsinnigsten Begründungen stempelten einen einfachen Bauern zum Kulaken. Mehr als zwei Millionen Menschen wurden 1930/31 auf diese Weise deportiert, Hunderttausende kamen dabei ums Leben.

Als Beispiel soll folgender Brief¹⁴⁹ aufzeigen, wie bei dieser Entkulakisierung vorgegangen wurde

Brief eines deutschen Kolonisten aus der Ukraine

Ende Januar 1930

*„Wir möchten Euch ein paar Zeilen schreiben von unserem sehr traurigen be-
trübten schweren Leiden hier in Russland. Freilich habe ich gar nichts Erfreuliches*

zu schreiben, wie von unserer großen Not und Armut, Elend und Jammer. Ihr kennt mich kaum, ich bin Euch fremd, aber ich kann nicht anders, ich muß Euch

¹⁴⁸ Stökl: Russische Geschichte

¹⁴⁹ Auhagen: 100 Jahre Erbhofrecht der deutschen Kolonisten in Russland.

von dem Schrecklichen schreiben, was wir erleben, da ich weiß, dass Ihr in einem geordneten Staate lebt, wo der Mensch als Mensch angesehen wird.

Vor 2, 3 Monaten hat das tolle Leben bei uns angefangen. Hunderte Familien hat man auf die Straße geworfen auf die allergrausamste Art und Weise. Uns jungen Wirten, die wir ja erst seit 4 ½ Jahren wirtschaften, hat man alles, alles weggenommen und zwar 3 Kühe, 2 Pferde, 3 Schafe und zwei Paar Pferdegeschirr, einen Wagen, ein Füllen, einen Selbstbinder, eine Haspelmaschine, eine Putzmühle, 2 Pflüge, eine Egge, 2 Fässer, 20 Wedro¹⁵⁰ 2jährigen Weines, 25 Wedro einjährigen Weines, Herbstgeräte, Weingeräte wie Presse, Trichter, Schlauch, Eimer, sodann die Ernte in Futterrüben, Stroh, Welschkornlaub, Kurzfutter, mit einem Wort alles, alles, alles. Das war noch der Rest von dem, was uns im Sommer gelassen wurde. Damals haben uns die Herren gezwungen, alles hinauszuführen, so dass der Hof nur noch ganz kümmerliche Reste aufwies. Ich habe 100 Pud Gerste und Hafer, 150 Pud Welschkorn geerntet und das mußte ich alles bis aufs letzte Pfund abliefern. Dazu noch 20 Hühner, ein Schwein, alles Schweinefleisch, selbst den Sauerkohl im Keller, die Kartoffeln, das Mehl, die ganzen Möbel und zwar ein Kleiderschrank, 1 Küchenschrank, 2 Betten mit Bettsack, 2 Tische, Brennholz und vier Fuhrn Mist. Obendrein den ganzen Hof mit allem Bauwesen, Haus, Stall, Scheune, Keller usw.

Ja, das wäre noch nicht das Schlimmste. Das Allerschlimmste ist aber, dass sie uns mitten im Winter bei 15 Grad Frost aus dem Hause gejagt haben und die Tür hinter uns zuschlossen.

Jetzt geben sie uns nicht ein Stückchen Holz, kein Stückchen Mist heraus. Womit soll man heizen? Zu allem Unglück hat kein Mensch mehr Geld hier, denn alle hat man zu Tode gequält mit allen möglichen Auflagen, mit unerträglichen Steuern. Auch finden wir keinen Unterschlupf in den Dörfern, denn jeder Wirt, wenn er hört, dass ein „Herausgeschmissener“ kommt, der kein Stimmrecht besitzt und noch dazu Kulak ist, scheut sich ihn aufzunehmen, denn sie sagen, sobald wir Euch aufnehmen, geht es uns genau so, wir fliegen dann beide aus dem Hause.

Ja, unsere Lieben. Das allergrausamste und allerschrecklichste ist noch das, dass bei den acht herausgeschmissenen Familien Lisas Brustkind, ihr alter Vater von 78 Jahren, eine schwer leidende Frau, einige ganz unmündige Kinder dabei sind. Und das jetzt, wo die furchtbare Kälte ist. Alle sind jetzt ohne Bett, ohne Quartier, ohne Lebensmittel. Und stellt Euch vor, die Mutter von 2 Kindern, die mit ihrem Vater das Haus verlassen mussten, liegt im Krankenhaus und weiß von nichts.

Überall sind 10 oder 15 Familien vom Hof gejagt worden. In einem kleinen Dörfchen sind sogar 30 Familien mit leerer kahler Hand hinausgeschmissen, sie mussten alles, selbst ihre Kleider, zurücklassen. Nur was sie am Leib trugen, gehört ihnen....“

¹⁵⁰ 1 Wedro = 12 1/2 Liter

Es gab auch Widerstand gegen die Zwangskollektivierung. Laut einem GPU-Bericht soll es insgesamt 6 500 Aufstände und Demonstrationen gegeben haben, von denen 800 mit Waffengewalt niedergeschlagen wurden. Über die Zahl der Opfer ist nichts bekannt, aber es läßt sich leicht vorstellen, dass bei der bekannten Brutalität des Systems nicht wenige Menschen ihr Leben lassen mußten.

Stellvertretend für diese Aufstände gegen diese Zwangskollektivierung soll hier über den Frauenaufstand im Kutschurganer Gebiet berichtet werden:¹⁵¹

In der Kolonie Franzfeld hatten sich GPU-Funktionäre „danebenbenommen.“ Sie *„rissen bei mehreren Hausdurchsuchungen persönliche Schmuckstücke wie goldene Ohr - und Fingerringe, goldene Kreuzchen und Kettchen den Frauen mit gezogenen Revolvern vom Leibe, beschlagnahmten sie und vernichteten Obligationsscheine.*

Eine andere GPU-Gruppe erpresste am gleichen Ort und Tag ebenfalls unter Waffendrohungen bei den Einwohnern geräucherten Schinken, Wein, Zucker, eingekochtes Obst, Kleidungsstücke und andere wertvolle Gegenstände, schleppten diese auf die Dorfstraße und versteigerten alles unter sich zu Schleuderpreisen auf einer formell inszenierten Verkaufsauktion. Dabei schlugen sie einige Bauern aus dem Dorf nieder.“

Es waren Kolonistenfrauen, die die Initiative ergriffen und bei einer Demonstration vor dem „Haus des Dorfrates“ die Rückgabe ihres Vermögens und Auflösung des Kolchos forderten. Am Sonntag, den 1. März waren es schon 500 Frauen, die die Kolchose stürmten, ihr geraubtes Vieh und Hausrat wieder holten. Anderntags waren es schon 600 Frauen, die mit antisowjetischen Plakaten durch die Straßen zur Kolchose „Lenins Weg“ zogen und sie total ausplünderten. Sie rissen Propagandaplakate und Bilder der kommunistischen Parteiführer von den Wänden und stachen auf einem Plakat Lenins Augen aus und zertrampelten es. In anderen Dörfern wie Mannheim und Elsaß geschah dasselbe. So bewundernswert der Mut dieser Frauen war, gegen die Staatsmacht anzukämpfen war aussichtslos, die Miliz behielt die Oberhand. Der einzige „Erfolg“ dieses Aufbäumens war, dass nach Wiedereinrichtung der Kolchose jede Familie eine Kuh und das Federvieh behalten durfte. Aber es waren auch fünf Tote, viele Verletzte und Verprügelte unter den Aufständischen. Von den anschließend Deportierten ganz zu schweigen.

Nach all dem geschilderten Unrecht, das von der Staatsmacht in den zehn Jahren seit der großen Hungersnot 1921/22 an den Bauern Russlands und in verstärktem Maße an den deutschen Kolonisten begangen wurde, sollte man meinen, es gebe keine Steigerung mehr in der Ausbeutung dieser Bevölkerungsgruppe. Es gab sie mit dem Ergebnis: Sechs Millionen Tote.

¹⁵¹ Anton Bosch: Das Bauernopfer von Kandel und anderen deutschen Dörfern bei Odessa im Jahr 1930 in: Russlanddeutsche Zeitgeschichte Band 2, Ausgabe 2002. Herausgegeben vom Historischen Forschungsverein der Deutschen aus Russland e. V.

Durch die Entkulakisierung und die Zwangskollektivierung war natürlich ein gravierender Rückgang der Getreideernte und damit auch der Ablieferung an den Staat vorprogrammiert.

So waren einfach die Steuern und die Ablieferungsquoten erhöht worden, manchmal um bis zum fünffachen, bei Kulaken bis zum zehnfachen der ursprünglichen Abgaben. Es durften keine Märkte mehr abgehalten werden und in den Städten wurden Lebensmittelkarten ausgegeben. Die Ernte durfte nur noch an den Staat verkauft werden, wer sich weigerte oder nicht konnte, dem drohten neben hohen Geldstrafen Gefängnis und Verbannung.

Bei diesem Druck versuchten die Bauern natürlich mit allen möglichen Tricks, für ihren Lebensunterhalt von der Ernte etwas abzuzweigen. Ein Gesetz wurde am 7. August 1932 verabschiedet, das „für jeden Diebstahl oder jede Verschwendung sozialistischen Eigentums“ zehnjährige Lagerhaft oder gar die Todesstrafe vorsah. „Ährengesetz“ wurde es im Volksmund genannt, weil schon für den Ährenklau auf dem Felde dieses Gesetz angewandt wurde. Vom August 1932 bis Dezember 1933 sollen mehr als 125 000 Menschen nach diesem Gesetz verurteilt worden sein, etwa 5 400 sogar zum Tode.

Ja, es ging sogar so weit, dass aus Moskau der Befehl kam, dass die Kolchosen alles in ihrem Besitz befindliche Korn, auch das Saatgut, abzuliefern hatten. Für die Bauern blieb nichts mehr übrig, die Hungersnot griff um sich, nachweisbar künstlich erzeugt von der Staatsmacht. Das Bedrückendste dabei ist, daß die Hungersnot fast nur in den großen Getreideanbaugebieten wie der Ukraine mit dem Schwarzmeergebiet, den fruchtbaren Ebenen an Don und Kuban sowie im nördlichen Kaukasus und in Kasachstan am stärksten auftrat, genau so wie bei der letzten Hungersnot 1920/22, während die Sowjetunion im Jahr 1933 18 Millionen Doppelzentner Weizen ins Ausland exportierte.¹⁵²

Die Verhältnisse waren so schlimm, dass der Autor des Romans „Der stille Don,“ Michail Scholochow, am 4. April 1933 an Stalin einen Brief schrieb, dessen Inhalt die angeführten Unmenschlichkeiten bei der Getreidebeschaffung nur unterstreicht:

„Genosse Stalin!

Der Distrikt Weschenski hat, wie viele andere Distrikte im nördlichen Kaukasus, den Lieferplan für Getreide nicht wegen irgendeiner „Kulakensabotage,“ sondern wegen der schlechten Lokalpolitik nicht erfüllt.

Im letzten Dezember hat das Regionalkomitee der Partei den zur „Beschleunigung“ des Steuereinzugs den Genossen O. als „Bevollmächtigten“ geschickt. Dieser hat folgende Maßnahmen getroffen: Beschlagnahmung des gesamten verfügbaren Getreides einschließlich des Saatgutes für die nächste Ernte usw. Als man mit den Beschlagnahmungen anfang, versteckten sich die Bauern und versteckten das Korn.

¹⁵² Schwarzbuch des Kommunismus S.185

Gefundenes Getreide: 5 930 Doppelzentner... Und hier einige Methoden, mit denen man zu diesen 930 Tonnen kam, die teilweise seit 1918 vergraben waren.

Die Kältemethode: Man zieht den Kolchosebauer aus und setzt ihn splitternackt in einer Scheune der Kälte aus. Oft setzt man die Kolchosebauern in ganzen Brigaden der Kälte aus.

Die Hitzemethode: Man übergießt die Füße und den Rockzipfel der Kolchosebäuerinnen mit Kerosin und zündet beides an, löscht es sofort wieder und beginnt von vorne...

In der Kolchose „Napolowski“ zwang ein gewisser Polotkin, „Bevollmächtigter“ des Distriktkomitees, die verhörten Kolchosebauern, sich auf einen glühendheißen Boden zu legen und sperrte sie anschließend zum Abkühlen nackt in die Scheune.

In der Kolchose Lebjatschenski stellte man die Kolchosebauern an die Wand und simulierte eine Hinrichtung.

Ich könnte die Liste mit Beispielen dieser Art endlos fortsetzen. Es sind keine einzelnen Fehlgriffe, sondern gängige Methoden beim Einzug des Kornes...

Wenn Ihnen mein Brief der Aufmerksamkeit des Zentralkomitees wert scheint, so schickt wahre Kommunisten hierher, die den Mut haben, alle diejenigen, die dem Aufbau der Kolchosen in diesem Distrikt einen tödlichen Schlag versetzt haben, zu entlarven... Sie sind unsere einzige Hoffnung.

(Gefunden im Archiv des Präsidenten der Russischen Föderation 45/1/827/7-22)

Antwort des Genossen Stalin an M. Scholochow vom 6. Mai 1933, der mit einer offen versteckten Drohung endet:

„Lieber Genosse Scholochow!

Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten. Die Hilfe, um die Sie gebeten haben, wird gewährt. Ich habe den Genossen Sch. geschickt, um die Angelegenheiten, von denen Sie sprechen, aufzuklären. Ich bitte Sie, ihm dabei zu helfen.

Aber das ist noch nicht alles, was ich Ihnen sagen will, Genosse Scholochow. Ihre beiden Briefe zeichnen nämlich ein Bild, das ich als nicht objektiv bezeichnen möchte und dazu möchte ich Ihnen ein paar Worte schreiben.

Sie decken eine leichte Erkrankung unseres Apparates auf und zeigen, dass einige unserer Parteifunktionäre zwar der Sache dienen, d.h. unsere Feinde entwaffnen wollen, dabei aber unsere Freunde angreifen und sogar regelrecht sadistisch werden können. Aber das bedeutet nicht, dass ich IN ALLEM mit Ihnen einverstanden bin. ...

Damit man sich in der Politik nicht irrt, - denn bei Ihren Briefen handelt es sich nicht um Literatur, sondern um reine Politik - muß man auch den anderen Aspekt der Realität sehen können. Und der andere Aspekt ist die Tatsache, dass die geschätzten Bauern Ihres Distrikts - und nicht nur diese - gestreikt und sabotiert haben und auch bereit waren, die Arbeiter und die Rote Armee ohne Brot zu lassen! Die Tatsache, dass es eine stillschweigende und offensichtlich friedliche Sabotage (ohne Blutvergießen) war, ändert nichts an der grundsätzlichen Angelegenheit,

nämlich dass Ihre geschätzten Bauern einen Zermürbungskrieg gegen die Sowjetmacht geführt haben. Einen Kampf auf Leben und Tod, lieber Genosse Scholochow!

Selbstverständlich können diese Besonderheiten die Übertretungen, die sich unsere Funktionäre Ihrer Schilderung nach erlaubt haben, nicht rechtfertigen. Und die Verantwortlichen werden für Ihr Verhalten zur Rechenschaft gezogen werden. Aber es liegt klar auf der Hand, dass unsere geschätzten Bauern keine Unschuldslämmer sind, wie man beim Lesen Ihrer Briefe glauben könnte.

***Also, halten Sie sich gut!** Ich drücke Ihnen die Hand. Ihr J. Stalin¹⁵³*

Von den Sowjets totgeschwiegen lebt diese Hungersnot heute nur noch in der Erinnerung der Überlebenden als schlimmer Traum fort. Die Nachkommen dieser Generation werden wohl kaum erfahren, welch unsägliche Leiden Millionen Menschen zu dieser Zeit erdulden mussten. Wenn solche Ereignisse beschrieben werden, sind immer Hunderttausende wenn nicht gar 1 – 2 Millionen Deutsche mit eingeschlossen. In der Literatur gibt es über die Deutschen aus Russland relativ wenig über diese Leidenszeit der Menschen, es wird überschattet von noch schlimmeren Ereignissen der folgenden zehn Jahre.¹⁵⁴ Niemand konnte sich zu dieser Zeit vorstellen, zu welcher Steigerung des Terrors gegenüber unschuldigen Menschen das Sowjetsystem noch fähig war.

Die bisher geschilderten Zeitabschnitte in der Geschichte der Sowjetunion, so schlimm sie auch waren, muten wie eine Generalprobe in einem Schmierstück an gegenüber dem, was jetzt folgen sollte. Der Bauernstand ist gebändigt und die Bauern sind keine Gefahr mehr für den Sowjetstaat. Nicht nur Kulaken und aufsässige Bauern wurden verfolgt, verhaftet oder gar umgebracht. Der nächste Stand, in dem Sowjets Feinde sahen, waren die Priester, ja die Kirchen insgesamt, sei es die Orthodoxe Kirche oder die Kirchen anderer Nationalitäten in der Sowjetunion wie die der Deutschen.

Erst wurden die Glocken der Kirchen abgenommen und eingeschmolzen mit der Begründung.: *“Das Glockengeläute verstößt gegen das Recht auf Ruhe der breiten atheistischen Massen in der Stadt und auf dem Lande.“* Mit der Einführung der Fünftagewoche wurde praktisch der Sonntag abgeschafft und somit verhindert, dass die noch gläubigen Menschen die Gottesdienste besuchen konnten. Genau wie den Kulaken wurden den Popen wie auch den Geistlichen der anderen Kirchen die Steuern drastisch erhöht und die Bürgerrechte entzogen. Das bedeutete kein Stimmrecht, keine Lebensmittelkarten, kein Wohnrecht. Dadurch fanden sie keine Arbeit, wurden meist zu Bettlern oder sie wurden deportiert. Gab es im Russland

¹⁵³ Schwarzbuch des Kommunismus S. 187

¹⁵⁴ Heimatbuch der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland 1990/91 S. 70 und 1995/96 S. 70, Bosch – Lingor: Entstehung, Entwicklung und Auflösung der deutschen Kolonien am Schwarzen Meer

vor dem Ersten Weltkrieg noch 112 629 Geistliche, so waren es im Jahre 1928 nur noch 70 000.

Alein 1929 sollen 13 000 Popen „entkulakisiert“ worden sein und 6 715 Kirchen geschlossen oder zerstört.¹⁵⁵

Den deutschen Priestern beider Konfessionen ging es genau so. Während der NÖP-Zeit durften trotz der Fünftageswoche noch Gottesdienste abgehalten, die religiösen Feiertage gefeiert, Hochzeiten und Taufen vorgenommen werden. Nun aber sah die Sowjetregierung die Zeit gekommen, auch gegen diese Konfessionen im Lande vorzugehen. Erschwerend zu den üblichen Beschuldigungen kam jetzt hinzu, dass diese Kirchen Verbindung mit ihren Glaubensbrüdern und Kirchen im Westen hatten und somit als Spione und Saboteure galten. Das führte dazu, dass es ab 1936 keine Priester mehr in Russland gab. Alle wurden in unwirtliche Regionen verbannt, die meisten kamen dort elendiglich um.

Die Kirchen wurden zu Lagerhäusern, Kinos, ja sogar zu Schwimmbädern umfunktioniert .

Und es wurde jeder hart bestraft, der privat in seiner Wohnung irgendwelche geistliche Handlungen vornahm oder duldete.

Neben den Kulaken und den Geistlichen waren auch die Kleinunternehmer auf dieselbe Art und Weise als „Kapitalisten“ an der Reihe. Zur Zeit des NÖP hatten sich wieder kleine Händler, Handwerker und Freiberufler eine bescheidene Existenz aufbauen können. Jetzt in der Stalinära wurden sie dafür „bestraft“. Gegen sie wurde nach demselben Schema vorgegangen: Verzehnfachte Besteuerung, Beschlagnahme ihres gesamten Besitzes, Entzug des Wahlrechtes usw.

Wie paradox, ja widersinnig diese ganze Entvölkerungspolitik unter Stalins Gewaltherrschaft war, zeigt diese Entscheidung: Um zur Einbringung der Ernte 1933 genügend Arbeitskräfte in den Kolchosen zu haben, denn die eigentlichen Bauern waren ja zu Hunderttausenden deportiert worden, mußte man aus den Städten Hilfskräfte rekrutieren. Dabei ging man auf typisch bolschewistische Weise vor. Man führte in den Städten Razzien durch, verhaftete willkürlich alle erreichbaren Männer und brachte sie hinaus auf die Dörfer. Dort waren sie nicht willkommen, die hungernden Dörfler waren feindselig gegen die doch unfreiwilligen Helfer eingestellt, an vielen Stellen gab es Zwischenfälle.

Wie die Erntehelfer „rekrutiert“ wurden, beschreibt in einem Brief vom 20. Juli 1933 der italienische Konsul in Charkow¹⁵⁶:

„Die Mobilisierung der städtischen Einsatzkräfte hat ungeheure Ausmaße angenommen. Diese Woche wurden täglich mindestens 20 000 Personen aufs Land geschickt. ... Vorgestern wurde der Basar umstellt und alle arbeitsfähigen Leute – Männer, Frauen und Jugendliche beiderlei Geschlechts - festgenommen und unter GPU – Bewachung zum Bahnhof geführt und auf die Felder gebracht.“

¹⁵⁵ Schwarzbuch des Kommunismus S.193

¹⁵⁶ Schwarzbuch des Kommunismus S. 200

Zur gleichen Zeit, in der die Hungersnot in Russland wütete, kam in Deutschland eine Partei an die Macht, die an Radikalität der kommunistischen Partei nicht viel nachstand und nach jahrelangem Kampf mit ihr die Oberhand gewonnen hatte. Ihr oberster Repräsentant, er nannte sich Führer, hatte schon 1923 in einem Buch¹⁵⁷ auf der ersten Seite geschrieben: „... *Erst wenn des Reiches Grenze auch den letzten Deutschen umschließt, ohne mehr die Sicherheit seiner Ernährung bieten zu können, ersteht aus der Not des eigenen Volkes das moralische Recht zur Erwerbung fremden Grund und Bodens. Der Pflug ist dann das Schwert, und aus den Tränen des Krieges erwächst für die Nachwelt das tägliche Brot.*“ Deutlicher kann man nicht ausdrücken, dass mit einer Machtergreifung gleichzeitig auch ein Krieg vorprogrammiert ist.

Noch ein Zitat Hitlers gefällig?: „*Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten. ...Wenn wir heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie nur an Russland und die ihm untertanen Randstaaten denken*“

Die Zwanziger Jahre, die bisher aus russischer Sicht beschrieben wurden, haben in Deutschland zu großen Umwälzungen geführt. Der Kaiser mußte abdanken, wurde aber nicht ermordet wie in Russland, sondern durfte seinen Lebensabend im Exil in Holland verbringen. Dem verlorenen Krieg folgte eine Revolution, von linken Kräften geschürt, von Lenin gewünscht, sie war jedoch nicht erfolgreich. Gemäßigte Sozialdemokraten wie auch konservative Kräfte verhinderten eine Revolution Leninscher Prägung.

Dafür begann die erste parlamentarische Demokratie in der Geschichte Deutschlands, als Weimarer Republik ging sie in die Geschichte ein.

Sie sollte nicht lange Bestand haben. So wie in Russland ein Demagoge wie Lenin seine Partei an die Macht bringen konnte, so wiederholte sich dies in Deutschland in der Person von Hitler. Dieser Mann hatte die Gabe, die Massen zu begeistern, hinter sich zu scharen aber sie später wie ein Rattenfänger in den Untergang zu führen. Auf dem Weg zur Macht hatte er sich am meisten mit den Kommunisten auseinanderzusetzen. Es gab viele Straßenschlachten zwischen den Nazis, wie Hitlers Partei genannt wurde, und den Kommunisten. Tote waren auf beiden Seiten zu beklagen.

Dies alles registrierte die sowjetische Führung aufmerksam. Sie hatte sich die Weltrevolution auf die Fahnen geschrieben und da kommt nun einer in der Mitte Europas daher und erklärt ihnen den Krieg, noch bevor er an die Macht kam. Denn nichts anderes bedeutete der oben zitierte Satz in Hitlers Buch über den Erwerb fremden Bodens zur Sicherung der Ernährung Deutschlands. Als Ziel nannte er in einem weiteren Zitat¹⁵⁸ unverblümt Russland mit seiner Kornkammer in der Ukraine als Ziel seiner Begierde. Und hier lebten die meisten der in über 2 000 in der

¹⁵⁷ Adolf Hitler: Mein Kampf Seite 1(!)

¹⁵⁸ Hitler: Mein Kampf S. 742

Sowjetunion verstreuten und von mehr als 2 Millionen Deutschen bewohnten Siedlungen.

Da lag es doch für die sowjetische Führung nahe, dass diese Deutschen bei einem eventuellen Einmarsch der Deutschen eine potentielle Gefahr darstellen könnten und so wurden schon 1934 genaue Listen aller in der Sowjetunion lebenden Deutschen angelegt. Dies erklärt auch die hohe Zahl der in den folgenden Jahren verhafteten Deutschen im Zuge der Säuberungen.

Es begann mit einem Attentat. Am 1. Dezember 1934 wurde das Politbüromitglied Kirow in Leningrad¹⁵⁹ ermordet und postwendend erließ Stalin ein Gesetz, nach dem der Zeitraum für Ermittlungsverfahren bei Verdacht auf „Terrorismus“ auf zehn Tage verkürzt werden kann, die Urteile auch bei Abwesenheit gefällt werden können und Todesurteile sofort zu vollstrecken seien.

Stalin nahm dieses Attentat zum Anlaß, sich seiner innerparteilichen Gegner zu entledigen. Allein zwischen Dezember 1934 bis Februar 1935 waren 6 500 Personen nach diesem Gesetz verurteilt worden.¹⁶⁰ Vorwiegend Parteimitglieder waren davon betroffen, viele wurden beschuldigt, „Trotzkisten“ gewesen zu sein. (Trotzki war ein Widersacher Stalins und wurde von diesem entmachtet, verbannt, später ausgewiesen. Im Exil in Mexiko wurde er im Auftrag Stalins ermordet.)

Wie ein Sturm fegte in den Jahren 1937 und 1938 die große Verhaftungswelle über das Land. Hauptopfer waren vorwiegend Parteikader, in denen Stalin Widersacher sah, Intellektuelle und Leute aus dem Beamtenapparat. Während dieser zwei Jahre sind 1 575 000 Menschen verhaftet worden. 1 345 000 davon wurden verurteilt und von diesen wiederum fast die Hälfte, 681 692 Menschen, hingerichtet.¹⁶¹ Ihr angebliches Verbrechen: Konterrevolutionäre Tätigkeit, Spionage, Sabotage, Kulak, Weißgardist, Volksfeind.

Besonders bedrückend ist, dass Stalin persönlich diese Vernichtungssorgie zu verantworten hat. Er befahl sie, überwachte deren Ausführung, nahm die „Erfolgsmeldungen“ in Empfang und gab Anweisungen, wie die „Quote“ der Verhaftungen und der Todesurteile zu erfüllen sei.

Hätte sich dieser Mann vor einem internationalen Gerichtshof zu verantworten gehabt, er hätte eine Million mal Lebenslänglich bekommen müssen.

Es erstaunt, dass so viele Parteimitglieder liquidiert wurden. Unter den verurteilten Parteikadern waren fünf Politbüromitglieder, 98 Mitglieder des Zentralkomitees, 1108 Delegierte des XVII. Parteitag und viele mehr.

Offensichtlich ist auch, dass bei dieser Terrorwelle neben unzähligen Parteigenossen der Anteil an Akademikern und Führungskräften in der Wirtschaft sehr hoch war.

Kaganowitsch sagte in einer Rede vor dem XVIII. Parteitag, dass in der Schwerindustrie das leitende Personal restlos ausgewechselt worden war und nun „haben

¹⁵⁹ St. Petersburg wurde in Leningrad umgetauft

¹⁶⁰ Schwarzbuch des Kommunismus S. 206

¹⁶¹ Ebenda

*wir Führungskräfte, die jeden Befehl, den ihnen Genosse Stalin aufträgt, akzeptieren werden.*¹⁶²

Der Terror machte auch nicht vor dem Militär halt. Der Prominenteste unter den militärischen Opfern war zweifellos der Marschall Tuchatschewski. Er wurde zusammen mit 7 anderen Generälen in einer geheimen Gerichtsverhandlung zum Tode verurteilt. Ihnen folgten in kürzester Zeit 980 höhere Offiziere der Roten Armee, darunter 58 Generäle. In den zwei Jahren der Säuberung wurden eliminiert: 3 Marschälle und 225 Generäle, alles hochqualifizierte Leute, die drei Jahre später im Krieg gegen Deutschland schmerzhaft vermisst wurden.

Interessant ist ein Beispiel aus der Ukraine, das zum Schluß des Kapitels Terror 1936/1938 angeführt werden soll: Im Jahr 1938 wurde Chruschtschow zum Vorsitzenden der ukrainischen KP ernannt. Danach wurden mehr als 160 000 Menschen verhaftet und größtenteils hingerichtet. Allein von den 200 Mitgliedern des Zentralkomitees der ukrainischen KP überlebten nur drei, die Plätze der Hingerichteten übernahmen stalinhörige Figuren. Daß unter den Opfern in der Ukraine ein hoher Prozentsatz deutscher Abstammung war, kann mit Sicherheit angenommen werden. Genaue Zahlen sind in keiner Statistik zu finden.

Jewgenia Ginsburg, eine bekannte Schriftstellerin der Vorkriegszeit und spätere Ehefrau von Anton Walter, wurde 1937 nach zweijährigem seelischen Martyrium auch wie alle anderen ihrer späteren Leidensgenossen unter einem fadenscheinigen Vorwand verhaftet und für 16 Jahre in den Gulag geschickt. In zwei aufsehenerregenden Büchern beschrieb sie in einem unnachahmlichen Stil ihre furchtbaren Erlebnisse in vielen menschenunwürdigen Lagern des Gulag.¹⁶³

Hier in gekürzter Form die Beschreibung ihrer zweijährigen Höllenqualen bis zu ihrer Verhaftung am 2. Februar 1937:

„An einem sonnigen Februartag besuchte mich Professor Elwow. Er hatte für eine „Geschichte der kommunistischen Partei“ einen Artikel über das Jahr 1905 geschrieben. Dieses Werk wurde von Stalin in einem offenen Brief verurteilt. Auf diesen Brief hin wurde der Beitrag Elwows wegen mutmaßlicher Fehler als „Trotzkistische Infiltration verurteilt“ Elwow war ein Mann der Partei mit verschiedenen Funktionen. „Was haben Sie auf dem Herzen?“ „Alles ist aus! Ich bin nur für einen Augenblick gekommen. Es ist alles nicht wahr, was über mich erzählt wird. Ich schwöre, dass ich mich nie gegen die Partei gestellt habe.“ Und dann sagte er was ganz Merkwürdiges: „Es tut mir sehr weh., dass Sie wahrscheinlich wegen der Verbindung zu mir zu leiden haben werden. Das habe ich nicht gewollt.“

Als ich am andern Morgen zu einer Vorlesung ins Pädagogische Institut kam, sagte mir der alte Pförtner, der mich schon als Studentin kannte: „Unseren Professor Elwow haben sie heute Nacht verhaftet.“

¹⁶² Schwarzbuch des Kommunismus S. 217.

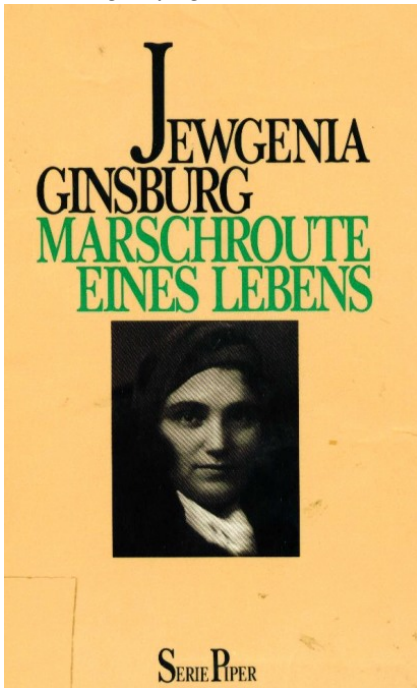
¹⁶³ Jewgenia Ginsburg: Marschroute eines Lebens

Die folgenden zwei Jahre könnte man als Vorspiel zu jener Symphonie des Wahnsinns und des Entsetzens bezeichnen, die für mich im Jahre 1937 begann.

In einer Parteiversammlung warf man mir vor, den Trotzlisten Elwow nicht entlarvt zu haben. Ich hätte es unterlassen, über das Geschichtsbuch, das er redigiert hatte, eine vernichtende Kritik zu schreiben und in Versammlungen gegen ihn aufzutreten. Auf meine naive Frage, ob schon eindeutig bewiesen sei, dass er ein Trotzlist sei, bekam ich die einhellige Antwort; „Aber er ist doch verhaftet! Sie glauben doch wohl nicht, dass jemand ohne eindeutigen Beweis verhaftet wird!“ Hier stieß ich zum ersten Mal auf jene Missachtung der Logik und des gesunden Menschenverstandes, die mich in den folgenden zwanzig Jahren immer wieder frappte. Ich erhielt eine Verwarnung wegen ungenügender Wachsamkeit.

Zwei Monate quälte man mich mit immer neuen Verhören und Vorwürfen und Beschimpfungen wie „Versöhnlerin, nicht Fisch, nicht Fleisch, Rechtskrüppel, trotzlistische Missgeburt, schäbige Kompromißlerin. Im Frühjahr hatte ich einen richtigen Nervenzusammenbruch.

So war das Jahr 1935 für mich ein furchtbares Jahr. Meine Nerven versagten, unablässig verfolgte mich der Gedanke an Selbstmord. Ich war eine Gezeichnete.



In diesem Sommer starb Gorki und bei seinem Begräbnis sah ich zum ersten und zum letzten Male Stalin. Ich ging in der Gruppe des Schriftstellerverbandes und konnte ihn aus der Nähe betrachten. Ich lüge nicht, wenn ich behaupte, dass ich ohne jede Verehrung sein Gesicht betrachtete. Ich war überrascht, wie hässlich er war und wie wenig es jenem majestätischen Antlitz ähnelte, das von Millionen Bildern auf uns herablickte.

Die Zeit verging, die Begründung meiner Verwarnung war verschärft worden und ich war eine „Mithelferin der Volksfeinde.“

Dann klingelte eines Tages das Telefon. Wewers, der Leiter des örtlichen NKWD war am Apparat.

„Seien Sie begrüßt, Genossin. Sagen Sie bitte, wie ist es heute um Ihre Zeit bestellt? Wir brauchen noch einige Informationen über diesen Elwow. Ei, Ei, der

hat Sie aber hereingelegt. Nun, das ist nicht so schlimm. Wir werden das bald klären.“

„Wie lange wird es dauern?“ „Nun, vielleicht eine Stunde.“

Ich gehe hin. Beim Eintritt grüße ich höflich und bin erstaunt, dass er mir keinen Stuhl anbietet. „Darf ich mich setzen?“ „Sie können sich setzen, wenn Sie müde sind.“ Sagt er verächtlich.

„Nun, wie stehen Sie jetzt zur Partei?“ „Sie wissen es doch, man hat mich ausgeschlossen,“

„Es wäre ja auch noch schöner, wenn man das nicht getan hätte! Verräter gehören nicht in die Partei!“ „Warum beschimpfen Sie mich?“ „Was heißt da beschimpfen? Man hätte Sie totschiagen sollen. Renegatin! Agentin des Internationalen Imperialismus.“

Macht er sich über mich lustig? Aber er kommt immer mehr in Fahrt und beschimpft mich in immer plumpere Weise.

Er beschließt eine lange Tirade mit einem Faustschlag auf die Tischplatte. Das Glas auf dem Tisch klirrt. Diese Klirren begleitet im Diskant den Schlussakkord einer zweijährigen Folter, den kurzen Satz, der jetzt über mich hereinbricht.

“Ich hoffe, Sie verstehen, dass Sie verhaftet sind!“ Er liest mir folgende Frage vor: „Der Anklage ist bekannt, dass Sie an der terroristischen Untergrundorganisation in der Redaktion der „Krasnaja Tatarija“ mitgewirkt haben. Geben Sie das zu?“

„Das ist doch Wahnsinn! Eine solche Organisation hat es nie gegeben. Ich habe niemals irgendwo mitgewirkt.“ „Schweigen Sie, lassen Sie den überheblichen Ton! Die Zeiten sind vorbei. Jetzt kommen Sie hinter Schwedische Gardinen.“

Er drückt auf einen Knopf, eine Frau erscheint, sie trägt die Uniform einer Gefängnisaufseherin. „Leibesvisitation!“ Danach erscheint ein anderer Wachsoldat. „Und jetzt ab in den Keller. Sie werden dort so lange bleiben, bis Sie alles zugeben und unterschreiben!“



Doch das war noch lange nicht das Ende der Grausamkeiten. Völlig überraschend wurde am 24. August 1939 ein Nichtangriffspakt Russland – Deutschland bekannt gegeben. Er beinhaltete unter anderem, dass bei einem Angriff auf Polen dieses Land unter den beiden Mächten aufgeteilt werden sollte. Genau eine Woche später, am 1. September, marschierten die deutschen Truppen in Polen ein, nach 18 Tagen war es besiegt. Am 9. September fielen die russischen Truppen in Polen ein, besetzten und annektierten den Teil, der im Nichtangriffspakt mit Deutschland den Sowjets zugesagt worden war. Bei einer gemeinsamen Truppenparade in Brest – Litowsk demonstrierten beide Mächte Einigkeit, obwohl sie eigentlich Todfeinde waren.

In einer Rede vor dem Politbüro erläuterte Stalin seine Strategie: Er war darüber informiert, dass Hitler in Polen einfallen wird. In diesem Falle würden England und Frankreich Polen zu Hilfe schreiten. Wenn er, Stalin, das Angebot Hitlers für einen Nichtangriffspakt annehme, dann würden sich diese drei gegenseitig schwächen und er könnte zwischenzeitlich aufrüsten und zum geeigneten Zeitpunkt eingreifen, denn die Rote Armee sei noch nicht stark genug. Das wäre ein wichtiger Schritt in Richtung Weltrevolution gewesen. Die Geschichte zeigt, dass Hitler mit dem Bruch des Nichtangriffspaktes und seinem überraschenden Überfall Russlands Stalin zuvorgekommen ist. So wird es kolportiert und heute noch, nach 65 Jahren, wird darüber diskutiert.



**1940:
Molotov in
Berlin bei
Hitler.
Man
beachte die
Ehrenkom-
panie der
SS, die
Molotov
anschlies-
send
abschritt.
Ein halbes
Jahr
Später
schos-
sen sie aufeinander.**



Auch die baltischen Staaten Litauen, Estland und Lettland, die den Sowjets zuge-



Deutsche Offiziere und ein Kommissar der Roten Armee in Brest, das nach deren Einmarsch von der Wehrmacht übergeben wird



Sowjetische Panzerwagen im eroberten Brest, wo am 1. September die Wehrmacht kapituliert und der Roten Armee erstmals im Feldzug gegen

Sowjettruppen marschieren in Polen ein

17. September. Um 6 Uhr dringen die beiden sowjetischen Heeresgruppen Weißrussische und Ukrainische Front in Polen ein. Tags zuvor hatte die Sowjetregierung Polens Botschafter Waclaw

Grzybowski erklärt, die UdSSR müsse die dort lebenden Ukrainer und Weißrussen schützen, da Polen als Staat nicht mehr existiere. Tatsächlich entspricht die Invasion Absprachen aus dem Ribbentrop-

Molotow-Pakt vom 23. August. Die sieben sowjetischen Armeen stoßen nur auf geringen Widerstand. Die unmittelbar an der Grenze liegenden polnischen Garnisonen werden in kurzer Zeit überrollt. Viele der im Nordosten stehenden Truppen können sich nach Litauen durchschlagen. Den Verbänden aus Südpolen gelingt z.T. die Flucht nach Ungarn und Rumänien, wohin am Abend des 17. September auch Staatspräsident Ignacy Mościcki, die Regierung und die Oberste Armeeführung emigrieren. Bewußt hat die sowjetische Führung die Entwicklung der deutschen Offensive abgewartet, von deren Schnelligkeit sie überrascht wurde (-S. 17). Auf deutschen Wunsch wird am 18. September eine gemeinsame Erklärung veröffentlicht, wonach die auf polnischem Boden operierenden Truppen »keinerlei Ziele verfolgen, die den Interessen Deutschlands oder der Sowjetunion zuwiderlaufen«. Am selben Tag treffen Sowjets und Deutsche in Brest (bis 1921: Brest-Litowsk) erstmals aufeinander. Am 22. September kapituliert die Festung Lemberg vor der Roten Armee, während sich die deutschen Truppen schon auf die mit den Sowjets vereinbarte Demarkationslinie entlang von Narew, Weichsel und San zurückziehen. Am 28. September reist Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop nach Moskau, um eine neue Grenze zu vereinbaren.



Deutsche und sowjetische Offiziere bei der Abnahme einer Truppenparade



Deutsch-sowjetische Truppenparade am 22. September im eroberten Brest



Gemäß dem Ribbentrop-Molotow-Pakt vom 23. August rücken Panzerkampfwagen der Roten Armee in den östlichen Teil Polens bei Grodzk ein.

standen worden waren, wurden von der Roten Armee besetzt und sofort ging in allen diesen Ländern eine Verhaftungswelle los. 230 000 polnische Kriegsgefangene, darunter 15 000 Offiziere, wurden gemacht und in die Weiten Sibiriens deportiert. Ebenso 380 000 Zivilisten, die unter denselben Vorwänden wie in den Jahren zuvor in der Sowjetunion verhaftet und nach Sibirien verschickt wurden. Polnische

Stellen sprechen von einer Million Menschen, die diesen Todesweg gehen mussten. Wie viele davon überlebt haben, konnte nicht mehr festgestellt werden.



Rendezvous im September 1939: „Der blutige Mörder der Arbeiter, vermute ich!“ – „Der Abschaum der Erde, wie ich annehme.“

¹⁶⁴ Mehr als 25 000 Offiziere und Zivilisten wurden standrechtlich erschossen, 4 000 von ihnen wurden im Wald von Katyn in Massengräbern aufgefunden. Die Russen schoben die Schuld den Deutschen in die Schuhe, jedoch fünfzig Jahre später, nach dem Untergang des Sowjetsystems mussten sie zugeben, dass es doch ihre Leute waren.

Daß Diktaturen Verträge nicht einhalten, das bewiesen die Nazis mit ihrem Überfall auf die Sowjetunion am 21. Juni 1941. Der Vormarsch der deutschen Truppen ging zügig voran, in weiträumigen Kesselschlachten wurden 3 Millionen Kriegsgefangene gemacht. Die Deutschen kamen bis auf 20 km an Moskau heran.

Durch den schnellen Vormarsch der deutschen Verbände war es den sowjetischen Behörden nicht möglich, die deutschen Dörfer in Wolhynien, Podolien, Besarabien und im Odessaer Gebiet zu evakuieren. Sie wurden im wahrsten Sinne des Wortes vom sowjetischen Joch befreit. Die beiden letzteren kamen unter rumänische Verwaltung und ein normales Leben konnte für sie beginnen.

Ganz anders in den 400 km weiter östlich gelegenen deutsche Siedlungsgebiete wie Molotschna, Mariupoler und Planersiedlungen, die Wohngebiete auf der Krim und im Kaukasus. Dorthin waren die Deutschen nicht so schnell gekommen und so hatten die Sowjets genügend Zeit, Vorbereitungen zu treffen und Züge bereitzustellen, um die deutsche Bevölkerung dieser Gebiete abzutransportieren und in „Sicherheit“ zu bringen.

Begonnen hatte es in der Krim, die zum Kriegsgebiet erklärt wurde. Mit der Begründung, sie würden mit dem Abtransport in Sicherheit gebracht und müssten vor Kriegshandlungen geschützt werden, wurden die noch 40-50 000 dort lebenden deutschstämmige Einwohner in eigens für diesen Abtransport bereitgestellten Sonderzügen in eine ungewisse Zukunft abtransportiert.

Sogar aus dem Kaukasus wurden 50 000 Personen, alle deutscher Abstammung, zwischen dem 15. und 30. Oktober in aller Eile mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Ihr Weg führte erst bis Baku, dann mit Schiffen über das Kaspische Meer weiter nach Kasachstan.

¹⁶⁴ Bildunterschrift: Rendezvous im September 1939: Stalin rechts: „Der blutige Mörder der Arbeiter, vermute ich?“ Hitler links: „Der Abschaum der Erde, vermute ich?“ Diese Karikatur ging anlässlich des Nichtangriffspaktes zwischen den beiden um die Welt.

Überall spielten sich unglaubliche Szenen ab. Wie Vieh wurden die Menschen zusammengetrieben, in Viehwaggons unter unmenschlichen Bedingungen wochenlang in Richtung Osten mit unbekanntem Ziel transportiert. In vielen Berichten ist eine solche „Reise“ festgehalten und beschrieben worden¹⁶⁵, stellvertretend für diese folgt an dieser Stelle der Erlebnisbericht von Viktor Gerweck:

„1937/38 brachten Massenverhaftungen wiederum viel Elend. Die von Deutschen bewohnten Gebiete waren davon besonders betroffen. Es gab nicht eine Familie, die nicht darunter zu leiden gehabt hätte. Und dies alles, nachdem Stalin 1936 dem Volk eine „sozialistische Verfassung“ gegeben hatte und mit diesem Grundgesetz den Sieg des Sozialismus im Lande feierte.

Die deutschen Männer, die noch nicht verhaftet waren, konnten sich ihrer Freiheit nicht lange erfreuen.

1941, als die deutschen Truppen in die Sowjetunion einmarschierten, wurden alle deutschen Männer von 16-60 Jahren in Konzentrationslager gesteckt. Für viele Zehntausende war der Erlaß des Obersten Sowjets über die Auflösung der deutschen Wolgarepublik und die Aussiedlung aller Deutschen aus dem östlichen Teil der Ukraine nach Sibirien, Kasachstan und Mittelasien das Todesurteil.

Ohne elementare menschliche Lebensbedingungen, durch schwere Arbeit, Kälte, Hunger und durch sadistische Behandlung gingen die meisten von ihnen zugrunde. Ab 1942 wurden auch unzählige deutsche Frauen auf dieselbe Weise gequält und vernichtet. Es herrschte ein grenzenloser Haß auf alles, was deutsch war.

Ende 1941 erschien in der Prawda, der sowjetischen Regierungszeitung, ein Artikel aus der Feder des damals einflußreichen Journalisten Ilja Ehrenburg mit der Überschrift: „Töte den Deutschen, er ist nichts wert.“ Alle Russlanddeutschen wurden damals zu Spionen erklärt.

Aus Kostheim, wo wir zuletzt wohnten, wurden die Männer in zwei Schüben deportiert. Am 3. September 25 Mann, darunter mein Vater, am 8. September der Rest, 187 Männer. Sie wurden als besonders unzuverlässig erklärt. Als ich im Jahr 1946 meinen Vater wiederfand, haben wir den Rest nachgezählt. Von den ersten 25 waren noch 9 übriggeblieben, von der zweiten Gruppe nur noch 34. Das sagt alles.

Die deutschen Familien aus Kostheim wurden am 29. September ausgesiedelt. Von einer Aussiedlung hatten wir keine Ahnung. Man wußte wohl, daß gleich nach Beginn des Krieges die Deutschen aus der Krim ausgesiedelt worden waren, weil die Krim wegen ihrer strategischen Lage zum Kriegsgebiet erklärt wurde.

Gleich Anfang September kamen zwei Offiziere und zwei Soldaten ins Dorf und quartierten sich in der Kolchosverwaltung ein. Im Dorf lebten einige russische und ukrainische Familien, die mit den Offizieren zusammenarbeiteten und die wußten, daß die Deutschen ausgesiedelt werden sollten, behielten es aber aus Sorge um ihr eigenes Wohlergehen bei sich.

¹⁶⁵ S. Heimatbücher der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland

Am 28. September wurden die Familienoberhäupter, vorwiegend Frauen, in die Verwaltung gerufen und jeder der Erlaß vorgelesen.

28 Stunden wurden ihnen zur Vorbereitung Zeit gelassen und alle wurden gewarnt, daß im Falle einer Verweigerung dieses Befehls laut Kriegsgesetz die höchste Strafe, die Todesstrafe, ausgesprochen werden kann. Damit war alles klar, der geringste Widerstand hätte zu einem tragischen Ende geführt. Man schnürte seine Bündel und folgte dem grausamen Schicksal in die Ungewißheit, in den gnadenlos harten Winter Sibiriens und in Hunger und Tod. Auf den Geleisen des Bahnhofs Reichenfeld stand eine Reihe Güterwaggons, in die man bis zum Abend des 29. September alle Kostheimer eingeladen hatte. In einer Ecke konnten wir unser Gepäck unterbringen und darauf für Großmutter eine Liege herrichten. Die Mutter mit uns beiden Jungs fand oben einen Platz. Wir lagen ganz dicht aneinandergedrängt, neben uns eine achtköpfige Hardocksfamilie. Insgesamt mögen wohl an die 90 Personen in dem Waggon hineingepfercht worden sein. Noch in der Dämmerung wurden die Türen geschlossen und im Waggon wurde es dunkel. Ich lag neben dem einzigen Fensterchen im Waggon und konnte es öffnen.

Die Front war schon nah, man konnte schon Artilleriefeuer hören und während einer Feuerpause sogar Maschinengewehrfeuer. Der westliche Horizont leuchtete rötlich.

Nach dem Kommando „Fenster schließen“ setzte sich der Zug mit einem Ruck in Bewegung.

Gleichzeitig aber auch ein furchtbares Rauschen über uns, ein Jagdflugzeug brauste im Tiefflug über unseren Zug hinweg. Alles fing an zu schreien, die Frauen schlugen mit den Fäusten an die Tür und schrien voll Verzweiflung und Angst „Laßt uns raus!“ Die Soldaten des Begleitkommandos schlugen mit ihren Gewehrkolben an die Waggontüren und sorgten für Ruhe, indem sie sagten, es sei ein sowjetisches Jagdflugzeug, das uns im Falle eines feindlichen Fliegerangriffs beschützen sollte.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und die Menschen beruhigten sich allmählich. Vorsichtig öffnete ich wieder das kleine Fenster, die frische Luft tat gut. Es muß Mitternacht gewesen sein, im Westen leuchtete der Himmel immer noch, meiner Meinung nach könnte bereits in dem ukrainischen Dorf Timoschowka gekämpft werden. Dort mußten wir erst noch vor kurzer Zeit einen Panzergraben ausheben, wurden dann aber nach einem Bombenangriff wieder heimgeschickt. Und jetzt, schon nach drei Tagen, saßen wir im Güterwaggon und fuhren einer ungewissen Zukunft entgegen.

Im völlig ausgebombten Knotenpunkt Fjedorowka wurden an unseren Zug weitere Waggons mit Deutschen aus Karlsruhe, Marienheim und Nikolaifeld angehängt. Zwei Loks zogen den Zug mit Volldampf quer durch das Donezbecken nach Osten. Fünfzehn Tage dauerte die „kostenlose“ Fahrt, die uns Genosse Stalin „schenkte.“

Nicht die geringste Versorgung gab es. Wenn der Zug einmal zum Lokwechsel anhielt, hatte man Mühe, Wasser zu bekommen und sich einen kleinen Vorrat davon anzulegen. Nach fünf Tagen Fahrt begann Mutter die Essensportionen zu rationieren. Ein junger Soldat hatte gesagt, daß die Fahrt bis zu einem Monat dauern

könnte. Aber selbst für die Wachmannschaften war es unklar, wohin die Reise gehen sollte. Und sie wurde immer schwerer für uns.

Großmutter ging es immer schlechter. Seit einigen Jahren litt sie an Wassersucht, die sich natürlich unter diesen extremen Verhältnissen verschlechterte. Gesicht, Leib, Hände und Beine waren geschwollen. Früher trank sie immer ihren Kräutertee, den sie nach eigenem Rezept zubereitet hatte. Er bestand aus verschiedenen Blüten, Pflanzen und Wurzeln. Obwohl sie ihr Zaubersäckchen dabei hatte, es nützte ihr nichts, es gab keine Möglichkeit, Tee zu kochen. Daß die ganze Ungeißheit, die Aufregung, der ganze Streß dieser unmenschlichen Reise diesen geschwächten und kranken Körper zusetzte, war nur natürlich.

Etliche alte Menschen und Kleinkinder sind während dieser Fahrt gestorben und keiner weiß, wo und wie sie beerdigt wurden. Sie wurden einfach aus dem Waggon geholt und das wars dann schon.

Östlich der Wolga ging es dann schneller voran. Am frühen Morgen des 15. Oktober 1941 hielt der Zug auf dem Bahnhof Fjodorowka im Gebiet Kustonay in Kasachstan. Noch im Morgengrauen schlugen die Soldaten mit Gewehrkolben an die Waggonwände und forderten zum Aussteigen auf.

Es schneite und ein starker Wind wehte. Etliche Ochsen - und Pferdegespanne standen bereit und wir beluden sie mit unserem Gepäck. Die Fuhrleute, Ukrainer und Kasachen, darunter auch Frauen, betrachteten uns verwundert und als wir sie sogar ukrainisch ansprachen, waren sie vollends verwirrt. „Ihr seid ja genau so Menschen wie wir und sprecht auch so. In der Zeitung haben sie geschrieben, daß die Deutschen Unmenschen seien und daß sie Hörner tragen.“

Nacheinander wurden die Familien zum Schulgebäude gebracht. Es war aber zu klein für so viele Menschen, so kam der Rest im Kulturhaus unter. Zum ersten Mal gab es Hirsesuppe und Hirsegrütze. Diese Schule, in der wir die erste Unterkunft nach der langen Fahrt quer durch Russland untergebracht waren, war so mit Menschen und deren Habseligkeiten überfüllt. Tag und Nacht roch es unangenehm nach menschlichen Ausdünstungen. Auch jetzt noch gab es keine Möglichkeit, sich zu waschen nach der langen Reise.

In den folgenden Tagen wurden wir Sonderübersiedler, so wurden wir genannt, in die umliegenden Dörfer und Aulen (kasachisches Dorf) verteilt. Es kamen Fuhrwerke und Schlitten aus den umliegenden Kolchosen, um die Deutschen, die ihnen zugeteilt waren, abzuholen. So wurde es endlich luftiger und angenehmer im Raum.

Am dritten Tag nach unserer Ankunft kamen wir an die Reihe. Eben hatte ich das Mittagessen aus der Küche geholt, als in der Tür eine Frau erschien. Sie trug einen Schafspelz und Filzstiefel. Ihr durch den Frost feuerrotes Gesicht leuchtete wie die Abendsonne unter dem schwarzen Kopftuch hervor. In der einen Hand hielt sie ihre Handschuhe, in der anderen - eine Peitsche. Langsam ging sie durch den Raum und sah sich die gerade essenden Leute an. Vor uns blieb sie stehen und sprach uns auf ukrainisch an: „Ich bin Dunja, kommt mit mir auf die Kolchose. Unser Dörfchen ist nicht gerade groß, aber wir haben gutes Land und immer viel Kartoffeln. Es ist 35 km von hier entfernt, bis es dunkel wird, sind wir da. Ich habe

noch zwei Schlitten dabei und für die Babuschka (Großmutter) habe ich einen Pelz.“ Dunja machte irgendwie einen vertrauenswürdigem Eindruck und zusammen mit zwei anderen Familien folgten wir ihr. Wir trugen unsere Bündel zum Schlitten, betteten Großmutter so bequem wie nur möglich darauf und wieder ging es ab, einem unbekanntem Ziel entgegen.

Es war der 18. Oktober 1941, daheim in der Ukraine war es noch Herbst, hier bereits richtig winterlich. Große Schneeflocken fielen vom bleigrauen Himmel. Der Frost war noch nicht stark, aber der zunehmende Ostwind, der uns die Schneeflocken ins Gesicht peitschte, ließ eine kalte Nacht und einen Schneesturm erwarten.

Als wir das Dorf verlassen hatten, lag vor uns, so weit das Auge blicken konnte, eine weißgraue Ebene. Bis zum Horizont war kein Baum, kein Hügel zu erblicken. Man hatte den Eindruck als ob man sich am Ende der Welt befinde. Max kuschelte sich unter den Pelz von Großmutter. Meine Mutter und ich folgten dem Schlitten lieber zu Fuß, man konnte nicht lange auf ihm sitzen. Der kalte Wind blies durch unsere Kleider, die für dieses harte Winterklima nicht geeignet waren. Die Füße in den Halbschuhen wurden steif und konnten nur durch Bewegung vor dem Erfrieren bewahrt bleiben.

Nach zwei Stunden Fahrt immer noch keine Spur einer menschlichen Ansiedlung, nur hin und wieder mal ein gemähtes Getreidefeld. Es war ungemütlich, abwechselnd ruhten Mutter und ich auf dem Schlitten aus, Max grinste zufrieden aus Großmutter Pelz hervor. Großmutter selbst saß mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen auf dem Schlitten. Vermutlich betete sie. Mutter ging mit gesenktem Kopf und lautlos weinend, die frierenden Hände in die Mantelärmel gesteckt, hinter dem Schlitten her. Tränen rannen über ihre vom Frost geröteten Wangen. Alles war grau, der Himmel, die Erde, die Zukunft. Wie soll es weitergehen? Keine Winterkleider, kein Essen, kein Zuhause, kein Mann, kein Vater. Auf all diese Gedanken brachte sie dieser lange Weg, die Kälte, der heulende Wind und der wieder aufkommende schmerzhaft Hunger.

Dunja rief mir grinsend zu: “Na, riechst du was?“ Und tatsächlich, es roch nach Rauch von Mistholz.¹⁶⁶ Es war eine kleine Ansiedlung, aber noch nicht das für uns bestimmte Dorf. Ein paar Stunden später erreichten wir unser Ziel, das kleine Dorf Kuprinka. Niedrige Erdhütten mit flachen asiatischen Dächern säumten zwei etwa 500 m lange Straßen. Sie waren schneebedeckt und fast nicht auszumachen.

Man brachte uns ins Gemeinschaftsgebäude. Der uns zugewiesene Raum war etwa 4x5 Meter groß. Wir trugen unsere Bündel hinein und bekamen Heu, um nicht auf dem blanken Boden schlafen zu müssen. Hungrig begaben wir uns zur Ruhe.

Schon bei Tagesanbruch waren wir und die beiden anderen Familien munter. Die Frauen untersuchten den Herd, der glücklicherweise vorhanden war und hätten gerne eine Suppe gekocht. Ich ging hinaus und in den Hof und erblickte einen akkurat aufgeschichteten Haufen Mistholz. Im Stall traf ich den Hirten, der uns am

¹⁶⁶ Kuhmist wurde mit Stroh gemischt, geformt und getrocknet. Diente als Heizmaterial.

Abend zuvor das Heu zum Schlafen gegeben hatte. „Na Junge, wie geht's?“ fragte er. Ich sprach ihn ukrainisch an: „Könnten wir nicht ein wenig Mistholz bekommen um eine Suppe kochen zu können?“ Er grinste mich an und sagte „Nimm, soviel du brauchst. Aber sag mal, wieso kannst du ukrainisch sprechen, wenn du Deutscher bist?“ Ich erklärte es ihm kurz. Mit einer nachdenklichen Geste schob er seine Pelzmütze etwas zur Seite und meinte: „Also so ist das. In der Zeitung schreibt man über euch Deutsche ganz andere Sachen.“

Er gab mir einen Korb voll Mistholz und ich brachte ihn Mutter. Nun endlich konnte sie eine Suppe kochen, sie schmeckte köstlich nach all den Entbehrungen.

Als es hell wurde, war der Hof voll mit den Dorfbewohnern, die neugierig die Deutschen betrachten wollten. Zuletzt kam der Kolchosvorsitzende. Er kam kurz in unseren Raum, sah sich wortlos um und ging wieder hinaus. Die Menge drängte sich vor der Treppe. Auf der obersten Treppe stand der Kolchosvorsitzende und sagte zu den Dorfbewohnern: „Hört mir mal zu! Hier sind drei deutsche Familien. Heute kommen noch drei dazu, die wir auch noch unterbringen müssen. Überlegt mal, wer von euch eine Familie aufnehmen kann. Große Ansprüche dürfen sie nicht machen, wichtig ist, sie haben ein Dach über dem Kopf.“

Langsam verzog sich die Menge, es meldete sich niemand.

Am Nachmittag kam Max, der sich bereits mit einigen Jungen aus dem Dorf angefreundet hatte, mit einer etwa 50 Jahre alten Frau zu uns und sagte: „Komm, Mama, wir ziehen zu dieser Frau.“



Die Frau stellte sich vor und sagte, sie und ihr Mann seien bereit, uns aufzunehmen und ihre Wohnung mit uns zu teilen. Sie schlug vor, wir sollten erst mal alles ansehen und wir gingen mit ihr. Es war eine Erdhütte wie alle anderen auch. Sie bestand aus einem einzigen Raum von etwas 4x5 Metern. Links in der Ecke, gleich neben dem Eingang,

stand ein riesiger russischer Ofen und daneben ein sogenannter holländischer Ofen, der nur im Frühjahr und im Spätherbst benutzt wurde. Der russische Ofen war so groß, daß man zu dritt auf ihm schlafen konnte. Daneben stand ein großes Bett, auf der rechten Seite ein Tisch mit zwei Stühlen und an der Wand eine Bank. Diese Bank wurde Mutters Bett, Max und ich schliefen auf der Pitsch, dem russischen Kachelofen. Großmutter schlief auf dem holländischen Ofen, der im Winter nie geheizt wurde. So überwinterten wir in diesem engen Raum, Im Februar kamen noch ein Kalb und vier Lämmchen hinzu.

Am dritten Tag nach unserer Ankunft wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Mutter kam zu den Putzmühlen, ich mußte Getreide mähen, das jetzt im Oktober noch nicht ganz abgeerntet war.

Mutter tauschte unsere paar Sachen gegen Kartoffeln, von der Kolchose gab es ein wenig Getreide. So konnten wir einigermaßen unseren Hunger stillen und ü-

berstanden diesen Winter 1941/42 noch ganz gut im Vergleich zu den Wintern, die diesem noch folgen sollten.

Großmutter, deren Krankheit sich durch den Streß des Krieges und der Aussiedlung verschlimmert hatte, wurde wieder munterer und paßte sich der neuen Lage überraschend gut an.

Im Frühjahr 1942 bekamen wir den ersten Brief von Vater. Er war nicht sehr erfreulich, aber wenigstens hatten wir ein Lebenszeichen von ihm. Mit Mutter zusammen arbeitete ich den Winter über in der Kolchose. Dafür bekamen wir ein wenig Getreide, das wir mit einer Handmühle grob mahlten. In unserer Freizeit halfen Max und ich den einheimischen beim Stroheinholen von den Feldern und erhielten für diese Arbeit ab und zu einen Eimer Kartoffeln und ein bisschen Milch und Butter. Doch im April 1942 mußte ich solch einen Nebenverdienst teuer bezahlen.

Es war an einem sonnigen Frühlingstag. Auf den Feldern lag immer noch Schnee, als ein Nachbarjunge, er war etwa in meinem Alter, mich bat, mit ihm zusammen einen Schlitten voll Stroh vom Feld zu holen. Er versprach mir ein Mittagessen und einen Eimer Kartoffeln. Was gab es da noch zu überlegen?

Ich zog meine Wattejacke an und wir fuhren los. Als der Schlitten beladen war und wir uns auf den Heimweg machen wollten, brachen die Pferde immer wieder bis zum Bauch in den nassen Schnee ein und nur mit großer Anstrengung konnten wir einen festen Weg erreichen. Naßgeschwitzt fuhren wir im Trab und gegen den Wind dem Dorfe zu. Der Schweiß lief mir über die Stirn. Ich nahm nur kurz die Pelzmütze ab, um mich etwas abzukühlen. Das war beinahe tödlich.

Am folgenden Tag bekam ich fürchterliche Kopfschmerzen und das Fieber stieg auf über 40°. Aber weit und breit kein Arzt, der helfen konnte. Mutter ging zum Kolchosvorsitzenden und bat ihn um ein Fuhrwerk, damit sie mich ins Krankenhaus bringen konnte. Er aber sagte rundweg nein. Er begründete seine Absage damit, die Saat beginne bald und bis dahin müßten die Pferde ausgeruht sein. Weinend kam Mutter mit dieser Nachricht nach Hause. Wir wohnten inzwischen nicht mehr bei unseren ersten Wirtsleuten, sondern in einer Stube im Kolchoshaus, die durch den Wegzug einer Kasachenfamilie frei geworden war.

Es gibt ein russisches Sprichwort: „Die Welt ist nicht ohne gute Menschen.“ Ich lag schon eine ganze Woche mit großem Fieber und furchtbaren Kopfschmerzen im Bett. Die Zunge war durch das Fieber so angeschwollen, daß ich weder essen noch reden konnte. Mein furchtbarer Zustand und das Verhalten des Vorsitzenden sprach sich im Dorf herum.

Am Abend des neunten Tages meiner Krankheit kamen zwei alte Männer zu meiner Mutter und sagten uns Hilfe zu. Sie solle mich vorbereiten, am andern Morgen würden sie mit einem Kastenwagen kommen und mich ins Krankenhaus bringen. Und gerade diese Nacht war die schlimmste. Gegen Mitternacht wurde mein Zustand kritisch. Die Beine waren bis über die Knie eiskalt und ich verlor zum ersten Mal das Bewußtsein. Wie man mir später erzählte, massierten die Frauen mir mit Bürsten den ganzen Körper und das Bewußtsein kehrte zurück.

Um sechs Uhr in der Frühe kam dann das Fuhrwerk. 35 Kilometer zogen die Pferde den Wagen durch Schlamm und Wasser. Gegen Mittag wurde ich dann im Krankenhaus aufgenommen und Mutter verabschiedete sich weinend von mir.

In der Typhusabteilung bekam ich eine Liegestatt. Dort untersuchte mich eine Ärztin, sie war zum Glück eine Deutsche aus dem Wolgagebiet. Es war eine liebenswerte und barmherzige Frau, die mich mehr psychologisch als medizinisch betreute, denn es gab ja keine Medikamente. Eis auf den Kopf und Mundspülung, das war die ganze medizinische Behandlung. Diagnose: Hirnhautentzündung.

Langsam ließen die Kopfschmerzen nach und die Genesung setzte ein, so daß mich Mutter nach zwanzig Tagen Krankenhausaufenthalt am 20. Mai wieder abholen konnte. Ich war so schwach, daß ich kaum gehen konnte, doch Mutter hatten wieder ein Fuhrwerk auftreiben können. Aber schon nach wenigen Wochen kam der Brigadier und kündigte uns an, daß ich wieder zur Arbeit müßte. Meine Mutter flehte ihn an: „Aber er ist doch noch so schwach!“ „Ich habe für ihn eine leichte Arbeit und Sie brauchen dann für einen weniger zu kochen.“

Er war kein böser Mann, der Brigadier. Ich ging mit ihm mit zur Heuernte. Auf einem Pferd reitend mußte ich das Heu zusammenmachen und aufschichten. Diese Arbeit war nicht zu schwer für mich. Am folgenden Tag kam der Brigadier wieder und sagte zu mir: „Hör mal, Junge. Der Stute, die du reitest, ist das Fohlen entlaufen und damit die Stute keine Schmerzen bekommt, mußt du sie ab und zu melken. Hab keine Angst, sie tut dir nichts.“

Zum Glück hatte ich eine Flasche bei mir. Ich molk die Stute, zielte beim Melken in die Flasche und probierte die Milch. Sie war süß und schmeckte mir ausgezeichnet. Die ukrainischen Mädchen, die mich beobachteten, spuckten verächtlich und mieden mich. Aber mir war das Überleben wichtiger. Drei Wochen lang trank ich diese Stutenmilch und ich spürte, wie sich mein Zustand merklich besserte und wie die alten Kräfte zurückkamen. Als ich nach diesen drei Wochen wieder nach Hause kam, bestaunten alle mein gesundes Aussehen.

Den Winter 1941/42 konnten die meisten Aussiedler nur überleben, indem sie ihre Sachen gegen Kartoffeln eintauschten. Bei uns war das ganz anders. Wenn wir nicht im Kolchos arbeiteten, halfen wir bei den anderen Dörflern aus, bekamen dafür Kartoffeln und sonstige Nahrungsmittel und brauchten keine große Not leiden.

1942 war das wohl schwierigste Jahr für uns. Alle Vorräte waren aufgebraucht und es gab eine Mißernte. Es hatte ständig geregnet, so daß das Heu auf den Feldern verfaulte und auch die Ernte fiel schlecht aus. Die Kartoffelernte war ebenfalls schlecht, für sie kam der Regen zu spät.

Die Aussichten auf einen satten Winter waren schlecht. Sogar die Einheimischen befürchteten ein Unglücksjahr und alle Vorhersagen bestätigten sich. Im Frühjahr 1943 suchten immer mehr Fremde das Dorf auf, meist waren es Deutsche oder sonstige Evakuierte auf der Suche nach Nahrung. Viele von ihnen starben und wurden wie Vieh verscharrt.

Für das Vieh war es ebenfalls ein Hungerjahr. Durch Futtermangel, das Heu war ja auf den Feldern verfault, gab es im Dezember in den Ställen ein Massensterben. Daraufhin beschloß man, 35 junge Ochsen an einen anderen Ort zu brin-

gen, in dem es Futter gab, damit man sie im Frühjahr zum Pflügen und Säen zur Verfügung hatte.

Dieser Ort war etwa 100 Kilometer von uns entfernt. Von den einheimischen gab es wenig Freiwillige, die den ganzen Winter weg von zu Hause sein wollten. Für mich war dies die einzige Chance, die Familie vor dem Hunger zu bewahren. Ich meldete mich freiwillig ohne zu ahnen, was da auf mich zukam.

Der Winter war hart. Das Heu für die Ochsen befand sich nicht im Dorf, sondern so etwa 20-25 km entfernt. Das hieß, jeden Tag zum Futterholen dieselbe Strecke hin und zurück. Um 6 Uhr morgens ging es los, um 10 Uhr abends kam man heim, dazwischen dem Wind und der Kälte ausgesetzt, so daß unsere Gesichtshaut wie gegerbt aussah.

Zum Frühstück gab es Riebelesuppe, dasselbe am Abend. Die Einheimischen wurden alle 20 Tage ausgewechselt, ich nicht. Ich wollte es auch nicht.

Wir hatten zwei Schlitten und vier Ochsen und konnten so die Ochsen abwechselnd anspannen, denn wir fuhrten einspännig. Und da der Mensch mehr aushält als das Vieh wurden wir nie ausgewechselt.

Zeitweise hatte man das Gefühl, es wird nie mehr Frühling. Aber er kam doch, der schöne Frühling. Auf den Hügeln taute der Schnee weg und frisches Gras wuchs schnell. Ich gab die Heufahrerei auf und ließ die Herden auf den Wiesen weiden. Der Zustand der Ochsen war gut und als der Brigadier und ein Verwaltungsmittglied Ende April nach der Herde sahen, staunten sie mit offenem Mund. „Wie hast du das bloß gemacht? Die Kolchose wird dir sehr dankbar sein.“ Der Dank war - 5 kg Hirse und wieder eine Arbeit, die sonst keiner machen wollte. Mit zwei Ochsen und einem 100 Eimer fassenden Faß auf dem Wagen mußte ich Wasser zu den Traktoren fahren.

Meine Familie hörte lange Zeit nichts von mir. Von Mai bis September war ich Tag und Nacht in der Brigade. Die Traktoren arbeiteten in zwei Schichten rund um die Uhr. Ihre Kühler waren alt und leckten stark. 8 bis 10 Fässer pro Tag mußte ich aus dem Brunnen schöpfen, das waren 800 bis 1 000 Eimer. Es war eine harte Arbeit, aber zuhause hatten sie einen Esser weniger. Obwohl ich wie die Traktoristen kein Brot erhielt, gab es doch pro Tag dreimal dicke Riebele - oder Hirsesuppe. Vom Wasser und dem Wind waren meine Hände und Beine schrundig und wund.

In der zweiten Augushälfte war es nachts und am frühen Morgen schon ziemlich kalt. Ich hatte keine Schuhe, kein Hemd und die Hose war schon so oft geflickt worden, daß man nicht mehr erkennen konnte, wie sie mal ausgesehen hatte. In der Nacht wühlte ich mich so tief ins Stroh, daß ich es wenigstens für ein paar Stunden warm hatte. Doch auch dies hatte mal ein Ende. Aber was für eines!“

„Besonders hinterhältig war in den Wolgakolonien die Begründung des Abtransportes aller Deutschen.

Ausschnitte aus dem Dekret des Präsidiums des Obersten Sowjets vom 28. August 1941 über die Kollektivdeportation der Deutschen.¹⁶⁷

„Laut glaubwürdigen Informationen von Seiten der militärischen Behörden befinden sich unter der deutschen Bevölkerung des Wolgagebietes Tausende und Zehntausende von Saboteuren und Spionen, die nur auf ein Signal aus Deutschland warten, um in den Gegenden der Wolgadeutschen Anschläge zu organisieren. Niemand hat die sowjetischen Behörden darauf aufmerksam gemacht, dass sich unter den Wolgadeutschen so viele Saboteure und Spione befinden. Die deutsche Bevölkerung versteckt also bei sich die Feinde der Sowjetmacht.

Falls es auf Deutschland Befehl durch die deutschen Saboteure und Spione in der Republik der Wolgadeutschen oder in den angrenzenden Distrikten zu Sabotageakten kommt, fließt Blut, und die Sowjetregierung wäre gemäß Kriegsrecht zu Strafmaßnahmen gegen die gesamte deutsche Bevölkerung an der Wolga gezwungen. Um eine solch bedauerliche Situation und schwere Blutverluste zu vermeiden, hielt das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR es für notwendig, die gesamte deutsche Bevölkerung des Wolgagebietes und der anderen Distrikte umzusiedeln und ihnen in den neuen Gebieten Land und eine staatliche Hilfe zur Besiedlung zuzuteilen.

Die über viel Land verfügenden Distrikte der Regionen Novosibirsk oder Omsk, des Altaigebiets oder Kasachstans sowie der anderen angrenzenden Regionen sind die Zielgebiete der Umsiedlung.“

Schon Mitte August hatte der NKWD im Wolgagebiet eine Aktion zur Provokation und „Überführung“ der Wolgadeutschen als deutsche Spione und Diversanten durchgeführt. Sowjetische Fallschirmspringer wurden in großer Menge in deutscher Uniform als Deutsche verkleidet in den von Deutschen besiedelten Gebieten abgesetzt. Wo immer sie dann am darauffolgenden Tag durch Spezialeinheiten des NKWD gefunden und „gestellt“ wurden, wurde dies als Zeichen der aktiven Unterstützung der deutschen Bevölkerung für den Feind ausgelegt und diente als Signal für Massenverhaftungen und Hinrichtungen. Darüber hinaus genügte es für die mit allen Vollmachten ausgestatteten NKWD – Agenten, auf dem Boden eines deutschen Hauses eine der Nazi-Flaggen zu finden, die 1940 während der Vorberreitungen des geplanten Hitlerbesuches in der Wolgarepublik (?) verteilt worden waren, um Tausende von Personen zu „Spionen“ zu erklären und zu erschießen.¹⁶⁸

Über eine Million Menschen wurden so innerhalb kurzer Zeit deportiert. Wie viele in den vorgesehenen Zielgebieten Sibirien, Kasachstan, Usbekistan und Kirgisien überhaupt angekommen sind, lässt sich keiner Statistik entnehmen, es gibt keine.

¹⁶⁷ Schwarzbuch des Kommunismus

¹⁶⁸ Schwarzbuch des Kommunismus

Nicht nur, dass die zwangsdeportierten Neuankömmlinge nicht an das Klima angepasst waren, keine Unterkunft größtenteils vorhanden, es waren nur alte Leute, Frauen und Kinder, die diese Anfangsschwierigkeiten meistern mussten. Alle Männer von 16 bis 50 Jahren wurden in die sogenannte „Trudarmee“ eingezogen, einer Arbeitsarmee, die in Bergwerken, Goldminen, im Straßenbau, beim Holzfällen und unter strenger Bewachung in Industriebetrieben eingesetzt werden sollten.

Die Unterbringung dieser „Trudarmisten“ in Baracken und oft auch nur in Erdhütten, von Stacheldraht umzäunt und streng bewacht, ohne ausreichende Verpflegung und ohne ärztliche Versorgung bei zwölfstündiger Arbeitszeit ohne Arbeitsschutz und im sibirischen Winter, in denen Minusgrade unter -30° normal sind, ohne Heizung, war nichts anderes als ein Konzentrationslager übelster Sorte. Die Sterblichkeit durch Hunger, Entkräftung, Epidemien war erschreckend hoch. Auch hierüber schweigen die Statistiken, es wird sich nie feststellen lassen, wie hoch die Zahl der Opfer in der Trudarmee war.

Auch über dieses Thema Trudarmee gibt es in den Heimatbüchern der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland erschütternde Erlebnisberichte.

Unser Vetter Viktor Gerweck war einer dieser Trudarmisten, hier sein Bericht über die Schreckenszeit in dieser Trudarmee:

Trudarmee

Aufgezeichnet von Viktor Gerweck

Am 6. September bekam ich die Aufforderung, mich am 7. September bei der Kreisabteilung des NKWD zu melden. Hier wurde mir eröffnet, daß ich zur sogenannten Trudarmee eingeteilt werde. Dies war nichts anderes als ein riesiges Konzentrationslager für Russlanddeutsche. Aber an diesem Morgen hatte ich noch keine Ahnung, was da auf mich zukommen würde.

Ich verabschiedete mich von meiner Familie und allen Bekannten und meldete mich mit noch drei deutschen Jungen beim NKDW.

Der Abschied war traurig und tränenreich. Großmutter weinte still. Als ich sie umarmte, sagte sie: „Das ist auf immer!“ sie sagte dies so überzeugend, daß auch mir die Tränen kamen, die ich mit aller Kraft unterdrücken wollte, um es Mutter und Großmutter nicht noch schwerer zu machen.

Der Kastenwagen, mit zwei Ochsen bespannt, setzte sich in Bewegung. Alle Angehörigen und Freunde begleiteten uns bis zum Ende des Dorfes. Die Fahrt dauerte vier Stunden und ich hatte dabei genügend Zeit zum Nachdenken. Besonders schmerzten die Worte von Großmutter: „Das ist für immer.“ Vielleicht ahnte sie schon ihren nahen Tod und wußte genau, daß es für sie kein Wiedersehen mehr gab. Sie war, wenigstens für mich und Max, der wichtigste Mensch in der Familie.

Sie war immer für uns da. Mit all unseren Kinderproblemen gingen wir immer zuerst zu ihr. Jetzt lag sie hilflos da, der ganze Körper war angeschwollen und jede Bewegung schmerzte. Die Kräfte und die Hoffnung hatten sie verlassen, der Kum-

mer und die Sorgen aber nicht. Von den vor dem Krieg noch lebenden acht Kindern wußte von sechsen nichts. Krank wie sie war, überstand sie auch noch die dritte Hungersnot.

Bei dieser Fahrt in die Ungewißheit, zum ersten Mal getrennt von der Familie, habe ich erstmals gründlich über den Sinn des Lebens nachgedacht. Nicht aber über mein eigenes Leben, das mit 17 Jahren ja erst richtig begonnen hatte. Vor meinem geistigen Auge erschienen Episoden aus dem Leben von Großmutter, das nun mit 66 Jahren zu Ende gehen sollte.

Langsam bewegte sich der Ochsenkarren vorwärts. So kamen wir erst nach vier Stunden Fahrt vor dem Haus an, in dem der NKWD seinen Sitz hatte. Ein hoher Zaun versperrte die Sicht auf den Hof. Wir stiegen ab und gingen auf das Haus zu voller Erwartung.

Eine schmale Tür wurde geöffnet, ein Milizionär empfing uns und führte uns zur Meldestelle.

In einem kleinen Zimmer saß ein NKWD – Leutnant in nagelneuer Uniform. Auf unsere Begrüßung antwortete er nicht, er starrte uns nur an, mit einem dunklen und haßerfüllten Blick, so schien es mir. Mit einer Handbewegung bedeutete er mir, näherzutreten.

Es begannen die Routinefragen: Name, Geburtstag Geburtsort usw. Alles trug er fein säuberlich in ein Formular ein, um mich dann wieder mit diesem haßerfüllten Blick zu mustern, wobei er sagte:

„Von heute an bist du in die Trudarmee eingezogen. Für Verweigerung aller Befehle und Anordnungen sowie bei Desertation wirst du laut Gesetz ohne Gerichts-urteil für zehn Jahre verhaftet. Ist das klar?“ Ich nickte mit dem Kopf und trat zur Seite.

Er nahm das ausgefüllte Formular, legte es mir hin, tauchte den Federhalter ins Tintenfaß und sagte nur kurz: „Da, unterschreib!“ Mit zittriger Hand unterschrieb ich und ging hinaus.

Draußen im Korridor befahl mir der Milizionär zu warten, bis die anderen abge- fertigt waren. Ich war aufgeregt und mußte immer wieder über die Worte des Leutnants nachdenken. Es herrschte ein grausamer Krieg, der Tod ereilte die Men- schen nicht nur an der Front, nein, auch im Hinterland kamen Menschen durch Hunger und Krankheit um, ebenso wie Tausende und Abertausende in Arbeitsla- gern. Das wußten wir aus Briefen, die wir von dort erhielten. Was wird da wohl auf uns 16-jährige zukommen?

Ebenso betrübt wie ich war, kamen die Kameraden nacheinander aus dem Zim- mer und der Milizionär führte uns in unsere Unterkunft. Es war ein großer Raum im Kreisklub.

Auf dem Fußboden an die Wand gelehnt saßen etwa zwei Dutzend Burschen mit ihren Habseligkeiten vor sich, alle in meinem Alter. Sie hatten die Prozedur mit dem Leutnant bereits hinter sich. Wir setzten uns zu ihnen und der Milizionär schärfte uns ein, wir sollten uns nicht von dem Gebäude entfernen, der Zug werde

bald eintreffen und wer von uns nicht da ist, der wird als Deserteur betrachtet und entsprechend bestraft.

Ich stellte meinen Rucksack in eine Ecke und ging hinaus. Die Sonne stand schon tief am Horizont und es wurde kühler. Die mit zentimeterhohem Staub bedeckte Straße war menschenleer.

Ein plötzlicher schmerzhafter Hunger überfiel mich, denn ich hatte seit dem frühen Morgen nichts gegessen. So ging ich in den Raum zurück zu den anderen, holte aus meinem Sack drei große Pellkartoffeln und eine Zwiebel, die mir meine Mutter mitgegeben hatte und verschlang sie mit großem Appetit.

Bald danach, als es dunkel wurde, legten wir uns auf den blanken Boden schlafen und obwohl ich einen langen, aufregenden Tag hinter mir hatte, schlief ich nicht besonders gut.

Ich spürte ein immer stärker werdendes Jucken am ganzen Körper und gleich bei Tagesanbruch machte ich eine bittere Entdeckung. Beim ersten Sonnenstrahl, der durch das hohe Fenster fiel, hatte ich die Erklärung meines unruhigen Schlafes. Es wimmelte nur so von Läusen. Sie verschonten auch mich nicht. Ich ging nach draußen und zog mein Hemd aus. Was ich da sah, verschlug mir den Atem. An den Nähten aufgereiht wie an einer Perlenschnur saßen große, mit Blut vollgesogene Läuse. Mit dem Daumnagel ließen sie sich abstreifen. Ich zog die Hose aus, derselbe eklige Anblick. Ich wusch mich noch schnell am Brunnen und kam gerade noch rechtzeitig zurück in unseren Raum zur Anwesenheitskontrolle.

Täglich kamen immer neue Leidensgenossen an, auch Frauen und Mädchen von 16 Jahren aufwärts.

Tagsüber hielten wir uns auf dem Gelände rund um das Klubhaus auf. Dabei traf ich hin und wieder einen Bekannten und erfuhr, daß viele, die ich auch gekannt hatte, den strengen Winter 1942 nicht überlebt hatten.

Gegen Abend, ich stand bei einer Gruppe Jungs, als wir uns darüber unterhielten, wohin unsere „Reise“ wohl gehen würde, sah ich eine alte Frau, wie sie gerade mit zwei Eimern Wasser vom Brunnen kam und unter der Last kaum vorankam. Ich ging ihr entgegen und, nahm ihr die Eimer ab und sagte ihr, daß ich ihr helfen wollte. Sie bedankte sich und ich folgte ihr zu ihrer Erdhütte. Ich schüttete das Wasser in ein leeres Faß und ging noch drei Mal Wasserholen, so daß die alte Frau für eine Weile mit Wasser versorgt war.

Sie bat mich, hereinzukommen, was ich aber mit dem Hinweis auf die Läuse ablehnte. „Dann setz dich auf die Türschwelle“ sagte sie und verschwand in ihrer Hütte. Sie kam zurück mit einem Teller Stampfkartoffeln, einem Stück Brot und einem Becher Milch. „Da, Söhnchen, eß das, du bist doch bestimmt hungrig“ sagte sie und fuhr fort: „Es heißt, daß man euch zur Arbeit in die hiesige Kolchose bringen wird, es gäbe vorläufig keinen Transport. Wenn du Brot hast, bringe es mir, ich werde es für dich trocknen. Es verdirbt dann nicht und du hast dann einen kleinen Vorrat auf dem Weg, wenn der Transport abgeht.“

Die Voraussage der alten Frau bewahrheitete sich. Am Abend wurde verkündet, daß wir am andern Tag zur Arbeit in die Kolchose müssen. Für wie lange, das wurde uns nicht gesagt.

Drei kleine Laibchen Brot, die ich mir aufsparen konnte, weil ich bisher mit meinen Pellkartoffeln und Zwiebeln auskam, brachte ich der Babuschka, wie ich die alte Frau nannte. Sie gab mir einen Becher noch warme, frischgemolkene Milch und versprach mir, mein Brot zu trocknen.

Am nächsten Morgen ging es zur Arbeit. Der Brigadier der Gartenbrigade freute sich über die helfenden Hände, die ihm nun zur Verfügung standen, denn Arbeitskräfte fehlten immer, dazu noch so billige. Es war Erntezeit, es gab Kartoffeln, Möhren, Kohl und Rüben. Wir arbeiteten zur Zufriedenheit des Brigadiers und dieser wies die Köchin an, die Suppe für uns so dick wie nur möglich zuzubereiten.

Ich mußte mit einem Ochsespann Weizen transportieren, was mir nicht schwerfiel. Unsere Stimmung wurde zusehends besser.

Wir hatten nur ein Problem, die Läuse. Wir hielten unser Kleider über ein offenes Feuer, die größeren Läuse fielen herab, die kleinen und die Eier blieben haften und da jede Laus in 24 Stunden Großmutter wird, ist es nicht verwunderlich, daß wir am andern Tag schon wieder reichlich mit Läusen gesegnet waren.

Waschen konnten wir uns nur mit eiskaltem Wasser, an ein Bad war nicht zu denken, Seife gab es schon gar nicht. So ging das lausige Leben bis September.

Die meisten von uns hatte keine Schuhe, nur Fußlappen, und da die immer stärker werdenden Nachtfroste bis in die Mittagsstunden hinein andauerten, läßt sich gut vorstellen, wie die Arbeit dadurch erschwert wurde. Wir schliefen in den Strohhäufen, weil wir uns da tief eingraben konnten. So ließ sich die zunehmende Nachtkälte besser ertragen.

Am 30. September kam der Befehl zur Rückkehr ins Klubhaus. Aus war es mit der Herrlichkeit.

Schon am frühen Morgen erschienen zusammen mit dem uns feindlich gesonnenen Leutnant etliche Milizionäre und NKWD- Leute.

Wir mußten uns in Viererreihen aufstellen, mit Gepäck. Wie war ich froh, daß ich noch am Abend zuvor bei meiner Babuschka mein Brot abholen konnte, das sie für mich getrocknet hatte. Später stellte ich sogar fest, daß sie auch noch von ihrem Brot einige Stücke dazugelegt hatte.

Von den Milizionären und den NKWD-Leuten eskortiert marschierten wir zum Bahnhof. Es waren zweiachsige Güterwaggons, die für uns bereitstanden, die kaum Platz für uns boten, wir wurden 45 Mann hoch hineingestopft.

Es gelang mir, als erster einzusteigen und einen Platz neben dem Fenster zu ergattern. Zu meinem Entsetzen mußte ich gleich feststellen, daß auch dieser Waggon total verlaust war.

Das Einsteigen dauerte nicht lange und bald setzte sich der Zug mit einem lange andauernden Pfeifen in Bewegung.

Als wir am folgenden Morgen Tscheljabinsk erreicht hatten, da wußten wir, daß es nicht nach Karaganda, sondern in Richtung Norden ging.

Der Zug hielt auf dem Güterbahnhof und wir durften unseren Waggon verlassen, sich zu entfernen war verboten.

Ich hatte dabei Pech, ich stolperte über eine Schiene und riß mir eine Schuhsohle vollständig ab. Die kaputten Schuhe warf ich dann aus dem fahrenden Zug und nun konnte ich mich den barfußigen Kollegen anschließen.

Am dritten Tag bekamen wir zum ersten Male Brot. Es sollten pro Mann 500 Gramm sein, es war aber weniger.

Die meisten, die ihr mitgebrachte Brot in den ersten Tagen aufgezehrt hatten, mußten sich seither mit Mohrrüben und rohen Kartoffeln begnügen, die sie bei der Gartenarbeit mitgehen ließen. In Gedanken bedankte ich mich immer wieder bei der Babuschka, die mir mein Brot getrocknet hatte.

Außer Brot gab es gar nichts, Wasser besorgten wir uns, wenn der Zug mal hielt.

Der Zug fuhr sehr langsam. Hinter uns hatten wir bereits Ekaterinenburg (Swerdlowsk) und Wjatka (Kirow) gelassen und nun näherten wir uns Kotlas. Diese Stadt wurde dadurch bekannt, daß hier in den Dreißiger Jahren viele der damals verbannten Kulakenfamilien angesiedelt worden waren. Viele von ihnen überlebten nicht, die Überlebenden konnten sich eine bescheidene Existenz aufbauen, durften aber den Ort nicht verlassen. Bis 1955 waren sie unter „Aufsicht der Kommandantur,“ wie man die Verbannung bezeichnete.

Unsere Hauptbeschäftigung war Läuseknacken, aufs Brot warten und Schlafen. Das Läuseknacken war eine eklige Angelegenheit. Doch ich hatte Glück dabei. Auf dem Bahnhof Tscheljabinsk fand ich eine leere Zündholzschachtel. Da hinein kamen die gefangenen Läuse. War die Schachtel voll, ging der Inhalt über Bord.

In Kotlas verbrachten wir einen ganzen Tag und konnten unsere Waggons verlassen.

Wir hatten einen Waggonältesten. Der Mann war bereits schon einmal im Lager, wurde wegen Krankheit entlassen und nach seiner Erholung wieder eingezogen. Er war kein ehrlicher Mann, er betrog uns mit dem Brot. Immer wenn einer meiner Kameraden ein Problem hatte, kam er lieber zu mir. Bis heute kann ich mir diese Ehre nicht erklären, es war aber wirklich so.

Gegen Mittag, wir hielten immer noch auf dem Güterbahnhof von Kotlas, nahm mich mein Landsmann aus Kostheim, Jakob Bader, zur Seite und sagte: „Viktor, mit Harry muß was geschehen, sonst überlebt er diese Fahrt nicht.“ Jakob beobachtete Harry schon seit längerem, er kam ihm irgendwie verdächtig vor. Tagsüber saß er unbeweglich neben der Tür und sprach kein Wort. Gab man ihm sein Brot, ergriff er es mit beiden Händen und verzehrte es ohne aufzublicken.

Wir gingen zu ihm in der Waggon. Auf meine Frage, warum er nicht auch wie die anderen hinausgehe, um sich die Beine zu vertreten, gab er keine Antwort. „Bist du krank?“ fragte ich ihn. Wieder keine Antwort. Ich sagte zu Jakob: „Geh und hole zwei kräftige Burschen!“ Wir zogen Harry aus dem Waggon. Seine Kleidung bestand aus einem Wintermantel und als wir ihm diesen auszogen, stand er völlig nackt da. Er wehrte sich nicht einmal dagegen.

Der Mantel war total verlaust und als ich den Kragen anhob, wurde es mir übel. Die Läuse saßen in mehreren Schichten daran fest. Ich konnte sie nur mit Hilfe eines Holzsplitters abstreifen.

Harry zog den Mantel an und ging wieder zurück in den Waggon. „Wie konnte ich das nur übersehen?“ warf ich mir selbst vor. Ich unterschätzte auch Jakob, von dem ich seit einem Vorfall in Swerdlowsk nicht viel hielt.

Das war so: Auf dem Güterbahnhof von Swerdlowsk stand auf dem Nebengleis ein Zug mit Usbeken. Sie kamen aus dem Norden und wurden wieder in den Süden gebracht. Oben im Norden starben sie wie die Fliegen, sie vertrugen die Kälte nicht und arbeiteten aus diesem Grunde auch nicht.

Sie brachten getrocknete Heringe mit, die sie vermutlich als Proviant erhalten hatten. Jakob begegnete einem Usbeken, der zwei Heringe in der Hand hatte. Einen davon entriß er ihm, er hatte ja kein Geld, um ihm einen abkaufen zu können, und flüchtete.

Der so beraubte Usbeken stieß einen Schrei aus und sogleich verfolgte eine ganze Meute von Usbeken den armen Jakob. Er versuchte, sich in unseren Waggon zu retten, der konnte ihn aber auch nicht vor den Usbeken schützen. So flüchtete er gleich wieder durch das Fenster auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite. Aber der auf dieser Seite stehende Zug war vermutlich ein Munitionszug und war deshalb streng bewacht. Er flüchtete in Richtung Lok, wurde aber abrupt von einer festen Hand zurückgehalten und eine strenge Stimme rief: „Halt, wohin?“ „Die Usbeken verfolgen mich, weil ich einen Hering geklaut habe“ antwortete Jakob. „Rein mit dir in den Waggon!“ befahl der Offizier, ein Oberleutnant, der für den Zug verantwortlich war. Der ebenfalls anwesende Milizionär, ein Kasache, rief „versteck dich!“ Die Usbeken waren schon am Waggon und wollten eindringen, aber der Oberleutnant und der Milizionär zogen ihre Pistolen und schossen in die Luft. Die Usbeken zogen sich zurück und erst auf der nächsten Station kam Jakob zurück in unseren Waggon. Ich mißbilligte sein Vorgehen und verachtete ihn. Aber nach seinem Verhalten Harry gegenüber änderte ich meine Meinung.

Nach Kotlas kamen bereits die ersten Lager in Sicht. Sie lagen auf beiden Seiten der Bahnlinie in einem Abstand von 10 bis 12 Kilometern. Sie bestanden aus Baracken, umzäunt von Stacheldraht und mit Wachtürmen an jeder Ecke. Auf den Bahnhöfen sah man Männer unter Bewachung arbeiten.

Noch war der Wald hinter Kotlas dicht und mächtig, hohe Fichten und Tannen standen entlang der Bahnlinie.

Nach zwei Tagen Fahrt seit Kotlas erreichten wir die Petschora, einem breiten Fluß. Über die Brücke und danach auf der gesamten restlichen Strecke konnte der Zug nur langsam fahren, nicht mehr als 20 km pro Stunde.

Die Gleise waren auf einem nicht sehr festen Untergrund verlegt, hier war ein riesiges Sumpfgebiet und bis Workuta waren es noch über 400 Kilometer. Nun war der Wald schon nicht mehr so dicht, die Tannen und Fichten streckten ihre Zweige in Richtung Süden. Vor uns lag die Tundra.

Ich erinnerte mich an den Geographieunterricht in der Schule. Daher wußte ich von den Stürmen, den langen Wintern mit viel Schnee und den sehr kurzen Sommern. Aber davon, daß es hier im Norden Kohle gibt, davon stand nichts in den Schulbüchern.

Der Zug quälte sich immer weiter nordwärts, auch die krummen Tannen und Fichten verschwanden allmählich. In unserem Waggon wurde es immer kälter, je weiter wir nach Norden kamen. Bei dem unzureichenden Essen waren wir abgemagert, die Stimmung wurde immer schlechter.

Mit meinem getrockneten Brot konnte ich mich nicht gerade sattessen, konnte jedoch besser durchhalten als die anderen. Was Hunger für ein Gefühl ist.

Und was er aus Menschen, die sich nicht beherrschen konnten, machen konnte, das erfuhr ich später im Lager.

Ich begegnete Menschen, die vor dem Krieg eine gehobene Position im öffentlichen Leben innehatten, die sich aber dem System, das im Lager herrschte, nicht anpassen konnten. Sie stahlen ihrem Nachbarn das Brot und wurden nach einem ungeschriebenen Gesetz zu Tode geprügelt.

Am 15. Oktober, nach einer Reise von einem halben Monat unter Qualen und Hunger kamen wir in Workuta an.

Wir mußten in Viererreihen antreten und gleich mit anhören, wie die am Nebengleis arbeitenden Männer über uns spotteten: „Die Kohlen, die diese Kinder fördern wollen, die freß ich nach dem Mittagessen!“

Armselig, halbverhungert und barfußig sahen wir aus und machten wirklich nicht den Eindruck, als könnten wir produktiv arbeiten.

Nun wurden wir aussortiert, einfach der Größe nach. Von 373 Jungen wurden 175 abgesondert, darunter auch ich, die anderen fuhrten weiter.

Begleitet von vier mit Gewehren bewaffneten Männern mußten wir harmlose Gestalten in Viererreihen am Gleis entlang marschieren. Nach einem Fußmarsch von einigen Kilometern kamen wir im Aufnahmelager Nr. 4 an. Ein großes Zelt nahm uns auf. Ein großer, breitschultriger Mann, gut zwei Meter groß, tauchte auf.

Er betrachtete uns mit einem traurigen Blick, nahm die Anwesenheitsliste zur Hand und rief uns einzeln auf. Danach fragte er: „Wer kann gut russisch schreiben?“ Jakob Bader, der neben mir stand, rief: „Hier, der Viktor Gerweck, er hat die achte Klasse beendet und kann gut russisch schreiben!“ Ich war überrascht und blickte ihn böse an. Der aber grinste mich nur frech an. „Ist doch wahr, Viktor, wer kann es denn besser als du?“

Der große Mann kam auf mich zu und sagte zu mir: „Alle nehmen jetzt in diesem Zelt Platz, Du kommst mit mir.“ Ich gab Jakob meinen Sack und bat ihn, mir neben sich einen Platz freizuhalten. Auf dem Weg in die Lagerkanzlei sagte der große Mann zu mir: „Mein Name ist Gustav Leinge, ich bin der stellvertretende Chef dieses Lagerstützpunktes. Wir müssen als erstes von allen die Personalien aufnehmen und Fingerabdrücke machen.

„Wozu denn das?“ fragte ich naiv. Leinge starrte mich an und sagte: „Viktor, du mußt noch viel lernen. Bitte keine Emotionen, tu, was dir gesagt wird und sonst nichts. Ihr, die junge Generation, könnt nicht verstehen, was vorgeht, seid vernünftig, wenn ihr überleben wollt!“

Was er sagte, klang überzeugend. Ich machte ihn auf den Zustand von Harry aufmerksam, dem es immer schlechter ging. Man hatte uns nicht nach Gesundheitszustand aussortiert, sondern nach Größe.

Wir gingen zu Harry. Leinge sah ihn an, ging weg und kam kurze Zeit später mit zwei Männern zurück, die Harry mitnahmen.

Wie mir befohlen ging ich wieder zurück in die Verwaltung, wo Leinge schon wieder hinter seinem Schreibtisch saß. Auf dem Tisch lag eine Menge Formulare. „Diese muß ich ausfüllen und du mußt mir dabei helfen. Jetzt aber geh zurück ins Zelt, man wird euch gleich in die Waschanlage führen, ihr seid ja so verlaust.“

Als ich zum Zelt zurück kam, waren alle meine Leidensgenossen bereits in Reih und Glied aufgestellt und ab ging es in die „Banja“, die Waschanlage. Hier gab es eine Desinfizierungskammer, in der die Kleider bei 130° entlaust wurden. Drei Tage lang, zweimal täglich, wiederholte sich diese Prozedur. Während dieser Zeit füllten wir unsere Formulare aus, Leinge und ich.

Wir bekamen 600 Gramm Brot und dreimal heiße Suppe pro Tag. Nach der halbmonatlichen Fahrt im Eisenbahnzug ohne warme Mahlzeit ein kleines Wunder.

Am dritten Tag ging es zur Arbeit, zum Schacht Nummer 2. Hier arbeiteten hauptsächlich Kriminelle. Ich wurde der Abteilung Nr. 6 zugeteilt. Der Schichtleiter hier war Abdurachamow, ein Krimineller. Er war 33 Jahre alt und 17 Jahre davon im Lager. Er war zu insgesamt 70 Jahren verurteilt.

Das System war so: Wer zu 10 Jahren verurteilt war und sich nach fünf Jahren etwas zuschulden kommen ließ, der bekam seine Strafe automatisch verlängert.

Abdurachamow war weit und breit bekannt und gefürchtet. Fünf Morde soll er begangen haben. Er war stark gebaut, etwa 1.90 Meter groß und konnte sehr brutal sein.

Er informierte uns über unsere Aufgaben und versicherte uns, wenn wir gut arbeiteten, würde er für gutes Essen sorgen. Essen wurde in den Lagern mit Großbuchstaben geschrieben und war die Grundlage fürs Überleben.

Nach ein par Tagen, wir saßen gerade nach der Schicht, die von 8 bis 16 Uhr dauerte, und unterhielten uns über die Arbeit, da rief plötzlich der Aufseher: „Gerweck zum Ausgang!“ Ich war schon mit dem Essen fertig und folgte sogleich dem Befehl. An der Tür stand Leinge: „Komm, ich will dir was zeigen!“ sagte er. „Euer Freund Harry ist eben verschieden.“

Wir gingen zur Sanitätsabteilung. Lainge schaute mich nicht an, er ging mit gesenktem Kopf voran und ich folgte ihm schweigend. Ich fühlte mich elend.

Ein Sanitäter öffnete die Tür und wir traten ein. Er lag auf einer schmalen Holzbank. Aus allen Öffnungen kamen Läuse hervor, die den sich abkühlenden Leichnam verließen. Es schien, als kämen sie in Scharen aus Nase und Ohren.

Es war fürchterlich. Ich lehnte mich an Leinge, als ob ich Hilfe suchte. Er legte den Arm um mich und sagte: „Schau genau hin und vergiß diesen Anblick nie!“ Zu diesem Zeitpunkt wußte ich noch nicht, wer und was Leinge früher war.

Erst später erfuhr ich, daß Leinge vor dem Krieg Sekretär des Gebietspartei-Komitees von Kustanay war. Daß er als Kommunist im Bürgerkrieg gekämpft hatte und nun auch im Lager war. Das herrschende System nahm auf solch eine Vergangen-

heit keine Rücksicht. Nur weil er von Nationalität deutsch war, so stand es im Paß, verlor er sein Amt und wurde in den „Gulag“ geschickt.¹⁶⁹

Überhaupt muß ich an dieser Stelle hinzufügen, daß wir beim Transport im Zug nur Kinder von deutschen Eltern waren, nur im Schacht arbeiteten wir mit Russen zusammen. Und viele von ihnen waren noch jünger als ich.

Ich weiß nicht, warum, aber die Freundschaft mit Leinge hielt bis 1946, als ich von Workuta wegfuhr.

Es war etwa ein halbes Jahr nach unserer Ankunft im Lager, als eines Tages nach Feierabend der Aufseher zu mir sagte: „Komm mit, Du hast Besuch.“ Als ich unseren Schlafrum betrat, sah ich einen Mann auf meiner Liegestatt sitzen, der sich nun erhob. Ich erkannte ihn sofort. Es war Onkel Gottlieb Hardock aus Leitershausen, der Mann von Mutters Cousine Rosa Walter. Ich war sehr froh, solch einen nahen Verwandten hier zu finden.

Obwohl ich nicht rauchte, hatte ich eine hübsche Menge Tabak mitgebracht. Ich bot ihn Onkel Gottlieb an, der ihn aber ablehnte, weil er das Rauchen aufgegeben hatte. Auch hatte er Angst, mit solch einer Menge den Heimweg anzutreten. Kürzlich wurde ein Deutscher wegen 2 Glas Tabak überfallen und ermordet.

Onkel Gottlieb versprach mir, mich von hier herauszuholen. Er hat sein Versprechen gehalten.

Am 31. Januar, noch während der Arbeit im Schacht, wurde mir befohlen, ich solle mich in der Arbeitsabteilung melden. Ich fuhr nach oben, meldete mich dort und sah zu meinem Erstaunen Leinge, der mir eröffnete, er habe den Befehl erhalten, mich weiter nördlich in das Lager Nr. 4 zu bringen. „Hol deine Sachen,“ sagte er kurz. Wir gingen die Bahnlinie entlang, er trug meinen Rucksack, rauchte seine Pfeife und ging wortlos neben mir her. Er wirkte irgendwie nachdenklich. Später erfuhr ich, daß er Probleme mit den Behörden hatte, die ihm verübelten, daß er sich immer wieder für seine Landsleute einsetzte.

Onkel Gottlieb erwartete mich schon auf der Wache. Wir umarmten uns, bedankten uns bei Leinge und gingen zur Baracke. Die Baracke Nr. 9 war die für Leute, die in der Verwaltung tätig waren. Onkel Gottlieb zum Beispiel war in der Mechanikerabteilung als Konstrukteur und technischer Zeichner eingesetzt. In dieser Baracke lebten Deutsche, die in der Armee waren oder Parteifunktionäre, die man unter dem Vorwand der Unzuverlässigkeit hierher verschickte und die sehr darunter litten. Die Erniedrigung, das Bewusstsein, unschuldig hier leben zu müssen, war für sie schlimmer als der Hunger und die Kälte, die sie hier erdulden mussten. Wenige nur hatten den Mut wie Leinge oder Oberst Friedrich, sich gegen die Willkür der Lagerleitung zu wehren.

Friedrich war Chef der Versorgungsabteilung des nördlichen Rayons. Selbst bei starkem Sturm oder großer Kälte stand er morgens vor sechs auf und sorgte am

¹⁶⁹ Alexander Solchenyzin: Archipel Gulag. Durch dieses Buch wurde „Gulag“ zu einem weltweiten Begriff.

Ausgang dafür, daß die Minderjährigen nicht zur Arbeit geführt wurden. Er bekam oft Ärger deswegen, tat es aber immer wieder.

Auf der anderen Seite dagegen gab es die sogenannten Kettenhunde. Die waren ausgesprochene Feiglinge, die nur an sich selbst dachten und die unmenschlichsten Mittel anwandten, nur um ihre Macht über andere zu beweisen und um bei der Lagerführung gut angesehen zu sein. Wehe der Brigade, die solch einen Kettenhund als Brigadier hatte. Die armen Kerle dort mussten Überstunden machen und bekamen weniger zu essen. Solch ein Monsterbrigadier konnte einen widerspenstigen Mann zu Tode schikanieren, ohne daß ein Hahn nach ihm krächte.

Zum Glück gab es aber auch andere Brigadiers mit besserer Moral, die ihre Untergebenen menschlich behandelten. Brigaden, die von solchen Leuten geführt wurden, hatten die beste Leistung, bessere Kleidung und besseres Essen.

Der Winter 1943 auf 44 war sehr kalt und zu essen gab es wenig. Die Zahl der Gefangenen wuchs zusehends. Mit der Befreiung der von den Deutschen besetzten Gebiete im Westen des Landes kam eine weitere Kategorie Gefangener hier an. Es waren die Katorschniki, Leute, die während der Besatzung mit den Deutschen zusammenarbeiteten. Sie wurden unmenschlich behandelt. 12 Stunden mussten sie arbeiten, 12 Stunden mussten sie in der Baracke hinter Gittern verbringen, hatten kein Bettzeug, selbst die Notdurft mussten sie in der Baracke verrichten. Sie starben wie die Fliegen. Die 15, 20 oder 25 Jahre, zu denen sie verurteilt waren, überlebten wohl die wenigsten.

Die Arbeit im Schacht Nr. 2 war schwer. Ich wurde der Gruppe zugeteilt, die nach der Sprengung die Kohlen auf das Förderband schaufeln mußten. Der Gang war höchstens 1,6 Meter hoch, bei meiner Körpergröße von 1,75 Meter konnte ich somit nur gebückt arbeiten, und das bei einer Arbeitszeit von acht Stunden am Tag.

Pro Schicht wurde zweimal gesprengt. Nach jeder Sprengung füllte sich der Gang mit Kohlenstaub, der sich erst nach 1 ½ bis 2 Stunden wieder absetzte, die Lüftung im Schacht war unzureichend. Aber bereits nach zwanzig Minuten mußten wir wieder an die Arbeit. Man konnte kaum atmen. Die Arbeitsbedingungen waren nun mal so.

Weil wir größtenteils barfußig hier ankamen, gab man uns Tschuni, aus Zeltplanen geschnittene Stoffstreifen, die wir zu Fußlappen wickelten. Nur mußte man sie akkurat wickeln. Im Schacht waren sie brauchbar und man fror auch nicht darin, aber nach Feierabend gab es Probleme. Bei 30° Kälte mußten wir zu Fuß zu unserer Baracke gehen, dabei waren die nassen Fußlappen steif gefroren. In der Unterkunft angekommen, konnte man sie kaum abwickeln. Alle nassen Kleider kamen in den Trockenraum, der diesen Namen nicht verdiente, denn oft holten wir sie am andern Morgen genau so naß wieder heraus, so wie wir sie am Abend zuvor hineingetan hatten.

Eine Möglichkeit, sich zu beschweren, gab es nicht.

Im Gulag war das Lagerleben überall gleich. Die Befehle kamen immer von oben, so wie es nun mal in einem sozialistischen Staat zugeht, und man führt sie ohne Widerrede und ohne irgend eine Debatte aus.

Das Leben in „Gulag“ war fürchterlich. In den Lagern waren Mord und Totschlag an der Tagesordnung. Man mußte schon einen großen Selbstbehauptungswillen haben, um hier zu überleben.

In den Lagern von Workuta gab es vorwiegend Kriminelle. Erst Anfang 1943, als die Rote Armee auf dem Vormarsch war und die Deutschen zurückschlug, kamen die sogenannten Vaterlandsverräter. Man brachte sie unter schwerer Bewachung ins Lager. Keiner von ihnen hatte einen Namen. Sie wurden nur mit ihrer Nummer angedeutet. Die war mit weißer Farbe auf der Stirn, auf dem Rücken und auf den Knien aufgemalt. Am Schachtausgang stand immer ein Mann, der nach Feierabend die Nummern mit weißer Farbe erneuerte.

Immer mehr von diesen Leuten kamen an. Waren zur Zeit unserer Ankunft noch Verbannte und „Mobilisierte“, wie man uns Deutsche nannte, so waren es Ende 1944 die „Katorschniki“, „die Okruschenzi“, die einst in deutsche Gefangenschaft geraten waren und die nun durch die Sowjetarmee „befreit“ worden waren. Die „Befreiung“ bestand darin, daß diese Menschen, die bestimmt schuldlos an ihrem Schicksal waren, statt in ihre Heimat zurückkehren zu dürfen in solche Lager wie Workuta verbannt wurden und dort größtenteils umkamen. Das Regime kannte keine Gnade und erst recht keine Barmherzigkeit.

Man war von zwei Seiten dem Regime ausgesetzt. Einmal dem von oben, dem wir unseren „Aufenthalt“ hier in der Einöde der Tundra zu verdanken hatten, zum anderen dem Lagerregime, das jedem Häftling beweisen wollte, daß er ein Nichts ist.

Kam man mit durchnästen Fußblappen von der Arbeit zurück, mußte man oft bei 20-30° Kälte vor dem Lagertor warten, bis die Wachmannschaften ihren Tee getrunken hatten. Dann begann erst die Zählprozedur. Die Wache war entweder zu blöd oder sie tat es absichtlich, sie mußte immer drei bis viermal durchzählen. Mal war einer zuviel, dann wieder einer zuwenig.

Etwa zwei Mal im Monat gab es Alarm. Müde kam man von der Arbeit, verschlang mit großem Appetit die warme Abendsuppe, das Brot war schon längst aufgegessen.

Kaum hatte man sich auf den kahlen Brettern zur Ruhe gelegt, mit allem, was man hatte, zugedeckt und noch nicht recht warm geworden, da ging es los. „Mit Gepäck zum Ausgang!“ wurde gebrüllt. Man packte sein armseliges Hab und Gut zusammen und folgte widerwillig diesem sinnlosen Befehl. In einer Reihe angetreten standen wir einige Stunden im tiefen Schnee, ganz der Kälte ausgesetzt. Zwei Wachmänner untersuchten erst den einzelnen Häftling, dann sein Bündel. Bei einer Barackenbelegung von 90 Mann kann man sich gut vorstellen, wie lange solch ein „Alarm“ dauerte. Manchmal sogar bis zum Frühstück, anschließend ging es sofort zur Arbeit.

Da die Eisenbahn bis Workuta noch nicht ausgebaut war und die Behelfsgleise, über die wir gekommen waren, durch Schneeverwehungen meist unpassierbar waren, wurden die Lebensmittel immer knapper. Unsere Hauptnahrung waren gesalzene Fische, die, obwohl sie gesalzen waren, einen bestialischen Geruch verbreiteten, der ständig über dem Lager lag. Von dem vielen Salz bekamen wir geschwol-

lene Beine, bei vielen schwoll auch der gesamte Leib und das Gesicht an. Vitaminmangel führte zu Skorbut. Die Zähne wurden locker, das Zahnfleisch blutete.

Im Sommer 1944, der Ende Juni erst begann, war verregnet, fast ein ganzes Jahr waren wir ohne Sonne und zudem mußten wir im Schacht arbeiten. Moskitos machten uns das Leben schwer, alle liefen wir mit durch Mückenstiche geschwollenen Gesichtern herum.

Mit Hilfe von Onkel Gottlieb fand ich Arbeit in der Mechanikerabteilung. Die Brigade, der ich zugeteilt wurde, mußte für die Ventilation der Schächte sorgen. Zusätzlich bekam ich die Möglichkeit einer Ausbildung als Dreher. Schon nach einem Monat hatte ich mir als Dreher genug Kenntnisse angeeignet, so daß ich nicht mehr in den Schacht einfahren mußte und meinen festen Arbeitsplatz an der Drehbank hatte. Onkel Gottlieb war sehr zufrieden mit mir und sagte immer: „Siehst du, mein Einsatz für dich hat sich gelohnt.“ Er war der mir am nächsten stehende Mensch in dieser Lage.

Ich war sehr betroffen, als er eines Tages zu mir kam und sagte: „Du, Viktor, ich muß dir was sagen. Wir können nicht mehr zusammenbleiben.“ Ich war entsetzt und fragte nach dem Warum. „Ich bin krank.“ erwiderte er. Drei Monate später bekam er die Erlaubnis, zu seiner Familie zurückzukehren. Es war nicht mehr der Onkel Gottlieb, den ich kannte und der sich in allen Lebenslagen zu helfen wußte. Er war bleich, abgemagert und hustete ständig. Er hatte Tuberkulose.

Er hatte das zweifelhafte Glück, bei seiner Familie sterben zu dürfen und wie ein Mensch begraben zu werden. Nicht wie hier in Workuta, wo die Toten mit einem Nummernschild am Fuß kreuz und quer in ein Massengrab geworfen wurden.

Gegen Ende des Jahres 1945 kamen so viele Neuankömmlinge, so daß alle Unterkünfte überfüllt waren. Ich erinnere mich noch gut an einen Tag, an dem frische Häftlinge ankamen. Auffallend viele Wachmannschaften mit Hunden bewachten die Eisenbahnwaggons.¹⁷⁰

Von der Werkstatt aus konnte ich alles gut beobachten. Die Häftlinge, die den Waggons entstiegen, trugen deutsche Uniformen. Mein Freund Ilja sagte „Geh hin und sieh dir deine deutschen Brüder an!“ Ich dachte auch, es seien deutsche Kriegsgefangene. Nichts von alledem. Es waren Russen in deutscher Uniform, An-



¹⁷⁰ Russische Kriegsgefangene in deutscher Uniform. Aufgenommen am Ilmensee, wo mein Vater bei einer Einheit im Partisaneneinsatz als Dolmetscher fungierte. Arme Teufel, die damals noch nicht ahnen konnten, was ihnen nach dem Sieg blühen wird.

gehörige der Wlassowarmee. (Der ehemals russische General Wlassow hatte sich nach seiner Gefangennahme mit den Deutschen verbündet, zusammen mit ihnen eine Armee aus ehemaligen russischen Kriegsgefangenen aufgebaut und kämpfte nun mit ihnen gegen die Rote Armee. Ich ging zurück zu Ilja und sagte zu ihm: „Es sind nicht meine deutschen Freunde, sondern deine Russen, Wlassowleute in deutscher Uniform.“ Zu dieser Zeit waren in Workuta keine deutsche Kriegsgefangene. Hierher kamen nur Kriminelle, Vaterlandsverräter und Deutsche. Hier war die Spitze der sowjetischen „Lagerkunst.“

Im Juni 1946 bekam ich die Erlaubnis, zu meinem Vater nach Aktjubinsk auszureisen, „wegen bürokratischer Hindernisse“ wurde es aber August, bis es so weit war.

Auf Grund meiner guten Russischkenntnisse brachte ich es bis zum Schichtleiter, man war mit mir zufrieden und wollte mich einfach nicht gehen lassen. Der Regionschef versprach mir eine Ausbildung in einer Abendschule und warnte mich vor einer großen Hungersnot im „Großen Land,“ wie man die Welt außerhalb Workutas nannte. Ich aber bestand auf meiner Entlassung und verließ Workuta am 31. August für immer.

Und wenn mir irgendwann gesagt würde, daß in Workuta Rosen blühen und an jeder Straßenecke ein Tischleindeckdich stehen würde, so würde ich niemals dorthin zurückkehren. Ebenso werde ich niemals nach Russland zurückkehren, und wenn ich in Deutschland verhungern müßte.

Wir Deutschen lebten 200 Jahre in Russland und haben die deutsche Sprache und Sitten nicht abgelegt. Aber im vergangenen Jahrhundert standen wir unter dem Druck der „Zwangsassimilation.“ Nicht viele Familien hielten diesem Druck stand wie zum Beispiel unsere Familie. Bei uns zu Hause wurde nur deutsch gesprochen und beispielsweise die Zeitung „Neues Leben“ nur wegen der deutschen Sprache gelesen, in der sie geschrieben wurde.

Doch das geschah alles in späterer Zeit. Zunächst hatte ich nur die Hoffnung, eines Tages wieder an den Ort zurückkehren zu können, von dem aus wir bei Kriegsbeginn zwangsausgesiedelt worden waren. Bald jedoch wurde mir klar, daß dieser Traum nie in Erfüllung gehen würde.

Zwölf Tage und Nächte benötigte ich für die Reise südwärts, immer den Ural entlang. In Aktjubinsk sollte ich mich bei der Kommandantur melden. Doch ich ging das Risiko ein und fuhr in das Gebiet von Kustonay, wo meine Mutter und Max lebten. Die Wiedersehensfreude war natürlich groß.

Gleich am nächsten Tag ging ich mit Mutter an Großmutter's Grab. Der Friedhof lag nicht weit entfernt von Dorf. Er bestand aus etwa 40 mit Gras bewachsenen Gräbern, jedes mit einem kleinen Holzkreuz. Kein Zaun, kein Baum geschweige denn auch Blumen. Dieser Friedhof bot ein armseliges und tristes Bild.

Wir standen eine Weile still am Grab, Mutter weinte leise.

Ich erinnerte mich daran, wie Großmutter früher zwei Mal mit Max und mir zum Friedhof ging und wie liebevoll sie die Gräber von Großvater und Christian säu-

berte und mit Blumen bepflanzte. Beim Gedanken daran, daß sich Großmutter niemals solch ein armseliges Grab hätte vorstellen können kamen mir die Tränen. Mutter bemerkte es und sagte: „Sie hat alles überstanden. Gott gebe ihr die ewige Ruhe.“

Auf dem Heimweg erzählte mir Mutter, wie qualvoll Großmutters Leiden vor ihrem Tod war. Sie litt an einer besonders schweren Form von Wassersucht. Der ganze Körper war angeschwollen und sie konnte kaum aus den Augen sehen. Es gab keinen Arzt und auch keine Medikamente, die das Leiden lindern konnten. Kurz vor ihrem Tod platzte die Haut an vielen Stellen auf und eine farblose Flüssigkeit floß aus den Wunden. Durch diesen Flüssigkeitsverlust sah sie auf dem Totbett tatsächlich aus wie ein junges Mädchen. Max bemühte sich sehr darum, daß Großmutter in einem Sarg begraben wurde, üblicherweise wurden die Toten ohne Sarg bestattet.

Er folgte dem Rat eines Tischlers und entfernte vom Dachboden einige Bretter, aus denen der Tischler einen Sarg anfertigte. Max konnte ihn für diese Arbeit nicht bezahlen, machte dafür als Belohnung im Sommer einige Fuhren Heu für ihn.

Nach zwei Tagen fuhr ich weiter zu Vater, der seit 1941 im Konzentrationslager der Kimperseier Nickelgruben verbannt war. Das Wiedersehen mit ihm war für uns beide eine große Freude, bereitete mir aber auch große Sorgen. Vater war ein gebrochener Mann, körperlich und geistig. Obwohl er nicht mehr in den Lagerbaracken zu leben brauchte und privat ein kleines Stübchen von gerade mal 2x2 Meter bewohnen durfte, in dem auch ich den nahenden Winter verbrachte, ging es ihm nicht gut. Er arbeitete als Buchhalter im Lager für internierte Deutsche aus Danzig, die seit Ende 1945 in den Nickelgruben arbeiteten. Er bekam den niedrigsten Lohn und stand in der niedrigsten Verpflegungsstufe, denn schließlich mußte er nicht körperlich arbeiten. So war damals eben die Arbeitsphilosophie. Er freute sich über meine Anwesenheit und erhoffte sich Unterstützung durch mich.

Das geschah aber erst Anfang 1947. Zur Zeit meiner Ankunft sah es noch sehr schlecht aus. Für zwei Monate bekam ich keine Arbeit, weil ich keine Essenkoupons vorweisen konnte(?), die waren rationiert. So mußten meine kleinen Ersparnisse gut eingeteilt werden.

Es war ein verdammt schwerer Anfang. Und das nicht nur für uns beide. Zu den Männern, die überlebt hatten, durften ihre Familien nachkommen, halbverhungerte Frauen und Kinder. Mit letzten Kräften bauten sie sich kleine Erdhütten und das primitive und unwürdige Leben begann von vorne. Auch wir bauten uns eine solche Hütte, als Mutter und Max im Frühjahr zu uns kommen durften.

Von einer Rückkehr in unseren früheren Heimatort war nicht mehr die Rede. Bei einer Versammlung der Sonderaussiedler, wie man uns Deutsche bezeichnete, wurde angekündigt, daß wir auf „ewig“ hier angesiedelt bleiben und wir uns keine Hoffnung auf eine Rückkehr machen sollten.

Doch die Welt ist voller Überraschungen und Unwägbarkeiten. Für die Menschheit gibt es aber nur ein ewiges Gesetz – den Tod.“

Der weitere Verlauf des Krieges ist allgemein bekannt, mit dem Fall von Stalingrad wurde das Schicksal der deutschen Wehrmacht in besiegelt, Es gab nur noch eins: einen halbwegs geordneten, hinhaltenden Rückzug, der im Mai 1945 zur totalen Kapitulation führte.

Für einen Teil der deutschen Bevölkerung bedeutete dies in erster Linie Befreiung von einer Diktatur, die bis in die Familie hinein die Menschen beherrschte und zweitens Ruhe. Die täglichen Bombenangriffe, die Frontlinien, die quer durch Deutschland zogen und Verwüstung hinterließen und den Menschen vor Augen führten, was deutsche Armeen nach ihrem Einmarsch in anderen Ländern an Zerstörung angerichtet hatten, waren nun vorbei und der Wiederaufbau konnte beginnen. Deutschland war in vier Besatzungszonen aufgeteilt worden, drei in Westdeutschland, eine in Ostdeutschland östlich der Elbe.

In Westdeutschland wurde ein demokratischer Staat aufgebaut, der souverän in die Völkergemeinschaft aufgenommen wurde und sich den Namen Bundesrepublik Deutschland gab.

Anders in der Ostzone, die nach außen als einheitlicher Staat auftrat, dessen Souveränität jedoch begrenzt war. Die „DDR“, die „Deutsche Demokratische Republik“, wie sich der neue Staat großspurig nannte, war nicht so frei wie der westliche, er war ein Satellit Moskaus wie auch alle anderen Staaten Osteuropas, die von der Roten Armee besetzt und von Kommunisten regiert wurden.

Wer von den Millionen Verurteilter und Deportierter mit Kriegsende glaubte, ihr Dasein würde sich bessern, hing einem Irrglauben nach. Im Gegenteil, es kamen noch viel mehr Unglückliche in die Verbannungsgebiete. Hunderttausende Kriegsgefangene mussten in Lagern untergebracht werden. Eine Verfolgungs – und Verhaftungswelle setzte ein, die niemand erwartet hatte.

Die Sterblichkeit in den Straflagern des Gulag war außerordentlich hoch, Hunderttausende kamen durch menschenunwürdige Unterbringung, mangelnde Ernährung, schwerer Arbeit bei geschwächtem Körper ums Leben. Diese Lücken konnten jetzt locker wieder aufgefüllt werden, Gründe zu einer Verhaftung gab es genug. Nach der Rückeroberung des gesamten von den Deutschen besetzten sowjetischen Staatsgebietes begann sofort die Jagd nach „Kollaborateuren“. Die war sehr erfolgreich. In der Ukraine hatten sich Widerstandsorganisationen gebildet, die mit der deutschen Wehrmacht und auch der SS zusammengearbeitet hatten. 37 000 von ihnen kam man durch Denunzianten auf die Spur, zusammen mit ihren Familienangehörigen vergrößerten 100 000 Personen den Bestand in den Lagern des Gulag. Einen weiteren Zuwachs in den Lagern gab es durch die in deutsche Gefangenschaft geratenen Rotarmisten, von denen 1 545 000 die Gefangenschaft überlebt hatten und 2 655 000 ehemalige Zwangsarbeiter. Diese waren mit schönen Versprechungen zurückgeholt worden, wurden dann aber alle durch Kontrolllager geschleust und gesiebt. 57%, meist Frauen und Jugendliche, wurden nach Hause entlassen. Die Männer wurden unterschiedlich behandelt. Ein großer Teil wurde in die Armee eingezogen. Wegen Landesverrat kamen viele in Strafbataillone und 360 000 kamen für 10 oder 20 Jahre in Straflager des Gulag. Ebenso rund 150 000 Angehörige der Wlassowarmee. (Der Sowjetgeneral Wlassow hatte nach seiner Ge-

fangennahme durch die Deutschen eine Freiwilligenarmee für den Kampf gegen das Sowjetsystem aufgestellt. Er wurde mit seinen Offizieren an die Sowjets ausgeliefert und hingerichtet).¹⁷¹

Nach Stalins Tod und den vorsichtigen Enthüllungen über Ungerechtigkeiten in der Stalinära traten wesentliche Erleichterungen in Kraft, denen eines fehlte: Die Rückkehr in die alte Heimat. Die in die Weiten Russlands verschickten Menschen, Deutsche und anderer Nationalitäten, waren noch für Jahre an den Ort gebunden, an dem sie zuletzt gelebt hatten und standen unter „Kommandantur.“ Das bedeutete, sie mussten sich in bestimmten Abständen bei der jeweiligen Ortsbehörde melden und durften ihr Wohngebiet nicht verlassen. Erst 1956 wurde auch dies aufgehoben und sie konnten reisen, wohin sie wollten, nur nicht in die alte Heimat.

Die beim Rückzug der Deutschen repatriierten bzw. geflüchteten Russlanddeutschen, von denen die meisten zwei Mal flüchten mussten, nämlich einmal von ihren angestammten Dörfern nach dem „Warthegau“ und dann wieder von dort beim Näherrücken der Front weiter ins Reich standen auch auf der Liste der Heimzuholenden ins „Arbeiter – und Bauernparadies.“

Nicht alle schafften es, den Warthegau zu verlassen und wurden eine leichte Beute des NKWD.

Anders die ins Reich Geflüchteten. Sie waren glücklich, dem Terrorsystem in Russland entronnen zu sein und wähten sich sicher.

Aber sie unterschätzten den langen Arm der Sowjetherrscher. Plötzlich tauchten in den Flüchtlingslagern in Deutschland, in denen die Russlanddeutschen zusammen mit den Vertriebenen aus den späteren Ostblockländern untergebracht waren, russische Offiziere gemeinsam mit amerikanischen Offizieren auf. Sie hatten den Auftrag, alle Russlanddeutschen zurück zu holen und stießen natürlich auf Widerstand. Die Menschen hatten nicht vergessen, wie viel Leid ihnen im Sowjetsystem angetan worden war.

Nelly Däs, die bekannte Russlanddeutsche Schriftstellerin, hat solch einen Rückholversuch erlebt und beschreibt ihn besonders anschaulich:¹⁷²

Wie war das damals mit Deutschland?

„Etwa 350.000 Rußlanddeutsche befanden sich damals in „Großdeutschland“. Sie waren nach deutschen Gesetzen vollwertige Staatsbürger Deutschlands. Aber die Sowjets forderten die Herausgabe „ihrer Bürger“. In der sowjetischen Besatzungszone verlief das automatisch. Die Westmächte wußten wohl nicht so recht, daß es in der Sowjetunion überhaupt Deutsche gab, und überließen das Schicksal unserer Landsleute weitgehend den Kommandos aus Moskau, die von einer deut-

¹⁷¹ Alle Angaben: Schwarzbuch des Kommunismus S. 255 – 258.

¹⁷² Nelly Däs: Wölfe und Sonnenblumen

schen Stadt in die andere reisen durften, um „ihre“ Deutschen zusammen mit Ostarbeitern, „Wlassowzy“, Kriegsgefangenen und KZ-Insassen zuerst mit sanftem und später mit massivem Nachdruck zur Heimkehr in die Arme des Ministeriums für Inneres der UdSSR zu bewegen.

Mitte 1946 hörte man, daß die Alliierten auch aus ihrem Machtbereich Rußlanddeutsche an die Sowjets auslieferten. Besonders schlimm war das in der britischen Besatzungszone, aber auch die Rußlanddeutschen in den von Amerikanern besetzten Gebieten blieben nicht verschont. Viele Rußlanddeutsche, die sich in Sicherheit bringen konnten, nutzten aus Angst um ihre Zukunft die erste Möglichkeit, nach Übersee auszuwandern, was jedoch erst ab 1950 dank der Unterstützung durch Verwandte oder Glaubensbrüder aus Amerika möglich wurde.

Einige hundert Rußlanddeutsche hatten das Glück gehabt, schon 1944 ins „Altreich“ übersiedeln zu dürfen. Darunter war auch meine Mutter, Emma Schmidt. Die Menschen wurden in Flüchtlingslagern untergebracht und mit Lebensmittelkarten versorgt. Sie wähnten sich in Sicherheit, was jedoch in vielen Fällen trügerisch war.

Ich lebte inzwischen mit meiner Mutter in Birkenlohe, 14 Kilometer von Schwäbisch Gmünd entfernt. Eines Abends kamen in das Lager „Josefle“ zwei sowjetische Offiziere, die von zwei amerikanischen Offizieren begleitet wurden. An diesem Abend wollte ich meine Landsleute besuchen. Vor der Tür stand ein amerikanisches Militärfahrzeug, und aus dem Treppenhaus hörte ich bei meiner Ankunft laute Stimmen. Ich ging trotzdem hinein und sah das sowjetisch-amerikanische Quartett in voller Größe. Das Wort führte ein Russe: „Ihr kommt alle wieder in eure Heimatdörfer. Dort könnt ihr wie Menschen leben. Hier seid ihr in Lagern eingesperrt und werdet von den Faschisten wie Dreck behandelt. Bei uns, in der Sowjetunion, seid ihr in Sicherheit!“

Die Amerikaner verstanden die Einzelheiten natürlich nicht, unsere Landsleute dafür um so besser. Und sie verstanden immer nur: Sibirien! Sibirien! Ganz gleich, was der Offizier auch sagte.

Plötzlich schrie eine ältere Frau dazwischen: „Ihr lügt! In Sicherheit wollt ihr uns bringen? Sicherheit bedeutet für euch Sibirien! Ihr habt meinen Mann 1937 geholt und nach Sibirien verbannt. Ist er auch in Sicherheit? Vor wem? Vor seiner Familie, die seither in Not und Elend lebt. Sicherheit? Auch uns wollt ihr nach Sibirien bringen!“

„Wenn Ihr Mann verhaftet wurde, dann war er schuldig. Die sowjetische Regierung tut keinem Unschuldigen was.“ Der russische Offizier setzte sich aufgeregt zur Wehr, aber seine letzten Worte hätte er lieber nicht sagen sollen.

„Holt kochendes Wasser“, schrie die Frau wieder, „wir brühen diese Hunde ab!“ Die Empörung wurde immer lauter, die Menschen waren bis ins Innerste getroffen worden. Jeder wußte, daß Stalins Schergen immer nachts kamen und unschuldige Menschen verhafteten und nach Sibirien verbannten. Jeder wußte, daß die Sowjetmacht in Sibirien Fabriken, Städte und Dörfer aus dem Boden stampfte, mit unschuldigen Menschen. Jeder wußte, daß auf unschuldigen Knochen diese „Errungenschaften“ der Sowjetmacht entstanden.

Die amerikanischen Offiziere merkten, daß da etwas nicht stimmte. Von ihren Vorgesetzten war ihnen gesagt worden, daß die Sowjets ihre Bürger heimholten, die Hitler nach Deutschland verschleppt hatte. Offenbar war das bei diesen Menschen nicht der Fall. Den beiden Amis ging ein Licht auf, zumal die Sowjets ohnehin nicht mehr ihr uneingeschränktes Vertrauen hatten. Stalin hatte sein wahres Gesicht gezeigt.

Jetzt ging alles sehr schnell. Die Frauen hielten plötzlich Stöcke und Gefäße mit heißem Wasser in den Händen. Vorsorglich drängen die Amerikaner die beiden Russen in Richtung Tor. Bevor die Offiziere das Lager verlassen hatten, rief ein Sowjetoffizier noch wütend zurück: „Wir holen euch alle nach Hause. Darauf könnt Ihr euch verlassen!“

Ich konnte das alles nicht begreifen. Russische Offiziere in Schwäbisch Gmünd unter amerikanischer Fürsorge? Und die wollten uns nach Rußland zurück schleppen!

Mich erfaßte eine Panik. Mutter! Ich mußte zu meiner Mutter! Mir wurde schlecht vor Aufregung. Ich lief weg. Ich lief der Rems entlang in Richtung Mutlangen, hetzte den Mutlanger Berg hinauf, lief durch den Ort. Es war schon dunkel. Weiter, weiter, immer weiter! Ich lief durch das Leintal, kam am Leinhäusle vorbei, hetzte den Berg hinauf in Richtung Spraitbach.

Völlig ausgepumpt kam ich im Schulhaus an, stolperte die Treppe hinauf und riß die Tür zu Mutters Zimmer auf. Ich konnte nicht sprechen, so fertig war ich. Nachdem ich mich etwas beruhigt und ein paar Schluck Wasser getrunken hatte, brachte ich die ersten Worte heraus:

„Mama, die Russen sind in Gmünd und wollen uns nach Rußland zurückholen!“

„Kind, das ist doch nicht möglich.“ An ihrer Stimme merkte ich, daß meine Worte bei ihr Betroffenheit ausgelöst hatten.

„Die haben gesagt, es wären schon alle aus Deutschland fort, nur die aus Schwäbisch Gmünd müßten noch geholt werden.“

„Die lügen! Einem Kommunisten darf man nichts glauben!“ Mutters Stimme zitterte.

„Die lügen! Wir gehen nicht zurück. Eher hängen wir uns auf!“

Mutter war weiß wie die Wand geworden. Sie haßte die Kommunisten, deren Herrschaft unserer Familie, soviel Leid gebracht hatte. In dieser Nacht hörte ich, wie meine Mutter laut betete. Ich sah sie vor dem Bett knien. Tiefe Angst erfaßte mich, und ich rutschte aus dem Bett an ihre Seite.

„Mama, bitte nicht weinen. Wir werden es so machen, wie Ihr es gesagt habt. Wir gehen in den Wald und ...“

„Komm, Kind. Wir wollen noch einmal zu Gott beten, daß er uns diesen schrecklichen Weg nicht gehen läßt. Er soll uns solche Gedanken vergeben.“

Wir beteten um unser Leben, um unsere Rettung. Wir beteten lange. Kurz vor dem Morgengrauen muß ich eingeschlafen sein.

Beim Frühstück sagte Mutter zu mir: „Du gehst heute nicht zur Arbeit. Es könnte sein, daß die dich dort schnappen und mitnehmen.“

Sie stellte sich ans Fenster und blickte die Dorfstraße hinunter. Sie war es auch, die das Auto die Straße heraufkommen sah. Das Auto fuhr auf den Schulhof zu, hielt an. Zwei amerikanische und zwei sowjetische Offiziere stiegen aus. Sie wußten anscheinend genau, wo Deutsche aus der UdSSR wohnten. Mutter war sehr aufgeregt, faßte sich aber und sagte: „Laß uns auf den Hof gehen. Wir dürfen die nicht in unser Zimmer lassen. Für uns ist es besser, diesen Verbrechern auf dem Hof entgegenzutreten. Die Dorfbewohner müssen sehen, wenn man uns fort-schleppt.“

Mutter mußte sich am Treppengeländer festhalten, so zitterten ihre Knie. Sie faßte sich an die Brust und blieb stehen. Ich hatte Angst, sie hatte es schon seit längerer Zeit auf dem Herzen. „Wenn die versuchen, uns mit Gewalt fortzuschleppen, dann schreien wir ganz laut. Hast du gehört? Schrei so laut du nur kannst. Dann kommen die Nachbarn und helfen uns. Sie lassen es nicht zu. Sag doch was, Nelly! Die lassen es nicht zu! Sie werden uns beistehen!“

Mutter war ganz verwirrt, und mir war die Kehle zugeschnürt vor Angst. Wir blieben auf der Treppe stehen. Ein sowjetischer Offizier kam auf uns zu: „Genos-sin, verstehen Sie Russisch?“

„Ponimaju. Verstehe. Aber Ihre Genossin bin ich nicht.“ Mutter hatte mit eisigem Gesicht geantwortet.

„Wir sind gekommen, Sie heimzuholen. Sie sind die Letzte, die noch da ist. Ihre Landsleute in Schwäbisch Gmünd sind gestern alle freiwillig in die Heimat zurückgefahren. Es ist am besten, Sie packen schnell alles zusammen. Wir bringen Sie gleich zum Zug.“

„Wir gehen nicht! Sie lügen! In Schwäbisch Gmünd hat man versucht, Sie tot-zuschlagen. Unsere Landsleute sind noch alle dort.“ Mutter zeigte auf mich: „Mei-ne Tochter war gestern dabei, als man Sie aus dem Lager trieb!“

Das war meine Mutter! So, wie ich sie kannte: aufrecht, stolz und mutig. Ich hatte den Eindruck, daß Mutter beim Anblick der russischen Offiziere ihren alten Mut, ihre Selbstsicherheit und ihren Überlebenswillen aus den vielen schweren Jahren plötzlich wieder zurückgewonnen hatte.

„Mein Mann wurde 1937 im Donbass verhaftet und für 30 Jahre nach Sibirien verbannt, nur weil er Deutscher war. Rußland ist nicht mehr meine Heimat. Ich bin Deutsche, und Deutschland ist meine Heimat.“

„Wir wollen Ihnen diesen Unsinn nicht übelnehmen. Packen Sie Ihre Sachen. Wir bringen Sie in ihren Heimatort in der Ukraine.“

„Waren alle 54 Männer, die Ihr damals in einer Nacht verhaftet habt, Verbre-cher?“

„Hören Sie auf. Ihr Mann war sicher ein Gesetzesbrecher, wahrscheinlich von Ihnen aufgestachelt. Sie sind ein aufsässiges Frauenzimmer.“ Der Offizier lächelte hinterhältig: „Pojdjom! Komm!“

Weiter kam er nicht. Meine Mutter fing plötzlich ganz laut zu schreien an. Ich schrie aus vollem Halse mit.

„Nie und nimmer! Lieber hängen wir uns auf!“ Mutter wurde ganz rot im Ge-sicht. Einer der Amerikaner kam langsam näher. Er war stocksauer und wandte

sich recht barsch an den Russen, der meine Mutter so bedrängt hatte und faßte ihn sogar am Ärmel. „Let's go“, sagte er und wies den Offizier in sein Auto ein. Der zweite russische Offizier, der sich während des ganzen Debakels ruhig verhalten hatte, ging ebenfalls zum Auto und schüttelte mehrmals den Kopf, bevor er einstieg. Der Amerikaner, der dem Spektakel ein Ende bereitet hatte, sah noch einmal lächelnd und beruhigend zu uns herüber, als wolle er sagen: „Die kommen nicht mehr“. Sie kamen auch nicht wieder. Uns aber verfolgte diese Begegnung noch Jahre.

Erst 1950 erfuhren wir, daß bedeutende Männer aus dem Kreis unserer Landsleute bei den Westalliierten gegen die Auslieferungen interveniert hatten, vor allem Dr. Stump und Pfarrer Roemmich, zwei Mitbegründer unserer Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland. Leider war es für viele Rußlanddeutsche schon zu spät. In Schwäbisch Gmünd war es den sowjetischen Kommandos tatsächlich gelungen, einen Zug mit mehreren Waggons zusammenzustellen und Landsleute gen Osten zu verschleppen.

Pauline Kopp, mein Paulinchen! Ich liebte sie wie eine Schwester, sie gehörte auch zu denen, die ausgeliefert wurden. Ich habe seither nie wieder etwas von ihr gehört.“

Von den vielen Hunderttausend Einzelschicksalen während dieser für die Betroffenen unendlich langen Zeit der Repression durch das kommunistische System der Unterdrückung soll am Ende dieser Arbeit das Schicksal der Kinder und Enkel von Großvater Jakob Walter, der unter den ersten Opfern der neuen Ära in Russland war, und Großmutter Elisabeth stehen. Es werden dabei die Unterschiede der beiden Systeme deutlich werden. Da sind auf der einen Seite die Familienmitglieder, die das Schicksal dazu verdammt, sich in einem Unrechtssystem behaupten zu müssen und die genau so viel, wenn nicht sogar mehr arbeiten mussten, um zu überleben als die beiden Brüder Jakob und Josef, die sich in Freiheit und in einem demokratischen Staat mit viel Arbeit eine gesicherte Existenz aufbauen konnten

Wehmut überfällt die Kolonisten, wenn sie sich an ihre verlorenen Heimatdörfer in den Weiten Russlands erinnern, aus denen sie von einem brutalen und menschenverachtenden Regime vertrieben wurden und nicht einmal mehr besuchen durften.

Anton Walter, geboren am 3. August 1899 in Waldorf.

Anton war schon als Kind aufgeweckt und zeichnete sich durch hohe Musikalität und Intelligenz aus. Es wurde berichtet, dass er schon mit zwölf Jahren bei Hochzeiten mit der Handharmonika aufgespielt hat. Welche weiterführende Schule er nach wenigen Schuljahren in der Waldorfer Dorfschule besucht hat, ist nicht bekannt.

Er sollte eigentlich Theologie studieren, aber eines Tages kam er zu seiner Mutter und sagte, er könne nicht mehr weiterstudieren, er sähe die Mädchen zu gerne.

Großmutter wird wohl gelächelt haben und einverstanden gewesen sein. Er studierte dann Medizin in Simferopol, blieb auch dort und wurde ein guter und vor allem beliebter Arzt. Aus dem Umkreis von 100 km sollen Patienten zu ihm gekommen sein. Er behandelte auch homöopathisch. Er gründete eine Familie, seine Frau hieß Lucia und war Baltendeutsche. Drei Töchter hatten sie zusammen: Tamara, Irina und Ludmilla.



Er lebte unbehelligt während der turbulenten Zeit bis 1935. Die berüchtigte Zeit der Massenverhaftungen hatte begonnen. Auch er wurde zum NKWD bestellt und kam nicht mehr zurück. Ganze 18 Jahre mußte er Ungeheuerliches erdulden und hilflos mit ansehen, was Menschen anderen Menschen antun können.

1956, als er schon wieder ein freier Mann war, richtete er an das fernöstliche Militärgericht folgendes Schreiben, in dem er um Rehabilitierung und Annullierung seiner im Jahre 1935 erfolgten Verurteilung bat:

„An die Militärstaatsanwaltschaft des fernöstlichen Militärbezirks.

*Von Anton Jakowlewitsch **Walter**, wohnhaft in Magadan, Kommunastraße 17a-4,*

Gesuch:

Am 4. Juni d.J. erhielt ich von der Militärstaatsanwaltschaft des Taurischen Militärbezirks eine Bescheinigung über meine vollständige Rehabilitierung sowie über Einstellung der Verfahren nach Paragraph KRD (Konterrevolutionäre Tätigkeit) mangels eines strafbaren Tatbestandes in mehreren Handlungen.

Jedoch sind mit diesem Rechtspruch lediglich zwei mich betreffende Urteile aufgehoben worden. Es betrifft die Urteile von 1936 und 1938. Aber während meiner Haft wurde gegen mich noch ein Verfahren eingeleitet, nach dem ich zum dritten Mal verurteilt wurde. Das war in der Kolyma. Das Urteil des Kriegsgerichts der NKWD – Truppen bei der Bauverwaltung Fernost wurde am 26. Januar 1943 verkündet. Mit diesem Gesuch bitte ich Sie, das Urteil zu überprüfen und aufzuheben. Die mir zur Last gelegten Beschuldigungen der provozierten „Gerichtssache“ lege ich kurz dar:

Seit 1938 arbeitete ich als Arzt in der Mine „Topkij,“ danach als Arzt im Zentralkrankenhaus des Westlagers und als Arzt im Lagerhospital Susuman. Ab dem 28. August 1941 wurde ich als Deutscher zu allgemeinen Arbeiten in Lagern mit „reglementiertem Arbeitseinsatz“ eingeteilt. Zuerst in die Mine „Solotistij“, danach in die Mine Dschelgala.“

Zu jener Zeit wurden hier vom NKWD – Bevollmächtigten Fjodorow sehr einflussreich neue Beschuldigungen zusammengebracht.

Zu diesem Zweck berief er eine ganze Reihe von angeblichen Zeugen, die gegen mich aussagen sollten. (Kriwitzki, Gontscharewski, Schailewitsch, Lüstich u. a.)

Diese „Zeugen“ sagten auch bei meiner Gerichtsverhandlung am 28. 1. 1943 im Ort Jagodnoje aus. Ihre Aussagen waren widersprüchlich und absurd, waren aber ausreichend, um mich verurteilen zu können.

Während ich mich im Lager befand und noch 5 Jahre Haft vor mir hatte, wurde ich erneut zu 10 Jahren Besserungsarbeitslager und zu 5 Jahren Aberkennung meiner bürgerlichen Rechte verurteilt.

Allerdings wurde mir die alte Haftzeit auf die neue angerechnet und mein Eigentum – die auf dieser Etappe meines Lebens aus einer zerrissenen Wattejacke bestand – nicht beschlagnahmt.

Wieder wurde ich zu den allgemeinen Arbeiten im Abbauort eingeteilt. Die Zeugen bekamen danach für Lagerverhältnisse privilegierte Arbeiten zugeteilt: Kriwitzki wurde Brotschneider, Schailewitsch wurde Barackenältester, Gontscharski wurde Boilerwart und Lüstich Dampfbademeister!

Im Februar 1951 wurde ich wegen guter Arbeitsleistung vorzeitig aus dem Lager entlassen.

Soweit ich mich erinnern kann, wurde gegen mich in dieser Sache folgende Anklage erhoben:

Am Abbauort der Mine „Solostij“, wo ich arbeitete, war der Arbeitsbereichsleiter ein gewisser Tugajew, der durch seine Rohheit und Brutalität auffiel.

Eines Tages kam er zu unserem Abbauort und als er sah, dass sich einige der Männer am offenen Feuer wärmten, es herrschten -50°, begann er, einige von ihnen zu schlagen und trat das Feuer aus.

Zu dieser Zeit stand ich an meinem Transportkorb und wartete, bis die anderen Häftlinge ihn gefüllt hatten, damit er von drei anderen zur Halde transportiert werden konnte. So waren in der Arbeitsgruppe die Aufgaben verteilt.

Als Tugajew sah, dass ich einfach dastand ohne zu arbeiten, ging er, ohne nach dem Grund zu fragen, auf mich zu, riß mir die Häftlingsjacke vom Leib und stieß mich in einen Graben. Dem daneben stehenden Wachsoldaten befahl er, mir die Jacke nicht zurückzugeben. In meiner Empörung über eine solche Willkür und Gesetzlosigkeit ließ ich ihm gegenüber einige mißbilligende Worte fallen und der „gefällige“ Zeuge Kriwitzki legte dies als einen „antisowjetischen“ Auftritt aus.

Da bei diesem Vorfall außer Kriwitzki auch Schepilow dabei war, bat ich den Untersuchungsrichter Fjodorow, diesen als Zeugen zu befragen in der Hoffnung, dass dieser die Wahrheit sage. Schepilow aber, von Fjodorow eingeschüchtert bestätigte die Aussage von Kriwitzki. Für diese Aussage wurde Schepilow abkommandiert zur Überwachung des Wasserstandes im Fluß, der an der Mine vorbeifloß.

Schailewitsch hat diese Anklage ebenfalls bestätigt, obwohl er gar nicht an unserem Abbauort arbeitete und bei dem Vorfall gar nicht dabei war. Außerdem machten die drei Zeugen widersprüchliche Angaben über den Ort des Geschehens.

Kriwitzki sagte, er war an unserem derzeitigen Arbeitsplatz, Schailewitsch sagte, er war auf dem Weg dahin und Schepilow behauptete, er war auf der Halde.

Der zweite Anklagepunkt war, ich hätte mich angeblich skeptisch über die Aussage Stalins geäußert, der Krieg würde 1942 beendet sein.

Nach Aussage von Schailewitsch soll dies bei einem Gespräch in der Latrine gefallen sein. Der Unsinn dieser Aussage wird schon darin deutlich, dass sich kein einziger Mensch bei seiner Anwesenheit über politische Themen unterhielt, da allgemein bekannt war, dass er ein Spitzel von Fjodorow war. Lüstich, den ich nur vom Sehen kannte und nie mit ihm gesprochen habe, bestätigte ebenfalls dieses Gespräch. Auch diesmal widersprachen sich die Aussagen dieser Zeugen. Einer behauptete, das Gespräch habe am Tage stattgefunden, der andere sagte aus, es war am Abend.

Weitere Beschuldigungen waren: „Walter ist ein Deutscher und deshalb ein Feind der Heimat!“ oder „Walter ist ein Nazi!“ und verschieden anderem auf demselben niederen Niveau.

Das Urteil des Kriegsgerichtes der NKWD-Truppen bei der Bauverwaltung Fernost, das auf Grund eines solchen „Beweismaterials“ gefällt wurde, steht im krassen Widerspruch zu den sowjetischen Gesetzen.

Besonders offensichtlich ist die Fehlerhaftigkeit dieser Sache im Lichte der Rehabilitierung nach der Rehabilitierung der ersten und zweiten Verurteilung, die mich für mein ganzes Leben rechtlos gemacht hatten.

Um diese letzte „Sache“, die meiner völligen Rehabilitierung und Anerkennung meines Rechtsstatus noch im Wege steht, schnellstens zu überprüfen, bitte ich Sie, das Verfahren zu beschleunigen. Ich bin 57 Jahre alt und durch das in der Haft Durchgemachte ist meine Gesundheit ruiniert. Ich bedarf dringend der Ausreise in die zentralen Regionen des Landes.

Meine zweite Frau, die voll rehabilitiert ist und noch Anfang vorigen Jahres wieder in die Partei aufgenommen wurde, ist gezwungen, in Erwartung meiner Rehabilitation in Kolyma zu bleiben, obwohl es ihrer Gesundheit schadet.

Ich bitte Sie sehr, die Prüfung meiner Angelegenheit nicht zu verzögern. Anton Walter“

Im nachfolgenden Verfahren wurde Anton Walter dann voll rehabilitiert mit folgendem Gerichtsbeschuß (gekürzt):

„...Nach Überprüfung der Unterlagen über das Verfahren gegen Walter sowie der im Einspruch dargelegten Argumente befindet das Präsidium, dass das Urteil sowie das Verfahren mangels eines strafbaren Tatbestandes in den Handlungen von Walter aufgehoben bzw. eingestellt werden müssen und nicht nur geändert.

Die Aussagen der damaligen Zeugen der Anklage hat das Gericht insofern falsch eingeschätzt, als dass die Aussagen von Walter konterrevolutionär seien.

Die Aussagen von Walter waren unpolitisch, eine konterrevolutionäre Absicht ist nicht erkennbar, deshalb durfte er auch nicht nach §58/10 UK verurteilt werden.

Aus diesem Grund und in Anbetracht der falschen Verurteilung von Walter hat das Präsidium des Magadaner Gebietsgerichts folgenden Beschluß gefasst:

Das Urteil des Militärgerichtes der NKWD-Truppen bei der Bauverwaltung Fernost vom 28. Januar 1943 betreffend Walter Anton Jakowlewitsch wird man-

gels eines strafbaren Tatbestandes seiner Handlungen aufgehoben. Gez. Vorsitzender des Präsidiums des Magadaner Gebietsgerichts.“

Jewgenia Ginsburg¹⁷³, die zweite Frau von Anton Walter, die an anderer Stelle bereits zitiert wurde, beschreibt in ihrem Buch „Gratwanderung“ eine Begegnung mit einem Räuber in einer kalten Winternacht so: *„Wenn Anton Nachtdienst hatte, mußte ich immer Tonja vom Kindergarten abholen. Es war eine kalte Winternacht und wir beeilten uns, auf dem schmalen Trampelpfad zwischen den Schneeverwehungen nach Hause zu kommen. Plötzlich bemerkten wir, wie ein Mann uns einzuholen versuchte. Er überholte uns, hielt uns an und leuchtete mir mit einem Feuerzeug ins Gesicht. Tonja weinte. „Sieh zu, dass die Göre mit ihrem Geplärre aufhört. Und schrei nicht, sonst geht es dir schlecht. ... Ich brauch dein Geld nicht, ich brauch einen sauberen Paß. Also Paß her und dann verschwinde mit der Göre!“ „Hier ist mein Paß, zünden Sie ihr Feuerzeug an und lesen Sie, wer ich bin.“*



Als unser neuer Bekannter erfuhr, dass er es mit der Frau von Doktor Walter zu tun hatte, war er ehrlich zerknirscht. Er erklärte mir, dass Doktor Walter nach den Gesetzen der Unterwelt unantastbar sei. Er habe die Leute im Quarantänezentrum gut behandelt. Ich hätte es gleich sagen sollen, dann hätte er uns doch nicht erschreckt.“

Ein weiterer Auszug aus dem Buch von Jewgenia Ginsburg beschreibt Anton Walter noch eindringlicher:

„Nach der unmenschlichen Arbeit in der Kalkgrube und beim Holzfällen übergibt man mich einer anderen „Herrschaft“, die dem Vernehmen nach gut sein soll, dem Nahrungsmittelkombinat Taskan. Mir kommt es vor, als schicke man mich ins Paradies, in das Häftlingskrankenhaus eben dieses Kombinats.

Und ich bin wirklich im Paradies. Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß neben mir, in der Rolle meines unmittelbaren Vorgesetzten, ein Heiliger arbeitet. Verwunderlich ist nur, daß es ein so fröhlicher Heiliger ist. Er sprudelt geradezu über von Geschichten, geistreichen Bemerkungen und Sprichwörtern.

Man könnte meinen, Doktor Walter sei der glücklichste aller Ärzte mit einer Privatpraxis, ähnlich jenem lustigen Kauz, der mich untersuchte, als ich sieben Jahre alt war, und während er mir mit einem Löffel die Zunge herunterdrückte, sagte: „Ah, Ah, was denn, kleines Fräulein, wollen wir denn vor Weihnachten noch krank werden?“

Dabei ist Anton Jakowlewitsch Walter bereits seit zehn Jahren inhaftiert, seit 1935. Er sitzt jetzt die dritte Haftverlängerung ab. Die zweite bekam er 1938 in der

¹⁷³ Jewgenia Ginsburg; Marschroute eines Lebens. Gratwanderung

Verbannung, die dritte bereits im Lager, 1943. Bei dem Doktor kommt noch ein erschwerender Umstand hinzu, er ist Deutscher, ein Volksdeutscher von der Krim.

Zu Beginn der Dreißiger Jahre kam eine Sprachforscherin in die Stadt, um volkskundliche Untersuchungen bei den deutschen Kolonisten zu machen. Man hatte ihr geraten, sich an Doktor Walter zu wenden.



Walter kannte tatsächlich eine Menge lustiger und gefühlvoller Lieder, die für die Gegend typisch waren. Mit seinem Sinn für Humor und seinem Gefühl für feinste Sprachnuancen war er für die gelehrte ausländische Dame einfach unschätzbar. Verschmitzt lächelnd, mit

unglaublich weißen und blitzenden Zähnen, gab er sein ganzes Repertoire an Liedern und Redensarten zum Besten und die Sprachforscherin schrieb sie auf.

Drei Jahre später zeigten sich die Folgen dieses unterhaltsamen Abends: Doktor Walter wurde verhaftet und beschuldigt, Mitglied einer konterrevolutionären Gruppe zu sein, die von einem Leningrader Germanisten geführt wurde, den der Arzt aus Simferopol nie in seinem Leben gesehen hatte und mit dem ihn nur die Bekanntschaft mit eben jener Folklore sammelnden Berlinerin verband.



Das Urteil war mild. Nur drei Jahre Verbannung nach Ostsibirien.

Aber dann kam das Jahr 1937. Alle Verbannten wurden erneut verhaftet. 1938 wurde Anton Jakowlewitsch zum zweiten Mal verurteilt, diesmal zu zehn Jahren wegen konterrevolutionärer Tätigkeit, das heißt, nach dem Paragraphen KR.D. Diese Tätigkeit bestand nach Meinung der Ermittlungsbehörden darin, daß der Arzt die Kranken gegen das Sowjetregime aufhetzte. So habe er zum Beispiel an dem und dem Tag während seiner Sprechstunde im Krankenhaus zu einem Tuberkulosekranken gesagt: " Sie brauchen keine Medikamente, Sie brauchen eine kräftige Nahrung!"

In Kolyma, wohin Walter nach seiner zweiten Verurteilung geschickt wurde, war es anfangs einigermaßen erträglich. Man brauchte Ärzte und er konnte in seinem Beruf arbeiten.

Aber dann kam der Krieg. Er bedeutete für Walter den Verlust seines Berufes, seiner Stellung und all seiner persönlichen Verdienste. Jetzt zählte nur noch eines, er war Deutscher.

Drei Jahre in den Goldminen, bei der Arbeit vor Ort, ruinierten seinen kräftigen Körper. Nach einer Hornhautverätzung wurde der Doktor auf einem Auge blind.

Die Minenaufseher brachen ihm einige Rippen. Der Hunger führte zu schwerer Unterernährung.

Und bei allem hatte er noch Glück, er kam persönlich gut weg. Denn die anderen deutschen Ärzte, die ihre Haft in Kolyma verbüßten, wurden in jener Zeit vernichtet. Die einen durch Gerichtsbeschuß, die anderen einfach so, bei einem „Fluchtversuch. Unter ihnen war ein bekannter Chirurg aus Odessa, Doktor Koch, dem Tausende von Menschen ihr Leben verdankten.

Anton Jakowlewitsch aber kam glimpflich davon, „nur“ mit einer neuerlichen Haftverlängerung um zehn Jahre. Gegen ihn sagten Lagerspitzel aus. Natürlich warf man ihm vor, daß er in Gesprächen eine mögliche Niederlage der Russen in Erwägung gezogen habe.

Ein Jahr vor meiner Ankunft in Taskan hatte man den halbtoten Walter aus der schrecklichen Mine „Dschelgala“ herausgeholt und wieder als Arzt beschäftigt. Als ich ihn kennenlernte war er schon kein Todeskandidat mehr. In dem einen Jahr hatte er an Gewicht zugenommen, seine Kräfte wiedererlangt und, was noch wichtiger war, er hatte seinen Humor wiedergefunden. Nur die Säcke unter den Augen und die ständig geschwollenen Beine bewiesen, daß er nicht wieder gutzumachende gesundheitliche Schäden erlitten hatte. Er war damals sechsundvierzig Jahre alt.

Wir machen Visite. Tatsächlich, wie in einem richtigen Krankenhaus. Doktor Walter, der Feldscher Grigorij Petrowitsch, Konfuzius genannt, und ich, die neue Schwester.

Wir gehen von einem Krankensaal in den anderen. Für jeden hat der Doktor einen Scherz parat. Anfangs bin ich ein wenig verwundert und sogar ein bisschen böse. Warum tut er so, als sei hier alles normal, als seien diese düsteren Höhlen, die kaum Schutz bieten vor den Naturgewalten von Kolyma, wirklich Krankensäle? Als hätten diese menschlichen Ruinen tatsächlich Aussicht auf Heilung.

Wir stehen am Bett von Britkin. Nach dem zweiten Schlaganfall kann er nicht mehr sprechen. Walter lächelte ihm zu als handele es sich um eine Bagatelle.

„Nimm die Tabletten, hör auf das, was die Ärzte sagen und alles wird wieder gut.“

„Tag, mein Freund! Na, was sagst du uns heute?“

« Bu-Bu –ndra- lii »

„Na ja, du bist zwar noch kein Cicero, aber es ist schon besser als gestern. Wissen sie, er war in Freiheit Vorsitzender eines Kolchos. Man muß ihm also nicht erst beibringen, Reden zu halten. Gräm dich nicht, Britkin, bald sprichst du wieder. Na, sag der Schwester guten Tag. Versuchs mal.“

Britkin knurrt und stöhnt. Er windet sich vor Aufregung. Aber der Doktor lächelt und sagt, zu Konfuzius und mir gewandt: „Ich habe mal meinen Töchtern Marschak vorgelesen. Dort will ein kleines Mädchen ihrem Kater das Sprechen beibringen. „Katerchen, sag mal Elektrizität!“ Der aber sagt nur: Miau.“

Ich halte es nicht mehr aus und zupfe Walter ein wenig am Kittel. So ginge es doch nicht, der Kranke könnte sich beleidigt fühlen.

Aber offensichtlich kennt der Doktor seine Kranken besser. Britkin sieht den Arzt voller Ergebenheit an und bemüht sich noch mehr. Sein Mund und seine Wangen versuchen in unermüdlicher Anspannung das Unüberwindliche zu überwinden. Er läuft violett an und spuckt schließlich ein paar Silben aus die sich anhören wie „U-aag“.

„Na siehst du“ freut sich Walter, „jetzt hast du die Schwester begrüßt. Guten Tag, das geht jetzt schon. Und E-lek-tri-zi-tät, das lassen wir fürs nächste Mal.“

Wir gehen weiter. Die Visite ist für mich außerordentlich aufschlußreich. Die Männer hier sind der Abfall des goldenen Kolyma. Sie wurden in den Bergwerken ausgepreßt, wiedergekaut und ausgespieden. Die meisten von ihnen sind „Politische.“ wegen ebenso „schweren Verbrechen“ verurteilt wie wir, die Frauen aus Elgen. Ich habe diese Männer, Intellektuelle, die frühere Führungsschicht unseres Landes, seit dem Transitlager nicht mehr gesehen.

Nathan Steinberger, der deutsche Kommunist aus Berlin, neben ihm der Professor der Philologie Truschnow, irgendwoher aus dem Wolgagebiet. Am Fenster liegt Arutjunan, früher Bauingenieur in Leningrad. Mein Gott, was ist aus ihnen geworden!

Aber vielleicht können wir doch noch einen retten? Vielleicht wird sich jene tätige Güte, die jedes Wort, jede Handlung dieses wunderbaren Doktors leitet, stärker erweisen als der Tod, der in diesen Mauern das Regiment führt? Kann sie den Hunger, die Entkräftung, und den Medikamentenmangel bezwingen?

Ach ja, die Medikamente. Ich kenne die vielen Namen nicht, die Walter Konfuzius diktiert. Der klärt mich auf. „Erschrecken Sie nicht, wenn Sie nicht alle Medikamente kennen,“ flüstert er mir zu, „Sie werden es schon lernen, er ist nämlich Homöopath.“

Homöopathische Mittel gab es in Taskan natürlich nicht, aber Walter stellte selbst verschieden Mixturen aus den Kräutern der Taiga her und verwendete daneben in kleinen Dosen, nach seiner eigenen Methode, die üblichen Medikamente. Diese ganze Apothekenküche hielten er und Konfuzius streng geheim. Die Sanitätsabteilung der Nördlichen Lagerleitung hätte vermutlich einen Schauer ergriffen, wenn sie von dieser Nichtbeachtung sämtlicher medizinischer Glaubenssätze gewußt hätte.

Einige Gerüchte waren über die Wundertaten des Doktor Walter waren schon bis zur Sanitätsverwaltung durchgedrungen, aber niemand hatte sich die Mühe gemacht, den Ursachen nachzugehen. Zum Beispiel haben alle erfahren, daß die Ruhrepidemie, die vor kurzem im Lager gewütet und Hunderte von Opfern geforderte hatte, das Nahrungsmittelkombinat aus unerklärlichen Gründen verschonte. Nur Konfuzius weiß, daß der Arzt dem offiziellen Trank gegen Skorbut, der aus der Zirbelkiefer gewonnen wird, etwas Sublimat, einer Quecksilberverbindung, im Verhältnis eins zu tausend oder sogar eins zu einer Million zusetzte.

„Sie wollen wohl ihren Kopf riskieren“ hatte der gutmütige Konfuzius gebrummt. „Gebe Gott, daß die nicht daran riechen. Sonst werden Sie mit Sicherheit erschossen. Ausgerechnet Sublimat! Versuchen sie mal, denen klarzumachen, daß es in

winzigen Mengen Heilwirkung haben kann. Sind Sie nicht Deutscher? Dann versuchen Sie doch, sie zu überzeugen, daß sie kein Faschist, kein Mörder sind.“

Am Ende der Krankenhausbaracke gibt es zwei winzige Zimmerchen. In dem hinteren schlafen beide, Walter und Konfuzius. Das vordere ist der Behandlungsraum.

„Und das ist das Laboratorium“ sagt der Doktor stolz, als er mir den Raum zeigt.

Wirklich entdeckte ich auf dem wackligen Tischchen eine seltsame, fast phantastisch wirkende Apparatur aus Metall und Glas, die in ein langes, dünnes Rohr ausläuft, ähnlich einem altmodischen Fernrohr.

„Unser Mikroskop“ erklärt Walter stolz. „Ja, ja, Sie brauchen nicht so erstaunt sein. Sicher wissen sie, daß auch ein anderer Anton sich mit dem Mikroskopieren beschäftigt hat, Anton van Leuwenhoek. Und dieses Mikroskop hat auch ein Anton erfunden und konstruiert. Anton Walter!“ Aus Abfällen, die er sich in der benachbarten winzigen Reparaturwerkstatt zusammensuchte, hatte er dieses rührende, plumpe Kunstwerk geschaffen.

„Lachen sie nur, aber wer außer uns kann in einem Lagerkrankenhaus eine Harnanalyse machen?“

Die blendend weißen Zähne des Doktors, die ihm wunderbarerweise trotz aller Avitaminosen erhalten geblieben sind, blitzen beim Lachen.. Diese Zähne bilden einen komischen Kontrast zu seinem Kopf, der kahl wie eine Billardkugel ist. Er hat dafür folgende Erklärung: „Als Gott die Zähne verteilte, war ich der erste in der Reihe, als aber die Haare dran waren, hat man mich weggedrängt.“

Ich beobachte ihn bei der Abendsprechstunde.

Vor dem Doktor steht eine große Blechwanne, über der er seine Behandlungen vornimmt. Er sieht aus wie ein Fleischer und ist mit einem simplen Instrument bewaffnet, das, wie ich erfahre, von den Ärzten „Lüerzange“ genannt wird. Mit dieser Zange kneift er schnell die erfrorenen Finger und Zehen ab, während Konfuzius sofort die Wunde versorgt und die Stümpfe verbindet. Dies gilt als leichte ambulante Behandlung. Nach Beendigung der Sprechstunde wird der mit verfaultem, stinkendem menschlichen Fleisch



Am Grab von Anton Walter

gefüllte Behälter von zwei Sanitätern hinausgetragen.

Dieser heitere Heilige wurde später mein zweiter Mann. Vom Tod umgeben, mitten im Gestank von faulenden Körpern, in der Düsternis der Polarnacht wuchs diese Liebe. Fünfzehn Jahre lang gingen wir gemeinsam durch alle Abgründe, alle Stürme.“

Raissa Orlova schrieb in ihrem Nachruf auf Jewgenia Ginsburg, die ihren Mann Anton Walter um achtzehn Jahre überlebte und im Jahre 1977 starb: „*Sie erzählte viel von ihrem verstorbenen Mann Anton Walter. Ein Deutscher von der Krim. Er beschäftigte sich viel mit Volkskunst, schrieb deutsche Lieder und Märchen auf. Er hatte sich einige Male mit dem bekannten Literaturwissenschaftler Viktor Schirmunski getroffen. Und wurde dann auch im Zusammenhang mit dem „Fall Schirmunski“ verhaftet.*

Als sie beide rehabilitiert wurden, ließen sie sich in Lwow nieder. Doktor Walter gefiel die Stadt sehr, ihre Straßen, ihre katholischen Kirchen, die Gebäude, die den Geist deutscher Gotik bewahrt hatten.

In Lwow begannen beide wieder zu arbeiten. Alles schien sich gut anzulassen. Doch plötzlich bekam er wieder Skorbut, wie im Lager. Obwohl es reichlich Obst gab. Aber der Körper machte nicht mehr mit. Anton war ja lange zu den allgemeinen Arbeiten eingeteilt gewesen. Sieben Rippen gebrochen. Behandelt wurde er in Moskau, beerdigt auf dem Kusminskji - Friedhof.

Josef Walter, geboren 28. September 1903:



Josef war ebenfalls ein aufgeweckter Junge, was schon die von Viktor Gerweck an anderer Stelle beschriebene Szene bestätigt, als er, erst siebzehnjährig, damals der Banditin entgegentrat.

Er wurde Tierarzt, heiratete Eugenia Ritter aus Waldorf und hatte drei Kinder, Jakob, Felix und Irma.

1937 bei der großen Verhaftungswelle wurde auch er verhaftet. Ihm wurde Spionage vorgeworfen, weil ihm einmal sein Bruder Jakob aus Deutschland ein Paket mit einem Paar Stiefel geschickt hatte. Er blieb standhaft, gab nichts zu und so wurde die Anklage umgewandelt in Sabotage, weil einst bei der Impfung einer Schafherde etliche Schafe an Infektionen eingegangen sind. Die Impfung erfolgte unter freiem Himmel bei Regen und im Schlamm. Nach einigen Monaten wurde er wieder auf freien Fuß gesetzt.

Im Krieg hatte er mit seiner Familie das Glück und wurde durch den schnellen Vormarsch der deutschen Truppen nicht wie die Mutter mit ihren beiden Töchtern Emilie und Lisa und deren Kindern von den Russen abtransportiert, die bei der Abfahrt bereits den Kanonendonner der Front hören konnten. Deren Schicksal wurde durch den Bericht von Viktor Gerweck bereits ausführlich beschrieben.

Seine Tochter Irma, sie lebt noch in der Ukraine, beschreibt ihren Vater so:

„Mein Vater heiratete meine Mutter im Jahre 1928. Vier Jahre diente er in der Roten Armee. Während dieser Zeit lebte sie im Haus der Großmutter Elisabeth Walter, wo sie in die Familie aufgenommen wurde, obwohl sie aus einer armen Familie stammte. Sie lebte früher bei einem reichen Onkel in Waldorf als Tochter, war aber in Wirklichkeit nur ein Dienstmädchen.

Großvater Jakob Walter war ein reicher Mann und guter Wirt, wurde aber leider von den Machnoleuten zusammen mit seinem Sohn Christian getötet und zerstükkelt.

Nach dem Tod von Großvater leitete Großmutter die Wirtschaft mit Kühen und Pferden. Alle Kinder nahmen an der Erhaltung der Wirtschaft teil. Mein Vater und



Tante Paula versorgten das Vieh und die Pferde, Mutter und Tante Emilie machten die Hausarbeiten. Tante Lisa beschäftigte sich mit Näharbeiten.

Großmutter war eine sehr gute Frau, aber streng und sehr akkurat in allen Arbeiten. Jeden Tag mussten die Fenster von innen und außen geputzt werden. Mit einem Taschentuch testete sie die Sauberkeit. Meine Mutter schätzte und liebte sie wie eine eigene Tochter.

Mein Vater war in seinen Jugendjahren sehr schabernackig. Mutter erzählte viel von seinen Schelmenstreichen, nur zwei Streiche sind mir im Gedächtnis geblieben:

Den Schmand bewahrte Großmutter im Keller auf, der abgeschlossen war. Den Schlüssel dazu bewahrte sie bei sich auf. Mein Vater jedoch konnte sich einen Zweitschlüssel machen und schleckte so immer wieder von dem Schmand. Als Großmutter dies entdeckt und den Übeltäter ausfindig gemacht hatte, machte sie einen Strick naß und begann die Jagd nach dem Schmandfresser. Als mein Vater merkte, dass Großmutter ihn einholen könnte, schlüpfte er unter ein Pferd, stieß ihm den Ellbogen in den Bauch so dass es mit den Hinterbeinen ausschlug und die Großmutter traf. Am Abend entdeckte sie ihn auf dem Dachboden und er erhielt die verdiente Strafe.

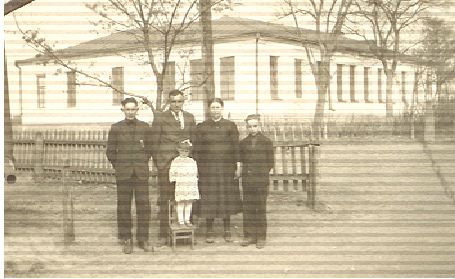
Eines Tages lagerten Zigeuner bei Waldorf. Da mein Vater durch die Arbeit auf dem Felde von der Sonne tiefbraun gebrannt war und wie ein Zigeuner aussah, kam er schnell mit ihnen in Kontakt und gewann ihr Vertrauen.

Die Zigeuner bauten ein Zelt auf und die Zigeunerin wartete darin als Wahrsagerin auf Kundschaft. Alle wunderten sich darüber, dass sie ihre Namen kannte und wie viel Kinder sie hatten usw.

In Wirklichkeit war das Zelt durch einen Vorhang abgeteilt, dahinter saß Josef mit einem Zigeuner, der der Zigeunerin in ihrer Sprache übersetzte, was Josef ihm

über den jeweiligen Kunden schnell erzählte. Schließlich kam der Schwindel heraus und Josef bekam eine ganze Menge Prügel.

Prügel, die nicht von schlechten Eltern waren, bekam Josef einmal, als er noch ganz jung war. Er streute zwei Pfunden Pfeffer unter den Schwanz, gab ihnen einen Klaps und sie galoppierten zu seiner Freude los. Ein Kinderstreich, den er bestimmt nicht wiederholte. Er ist trotzdem ein sehr guter Tierarzt geworden.



Nach seiner Dienstzeit bei der Armee machte er einen Lehrgang als Tierarzt und arbeitete bis 1943 als Tierarzt in Pleteny Taschlyk im Gebiet Kirowograd.

Vor der Ankunft der deutschen Truppen erfuhr mein Vater, dass ein Milizionär den Auftrag hatte, die ganze Familie zu erschießen. Doch der Vorsitzende des Dorfrates

versteckte die Familie im Keller seiner Tante und wir überlebten. Auch während der deutschen Besatzung arbeitete er weiterhin als Tierarzt.

Mit dem Rückzug der Deutschen gingen wir auch mit und kamen über Sankt Konniza in Polen nach Marienbad, wo wir in einem schönen großen Hotel, das als Flüchtlingslager eingerichtet war, wohnten. Unsere nächste Station war Saaz in der Tschechoslowakei, wo Vater eine Stelle als Tierarzt bekam.

Nach dem Einmarsch der Russen hatten wir die Wahl, nach Deutschland oder zurück nach Russland. Vater und mein Bruder Jakob wollten nach Deutschland, doch meine Mutter hörte auf ihre Mutter, die noch einige Töchter in Russland hatte und zu ihnen zurück wollte. Also kehrten wir nach Russland zurück, aber ohne Vater. Als wir schon im Zug saßen, kamen in unseren Wagen Tschechen mit einem russischen Offizier. Sie suchten Männer für die Armee. Sie wollten erst Jakob mitnehmen, da kam zufällig Vater in den Waggon. Sie ließen Jakob wieder frei, er war mit 16 Jahren doch zu jung und nahmen Vater mit.

Wir kamen nach Saparoshje in die alte Heimat, hier nahmen sie uns nicht auf und wir mussten zurück nach Taschlyk, wo wir während des Krieges lebten, die Mutter mit drei Kindern und die Großmutter und ohne Geld und ohne Wohnung. Erst 1947 begannen wir, ein Häuschen zu bauen. Die Welt ist nicht ohne gute Menschen. Alle, denen Vater mal geholfen hat, standen uns zur Seite und ließen uns nicht zugrunde gehen.

Daß Vater in Deutschland war, das haben wir erfahren, es gelang ihm, uns eine Nachricht zukommen zu lassen, doch es durfte niemand erfahren und schreiben konnten wir ihm auch nicht. Erst 1955 konnte er uns über das Rote Kreuz finden.“ Soweit der Brief von Irma, der Tochter von Josef.

In Ergänzung dazu: Er hatte mit den Deutschen zusammengearbeitet und war zum Kreistierarzt in der Kreisstadt seines Wohnortes Pleteny Taschlyk bestellt worden.

Mit dem beginnenden Rückzug der Deutschen Wehrmacht mussten auch alle deutschstämmigen Einwohner, ehemals Kolonisten und jetzt Russlanddeutsche genannt, heim ins Reich geholt werden. So wie vor fast auf das Jahr genau 140 Jahren deren Vorfahren mit Planwagen und Hausrat nach Russland ausgewandert sind, so machten sie sich schweren Herzens auf den langen Weg zurück in die Heimat ihrer Ahnen.

Josef und seine Familie hatten Glück. Zusammen mit seinen Schwestern Anna und Pauline und ihren Kindern konnte er mit einem durch Beziehungen ergatterten Eisenbahnwaggon, den sie sich einigermaßen wohnlich einrichten konnten, auf den Weg nach Deutschland machen. Sie kamen leider nur bis in die Tschechoslowakei, wo sich ihre Wege trennten wie oben in dem Brief von Irma beschrieben.

Josef kam nicht in die Rote Armee. Weil er russischer Staatsangehöriger war, war er als Deserteur verhaftet und in das ehemalige Konzentrationslager Auschwitz gebracht worden, in dem bereits mehrere Tausend Deutsche interniert, gefoltert, umgebracht worden oder einfach an Entkräftung gestorben sind. Der Vorwand bei seiner Verhaftung, Männer für die Rote Armee würden gebraucht, war ebenso verlogen wie die oft primitiven und in dieser Arbeit hinlänglich beschriebenen Verhaftungsgründe.

Josef ertrug die Demütigungen während der Haft nicht und wollte sich das Leben nehmen. Er schnitt sich die Pulsader am linken Arm auf. Er wurde aber noch rechtzeitig von einem tschechischen Sanitäter gefunden und ins Lazarett gebracht. Bei diesem Selbstmordversuch beschädigte er aber auch die Sehne, so dass die linke Hand zeitlebens unbeweglich und steif war.

Derselbe Sanitäter, der ihn rettete, verhalf ihm nach seiner Genesung zur Flucht. Die gelang. Wie er über die polnisch-deutsche Grenze kam, ist nicht bekannt, in Deutschland war es dann für ihn durch seine guten Deutschkenntnisse ein Leichtes, sich zurechtzufinden. Die Zonengrenze zwischen der sowjetischen Besatzungszone und der amerikanischen war zu dieser Zeit leicht zu überwinden und es dauerte nicht lange, dann war er bei seinem Bruder Jakob in Esslingen, einer Stadt unweit Stuttgart. Dessen Schicksal wird anschließend ausführlich beschrieben.

Die Frau seines Bruders setzte sich sehr für ihn ein und bald konnte er eine Praxis als Tierarzt in Plochingen bei Esslingen übernehmen.

Er versuchte alles Mögliche, um seine Familie aus Russland herüberzuholen, alles war vergebens. Selbst der Vatikan konnte nicht helfen. Er lernte eine Frau aus der Nachbarschaft kennen, lebte mit ihr und da alle Bemühungen um seine Familie nichts fruchteten, betrieb er mit Einverständnis seiner Frau die Scheidung, die schließlich mit Genehmigung des Vatikans über die deutsche Botschaft in Moskau im Jahre 1956 vollzogen wurde. 1957 kam der Sohn Norbert zur Welt. In all den Jahren unterstützte er aber seine in der Sowjetunion zurückgeblieben Familie mit Geld und Paketen, soweit dies möglich war.

1966 durften ihn seine Tochter Irma und sein Sohn Felix besuchen. Jakob, der Älteste der Kinder durfte nicht ausreisen. Ein kleiner Junge rief ihm einmal auf der Straße „Faschist“ nach, Jakob ohrfeigte ihn, der Junge lief heulend zu seinen Eltern, diese zur Polizei und Jakob wurde für ein paar Tage eingesperrt. Nun war er

gekennzeichnet und die Verweigerung der Ausreise zum Besuch seines Vaters in Deutschland damit begründet.

Fünf Jahre später, am 14. September 1971 war Josefs Todestag.

Anna Bestvater, geb. Walter (28.5.1914.) und Pauline Seedorf geb. Walter (14.7.1909)



Aufgewachsen auf dem elterlichen Hof hatten sie dasselbe Schicksal wie die anderen Geschwister. Anna als die Jüngste konnte nach den Wirren des Bürgerkrieges, als die NÖP-Zeit angebrochen war, eine Schule besuchen. Vorher war sie bei Onkel Friedrich in der Krim, der sie privat unterrichtete, so dass sie in die dritte Klasse in der Prischiber Musterschule, wie sie damals genannt wurde, eintreten konnte. Sie beendete die Schule mit der achten Klasse als Klassenbeste. Ein anschließendes Studium war nicht möglich, es wurde abgelehnt mit der Begründung, sie sei Tochter eines Kulaken.

Sie fand Arbeit in einer Bank in Halbstadt und heiratete im Jahre 1938 Abram Bestvater aus Ladekop. Er war evangelisch, kein Grund für die katholische Großmutter, die Ehe nicht zu erlauben. Sie konnte gut zeichnen und malen und sich dadurch ein kleines Zubrot zum ohnehin nicht üppigen Lohn verdienen.

Gleich bei Beginn des Krieges im Juni 1941 wurde ihr Mann Abram wie alle deutschen Männer in die Trudarmee gepreßt. Für die Schwestern schlug das Schicksal unterschiedlich zu. Großmutter zusammen mit der Familie ihrer Tochter Emilie wurde, wie von Viktor Gerweck an anderer Stelle beschrieben, kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen mit der Eisenbahn in Viehwaggons in den Osten abtransportiert.

Anna und Pauline, die weiter östlich auf dem Bahnhof von Tokmak ebenfalls bereitstanden, abtransportiert zu werden, hatten großes Glück. Der Bahnhof war überfüllt, auch der Raum, der für Mütter mit Kindern reserviert war, und so wurden sie angewiesen, im Freien, in der Steppe draußen zu übernachten. Es war sehr kalt, besonders die Kinder litten darunter. Plötzlich, mitten in der Nacht, kam ein Flugzeug und bombardierte den Bahnhof, fast alle, die sich im Bahnhof befanden, waren tot. Der Zug konnte nicht abfahren und es dauerte nicht mehr lange, am Morgen kamen schon die Deutschen.

Das Freiheitsgefühl der Menschen während der deutschen Besetzung dauerte nicht lange. Das sogenannte Kriegsglück wandte sich, die Deutschen mussten der Übermacht der Roten Armee weichen und mit dem Näherrücken der Front wurden

alle deutschen Einwohner aufgefordert, ihre Heimat zu verlassen und sich auf den Weg nach Deutschland zu machen. Die meisten mit dem Planwagen, genau wie ihre Vorfahren vor 140 Jahren nach Russland eingewandert waren.

Zusammen mit ihrem Bruder Josef und dessen Familie konnten Anna und Pauline mit ihren Kindern die strapaziöse Reise in einem Eisenbahnwaggon unternehmen, den sie organisiert und einigermaßen wohnlich eingerichtet hatten. Mit viel Glück kamen sie bis nach Marienbad in der Tschechoslowakei, wo sie in einem einstmals vornehmen Hotel, das zu einem Flüchtlingslager umfunktioniert worden war, untergebracht wurden.

Hier wurden sie auch nach Deutschland eingebürgert, sie wurden deutsche Staatsbürger. Josef bekam eine Stelle als Tierarzt in einer anderen Stadt, Saaz, und Anna und Pauline folgten ihm nach.



Die vier Schwestern mit Pfarrer Jakob Warth, in Sibirien erschossen

Aber auch hier schlug das Schicksal unbarmherzig zu. Sie wurden von der Roten Armee überrollt, gingen zurück und durften sich sogar in ihrer alten Heimat niederlassen, was nicht selbstverständlich war. Auf dem Weg dorthin wurde ihre gesamte Habe auch noch gestohlen. In ihr altes Haus konnten sie auch nicht wieder einziehen, es war abgebrannt

und niemand wollte sie aufnehmen. Als „Faschisten“ wurden sie wie Aussätzige behandelt und mussten schließlich alle zusammen in einer Sommerküche hausen.

1946 wurde Vater Abram aus der Trudarmee entlassen, lebte nun in Orsk, denn es war ihm nicht erlaubt, zu seiner Familie in die Ukraine zu ziehen.

Anna blieb so nichts anderes übrig als mit ihren Kindern Friederike und Viktor zu ihm nach Orsk zu ziehen, Pauline mit ihren Kindern Lydia und Tamara ging mit. Es folgte eine Odyssee durch Russland, die 1974 in Moldawien endete. Sie zogen dorthin, weil es hieß, dort würden die Anträge zur Ausreise nach Deutschland großzügiger behandelt. Was sich auch bewahrheitete. Die Familie hatte sich nach der Rückkunft des Vaters um zwei Kinder 1947 (Jakob) und 1951 (Anna) vergrößert..

Erst als sie 1966 Verbindung mit ihren Brüdern aufnehmen konnten, schienen die Aussichten besser zu sein. Zwischen 1975 und 1980 konnten alle in Etappen nach Deutschland ausreisen, ausgerechnet die Eltern kamen als letzte. Über 20 Jahre waren vergangen, als sie 1955 die ersten Versuche unternommen hatten, nach Deutschland auszureisen. Von den vier Kindern sind drei verheiratet und haben bereits auch wieder Kinder, so daß die Familie heute insgesamt 13 Personen umfasst. Alle haben sie sich inzwischen hier etabliert. Die Töchter und Söhne konnten alle

studieren und konnten sich hier in Deutschland glänzend etablieren, ihre Kinder wiederum konnten studieren, haben alle mit Erfolg Schule und Studium abgeschlossen. Gestorben sind die Eltern: Anna am 4.1.91 Abram am 28.3.99.

Pauline konnte wegen der Bürgerkriegswirren nur vier Klassen der Schule absolvieren, war bis zu ihrer Heirat vorwiegend bei Großmutter. Ihr Mann wurde auf typische Weise umgebracht. Es war im berüchtigten Jahr 1937. Bei Nacht wie üblich wurde er abgeholt und Pauline hat nichts mehr von ihm gehört. Sie versuchte alles mögliche, um zu erfahren, wo er geblieben war. Einmal bekam sie zur Antwort, er sei an Krebs gestorben, dann wieder, er sei zu zehn Jahren verurteilt worden und erst nach vielen banger Jahren, als nach Stalins Tod der Druck auf die Menschen ermäßigt wurde, erfuhr sie im Jahre 1956, daß er erschossen wurde. Während der ganzen Zeit mußte sie sich mit zwei Kindern durchs Leben schlagen, ihr Schicksal ist dasselbe wie das von Anna, sie waren immer beisammen. Ihre Sehnsucht, nach Deutschland zu kommen, wurde im Oktober 1993 erfüllt, sie konnte aber dieses Glück nicht lange genießen, bereits am 6. Januar 1994 schloß sie die Augen für immer.

Der Lebensweg Bruder Friedrich ist leider nicht bekannt, er konnte anscheinend in der Krim seinen Lehrerberuf ausüben, konnte sehr gut malen und war ein guter Tierpräparator. 1949 mußte er an einem Feiertag zu Ehren von Stalin Plakate malen, bei dieser Tätigkeit starb er an Herzversagen.

Elisabeth Walter, geb. 6. August 1907

Ihr Schwiegersohn Viktor Dillmann, geboren in Prischib, beschreibt hier das Leben seiner Schwiegermutter sehr anschaulich:

„Lisa wurde in Waldorf in einer kinderreichen Familie geboren und gleich in jungen Jahren fielen dunkle Schatten auf ihr Leben. Sie konnte nur 4 Jahre die Dorfschule besuchen, dann begannen die großen Umwälzungen in Russland. Erst war der große Krieg, dann kam der Bürgerkrieg, Banden machten der Bevölkerung das Leben schwer und manches Mal wurden ganze Dörfer ausgelöscht. Lisa war gerade 12 Jahre alt, als sie den Vater und den Bruder verlor. So verlor die Familie den Ernährer und die Mutter stand mit den vielen Kindern allein da, aber alle standen zusammen, das Leben muß weitergehen. Lisa hatte keine Möglichkeit, weiter die Schule zu besuchen, da nahm sie ihr Bruder Friedrich bei sich auf und unterrichtete sie, er war Dorflehrer. Sie mußte dafür im Haushalt helfen. Mutter holte sie zurück nach Waldorf und ließ sie als Näherin ausbilden, sie wusste, daß man damit in Russland überleben kann.

Mit ihrer guten Stimme konnte sie natürlich auch gut singen und wurde in den Chor der Heidelberger Kirche aufgenommen. Es machte ihr große Freude, denn oft mußten die Mädchen vom Chor mit dem Pfarrer über die Felder zu Begräbnissen gehen, um dort zu singen. Es gab keine gepflasterten Straßen, also mußten die Mädchen, die immer zu Fuß nach den Dörfern gehen mußten, bei Regen immer

barfuß laufen, damit die Schuhe bei der Beerdigung nicht zu schmutzig waren. So lebte Lisa einige Jahre im elterlichen Haus mit Nähen und Feldarbeit.

Frühmorgens an einem Sommertag, als die Sonne sich noch weit hinter den Bergen versteckt hatte und alles ringsum recht grau aussah, fuhr ein doppelgespannter Federwagen in Richtung der russischen Siedlung Terpenje. Die Pferde hatten es nicht leicht auf dem sandigen Weg und konnten nur im Schritt gehen. Sie hatten noch gut 50 km vor sich.

Ihr Weg führte sie durch die deutschen Dörfer auf der rechten Seite des Molotschnaflusses wie Durlach, Weinau, Hoffental, Prischib, Alt-Nassau, Alt-Montal und schließlich Waldorf. Als sie langsam durch diese Dörfer fuhren, konnten sie zu ihrem Erschrecken erkennen, wie es in den einstmaligen schönen Häusern jetzt aussah. Die meisten Hoftore standen offen, auch die Stalltüren. Kein Vieh und keine landwirtschaftlichen Geräte waren zu sehen, nur die Schwalben flogen wie einst durch die Stallfenster ein und aus. Die Männer standen ratlos da. Man schrieb das Jahr 1929, das Jahr des Beginns der Kollektivierung.

Auf der Kutsche saßen Emanuel Hardock und sein Vetter Wanja Weininger. Sie waren gekommen, um für den 26jährigen Emanuel eine passende Frau zu finden. Scheinbar gab es für ihn in ganz Melitopol nicht die Richtige. Sie kehrten im Haus Walter ein und als er Lisa gesehen hatte, sagte er später, er fahre nicht mehr weiter, seine Braut sei hier in diesem Hause.

So wurden Emanuel und Lisa Walter verheiratet und weil damals Trauungen in der Kirche verboten waren, wurde die Ehe im Dorfrat geschlossen.

Lisa konnte von zuhause kein Erbe bekommen, alles war geplündert und zerstört. Alles was die Mutter ihr mitgeben konnte, war ein Ferkel. Wenn sie in Melitopol mal Heimweh bekam, kroch sie in den Schweinestall, nahm das Ferkelchen in die Arme und weinte.

Emanuel war dagegen reicher. Der Vater hatte seinen fünf Söhnen ein zweistöckiges Haus gebaut mit fünf Wohnungen, für jeden Sohn eine. Man sollte meinen, hier sei die Welt noch in Ordnung, an Einrichtung und Kleidung mangelte es nicht. Es kam aber bald anders.

1933 wurden alle fünf Brüder enteignet und Emanuel mußte sich bei seiner Schwester, die auch in Melitopol wohnte, im Stall wohnlich einrichten. Bald danach erkrankte ihr Sohn Kostja, er bekam am ganzen Körper einen Ausschlag, kein Arzt hätte ihm helfen können, wenn einer da gewesen wäre, den Medikamente gab es auch nicht. 1939 kam ihr drittes Kind zur Welt.

Nach dem Einmarsch der Deutschen in die Sowjetunion wurde Emanuel wie alle anderen deutsche Männer in die Trudarmee gepresst, wo er vor Hunger, Kälte und schwerer Arbeit sein Leben lassen mußte. Lisa blieb mit den drei Kindern allein zurück.

Am 28. September 1941 war es dann soweit. Auch sie musste mit ihren drei Kindern zusammen mit allen anderen Deutschen ihre Heimat verlassen und alles Hab und Gut zurücklassen. Ebenso alle ihre Verwandten.

Über einen Monat dauerte die Fahrt im Viehwaggon bis in die Gegend von Kemerowo in Sibirien. Als sie in der Ukraine abfuhr, war es noch warm und hier an der Station Ischmurskaja hatte es schon Minusgrade.

Der Zug hatte hier gehalten, die Menschen mussten mit all ihren Sachen aussteigen. Der Zug fuhr weiter. Sie aber mussten mit ihren Kindern bis zum späten Nachmittag warten, bis endlich die Fuhrwerke kamen, um sie abzuholen. Sie froren jämmerlich. Standen da, nichts zu essen und zu trinken, von der Fahrt sowieso ausgemergelt.

Sie wurden wie Leibeigene behandelt und auf die Fuhrwerke verteilt. Lisa blieb immer mit den übrigen Verwandten zusammen (Emilie Hardock, Pauline Helmelt und die beiden Mädchen von Anton, Ira und Lusja. Lisa mit ihren Verwandten kamen in einem Zimmer im Kolchosgebäude unter und mussten vom ersten Tag an zur Arbeit gehen.

Bald wurden alle Frauen zur Trudarmee geholt, ihre Kinder mussten sie zurücklassen. Nun hatte Lisa, die wegen dem kranken Kostja zurückblieb, acht Kinder zu betreuen und mußte noch jeden Tag in der Kolchose hart arbeiten.

Das bisschen Brot, das sie verdiente, reichte kaum zum Frühstück. Aber sie nahm den Kampf auf. Erst wurde alles gegen Essbares eingetauscht. Kleider, Bettwäsche, Schmuck und Kochgeschirr. Dann ging Lisa ins Dorf bei den Russen Nähen. Bis in die Nacht hinein.

Weil es in dem kleinen Zimmer mit den anderen nicht auszuhalten war, (einer bestahl den anderen, sie verdreckten und verlausten), zog Lisa ins Dorf, wo sie bei Leuten im Dampfbad (Banja) mit ihren acht Kindern Unterschlupf fand. Wurde Samstag gebadet, mussten sie auf dem Hof warten, bis alle gebadet hatten, auch im Winter.

Als dann die Frauen aus der Trudarmee zurückkamen und ihre Kinder zu sich nahmen, war es für sie eine Erleichterung, aber sie mußte noch viele Jahre hier verbringen. Sie fiel als Deutsche unter Spezialkommandantur.“

Heimkehr

Aufgezeichnet von Viktor Gerweck

„Nach jahrelangen Bemühungen war es endlich so weit. Wir bekamen unsere Auslandspässe. Es war uns damit erlaubt, uns drei Monate im Ausland aufzuhalten. Jeder Paß kostete 250 Rubel.

Voller Vorfreude machten wir uns auf den Weg, unsere Stimmung bekam aber alsbald einen Dämpfer. Wir mußten in der deutschen Botschaft in Moskau unsere Papiere abgeben, um ein Visum für Deutschland zu erhalten. Dort angekommen, trauten wir unseren Augen nicht. Vor der Botschaft wartete eine unendliche Menschenschlange, alles Leute, die wie wir ein Visum für Deutschland zu erhalten wünschten. Die Botschaftsangestellten hatten von früh bis spät alle Hände voll zu tun. Trotzdem dauerte es acht qualvolle Tage des Wartens. Die Nächte verbrachten wir auf einem der Moskauer Bahnhöfe, die Tage vergingen mit Anstehen vor der

Botschaft, zusammengedrängt unzähligen Wartenden, bis wir endlich das Visum zur Einreise in die Bundesrepublik in den Händen hatten. Zur Abreise blieb uns nur wenig Zeit. Geldwechsel, Fahrkartenkauf und Gepäcktransport kosteten durch erneutes Schlangestehen viel Zeit, so daß uns gerade noch 10 Minuten blieben, den Zug zu besteigen.

In Brest gingen die Schikanen weiter, kaum daß wir die von Moskau verdaut hatten. Unser russisches Geld, das wir für die Rückreise zurückbehalten hatten, mußten wir bis zu unserer Rückreise in der Sparkasse deponieren. Der Zöllner verlangte von uns Kaviar, von dem wir nicht einmal wußten, wie er aussah. Nach diesem großen Palaver setzte sich der Zug endlich in Bewegung und ich sagte zu meiner Frau: „Das muß gefeiert werden!“ Denn es war das erste Mal, daß wir im Alter von 60 Jahren die Grenzen des „Allmächtigen Sowjetreiches“ überschreiten durften. Die polnischen Grenzer sowie auch die er damaligen DDR waren im Gegensatz zu den sowjetischen sehr höflich. Und die westdeutschen Beamten schauten nur in die Pässe und stellten überhaupt keine Fragen.

Unsere Fahrkarten waren nur bis Frankfurt/M. ausgestellt, wir aber mußten nach Darmstadt, das bei der russischen Bahn kein Begriff war. Der Zugschaffner, darauf angesprochen, sagte nur „Kein Problem, Sie bezahlen einfach den restlichen Fahrpreis bis Darmstadt bei mir.“ Für uns ungewohnte Töne, in Russland wäre so etwas unmöglich gewesen.

Mein Schwager war von unserer frühen Ankunft überrascht, fuhr sofort los und nach einer kurzen Wartezeit fielen wir uns in die Arme, weinend vor lauter Wiedersehensfreude.

Stauend registrierte ich auf der Fahrt nach Höchst im Odenwald die wunderbaren Straßen, bewunderte die akkurat angelegten Felder und hin und wieder ein Wäldchen und freute mich grenzenlos. So etwas hatte ich in meinem sechzigjährigen Leben noch nie gesehen. Überall solch eine Schönheit. Und eine ungewohnte Gepflegtheit, für mich etwas ganz Neues.

Die größte Überraschung erlebte ich am folgenden Tag. Wir besuchten den Markt von Höchst und ich kam mir in unserer unbeschreiblichen Armut vor als sei ich im Paradies. Herz, was begehrt du mehr!

So hat man uns den Kommunismus beschrieben, wie er später einmal aussehen sollte, das jedoch wird für immer eine Utopie bleiben.

Es ist nicht zu fassen, wie ein Land nach den Zerstörungen eines verlorenen Krieges solch einen Wohlstand sich schaffen konnte, während „unsere“ Sowjetunion als Siegermacht das Volk in Armut hielt und immer nur das Märchen von einem menschenbeglückenden Kommunismus propagierte.

Ich fühlte mich sogleich wie zu Hause. Hier konnte ich deutsch sprechen wie in meinem Heimatdorf, wo in früheren Jahren auch nur deutsch gesprochen wurde. Dies berührte mich deshalb so sehr, weil dies schon lange her ist und seit vielen Jahren in Russland deutsch sprechen verboten war und wir deswegen Verfolgungen ausgesetzt waren.

Mein Schwager tat alles, um uns möglichst viel von dem schönen Deutschland in all seiner Pracht zu zeigen.

Das schönste Erlebnis war das Treffen mit meiner lieben Tante Anna. Sie war von den Walters die Jüngste. Sie hatte einen schweren Lebensweg hinter sich. Ich habe sie in guter Erinnerung, denn sie war früher oft bei uns in Waldorf. In Halbstadt hatte sie bei der Sparkasse eine Stelle bekommen und da es nach Waldorf nicht sehr weit war, kam sie uns an jedem Wochenende besuchen. Sie war immer fröhlich und kümmerte sich sehr um uns Kinder. Wenn wir zu den anderen Schwestern meiner Mutter Tante sagten, für uns war sie die gute Anna.

Mit meiner Cousine holte sie uns in Höchst ab und wir fuhren nach Ludwigsburg wo sie wohnte. Unterwegs sah ich ein Ortsschild „Marbach“ und wußte gleich, das ist die Geburtsstadt von Friedrich Schiller. Dorthin wollte ich unbedingt und bereits am nächsten Tag stand ich im Geburtshaus des großen Dichters. Nie im Leben hätte ich mir dies vorstellen können.

Wieder und wieder kamen mir die unvergeßlichen Aussprüche dieses genialen Dichters in Erinnerung und vor seinem Denkmal deklamierte ich aus der „Bürgerschaft“ und dem Epilog aus der „Glocke.“ In Russland wäre es unmöglich gewesen, in aller Öffentlichkeit Schiller zu deklamieren. Es waren herrliche Minuten in meinem Leben.

Ich genoss das Treffen mit allen Kindern von Anna und auch Gerhard mit seiner Frau, die mir allerdings fremd waren und ich ihnen auch.

Die schöne Zeit in Ludwigsburg, das mit seiner Umgebung eine schöne Stadt ist, bereitete uns große Freude. Auf der Rückfahrt machte mein Schwager einen Umweg und ein weiteres Erlebnis wurde uns geboten. Unvermittelt bot sich uns das Bild vom „Vater Rhein,“ der in all seiner Pracht vor uns lag. Es war ein erstes Treffen mit ihm, dem noch ein zweites folgen sollte.

Es waren die schönsten Tage unseres Lebens. Wir fuhren den Main hinab an den Rhein und stromabwärts bis zur Loreley. (Das Lied von der Loreley war bei den Russlanddeutschen sehr beliebt und wurde zu einem richtigen Volkslied. Nur wenige konnten wissen, daß es von Heine stammte). Mehrmals zog ich an meinem Ohrfläppchen um mich zu überzeugen, daß es kein Traum war: Die unzähligen, fein säuberlich aneinandergereihten Weingärten, die malerischen, teils zerfallenen Burgen und Schlösser und die romantischen Städtchen entlang des Rheins, Es war alles nicht zu fassen!

Zum Abschluß besuchten wir noch den Holiday Park, einen großen Freizeitpark, auch hier wieder ein unfaßbares Erlebnis.

Nach den vielen Jahren Entbehrungen, genau von 1941 bis 1988, und nach einem Leben voller extremer Verhältnisse kann man solche Erlebnisse kaum verkraften.

Es näherte sich die Zeit der Rückkehr. Dort in der ungeliebten fernen Heimat warteten die Kinder und die Enkel. Ein Hierbleiben, das wohl möglich gewesen wäre, konnten wir uns nicht vorstellen. Zu groß war das Risiko. Unsere Kinder wären schikaniert und verfolgt und ein Wiedersehen unmöglich gemacht worden. Wir waren zur Rückkehr gezwungen.

Schweren Herzens traten wir die Rückreise an. Im Zug Basel – Moskau genossen wir ein letztes Mal westlichen Komfort. Dann aber im Kasaner Bahnhof in

Moskau war alles wieder russisch. Nach all dem Erlebten war das wie ein Keulenschlag. Dieselbe Unordnung, derselbe Schmutz wie wir ihn schon immer kannten, der „kotzte“ uns im wahrsten Sinne des Wortes an. Nicht besser erging es uns in Aktjubinsk. Der schmutzige Bahnhof, die schmutzigen Straßen und die übelriechenden, vollbespuckten Busse widerten uns nach dem Erlebten an.

Doch Geduld war angesagt. Geduldig ertrugen wir unser bisheriges Schicksal, ebenso geduldig mußten wir noch achtzehn Monate warten, bis sich unser jahrzehntelanger Traum erfüllen würde, wieder in unserer eigentlichen Heimat leben zu dürfen.

Nach unserer Rückkehr hatten wir mit unseren Kindern beraten und beschlossen, wir reisen aus.

Der Einreiseantrag ließ nicht lange auf sich warten, bis zur Ausreise waren jedoch noch viele Hindernisse zu bewältigen. Wir hatten das Glück, Verwandte in Deutschland zu haben, die uns solch ein Wysow, einen Einreiseantrag, schicken konnten. Die Sowjetbehörden erkannten nur Verwandte ersten Grades wie Eltern, Geschwister oder Kinder an. Anna, unsere Tochter, lebte weit weg von uns, in Aktjubinsk. Da der Antrag von der Schwester meiner Frau gestellt worden war, wurde der für Anna natürlicher Weise abgelehnt. Also gab es nur eine Möglichkeit für sie, daß sie zusammen mit ihrem Sohn zu uns zieht und somit als Familienmitglied galt.

Im Januar 1990 begannen die Vorbereitungen zu unserer Abreise. Wir zimmernten Behälter für die wertvollsten Dinge, die wir mitzunehmen gedachten.

Aber kein Erfolg ohne Hindernisse. Nun mußte Anna in ihrem Aufnahmebescheid erst einmal ihre Adressenänderung eintragen lassen. Das konnte nur in der deutschen Botschaft in Moskau geschehen. Doch leicht gesagt, Moskau liegt 2 000 km von uns entfernt. Um dies dort zu erledigen, mußte Anna erst einmal die Erlaubnis von ihrem Arbeitsplatz erhalten und einige Urlaubstage opfern.

Uns ging alles viel zu langsam. Endlich, im Mai erhielten wir unsere Ausreisepässe, Anna bekam ihre erst im Juli. Um darin die Einreisevisa für Deutschland zu erhalten, flogen Anna und ich nochmal nach Moskau.

Und schließlich kam doch der große Moment. Wir verabschiedeten uns von unseren Freunden und verließen unsere „Heimat,“ besser gesagt, unsere Verbannungsheimat auf Nimmerwiedersehen. Zwei Tage mußten wir in Moskau warten, bis wir endlich die Fahrkarten kaufen konnten. Für den durchgehenden Zug Moskau - Basel gab es keine Fahrkarten mehr, also mußten wir einen anderen Zug mit Umsteigen in Berlin nehmen.

Der große Streß kam an der Grenze in Brest. Mit all unserem Gepäck, das nicht wenig war, mußten wir aussteigen und alles wurde durchleuchtet. Unser restliches sowjetisches Geld mußten wir zurücklassen, wir gaben es unserem Schwiegersohn, der uns begleitet hatte.

Ein weiteres Problem war unser riesiges Gepäck, das wir zuvor in Aktjubinsk abgeschickt hatten. Der Zollbeamte verlangte die Quittung als Beweis, daß der Transport ordnungsgemäß bezahlt war. Ich konnte sie natürlich vorzeigen, doch das war ihm nicht genug. Ich mußte sie im Zentrallager bestätigen lassen. Aber wie sollte ich dieses finden? Es war bereits stockdunkel geworden. Da tauchte aus

der Dunkelheit plötzlich ein Mann auf und fragte mich, ob ich ein Problem hätte. Es war derselbe Mann, der uns für 20 Rubel das Gepäck vom Waggon zum Bahnhofsgebäude brachte, so eine Art Gepäckträger. Für eine Flasche Wodka war er bereit, mir zu helfen und innerhalb einer halben Stunde war alles erledigt. Für eine weitere Flasche Wodka brachte er mich in der Dunkelheit zurück zum Zug.

Endlich, um 1 Uhr in der Nacht verließen wir Brest und damit das Land, das uns in seiner Grausamkeit das Leben so schwer gemacht hatte.

Wir fuhren in eine ungewisse Zukunft voller Hoffnung auf ein besseres, freieres Leben. Alles im Westen erschien uns als ein Wunder, was es ja auch teilweise war.

Am 12. August kamen wir in Frankfurt an. Es war Sonntag, deshalb waren die Büros des Roten Kreuzes geschlossen und wir mußten bei der Schwester meiner Frau anrufen, damit wir abgeholt werden konnten.

Weiter ging die Fahrt nach Friedland, dem Ankunft - und Sammellager für Aussiedler. Eine Woche verbrachten wir hier, waren umsorgt und wurden auf unser neues Bleiben hier in Deutschland vorbereitet.

Die letzte Etappe unserer Odyssee war Gießen, wo wir in einer Kaserne, die als Aussiedlerlager diente, untergebracht wurden.

Die uns zugewiesenen Räume waren eng, aber wir nahmen das gern in Kauf, zumal das Essen in der Kantine gut war.

Es begann die Zeit des Kampfes mit der Bürokratie. Personalausweis, Flüchtlingsausweis, Heimkehrerschein, Familienbuch usw. mußten beantragt werden, nicht zu vergessen der Rentenantrag. Annas Lehrendiplom wurde nicht anerkannt, also begann sie einen zweijährigen Kurs als EDV Kauffrau.

Andreas, ihr Sohn, ging zur Schule, hatte aber große Probleme mit der Sprache, obwohl er deutsch sprechen konnte. Aber das Deutsch, das wir sprachen, war das Deutsch des vorigen Jahrhunderts. Wir verstanden schlecht das Deutsch, das hier gesprochen wurde. Außerdem kam es uns reichlich amerikanisiert vor.

Unsere Parole hieß „Vorwärts“ und wir haben es geschafft. Unsere neue Heimat hat uns angenommen und die Vergangenheit, so schlimm wie sie war, ist Vergangenheit und nur noch Erinnerung.

Das war die Geschichte von fünf Generationen der Nachkommen des Auswanderers Michael Walter, erzählt in Verbindung mit den geschichtlichen Entwicklungen, die letztendlich dazu geführt haben, daß fast alle dieser Nachkommen heute in Deutschland leben. Bis es dazu kam, mussten sie Schlimmes durchmachen und zermürbende Jahre des Wartens auf die Ausreise durchstehen, um endlich einem System entfliehen zu können, dessen Grausamkeit fast nicht mehr zu überbieten war und in dieser Arbeit ausführlich enthüllt wird.



Alle jetzt in Deutschland lebenden Nachkommen unserer Familie

Jakob Walter. geb. am 15.07. 1897

Flucht

Wie in dem Bericht von Viktor Gerweck beschrieben, flüchteten wegen einer Warnung vor dem Anarchisten Machno der Vater Jakob Walter und sein Sohn Jakob in zwei verschiedene Richtungen. Das furchtbare Schicksal von Vater und Sohn wurde hinlänglich beschrieben, über das Fortkommen von Jakob in der Zeit bis zum Ende des Jahres ist nicht viel bekannt. Über diese Zeit hat er nie etwas erzählt. Sicher ist nur, dass er sich der Armee des weißen Generals Wrangel anschloß und mit ihr kreuz und quer durch die östliche Ukraine zog. Dabei traf er einige Freunde aus Waldorf und anderen Dörfern an der Molotschna. Als sich die Niederlage der Weißen Armee abzeichnete, versuchten sie sich wie alle anderen auch in die Krim durchzuschlagen.

Sie blieben nun immer beisammen, teilten alles und machten sich gegenseitig Mut. Sie hatten nur ein Ziel und das hieß: ab nach Deutschland. Den Roten wollten sie nicht in die Hände fallen, das war ihnen klar, dann wären sie verloren. Sie würden entweder von denen umgebracht – was damals nichts Besonderes war – oder aber sie müßten ihre Seele verkaufen und zu den Roten überlaufen, das wollten sie schon gleich gar nicht.

Die Wrangelarmee hatte sich völlig aufgelöst, als die Krim erreicht wurde. Von nun an dachte jeder nur noch an sich selbst und ans Überleben.

Da war es gut, daß sich Anton Hardock hier auskannte, er half manchmal in den deutschen Dörfern bei der Ernte und der Weinlese. Seine Mutter hatte hier Verwandte, bei denen er regelmäßig ein paar Wochen zubringen durfte, wenn er nicht gerade daheim in der eigenen Wirtschaft gebraucht wurde. Die fünf weiteren Freunde waren: Jakob Walter, Josef Schleicher aus Hochstätt, Fuchs aus Blumental, Jakob Erler aus Waldorf, Johann Frank aus Heidelberg,

Aber auch hier herrschte Aufbruchstimmung. Man hatte schon einiges mit der roten Soldateska erlebt und noch viel mehr über sie gehört, so daß viele Deutsche auf gepackten Bündeln saßen und auf eine günstige Gelegenheit warteten, das Land verlassen zu können.

Der Weg nach Bulgarien und Rumänien war zu unsicher und auch zu weit. Eine Flucht über das offene Meer bot sich an und schien leichter zu sein. Sewastopol hieß das Zauberwort. Dort suchte jeder nach einer Chance, rauszukommen aus diesem Land, das sich in einem ungeheuren Umbruch befand, dessen Zukunft nichts Gutes verhieß und wo die Aussichten für den Einzelnen nicht gerade rosig waren. Dann lieber eine ungewisse Zukunft in Freiheit als eine in Unterdrückung.

Die sechs Freunde hatten Glück. Sie fanden bei Landsleuten Hilfe, bekamen genug zu essen und die Marschverpflegung reichte für alle. So machten ihnen die Fußmärsche durch das hügelige Gelände der Krim nichts aus. Auf die Eisenbahn verließen sie sich lieber nicht. Die Züge waren überfüllt, die Fahrt oft tagelang unterbrochen und man wußte nie, ob sie überhaupt fortgesetzt werden konnte.

Jakob wollte sich noch mit seinem Bruder Anton, der bei Simferopol lebte, in Verbindung setzen und ihn überreden, ebenfalls die Flucht zu versuchen. Es gelang ihm aber nicht.

An einem Sonntag und nach einem Gewaltmarsch von gut 50 km und völlig durchnäßt kamen die sechs endlich in Sewastopol an. Von Freunden hatten sie einige Empfehlungen an deutsche Geschäftsleute mit auf den Weg bekommen, die ihnen Unterkunft und Hilfe gewähren sollten. Sie entschieden sich für einen Hardock in der Hoffnung, durch die Namensgleichheit mit Anton einige Vorteile zu haben. Und sie kalkulierten richtig. Es stellte sich eine verwandtschaftliche Bindung heraus. Dieser Hardock war Importeur von deutschen landwirtschaftlichen Maschinen und hatte es zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht. Natürlich hatte er auf Grund seiner Stellung gute Verbindungen und Informationen. So bekamen unsere sechs Freunde außer einer anständigen Unterkunft zudem gute und hilfreiche Ratschläge.

Über seine eigenen Pläne äußerte sich Hardock ihnen gegenüber nicht, jedoch der Zustand des ehemals herrschaftlichen Haushalts ließ den Schluß zu, daß die Flucht schon gründlich vorbereitet war. In späteren Jahren war zu erfahren, daß er in Deutschland eine leitende Stellung in einer Landmaschinenfabrik innehatte. Er verstarb kinderlos.

Bar aller momentanen Sorgen trieben sich unsere sechs jeden Tag im Hafen herum. Sie hatten nur den einen Gedanken: Nichts wie raus, weg von hier!

Aber genau wie sie waren Zehntausende auf der Suche nach einer Fahrtmöglichkeit über das Schwarze Meer in die Freiheit. Sewastopol war überfüllt von Menschen und Fuhrwerken. Windiges Gesindel trieb sich herum und versuchte zu betrügen, wo es nur ging. Agenten boten Passagen zu horrenden Preisen an, wobei nicht mal sicher war, ob es die überhaupt gab. Spitzel waren nicht selten, die sich Vorteile verschaffen wollten, wenn die andere Seite demnächst hier einmarschieren wird.

Denn das war sicher, die Rote Armee hatte so gut wie gewonnen. Die Weiße Armee des Generals Wrangel war endgültig geschlagen und auf der Krim gefangen wie die Maus in der Falle. Diese Falle hatte nur noch ein Schlupfloch, Sewastopol. Und wenn dann noch durch dieses Loch unzählige weiße Mäuse flüchten wollen, dann hilft nur eins: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.

Und das Wunder geschah! Jakob Walter trieb sich wieder mal im Hafen herum. Die Zeit drängte, man spürte, es dauert nicht mehr lange, bis dieser Spuk vorüber sein wird und ein anderer, viel schlimmerer würde das Land überfluten.

Auf den Schiffen und vor allem auf denen der Marine waren die Aufbrucharbeiten nicht zu übersehen.

Kohle wurde gebunkert, vor den Schiffen standen lange Schlangen von Fuhrwerken der Bauern aus der Umgebung, beladen mit Lebensmitteln. Es wurde gefeilscht, geflucht und gedrängt. Jeder wollte Geld sehen, doch die Zahlmeister hatten keins oder nicht genug.

In diesem Tohuwabohu vernahm er plötzlich eine Stimme: „Mensch, Jakob! Was suchst du denn da?“ Vor ihm stand, wie vom Himmel geschickt, ein Marineoffizier. Es war Michael Walter, sein Vetter aus dem Kolonistengebiet Kankrin, Sohn seines Onkels Michael.

Jakob durchfuhr ein freudiger Schreck: „Mischa, das ist aber eine Überraschung. Ich suche schon lange eine Gelegenheit um hier herauszukommen. Wie wärs, kannst du mir helfen?“

Vetter Mischa, der in St. Petersburg Maschinenbau studiert hatte und jetzt 1. Ingenieur auf dem Kreuzer der russischen Marine „Kornilow“ war, überlegte kurz und antwortete: „Na ja, ich könnte es so einrichten, daß ich dich an Bord als Heizer unterbringe, wenn Dir keine Arbeit zu schwer und zu schmutzig ist. Wohin wir fahren, das darf ich natürlich nicht sagen. Später mußt du dann selber für dich sorgen.“

Das wäre ja herrlich, Du kennst mich ja, arbeiten bin ich gewohnt. Aber ich habe noch ein Problem. Ich bin nicht allein. Fünf Freunde sind noch mit mir hier und wollen von hier raus. Was meinst Du, kannst Du ihnen vielleicht auch helfen?“

„Hm! Es wird nicht leicht sein, doch ich kann es versuchen. Siehst du das große Schiff dort an der Mole? Es ist der Kreuzer „Kornilow.“ Komm heute Abend um sieben Uhr dort hin und frage nach mir. Ich werde da sein.“

Auf Mischa war Verlaß. Er brachte alle auf dem Schiff unter und es läßt sich gut vorstellen, wie groß die Freude der sechs war. Inzwischen befand sich auf dem Schiff auch Mischas jüngster Bruder Julius Walter, der in letzter Minute ebenfalls an Bord kommen konnte.

Mischa sollte in späteren Jahren ebenfalls den rettenden Engel spielen, als er Jakob im Zweiten Weltkrieg zwei Mal vor den anrückenden Russen in Sicherheit brachte.

Einen weiteren Vetter zweiten Grades traf er in diesem Durcheinander, das so kurz vor der Abfahrt der Flotte und dem Anrücken der Roten Armee hier im Hafen herrschte.

Jakob traute seinen Augen nicht, als er auf der gegenüber liegenden Straßenseite einen Marineoffizier erblickte, der ihm bekannt vorkam. Er ging auf ihn zu und sah seine Vermutung bestätigt, es war sein Vetter Paul Härty. Er war der Sohn von Pauline Härty, der Tochter des ehemaligen Oberschulzen Anton Hardock. Wie bereits an anderer Stelle beschrieben, hatte sie Paul Härty aus Heidelberg geheiratet, der zusammen mit den anderen Söhnen und der zweiten Tochter Anton Hardocks einige Jahre zuvor die Milchfabrik in Waldorf gegründet hatte.

Die Wiedersehensfreude war kurz, er hatte es eilig, auf sein Schiff zu kommen, denn das Auslaufen der Flotte stand bevor.

Paul war mit der Bahn in die Krim gekommen, als Offizier hatte er das Privileg hierfür, wie das nebenstehende Dokument beweist, das hier erstmals veröffentlicht wird.

Am folgenden Tag machten sich unsere sechs Freunde schon am frühen Morgen auf, um ja nicht die Abfahrt zu verpassen. Beim Schiff angelangt, hörte Jakob jemand schimpfen, und das auch noch in einem Kauderwelsch russisch und deutsch. Jakob näherte sich dem Mann, der da mit den russischen Muschiks (Bauern) herumtritt und es stellte sich heraus, es war der Schiffskoch. Die wollten ihre Ware wohl verkaufen, aber niemand war bereit, sie auch auf das Schiff zu bringen.

Jakob zögerte nicht lange und ergriff sofort die Gelegenheit, ein wenig Eindruck zu schinden und sich den Koch zum Freund zu machen. Er bot ihm Hilfe an beim Einladen der Lebensmittel und nachdem dieser freudig zugestimmt hatte, arbeiteten die sechs den ganzen Tag zu seiner vollen Zufriedenheit. Als Belohnung kümmerte sich der Koch während der ganzen Fahrt um ihr Wohl in Form von Extrapor-

tionen.

Von Mischa erfuhren sie, daß für den nächsten Vormittag das Auslaufen der ganzen Flotte vorgesehen war. Sie gingen noch ein letztes Mal an Land, um einige Einkäufe zu



tätigen. Als

Der Hafen von Sewastopol

Jakob so die Straßen entlangschlenderte, traf er den Schiffskoch wieder. Er sah ihn im Laden eines jüdischen Goldschmiedes sitzen. Da hatte er eine Idee. Er betrat den Laden und bat den Koch zur Seite. „Du, ich mache dir einen Vorschlag. Hier sind 10 Goldrubel, die gehören dir, wenn du mir Arbeit in der Küche verschaffst, ich mache jede Hilfsarbeit, die anfällt.“ Der Koch überlegte nicht lange, griff nach der Münze und der Handel war perfekt.

Daß dieser Geistesblitz dereinst sein Leben beeinflussen sollte, das konnte Jakob jetzt noch nicht ahnen.

Wieder an Bord, bekamen sie ihre Schlafplätze zugewiesen. Es waren keine Kojen und keine Hängematten, wie sie die Besatzung hatte. Strohsäcke, die bei jeder Schlingerbewegung des Schiffes auf dem Boden hin und her rutschten, mußten allen Flüchtlingen genügen.

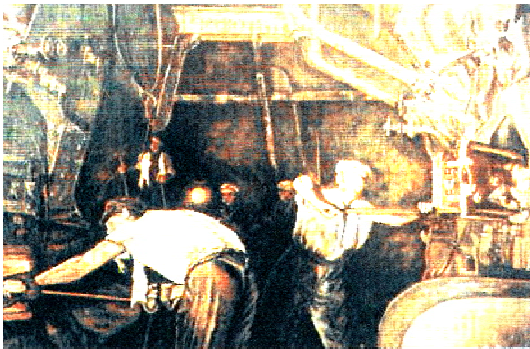
Ihnen machte das nichts aus, Hauptsache, sie waren in Sicherheit und vor der Zukunft war ihnen nicht bange.

In dem allgemeinen Durcheinander fielen sie nicht auf und konnten in aller Ruhe das Schiff erkunden. Plötzlich große Aufregung. Kommandos und Pfeifensignale hallten über das Deck. Nein, es war noch nicht die Abfahrt, die jeder ersehnte. Es war eine Ankunft. Die sechs Freunde trauten ihren Augen nicht, als sie, an der Reling stehend, eine Kutsche vorfahren sahen. Ein feiner Herr in Kosakenuniform, langer Mantel, weiße Pelzmütze, entstieg ihr zusammen mit seiner Frau und zwei Kindern. Es ging wie ein Lauffeuer durch das Schiff, es war der General Wrangel mit seiner Familie, der seine geschlagene und in aussichtsloser Position stehende Armee verlassen hatte und sich auf dem Kreuzer Kornilow in Sicherheit brachte.

Auch Jakobs Regimentskommandeur Rimskij –Korsakow traf noch in allerletzter Minute auf dem Schiff ein. Jakob traf ihn später in Paris und hatte noch jahrelang Briefwechsel mit ihm.

Wie von Mischa vorhergesagt, wurden sie am frühen Morgen geweckt und mußten ihren Dienst antreten. Sie waren als Heizer eingeteilt worden und ein anstrengendes Kohleschippen begann.¹⁷⁴

Lautes Gerassel der Anker, die nun gelichtet wurden und das Stampfen der Dampfmaschinen kündigten unüberhörbar das lang erwartete Auslaufen der russischen Flotte an.



¹⁷⁴ Im Heizraum eines Dampfers, mit freundlicher Genehmigung des Marinemalers Friedrich Dammer

Der Kreuzer „Kornilow“ war das letzte Schiff der Flotte, das den Hafen von Sewastopol verließ. Die Roten hatten sich schon dem Hafengebiet genähert und schossen mit ein paar Kanonen nach den Schiffen, ohne jedoch zu treffen.

Plötzlich große Aufregung auf der Kommandobrücke. Ohne ersichtlichen Grund drehten die Schiffsschrauben in entgegengesetzter Richtung und das Schiff näherte sich wieder dem Hafen von Sewastopol. Es stellte sich heraus, daß ein Matrose den Fahrschalter auf Rückwärtsgang umgelegt hatte. Dieser Matrose wurde gleich festgesetzt. Ob sich der Verdacht bestätigte, er sei von den Roten eingeschmuggelt gewesen, ist nicht bekannt. Zur Sicherheit blieb Onkel Mischa am Fahrschalter, bis das Schiff draußen auf hoher See war.¹⁷⁵

Wie gut hatte es da Jakob Walter. Die Freundschaft mit dem Koch, dessen Mutter Deutsche war, deshalb seine deutschen Sprachkenntnisse, und der die gesamte Brigade der Schiffsküche „befehligte,“ war für ihn unbezahlbar und bedeutend mehr wert als die 10 Goldrubel, die er in dieses Vorrecht, in der Küche arbeiten zu dürfen anstatt Kohle zu schippen im Bauch des Schiffes. Und er ahnte natürlich noch nicht, daß dies auch eine Investition in seine Zukunft war. Sein Leben lang war er seiner Mutter dankbar, daß sie ihm beim Abschied ein paar Goldrubelstücke in seinen Jackenärmel eingenäht hatte.

Er schälte nicht nur Kartoffeln oder putzte Gemüse. Für die Besatzung gab es meistens nur Borschtsch, eine russische Gemüsesuppe, nur die Offiziere bekamen ein etwas besseres Essen. Außerdem waren ja noch einige hundert Flüchtlinge an Bord.

Er machte sich auch sonst überall nützlich, beobachtete neugierig und beständig, was in der Küche vorging, prägte sich die Handgriffe und Tricks der Köche ein und bedrängte sie mit Fragen, als ahnte er, daß er dieses so angeeignete Wissen später mal brauchen würde.

Es dauerte nicht lange, dann sollte er Gelegenheit dazu bekommen.

Die erste Unterbrechung der Fahrt, die in langsamem Tempo vor sich ging, gab es in Konstantinopel. Eine türkische Kommission kam an Bord und registrierte alle Flüchtlinge, die einige Tage später das Schiff verlassen mußten und in Flüchtlingslagern interniert wurden. Unsere sechs Freunde hatten wiederum Glück, sie durften an Bord bleiben, sie galten als Besatzungsmitglieder.

Ob da wiederum Mischa die Hand im Spiel hatte?

Eine ganze Woche lagen die Schiffe auf Reede vor Konstantinopel, bis endlich die Fahrt fortgesetzt werden konnte.

Von Mischa über den voraussichtlichen Verlauf der Fahrt unterrichtet, begannen die sechs allmählich über ihre Zukunft nachzudenken und Pläne zu schmieden, denn es war nun klar, daß es nach Frankreich ging.

Für unsere sechs Flüchtlinge sollte es allerdings anders kommen als geplant. Die nächste Station war Tunis. Flüchtlinge waren keine mehr an Bord, die Besatzung

¹⁷⁵ Nach Aussage von Georg Walter, Sohn von Mischa Walter.

hatte ebenfalls eine ungewisse Zukunft vor sich, die wurde bald nicht mehr gebraucht.

Da kam als Retter in der Not wieder eine Kommission an Bord, diesmal jedoch mit der Absicht, Leute zum Bau einer Eisenbahnlinie von Tunis nach Karthago anzuwerben. Unsere Freunde beratschlagten lange und beschlossen schließlich, hier mitzumachen. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war vor allem, daß sie keine Pässe hatten und somit als Staatenlose zu gelten hatten. Außerdem gab es Informationen, daß die Verhältnisse in Deutschland nach dem verlorenen Krieg nicht gerade günstig für einen Neuanfang sein würden. Was also lag näher als daß sie hier in Tunis in aller Ruhe abwarten konnten, wie sich die Dinge in Deutschland entwickelten und, was vielleicht noch wichtiger war, sie verdienten gutes Geld während des Aufenthalts hier.

Die sich gemeldet hatten, wurden in Trupps zu 30 Mann eingeteilt und in Zelten untergebracht, um beim Fortschreiten des Baues der Eisenbahn beweglich zu sein. Jakob, frech wie es sonst nicht seine Art war, gab sich auf Grund seiner während der Überfahrt erworbenen, doch an sich sehr bescheidenen und völlig unzureichenden Küchenkenntnissen als Koch aus und wurde tatsächlich als verantwortlich für die Verpflegung eines Trupps eingestellt. Es existiert noch ein, allerdings vergilbtes, Gruppenbild seines Trupps, ganz links außen steht Jakob mit einer Schöpfkelle in der Hand. Nach seiner späteren Erzählung muß es hier eine schöne Zeit gewesen sein, nur mit den Unbilden der Natur hatten sie zu kämpfen.



Nachts war es bitter kalt, am Tage heiß und die Ausrüstung und Kleidung anfangs bescheiden. Doch der Lohn wurde pünktlich ausbezahlt, so daß sich dies bald än-

derte. Schlimm muß es mit Schlangen und Skorpionen gewesen sein, vor denen hatte Jakob eine Heidenangst. Noch in späteren Jahren, wenn im Fernsehen mal eine Schlange gezeigt wurde, wandte er sich angewidert ab. Auf dem Foto steht Jakob links mit der Schöpfkelle in der Hand. Das Intermezzo in Tunesien dauerte fast zwei Jahre. Hilfe bekamen sie von der deutschen Botschaft und dem Roten Kreuz. Besonders die Vertreter des Letzteren und auch später die des Vatikan nahmen sich der Flüchtlinge an. Durch deren Vermittlung bekamen sie den sogenannten „Nansenpaß“¹⁷⁶ zugesprochen.

Als nach langem Warten dieser Paß ausgehändigt worden war, gab es kein Halten mehr. Die Zelte wurden im wahrsten Sinne des Wortes abgebrochen, die Bahnlinie war sowieso fast fertiggestellt, Geld für die Überfahrt wurde zudem noch vorgestreckt und ab ging es über Paris nach Deutschland. Mischa und sein Bruder waren schon ein halbes Jahr vorher nach Deutschland abgereist. Mischa bekam eine Stelle in Berlin bei der neugegründeten AEG, die auf dem Wege zur Weltfirma war. Deren Maschinen wurden auch hier in Tunesien benutzt. Mit den AEG – Leuten, die dabei eingesetzt waren, hatte sich Mischa bei der Arbeit in Tunesien angefreundet und bekam durch deren Empfehlung, weil sie seine besondere Befähigung erkannt



hatten, sofort eine Anstellung in Berlin. In wenigen Jahren brachte er es bei dieser Firma zum Direktor.

Julius, sein Bruder, kam in einem Rittergut bei Berlin unter.

Als Bauleiter beim Bahnbau in Tunesien war ein deutscher Ingenieur aus Stuttgart tätig. Mit ihm freundeneten sich Jakob und seine fünf Schicksalsgefährten an. Er versprach ihnen Hilfe, sollten sie nach Stuttgart kommen. Dorthin wurden sie, nach einem kurzen Aufenthalt in einem Flüchtlingsaufnahmелager in Rastatt, auf eigenen Wunsch nach Stuttgart entlassen.

Doch was erwartete sie in der neuen Heimat? Deutschland war im Umbruch begriffen. Der Krieg war verloren, durch den Versailler Vertrag wurden Deutsch-

¹⁷⁶ Fridjof Nansen war ein berühmter Polarforscher, über dessen Hilfsaktionen im Lexikon (Brockhaus) steht:

1906 – 1908 war er Gesandter in London, 1918 leitete er die Heimbeförderung der Kriegsgefangenen aus Russland. 1921 – 1923 führte er als Hochkommissar des Volksbundes für Flüchtlingsfragen eine Hilfsaktion in den Hungergebieten der Sowjetunion durch. Friedensnobelpreisträger 1922. Er war der Initiator des Nansenpasses, ein Passiersatz für Staatenlose. Dieser wurde am 5.7.1922 für Flüchtlinge aus Russland eingeführt und von 53 Staaten anerkannt.

land für die im Krieg in anderen Ländern verursachten Schäden Reparationen auferlegt.

Elsaß – Lothringen fiel wieder an Frankreich, das Saarland wurde abgetrennt. Im Osten mußten etliche Gebiete an Polen abgetreten, das Memelland an Litauen zurückgegeben werden.

Danzig wurde „Freie Stadt“ und damit ständiger Zankapfel zwischen Deutschland und Polen. Die Kolonien in Afrika und in Ostasien teilten die Siegermächte unter sich auf. Das Rheinland und das Ruhrgebiet wurden entmilitarisiert und von den Franzosen und Engländern besetzt.

Innere Unruhen und Machtkämpfe lähmten die politische Entwicklung. Es gab Putschversuche, führende Politiker wurden ermordet, eine Vielzahl von Parteien entstand. Aber auch der Parlamentarismus und damit die Demokratie erhoben erstmals als zarte Pflänzchen nach Jahrhunderten von Feudalherrschaft im durch unzählige Klein – und Ministaaten zerrissenen Deutschland ihr Haupt. Der Kaiser mußte nach dem verlorenen Krieg abdanken, der Kampf zwischen einer Räterepublik und einer demokratischen Republik wurde zugunsten letzterer entschieden. Leider sollte dies nur ein mißglückter Versuch sein, ein dauerhaftes demokratisches System in Deutschland einzuführen, wie die spätere Geschichte zeigte.

Ein Mann namens Hitler bekam mit seinen nationalistischen Parolen immer mehr Zulauf, trotz eines von ihm organisierten Putschversuchs, der blutig niedergeschlagen wurde.¹⁷⁷

Die Kommunisten erstarkten mit Hilfe des bolschewistischen Russland und die wahren demokratischen Parteien waren zu schwach und zu sehr untereinander zerstritten, um ein totalitäres System einer dieser beiden Parteien zu verhindern.

In dieser Zeit der Wirren kamen zusammen mit unseren Freunden viele Flüchtlinge nach Deutschland und mußten gleich die schlimmste Erfahrung machen, die ihnen widerfahren konnte: Geldentwertung, Inflation.

Sie kamen und hatten nichts als einen Sack auf dem Rücken, kein Geld mehr und dann kostete zur Zeit ihrer Ankunft ein Laib Brot bereits 1 Milliarde Mark. Ein Glück, daß die Verpflegung im Lager gut war und nichts kostete.



Als der Spuk endlich vorüber war, durch einen langersehnten Währungsschnitt wurde aus einer Billion (!) Reichsmark eine Rentenmark gemacht, konnte ein normales Leben beginnen



und ein bescheidener Aufschwung bahnte sich an.

¹⁷⁷ Marsch zur Feldherrnhalle München am 9. November 1923.

Es dauerte nicht lange und die sechs Flüchtlinge bekamen in Stuttgart mit Hilfe des Ingenieurs Kaufmann, der inzwischen ebenfalls aus Tunesien zurückgekommen war, alle etwas Arbeit und Unterkunft.

Sie hatten nun Zeit, ihre Zukunft zu planen und so ergab es sich, daß sie sich trennen mußten. Jakob und Schleicher blieben in Stuttgart, Frank folgte einem Angebot des kanadischen Konsulats und wanderte nach Kanada aus, wo er sich später eine Farm kaufte. Fuchs nahm ein schönes Angebot in Schwerin an, Hardock ging ebenfalls in die Gegend von Berlin und Erler entschied sich für Coburg.¹⁷⁸

Die Zeit war nun mal nicht so, daß man wählerisch sein konnte und dort zugriff, wo einem Arbeit angeboten wurde, denn die bereits vorhandene Arbeitslosigkeit war noch verstärkt worden durch entlassene Soldaten des aufgelösten deutschen Millionenheeres.

Dank der Beziehungen des Paul Kaufmann bekamen Jakob und Schleicher befriedigende Arbeit. Schleicher in einer Zuckerfabrik, Jakob in einer benachbarten Ziegelei, wo er es innerhalb von zwei Jahren zum Vorarbeiter brachte. Ein Zimmer bekam er – ebenfalls durch Vermittlung von Kaufmann, bei einer netten alten Dame, einer Fabrikantenwitwe, die ihn sehr ins Herz schloß. Sie führte ihn in die katholische Kirchengemeinde ein, dort fand er bald Freunde, die ihm beistanden. Auf den Fotos links Jakob mit Hardock 1926, rechtes Bild von links Schleicher, Hardock, Fuchs mit Frau, Jakob Walter.

Er begann nun seine Einbürgerung zu betreiben, die ihm allerdings erst 1926 gewährt wurde. Dabei half ihm ein besonderer Verein, der Verein der Schwarzmeerkolonisten, der wenige Jahre später im Verband der Russlanddeutschen aufging. Dieser Verein wurde gegründet, weil immer mehr Flüchtlinge aus Russland kamen und Hilfe brauchten.

Diese Hilfe bei der Einbürgerung bezeugt folgendes Schreiben an das „Reichswanderungsamt“:

„Der Verein der Schwarzmeerkolonisten bezieht sich auf die Verweigerung weiterer Aufenthaltsgenehmigung betreffs der Staatenlosen Jakob Walter, Anton Hardock, Johannes Frank und Josef Schleicher und bittet, diese Anordnung rückgängig zu machen. Wie aus dieser Anordnung zu ersehen ist, sollen die Genannten Württemberg verlassen haben, widrigenfalls sie wegen Paßvergehens bestraft und ausgewiesen würden. Der Verein der Schwarzmeerdeutschen teilt hier glaubhaft mit, daß es sich um deutschstämmige Kolonisten und einwandfreie Persönlichkeiten handelt, die früher in der Wrangelarmee als Weißgardisten gekämpft haben. Zudem befinden sich die vier Leute bereits seit zwei Jahren in Württemberg und in ständiger Arbeit. Angesichts dieses Umstandes scheint die Ausweisung der Betreffenden eine große Härte darzustellen, zumal diesen vorerst die Rückkehr nach ihrer alten Heimat rechtlich und tatsächlich verschlossen ist“ usw.

¹⁷⁸ Foto links: Hardock mit Jakob, zweites Foto von links nach rechts: Schleicher, Frank, Fuchs mit Frau, Jakob.

Dieser Verein veranstaltete regelmäßig Informationstreffen, Weihnachtsfeiern und einmal im Monat geselliges Beisammensein. Dabei bildete sich im Laufe der Zeit eine Clique, die Jahrzehnte hielt, bis ein weiterer Krieg sie auseinanderriß.

Jakobs bester Freund wurde Nikolai Reschke, sein Heimatdorf war Altmontal, ein Nachbardorf von Waldorf an der Molotschna. Der sollte bald verantwortlich dafür sein, daß Jakob unversehens eine tolle Frau kennenlernte, Heirat nicht ausgeschlossen.

Das kam so:

Bei der Weihnachtsfeier 1926 erschien in der Tür eine stattliche, gutaussehende Frau mit einem Begleiter. Nickel, wie Reschke genannt wurde, sah sie, war ganz hingerissen von ihr und sagte zu seinem Vater - er selbst war schon verheiratet - „Du, das wäre doch eine Frau für den Jakob!“

„Aber die ist doch schon vergeben“ meinte Vater Reschke.

„Das kriege ich heraus, verlaß dich darauf.“

Erst machte er sich an den Begleiter ran und es stellte sich heraus, daß er ebenfalls aus Russland kam. Die Musik begann zu spielen und Nickel forderte die fremde Dame zum Tanz auf, erhielt jedoch einen Korb mit der Begründung, sie hätte ein verletztes Bein, was sogar stimmte. Nickel setzte sich zu ihr und erfuhr, daß der Begleiter ihr Bruder war. Und damit saß sie in der Falle.

Die beiden müssen Gefallen aneinander gefunden haben und wie es in der Liebe meistens ist, man landet irgendwie und irgendwann im Hafen der Ehe. Nach der Verlobung an Ostern folgte Silvester 1926 die Hochzeit. Der geneigte Leser, der bis hierher durchgehalten hat, wird schon lange erraten haben, es sind meine zukünftigen Eltern.

Wer war aber diese Frau, die solch einen Eindruck auf Jakob gemacht hat, daß er gleich die erste Frau heiratete, die in sein Leben trat?

Sie hieß Adolfine Festerling, gerufen wurde sie Ada. Ihr und ihrer Familie Schicksal ist typisch für jene Zeit der Flüchtlingsschicksale und wenn ich das ihrige etwas ausführlicher beschreibe, dann stellvertretend für viele Hunderttausend andere, die alle Ähnliches erlebten.

Sie wurde geboren in Ostpreußen. Genauer gesagt am rechten Ufer der Memel im sogenannten Memelgebiet, einem Grenzgebiet zwischen Ostpreußen und Litauen. Sie war die zweitälteste von 7 Kindern, ihr Vater war Töpfermeister und Ofenbauer. Er besaß ein bescheidenes Vermögen und ein geräumiges Haus mit Werkstatt. Eigentlich eine glückliche Familie ohne größere Sorgen.

Aber wie immer in der Geschichte werden Rivalitäten zwischen den Staaten durch Kriege „gelöst“. Und wie immer, wer muß darunter am meisten leiden? Die Bevölkerung. Die einfachen Leute werden zu unschuldigen Opfern.

Unsere Vorfahren sind aus diesem Grunde ausgewandert und heute noch, während diese Zeilen geschrieben werden und nach fast einem Jahrhundert ist es nicht anders und es herrscht millionenfaches Flüchtlingseilend. So erging es auch unseren Festerlings.

Es war am 1.8.1914, als Deutschland Russland den Krieg erklärte. Damit begann der erste Weltkrieg. Beginnt man jedoch einen Krieg an zwei Fronten zugleich, dann kann man wirklich nicht erwarten, daß sich der Erfolg auch gleich von Anfang an beiden Seiten einstellt.

Am 6.8.1914. marschierten die deutschen Truppen auf dem Umweg über Belgien in Frankreich ein. So ist es im Nachhinein nicht verwunderlich, daß die Russen im Osten Anfängerfolge aufzuweisen hatten und einen Teil Ostpreußens besetzen konnten. Lange dauerte dieser Spuk nicht, bereits nach zwei Wochen, in der „Schlacht bei Tannenberg“, in der der spätere Reichspräsident Hindenburg die deutschen Truppen erfolgreich führte, wurden die Russen geschlagen und wieder aus Ostpreußen vertrieben.

Diese kurze Zeitspanne genügte, um unsere Festerlings aus ihrer beschaulichen Ruhe zu reißen und ins unverdiente Unglück zu stürzen. Aus heute noch unerklärlichen Gründen wurde Vater Festerling verhaftet, die Mutter mit ihren 7 Kindern aus dem Haus getrieben und ins Ungewisse abtransportiert.

Nach einer schier endlosen Bahnfahrt im Viehwaggon zusammen mit anderen unschuldigen Familien landeten sie in der Stadt Ufa im Ural, einem Gebirge, das die Grenze zwischen Europa und Asien bildet. Nach kurzer Zeit in einem Lager dort ging es weiter nach Saratow, einer Stadt an der Wolga. In der Nähe dieser Stadt wurden, wie bekannt, 150 Jahre vorher deutsche Dörfer gegründet und in einem davon wurde Mutter Festerling mit ihren Kindern untergebracht. In einer größeren Wirtschaft, bei einer deutschen Familie, waren sie willkommene Arbeitskräfte. Lena, die Älteste, und Ada stellten sich im Haushalt und auf dem Feld nicht ungeschickt an. Die anderen, kleineren Kinder, konnten wenigstens in eine deutsche Schule gehen, ein nicht zu unterschätzender Glücksfall bei dieser Odyssee. So gesehen ging es ihnen eigentlich nicht schlecht.

Allerdings bestand wegen des Krieges, der sich Jahr um Jahr in die Länge zog, keine Aussicht, in die Heimat zurückzukehren. 1918 wurde zwischen dem Deutschen Reich und Russland endlich Frieden geschlossen und man hätte annehmen müssen, nun sei alles vorbei und man könnte zurückkehren in die alte Heimat.

Nichts wurde daraus. Im Versailler Vertrag mußte das Memelland an Litauen abgetreten werden und Deutsche waren unerwünscht

Endlich fand auch Vater Festerling durch Vermittlung des roten Kreuzes zu seiner Familie zurück. Als ihm klar wurde, daß eine Rückkehr in die alte, angestammte Heimat nicht mehr möglich war, entschloß er sich auf Empfehlung des Roten Kreuzes, nach Odessa zu gehen, um dort auf einen Transport nach Deutschland zu warten. Es wurden fünf Jahre daraus. In den schon beschriebenen Wirren der russischen Revolution waren sie einfach vergessen worden.

Vater Festerling hatte ab und zu Arbeit. Aber die Not wäre größer gewesen, hätte es nicht Alex, den viertältesten unter den Geschwistern, gegeben. Nach den Erzählungen meiner Mutter war er ein Tausendsassa.

Jeden Tag brachte er etwas Eßbares für die Familie heim. Immer war er unterwegs, hielt sich meistens bei den Odessaer Juden auf, schacherte mit ihnen. Er

lernte viel dabei und soll auch beliebt gewesen sein. Jahre später, als Metzgermeister, da konnte er gut verwerten, was er hier gelernt hatte.

Endlich, im März 1922 war es soweit. Ein Schiff, organisiert vom Roten Kreuz, ging ab nach Deutschland mit der Familie Festerling an Bord.

Ada jedoch war unglücklich. Sie lag in einem Odessaer Krankenhaus mit Knochenhautentzündung am rechten Oberschenkel. Auf einer Tragbahre wurde sie an Bord gebracht und nach der Ankunft in Deutschland operiert. Das rechte Bein jedoch blieb für immer steif, deshalb auch der Korb bei der Aufforderung zum Tanz, wie an anderer Stelle beschrieben.

Die Familie wurde in der Nähe von Stuttgart untergebracht, aus allen Kindern ist etwas Rechtes geworden. Rudolf wurde Kaufmann und heiratete in eine Fabrik ein. Alex und Richard wurden Metzgermeister und hatten später eigene Betriebe. Willi lernte Küfer und wurde Kellermeister in einer bekannten Weinbrennerei. Lena blieb in Russland zurück und heiratete, man hat nie wieder etwas von ihr gehört.¹⁷⁹ Berta lernte Köchin und wurde glückliche Hausfrau in Frankfurt.

Ada blieb nach ihrer Operation für 1½ Jahre in einem Sanatorium bei Berlin, lernte dort mühsam wieder gehen und machte dabei in der Küche eine verkürzte Lehre als Köchin.

Soweit so kurz wie möglich das Schicksal einer deutschen Flüchtlingsfamilie unter unzähligen anderen.

In einem Buch aus dem Jahre 1915¹⁸⁰ beschreibt ein reichsdeutscher Pfarrer, der bei Kriegsbeginn in St. Petersburg interniert und anschließend verschickt wurde, die Ankunft von ostpreußischen Verschickten in Astrachan:

„... Und nun erlebten wir grausige Szenen!

Die Kälte hielt an, der Ostwind stürmte gewaltig über die baumlose Steppe und trotz der Kälte wurden die Deutschen zu Fuß transportiert. Dabei waren es nicht mehr nur Männer, es kamen jetzt die verschleppten Ostpreußen, mit ganz geringen Ausnahmen nur alte Leute, Frauen und Kinder.

¹⁷⁹ Während diese Zeilen geschrieben wurden, entdeckte ich zufällig im „Volk auf dem Weg,“ dem Mitteilungsblatt der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, folgende Anzeige: „*Sabilo Galina sucht Angehörige ihrer Mutter Jelena Festerling, geb. 1896. Die Familie Festerling - Vater Julius, Mutter Maria, die Geschwister Ada, Berta, Sascha, Rudolf, Richard und Wilhelm - flüchtete Ende 1917 nach Deutschland. Jelena heiratete einen Russen und verstarb 1968 in Ufa.*“ Natürlich reagierte ich sofort, schrieb ihr einen Brief mit der Beschreibung des Schicksals ihrer Familie. Ein reger Briefwechsel begann und wir unterstützten sie finanziell, denn es ging ihr unter den in Russland herrschenden Verhältnissen sehr schlecht. Ein Jahr vor Drucklegung dieses Buches ist sie leider verstorben.

¹⁸⁰ **Ernst Moering**, Pastor an der Königin-Luise Gedächtniskirche in Breslau.: Mit verschleppten Ostpreußen an der Mündung der Wolga. Text gekürzt.

Das waren bedauernswerte Züge, die wir da sahen, sogar die Russen waren empört. Unendlich langgestreckt war der Zug, müde, todesmatt, verfroren, hungrig, am Leben verzweifelnd fast alle. 30 km zu Fuß, bei Kälte und Ostwind. 30 km zu Fuß – nach den Aufregungen der Kriegszeit, nach Viehwagentransport, Gefängnisaufenthalt, mäßigem oder gar keinem Essen. 30 km zu Fuß: Mütter, kleine Kinder, uralte Leute, schwangere Frauen.

Ein Transport bestand ausschließlich aus Frauen und Kindern, sie hatten dreizehn Stunden zum Wege gebraucht.

Fast alle mussten zu Fuß gehen, nur die ältesten Leute durften fahren. Nur das größte Gepäck wurde auf Wagen geladen.. Viele Alte starben sofort und man muß die Lebenskraft bewundern, dass doch noch so viele sich durchrangen.

Es denke niemand, dass ich übertreibe. Vor jedem Gericht eines neutralen Staates, sei es der Schweiz, Dänemarks, Hollands usw. – vor jedem Gericht dieser Staaten würde ich meine Aussagen beidnen.

Das einzige, was die Polizei tat, um die bis zur Erschöpfung müden Ankömmlinge unterzubringen, war die Anmietung eines größeren Raumes in einem der wenigen Steinhäuser Astrachans. In diesen Raum kamen die Ostpreußen, vierhundert Menschen, Frauen, Kinder, Männer, Alte und Junge, alles durcheinander. ...Über zweihundert Beerdigungen hatte ich während der sieben Monate meines Aufenthaltes in Astrachan.“

In Stuttgart schließlich bekam Ada eine Stelle als Telefonistin in einer Frauenklinik, war dort auch verantwortlich für die Wäsche und muß sehr beliebt gewesen sein. Man muß schon lange suchen, bis man solch ein Zeugnis findet, wie sie es nach ihrem Ausscheiden erhalten hat.

Vor der Hochzeit gab es noch ein Problem. Ada war evangelisch, Jakob katholisch. Schon bedingt durch Jakobs Freundeskreis war es beschlossene Sache, daß katholisch geheiratet wird. Adas Familie war das egal, dem Pfarrer aber nicht so ganz. Schließlich erklärte er sich bereit, die beiden unter der Bedingung zu trauen, daß die eventuell aus dieser Ehe hervorgehenden Kinder katholisch getauft werden.

Es war am 14. Oktober 1929. Jakob kam von der Tagesschicht nach Hause und erwartete seine Frau wie immer gegen 19 Uhr. Als sie um 21 Uhr noch nicht erschienen war, wurde er unruhig und rief von der im gleichen Haus sich befindenden Gastwirtschaft die Klinik an, in der seine Frau arbeitete. Sein Verdacht wurde bestätigt, die Wehen hatten eingesetzt und gegen 1 Uhr morgens brachte sie einen Sohn zur Welt, der später Gerhard genannt wurde.

Sie haben es erraten, es ist der, der heute diese Zeilen schreibt.

In welcher Zeit bin ich da hineingeboren?

Die „Goldenen Zwanziger“, wie man später dieses ausgehende zweite Jahrzehnt verklärend nennen sollte, verdienten diese Bezeichnung nicht. In diesem Zusammenhang gilt immer noch der alte Spruch: „Es ist nicht immer Gold was glänzt.“

Zugegeben, mit der Wirtschaft ging es nach der Inflation aufwärts. Mit dem Rundfunk entstand neben der Presse ein neues Medium, mit dessen Hilfe die Menschen zusätzlich erreicht und beeinflußt werden konnten. Durch die neugewonnene

Freiheit in der Kunst entstanden richtungweisende Werke: Bauhaus in der Architektur, Thomas Mann, Hesse, Zweig, Zuckmayer u.v.a. in der Literatur. Die Operette mit Lehar, Abraham wird ein Markenzeichen dieser Jahre wie die unzähligen Schlager mit Melodien und frivolen Texten, die heute noch gern gehört werden.

Der Tonfilm löste den Stummfilm ab und große Revuen und Kabarettis machten von sich reden, Stars erschienen ebenso schnell wie sie auch wieder verschwanden. Es war eine hektische, schnellelebende Zeit. Als ahnten die Menschen, alles sei nur vorübergehend und würde in einer Katastrophe enden. Es war wie ein Tanz auf dem Vulkan.

Im Innern brodelte es, wirtschaftlich wie politisch.

Mit der Aufnahme in den Völkerbund (1925) stieg wieder Deutschlands Ansehen in der Welt und damit auch seine Kreditwürdigkeit. Das Ausland kaufte deutsche Anleihen, mit den damit erzielten Devisen konnten die Reparationen an die Siegermächte bezahlt und die Finanzlage im Innern gestützt werden.

Allerdings wurde der industrielle Aufschwung teuer erkaufte. Mit Schulden wurden immer leistungsfähigere Maschinen angeschafft und dadurch allerdings auch immer mehr Arbeitskräfte freigesetzt.

Die Arbeitslosenzahl stieg unaufhörlich. 1927 waren es bereits 2 Millionen mit steigender Tendenz. Börseneuphorie (Aktienkauf auf Pump), Überproduktion bei gleichzeitigem Kaufkraftschwund nährten die Arbeitslosigkeit.

In anderen Ländern war es nicht anders, besonders in den USA. Und von dort sollte das Unglück seinen Lauf nehmen. Der „Schwarze Freitag“ am 24. Oktober 1929 leitete eine mehrjährige Weltwirtschaftskrise ein.

Diese und die Arbeitslosen gaben in Deutschland natürlich einen guten Nährboden für extremistische Gruppen ab, von denen die Kommunisten und die immer mehr Zulauf erhaltenden Nationalsozialisten mit ihrem Anführer Hitler am meisten profitierten.

Eine Vielzahl politischer Parteien und Vereinigungen buhlten um die Gunst der Wähler. Allerlei Koalitionen bildeten die verschiedensten Reichsregierungen und ein greiser Feldmarschall aus dem Weltkrieg, Paul v. Hindenburg, wurde zum Reichspräsidenten gewählt.

Teilten sich bei den Reichstagswahlen 1928 noch 9 Parteien 94% der abgegebenen Stimmen (Davon SPD 29%, Kommunisten 10,6 %, Nationalsozialisten 2,6 %), so sah das Wahlergebnis vier Jahre später ganz anders aus: Nationalsozialisten 37,4 %, SPD 21,6 % und Kommunisten 14,5 %.

Wie ist dieser Anstieg der Radikalen zu erklären?

Es waren nicht nur die Arbeitslosen, deren Zahl immerhin auf 6 Millionen angestiegen war und die ein unerschöpfliches Potential für Hitlers Bürgerkriegsarmee, die SA, bildete. Aus dem Mittelstand bekamen die Nazis, wie sie vereinfachend genannt wurden, den ausschlaggebenden Zulauf bei den Wahlen. Existenzangst bei den kleinen Gewerbetreibenden und Landwirten mit ihrer Furcht vor den Kommunisten, die einen gewaltsamen Umsturz predigten, und ein offenes Ohr für Hitlers Versprechungen waren die Gründe.

„Revolution und damit Vernichtung des Kapitalismus, Unschädlichmachung allerer, die dieses System stützen. Das ist die Aufgabe, die sich die Kommunistische Partei gestellt hat und es wird der Tag kommen, wo die Arbeitermassen, wo die Erwerbslosen unter Führung der KPD dieses Parlament der Faschisten und der Unternehmer auseinanderjagen. Dann werden an seiner Stelle die deutschen Sowjets zusammentreten und die Diktatur der Proletariats aufrichten, um dann an Stelle dieser verfaulten bürgerlichen Gesellschaft und dieser Hungerrepublik ein freies sozialistisches Sowjetdeutschland setzen.“¹⁸¹

Der dies sagte, war der in späterer Zeit berühmte Wilhelm Pieck.¹⁸² Deutlicher und zynischer konnte man es nicht ausdrücken angesichts der Hungersnot, die zur gleichen Zeit in Sowjetrußland herrschte, dem großen Vorbild der deutschen Kommunisten und deren verlängerter Arm sie waren. Millionen Menschen kamen dabei um.

Ganz anders Hitler. Er gab sich verfassungstreu und beteuerte immer wieder, nur mit demokratischen Mitteln an die Macht kommen zu wollen. Das sollte ihm gelingen, obwohl offenkundig war, daß der Weg mit ihm ebenfalls nur in eine Diktatur führen würde.

Wer sich die Mühe machte, sein Buch „Mein Kampf“ aufmerksam zu lesen – wer tat des schon, nach wenigen Seiten mußte man es doch angewidert weglegen – der fand auf Seite 379 folgende entlarvende Stelle:

„Unsere Bewegung ist antiparlamentarisch und selbst ihre Beteiligung an einer parlamentarischen Institution kann nur den Sinn einer Tätigkeit zu deren Zerrümmerung besitzen, zur Beseitigung einer Einrichtung, in der wir eine der schwersten Verfallserscheinungen der Menschheit zu erblicken haben.“

Trotzdem sahen viele in den Nazis das kleinere Übel. Die Enteignungsankündigungen der Kommunisten und das abschreckende Beispiel, welches das kommunistisch – bolschewistische System in Rußland bot, taten ein Übriges.

Hitlers (für die damalige Zeit) gewaltiges demagogisches Rednertalent, seine Versprechungen der Unantastbarkeit des Eigentums, der Beseitigung der Arbeitslosigkeit und vieles andere mehr brachten ihn so weit, daß er als kleiner Gefreiter gegen den Feldmarschall der Weltkrieges bei der Wahl zum Reichspräsidenten kandidieren und sogar ein beachtliches Ergebnis erzielen konnte (19:13 Millionen).

Es geschah, was sich seit längerer Zeit abzeichnete,.

Am 30. Januar 1933 mußte der Reichspräsident dem Hitler notgedrungen den Auftrag zur Regierungsbildung als Reichskanzler erteilen.

¹⁸¹ Heinrich August Winkler: Weimar 1918-1933 S. 365.

¹⁸² Wilhelm Pieck :Mitbegründer der KPD 1918, Landtagsabgeordneter in Preußen 1921-1928, Reichstagsabgeordneter 1928-1933, Emigration nach Moskau, nach Kriegsende von 1949-1957 Präsident der nachmaligen DDR.

Trotz demokratischer Äußerlichkeiten bei der „Machtübernahme“, am Abend dieses schicksalhaften Tages wurde in riesigen Fackelzügen die Demokratie zu Grabe getragen.

Meine Eltern berührte dies alles nicht besonders.

Mein Vater hatte Arbeit, er wechselte von der Ziegelei zur benachbarten Zuckerfabrik, in der Schleicher bereits arbeitete. Wichtig war, er blieb von der Arbeitslosigkeit verschont. Ein Radio hatten meine Eltern damals noch nicht, es reichte auch noch nicht zu einem Zeitungsabonnement.

Statt dessen hatten sie eine schöne, große und gut eingerichtete Dreizimmerwohnung bekommen, die allerdings nicht wenig Miete kostete.

Mein Vater hatte sich vorgenommen, keiner politischen Richtung zu folgen und nie seine eigene Meinung aufzugeben. Er trat nicht einmal der Gewerkschaft bei, obwohl es ihm oft genug nahegelegt worden war. Er hatte zu viel in der Vergangenheit mitmachen und erleben müssen, er war durch und durch liberal eingestellt.

Mit dieser Einstellung hat er es auch geschafft, trotz etlicher Versuch des Blockwartes, nicht in die Partei einzutreten. Er hatte immer seinen Vater vor Augen. Von dem erzählte er oft. Welch ein zwar strenger, aber gerechter und allseits beliebter und respektierter Mann er war.

Genau so wurde ich erzogen. Ich kann mich nicht erinnern, auch nur einmal geschlagen oder sonst irgendwie von meinem Vater körperlich gezüchtigt worden zu sein. Mit Verboten war er sparsam.

Als ich mit 10 Jahren ins Gymnasium überwechseln wollte, ließ er mich gewähren, obwohl er dagegen war. Er hätte es lieber gesehen, wenn ich nach der Schule ein ordentliches Handwerk gelernt hätte. Sein einziger Kommentar war: „Von mir kannst du keine Hilfe erwarten. Ich war nur ein kleiner Bauernbub und habe auf der Dorfschule außer Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion nichts gelernt. Wie soll ich dich dann kontrollieren? Du mußt ganz alleine damit fertig werden.“

Ich habe ihn nicht enttäuscht.

Genau so meine Mutter. Ein Beispiel: Vom Haushaltsgeld zweigte sie immer eine kleine Summe ab und hatte ein Versteck dafür in der Wanduhr. Ich wußte das und konnte einmal der Versuchung nicht widerstehen. Es war während des Faschings. Da gab es immer bengalische Zündhölzer zu kaufen, die faszinierten mich mit ihrem Farbenspiel. Ich dachte, meine Mutter merkt es ja doch nicht, wenn etwas fehlt und nahm 10 Pfennig aus der Uhr, um eine Schachtel dieser Zündhölzer kaufen zu können. Meine Mutter entdeckte diesen fehlenden Groschen natürlich, schimpfte aber nicht. Sie stellte mich zur Rede, weinte dabei, die Tränen kullerten über ihre Wangen und sagte nur: „Tu das nie wieder!“

Welch eine Frau! Seither habe ich nie mehr etwas unrechtmäßig an mich genommen.

1934 verließ mein Vater die Zuckerfabrik und ging zur Stuttgarter Straßenbahn.

Hier hatte er eine angenehmere Arbeit und auch der Verdienst war ein besserer. Sogleich wurde ein Radioapparat angeschafft und ich kann mich gut daran erin-

nern, daß er ihn immer, wenn Hitler sprach, mit einer verächtlichen Handbewegung ausschaltete.



In unserem Nebenzimmer, vorne links Paul Härty mit Frau



**Die Clique aus dem Verein der Russlanddeutschen beim Reichstreffen 1939 kurz vor Kriegsbeginn.
Vorne 2. v. links Reschke, zweite von rechts meine Mutter**

Auch die Veranstaltungen des Vereins der Russlanddeutschen sind mir noch sehr gut in Erinnerung.

Wir Kinder spielten Theater, ich mußte immer Gedichte



Die Stinbe wurden mit Stoffen und Tüchern bemittelt

aufsagen, die ich zusammen mit meiner Mutter vor dem Schlafengehen einübte. Dr. Stumpp, der unvergessene



Ortsvorsitzende der Stuttgarter Ortsgruppe dieses Vereins, bekannter Erforscher der Vergangenheit der Russlanddeutschen und Autor vieler Bücher über sie, verstand es, bei aller Anpassung an das herrschende System, dessen Indoktrination vom Verein und seinen Veranstaltungen fernzuhalten oder zumindest auf ein Mindestmaß zu beschränken. Auf dem Foto vorhergehende Seite von dem Russlanddeuschentreffen 1939 in Stuttgart sind gerade drei



Naziuniformen zu sehen. Ob die überhaupt Russlanddeutsche waren?

Die weiteren Fotos, aufgenommen von Dr. Stumpp, zeigen uns Kinder beim Theaterspielen. Rechtes Bild mit Dr. Stumpp, linkes Bild stehend meine Mutter, unteres Bild auf der Bühne bei einer Weihnachtsfeier des Vereins der Russlanddeutschen.

1935 übernahm Onkel Alex, der Bruder meiner Mutter, eine Metzgerei mit Gastwirtschaft ganz in der Nähe unserer Wohnung. Meine Mutter half dort von Anfang an mit und mein Vater ergriff die Gelegenheit, neben seiner Arbeit bei der Straßenbahn einen 10 Ar großen Garten zu pachten und anzupflanzen. Einer genügte ihm nicht, bald waren es zwei. Zentnerweise Erdbeeren und große Mengen Salat verkauften meine Mutter und ich in den umliegenden Straßen vom Handwagen aus. Gemüse und Kartoffeln nahm Alex ab. Von den Küchenabfällen, die bei Alex anfielen, mästete er zwei Schweine, die er bei einem Gartennachbar unterbrachte und die er dann, als sie schlachtreif waren, an Alex verkaufte.

Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß sich meine Eltern sagten: „Was der Alex kann, das können wir auch!“

Und sie hatten Glück. In einem Stuttgarter Vorort befand sich ein Straßenbahndepot mit etwa 60 angeschlossenen Werkswohnungen. Gegenüber befand sich eine Gaststätte, für die wurde ein Pächter gesucht. Meine Eltern erfuhren über Arbeitskollegen meines Vaters davon, bewarben sich und wurden angenommen. Nun zahlte es sich aus, daß sie in den vergangenen Jahren eisern gespart und ein nettes Stümmchen zusammengebracht hatten und damit ohne Schulden ein Geschäft eröffnen konnten. Es florierte von Anfang an hervorragend.



Die meisten der Kollegen von der Straßenbahn wurden Stammgäste, jede zweite Woche war Schlachtfest. Alex schlachtete die Schweine, machte die Würste und war somit eine große Hilfe. Ich durfte jedesmal die Schweinsblase aufblasen, die dann zum Zeichen, daß heute Schlachtfest ist, am Transparent gut sichtbar aufgehängt wurde.

Die Schweinemast wuchs auf 30 Schweine an, 200 Hühner wurden noch angeschafft, ebenso ein Dreiradlieferwagen zum Futterholen in einer nahegelegenen Kaserne der Wehrmacht.

Man muß sich einmal vorstellen, was mein Vater dabei leisten mußte. Schichtarbeit bei der Straßenbahn, daheim in der Gaststätte war er der Wirt. Dabei mußte der Garten bearbeitet und die Schweinemast versorgt werden. Nur das Futterholen nahm ihm ein Kollege ab, er selbst hatte keinen Führerschein.

Die Wirtschaft war bis in die Nacht hinein geöffnet, es gab keinen Ruhetag und keinen Urlaub. Jahrelang.

Die Seele des Geschäfts war meine Mutter. Trotz ihrer Behinderung beim Gehen war sie ständig auf den Beinen. Zusammen mit einer Verwandten hielt sie den Betrieb aufrecht. Sie war eine stattliche Frau, immer freundlich und nett, wenn es ihr auch oft schwer fiel. Deshalb war sie auch so beliebt bei jedermann.

Natürlich mußte auch ich von Anfang an tüchtig mit anpacken. Heute weiß ich nicht mehr, wie und wann ich meine Schulaufgaben gemacht habe.

Damals wurde noch jedes Glas Wein aus dem Keller geholt. Direkt aus dem Faß. Das war meist meine Aufgabe. Im Kindesalter von sieben, acht Jahren!

Am liebsten trocknete ich Geschirr ab. Dafür bekam ich von Flora, unserer Küchenhilfe, jedesmal fünf Pfennige. Später erfuhr ich, daß dieses Geld von meiner Mutter stammte.

Oder ein anderes Beispiel ihrer Erziehungsmethode: Im Lokal hing ein Zigarettenautomat. Die Gäste machten sich einen Spaß daraus, sich von mir ihre Zigaretten bringen zu lassen. Auf Zuruf nahm ich einen Stuhl, stieg hinauf, warf das Geld in den Schlitz und brachte auf einem Tablett dem Gast seine Zigaretten. Manchmal bekam ich dafür ein kleines Trinkgeld. Ich erinnere mich noch heute, wie mich eines Tages meine Mutter zur Seite nahm und sagte: „Sieh dir diese Leute an, wie sie die Bude verqualmen. Die werden alle nicht alt, Rauchen macht krank. Merke dir das und bleibe standfest, wenn du mal in Versuchung kommst!“

Trotz aller Versuchungen blieb ich in Erinnerung an diese Worte bis heute Nichtraucher. Mein Vater dagegen wurde im bald beginnenden Krieg zum Kettenraucher, etwa 5 Jahre vor seinem Tod im Alter von 65 Jahren, sagte er eines Tages um 24 Uhr: „So, das ist meine letzte Zigarette! Ich höre mit dem Rauchen auf.“ Er hat Wort gehalten, Charakterstärke gezeigt und bewiesen, daß so etwas möglich ist.

So hätten wir ein ganz normales Leben führen können und wären vielleicht auch reich geworden, wenn nicht die Politik brutal eingegriffen hätte.

Darin hat Hitler wohl Wort gehalten, Privateigentum, wurde nicht angegriffen. Man konnte, wie in unserem Fall, ein Geschäft gründen und es unbehelligt führen. Voraussetzung war, man hielt den Mund. Ein falsches Wort und alles wäre vorbei gewesen.

Und „arisch“ mußte man sein. Wer es nicht war, wurde unbarmherzig verfolgt, erniedrigt und später auf unmenschliche Weise umgebracht. Auch hier hatte Hitler sein Wort gehalten. Schon von Anfang an war sein Programm von Rassenhaß und Antisemitismus geprägt.

Der Kinderarzt, zu dem meine Mutter mit mir immer ging, hieß Dr. Schmal. Er war ein so netter Arzt, daß ich mich jedes Mal auf ihn freute, wenn meine Mutter zu mir sagte, heute gehen wir zu Dr. Schmal.

Auf meine Tante Berta, der Schwester meiner Mutter, schien er ein Auge geworfen zu haben. Als ich einmal Diphterie hatte und Tante Berta mich pflegte, kam er jeden Tag, um nach mir zu sehen. Sagte er!

Es wurde jedoch nichts daraus. Eines Tages war er verschwunden, es hieß, er sei nach Amerika ausgewandert, er war Jude. Und so hatte ich später leider keinen Onkel in Amerika!

Den 10. November 1938 werde ich nicht vergessen. Schon in der Nacht zuvor war es unruhig auf den Straßen. Am andern Morgen, auf dem Weg zur Schule, sah ich den Grund. Die Brunnenstraße, in der meine Schule lag, war mit Glasscherben übersät. Im kleinen Kaufhaus Woha, in dem ich immer meine Schulhefte kaufte, waren die Scheiben eingeschlagen, das Geschäft geplündert. An der Wand klebten Plakate in deutscher und in jüdischer Schrift: „Dies ist ein jüdisches Geschäft.“ Dasselbe an der benachbarten Kleiderfabrik und an verschiedenen anderen Geschäften.

Plötzlich rief jemand: „Die Synagoge brennt!“ Ich wußte nicht, was das war, rannte aber mit meinen Freunden sogleich dorthin, einfach den anderen Menschen nach .

Wir sahen rauchende Trümmer, die Menschen standen stumm da. Ich drängte mich nach vorne und sah, wie SA- Leute einen Tresor anschleppten. Ein Flaschnermeister aus der Nachbarschaft, ich kannte ihn gut, er war Stammgast bei uns, wurde geholt. Er mußte den Tresor aufschweißen. Hohnlachend entnahmen ihm die SA-Leute, wenn ich mich recht erinnere, goldene Kelche, Ketten, auch Münzen, Bücher.

Was ich dabei empfand, ich war ja erst 9 Jahre alt, das weiß ich heute nicht mehr. Nur daß es ein bedrückendes Unrecht war, das spürte man an der Stimmung der Menschen. Schweigsam standen sie herum. Auch in der Schule sprachen wir nie über dieses Erlebnis.

Es war die berühmt-berüchtigte „Reichskristallnacht“.

Ich bin im Besitz einer Tageszeitung, in der frech behauptet wird, es war „Ausdruck des Volkzorns.“

Ich weiß es besser.

Die Juden waren schon immer ein besonderes Volk. In vielen Ländern wurden sie Jahrhunderte hindurch verfolgt, isoliert, es gab Pogrome gegen sie. Daß man aber aus maßlos übersteigertem Rassenhaß, dazu in deutschem Namen, Millionen von ihnen umbringt, das durfte nicht sein und wird mit Recht für immer uns Deutschen angelastet. Nur muß die Frage gestattet sein: Hat die Menschheit aus all dem gelernt?

Eines Tages, ich glaube, es war 1938, stand in der Zeitung: Der „Führer“ kommt nach Stuttgart! Ich wollte Hitler unbedingt sehen und überredete meinen Vater, es zu erlauben. Da er mich in der zu erwartenden Menschenmenge nicht allein lassen wollte, ging er mit. Er fand für mich einen Platz auf einem Fenstersims eines Bankgebäudes in der Königstraße, der Hauptgeschäftsstraße Stuttgarts. Ich erinnere mich noch an die ungeheuer vielen Menschen, es waren Zigtausende. Auf einmal in der Ferne ein Riesengeschrei. Er kam. Hochaufgerichtet, in altbekannter Pose stand er in seinem großen Mercedes, die Menschenmassen reckten die Hände zum „Hitlergruß“ und brüllten: „Heil, Heil!“ Ich natürlich auch. Mir blieb noch gut in Erinnerung, daß mein Vater meine Beine umklammert hielt, als könnte ich jeden Moment herunterfallen. Warum wohl?

Ansonsten waren es schon unruhige Zeiten. Erst wurde das Hitlerregime durch die Olympiade aufgewertet, gleich darauf „übte“ Hitler schon mal den Krieg, als er

dem Francoregime in Spanien zu Hilfe kam. Es geschah alles folgerichtig, genau so, wie es Hitler in seinem Buch „Mein Kampf“ gleich auf der allerersten (!) Seite geschrieben hatte:

„Deutschösterreich muß wieder zurück zum großen deutschen Mutterlande, denn gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich. Das deutsche Volk besitzt so lange kein moralisches Recht zu kolonialpolitischer Tätigkeit, solange es nicht einmal seine eigenen Söhne in einen gemeinsamen Staat zu fassen vermag. Erst wenn des Reiches Grenze auch den letzten Deutschen umschließt ohne mehr die Sicherheit seiner Ernährung bieten zu können, ersteht aus der Not des eigenen Volkes das moralische Recht zur Erwerbung fremden Grund und Bodens. Der Pflug ist dann das Schwert und aus den Tränen des Krieges erwächst für die Nachwelt das tägliche Brot.“

Das war deutlich genug und nun stand der Krieg vor der Tür.

Man merkte das bei uns in der Wirtschaft.

Von den Stammgästen bekam einer nach dem andern seinen Gestellungsbefehl. Am 1. September war es dann soweit. Deutsche Truppen marschierten in Polen ein. Die Generalmobilmachung hatte begonnen.

Wir hatten schulfrei, gingen aber trotzdem zu unserer Schule. Gab es doch dort für uns viel zu sehen. Das Schulgebäude war jetzt von Soldaten belegt, die eingekleidet und mit Waffen ausgerüstet wurden. Wir durften ungehindert durch die im Schulhof aufgestellten Gewehre und Ausrüstungsgegenstände schlendern, niemand kümmerte sich um uns. Unschuldig wie wir waren, betrachteten wir alles neugierig und begeistert, ohne uns bewußt zu sein, was dies alles noch für Folgen haben würde. Wir hatten unsere Uniformen angezogen, seit ein paar Monaten waren wir im „Jungvolk“, in das wir im Alter von 10 Jahren eintreten mußten. Und natürlich fühlten wir uns als Helden.

Diese Jugendorganisation war nichts anderes als die Vorbereitung für den späteren Dienst in der Wehrmacht und war auch genau so gegliedert wie diese. Und daß wir als Kinder begeistert mitmachten, war selbstverständlich. Daß wir mißbraucht wurden, war uns naturgemäß nicht bewußt.

Als ich meinen Vater um Geld für die Uniform bat, gab er es mir kommentarlos und achselzuckend.

Er wirkte neuerdings ernst, verschlossen und nervös. Kein Wunder, denn er hatte die Verantwortung für uns und das Geschäft. Obschon 43 Jahre alt, war er sich nicht sicher, ob sie ihn nicht auch zu den Soldaten holten.

Ein und ein halbes Jahr sollte dauern, dann war es doch soweit. Das Geschäft ging gut, trotz des Krieges. Die Schweinemast durften wir weiterführen mit der Auflage, nur an Metzgereien und staatliche Betriebe zu liefern.

Ende April kam der Gestellungsbefehl für meinen Vater. Zur gleichen Zeit bekamen ihn auch Onkel Alex, Onkel Rudolf, Nickel und alle Freunde aus dem Verein der Russlanddeutschen. Sie trafen sich alle wieder in einer Kaserne in Berlin und teilten sich die Stuben. Auch Schleicher, Fuchs und Hardock, die damaligen Fluchtgenossen, waren mit von der Partie.

Sie brauchten nicht lange herumzurätseln, weshalb sie gerade hier zusammengerufen worden waren. Obwohl sie alle gut russisch sprachen, bekamen sie einen zusätzlichen Intensivkurs in Russisch und blieben dafür von der militärischen Grundausbildung befreit. Alle waren sie über 40 Jahre alt.

Am 21. Juni 1941 war es soweit. Der deutsche Überfall auf Russland begann mit schnellem Vormarsch. Riesige Mengen Kriegsmaterial wurde erbeutet und hunderttausende von Kriegsgefangenen gemacht.

Dazu brauchte man Dolmetscher.

Die hierfür geeigneten Leute konnte man nur unter den Russlanddeutschen rekrutieren. Ihre Adressen waren für den Staat einfach ausfindig zu machen. Ein wenig Druck auf den Verein genügte. Wer sollte sich dem auch widersetzen?

Sie durften sich „Sonderführer“ nennen, bekamen Uniformen im Unteroffiziersrang und wurden vor allem bei Verhören der Kriegsgefangenen eingesetzt.

So auch mein Vater. Er mußte in großen Gefangenenlagern dolmetschen und hilflos viel Elend und Ungerechtigkeiten mit ansehen. Er hatte aber Glück und wurde zum Jahresende in ein kleines Gefangenenlager abkommandiert. Es befand sich in einem Dorf nahe Magdeburg und war untergebracht in einem größeren Anwesen neben einem Gasthof, in dem mein Vater ein kleines Zimmer bewohnen durfte. Welch ein Privileg, während andere an der Front darben mußten.

Es waren etwa 150 Gefangene, die auf den Feldern eines großen Rittergutes arbeiten mußten. Sie wurden nicht bewacht, als Lagerleiter fungierte ein Feldwebel.

Weihnachten 1941 besuchten meine Mutter und ich dort meinen Vater. Es war kalt und es lag viel Schnee auf den Feldern. Bald hatte ich Freunde, darunter auch den jungen Grafen, Sohn des Rittergutsbesitzers, Graf von Alvensleben. Mit ihm war ich besonders gut befreundet und lernte durch ihn viel in der Natur. Oft streiften wir durch den großen Schloßpark und beobachteten allerlei Wildtiere. Und meine Mutter wurde von der Gräfin fast jeden Tag zum Kaffee eingeladen, am zweiten Weihnachtsfeiertag auch mein Vater und ich.

Mein Vater muß bei den Gefangenen sehr beliebt gewesen sein, ich konnte dies durch einige Beobachtungen feststellen. Zu Weihnachten zum Beispiel bekam er von ihnen viele kleine Geschenke. Ich erinnere mich, daß darunter ein Paar hand-

gearbeitete Stiefel aus feinstem Leder waren, wie sie bestimmt noch kein so hoher Offizier besaß.

Ein Erlebnis ist mir in Erinnerung geblieben.

Ich hielt mich wieder einmal im Lager auf und, neugierig wie ich war, steckte ich überall meinen Kopf hinein. An viele Einzelheiten kann ich mich noch erinnern. Besonders daran, wie aufgeräumt und sauber alles war. Auf einem selbstgebauten Herd durften die Gefangenen kochen, auf langen Tischen waren Blechnäpfe und Besteck in Reih und Glied angerichtet, für ein Gefangenenlager gar nicht so selbstverständlich. Man kann sich gut ausmalen, wer hier dahintersteckte. Dieses Foto von drei Gefangenen machte ich mit einem geliehenen



Fotoapparat. Sehen sie nicht gutgenährt aus gegenüber den ausgemergelten Gestalten in den übrigen, „normalen“ Gefangenenlagern.

Bei solchen Streifzügen durch das Lager blieben mir auch andere Dinge nicht verborgen. Einmal wurde ich Zeuge eines Vorfalles, bei dem der „Lagerkommandant“ einen Gefangenen mißhandelte. Der Feldwebel sagte etwas zu einem der Gefangenen, was dieser offensichtlich nicht verstand. Mein Vater war gerade nicht in der Nähe, sonst wäre nicht geschehen, was ich mit ansehen mußte. Der Feldwebel sagte noch einmal etwas zu dem Gefangenen. Als er wieder keine Antwort bekam, nahm er einen daliegenden Reisigbesen in die Hand, tauchte ihn ins kalte Wasser eines Brunnens und schlug ihn dem Russen ins Gesicht.

Ich konnte nicht anders, ich erzählte dies meinem Vater. Wie dieser sich anschließend den Feldwebel vorknöpfte und ihn vor den Gefangenen abkanzelte und anschrie, das werde ich nie vergessen. So außer sich habe ich meinen Vater noch nie gesehen.

Das Idyll in Neugattersleben, so hieß das Dorf, dauerte nicht sehr lange. Im Frühjahr 1942 wurde er nach Russland abkommandiert. Zu einer Einheit hinter dem Nordabschnitt der Front.



In den Wäldern südlich des Ilmensees trieben Partisanen ihr Unwesen und störten den Nachschub. Zu deren Bekämpfung waren wiederum Russen eingesetzt, sogenannte „Hiwis“ (Hilfswillige). Sie wurden in den Gefangenenlagern angeworben und in deutsche Wehrmachtsuniformen gesteckt. Ihre Aufgabe war, die Eisenbahnlinien zu bewachen und deren Gleise auszubessern, wenn sie unterbrochen worden waren. Sie waren wichtig für den Nachschub.

Gleise auszubessern, wenn sie unterbrochen worden waren. Sie waren wichtig für



den Nachschub. Nicht zu vermeiden war, daß immer wieder welche aus diesen Einheiten in den Wäldern verschwanden und zu den Partisanen überliefen.

Einer dieser Truppeneinheiten wurde mein Vater zugewiesen. Glücklicherweise dabei nicht, er muß seelisch sehr

darunter gelitten haben, er hat später nie über diese Zeit gesprochen.

Ein Erlebnis hatte er in Russland, das bewegte ihn besonders.

Er setzte alle Hebel in Bewegung, um die Gelegenheit zu nutzen, endlich mal wieder sein Heimatdorf Waldorf besuchen zu können. Einfach war es nicht, denn es gab keinen offiziellen Grund, entlang der Front in den Süden Russlands, in die Ukraine zu gehen. Und auch wieder zurück. Es war immerhin eine Entfernung von tausend Kilometern.

In solchen Situationen hat er schon mehrmals seine Erfindungsgabe bewiesen, so auch in diesem Falle. Bei einem dreiwöchigen Urlaub brachte er uns Speck, Rauchfleisch und andere Dinge aus Russland mit, die man hierzulande kaum noch kannte. Mit einem Teil dieser Schätze ging er zu seinen ehemaligen Lieferanten und tauschte diese Leckerbissen gegen Zigaretten und Weinbrand. Diese verteilte er nach der Rückkehr zu seiner Einheit unter seinen Vorgesetzten und bekam, wie beabsichtigt, bald wieder einen Urlaubsschein in die Heimat. Mit diesem schaffte er es, sich in den Süden zu mogeln, nie um eine Ausrede verlegen, wenn er mal kontrolliert wurde. Es war Juli, sehr heiß, er suchte sich diese Zeit aus, weil auf trockenen Straßen ein besseres Vorwärtskommen war.

Eine Woche dauerte diese beschwerliche Reise, dann war er am Ziel. Wie er es überhaupt geschafft hat und welche Fortbewegungsmittel er benutzte, läßt sich



nicht mehr rekonstruieren, ich kann mich nicht erinnern, daß er darüber sprach.

Wie mag ihm zumute gewesen sein, als er zum ersten Mal nach seiner Flucht vor etwa zwanzig Jahren sein Heimatdorf betrat? Es hatte sich nicht viel verändert, nur machte es einen ärmlichen Eindruck.

Es war nicht mehr das Waldorf, wie er es damals verlassen mußte. Der Krieg, aber noch mehr die Jahre des Sowjetregimes hatten ihr Spuren hinterlassen.

Er traf nur wenig Verwandte und Freunde, die ihm sagten, wo seine Geschwister sich

aufhielten.

Sein Bruder Josef wohnte in einer Stadt, etwa 70 km von Waldorf entfernt. Ihn besuchte er zuerst. Wer vermag ihre Gefühle ermessen, als sie sich nach 25 Jahren wieder trafen und in die Arme fielen.?

Er blieb nur drei Tage in der alten Heimat, vier weitere Tage brauchte er für die Reise zu uns nach Stuttgart. Diesmal konnte er nur fünf Tage bleiben, dann mußte er sich wieder fünf Tage lang zu seiner Einheit durchschlagen. Vor Winteranfang kam er noch zwei Mal auf „Sonderurlaub“, den er sich auf die schon beschriebene Weise von seinen Vorgesetzten „erkauft“ hatte.

Der Winter 1943/44 war besonders streng und unangenehm. Die Front war in Bewegung geraten, allerdings in umgekehrter Richtung und näherte sich der Gegend, in der meines Vaters Einheit lag. Immer öfter mußten sie die Stellung wechseln in Richtung Westen. Die Quartiere wurden immer schlechter und die Angriffe der Partisanen häuften sich.

Anfang Februar 1944 wurde es meinem Vater zu bunt. Er hatte nach langer Zeit wieder mal einen „außerplanmäßigen Heimaturlaub“ bekommen und da sein Weg über Berlin führte, suchte er seinen Vetter Michael auf, der hier wohnte und einen hohen Rang im Rüstungsministerium innehatte.

Michael hatte ihn schon einmal vor den Roten gerettet, damals in Sewastopol, vielleicht könnte es diesmal wieder klappen. „Du, Mischa, die Russen kommen immer näher, ich sehe schwarz für die Zukunft. Die werden wir nie mehr zurückschlagen können. Ich möchte ihnen nicht in die Hände fallen, Du weißt, was mir dann blüht. Wenn du eine Möglichkeit finden könntest, wie ich aus der Geschichte herauskommen könnte, wäre ich Dir sehr dankbar.“

Michael konnte nur versprechen, alles zu versuchen und hatte Erfolg.

Kaum war mein Vater zu seiner Einheit zurückgekehrt, wurde er zu seinem Bataillonskommandeur gerufen. „Sonderführer Walter, sind Sie Elektriker?“ fragte er, ein Lächeln unterdrückend. Mein Vater stutzte, überlegte nicht lange und antwortete: „Jawohl, Herr Major!“

„Sie haben wohl einen besonderen Schutzengel, Sie sind abkommandiert nach Berlin. Ich wünsche Ihnen alles Gute, Sie Glückspilz!“

So war Vetter Michael zum zweiten Mal der Lebensretter meines Vaters geworden.

Endzeit und Neuanfang

Es kam, wie es kommen mußte. Der Krieg, der vollmundig und mit einer Selbstüberschätzung ohnegleichen gegen die ganze Welt vom Zaum gebrochen worden war, neigte sich seinem Ende zu und die Niederlage war vorauszusehen. Trotzdem brachte es die Propaganda fertig, mit Durchhalteparolen vom Endsieg zu sprechen. Und das Volk schien daran zu glauben, es hielt tatsächlich durch bis zum bitteren Ende.

Dabei hatte es so erfolgreich angefangen. Mit Ausnahme Spaniens, dessen ebenfalls faschistisches Regime sich aus unerklärlichen Gründen aus dem Krieg herauszuhalten verstand, Schwedens und der Schweiz wurde ganz Europa erobert und unterjocht. Eine neue europäische Ordnung sollte geschaffen werden, unter deutscher Vorherrschaft versteht sich. Aber wie sich die Geschichte wiederholte, mit dem Einmarsch in Russland grub sich Hitler, genau wie Napoleon, sein eigenes Grab.

Deutschlands Niederlage wurde endgültig besiegelt mit dem Eintritt Amerikas in den Krieg. Von nun an standen wir gegen diese Übermacht auf verlorenem Posten.

Welche Militärmacht Amerika war, ist eine kurze Betrachtung wert.

Kriegsmaterial zu produzieren ist eine Sache, es zu transportieren eine andere. Neben einer riesigen Kriegsflotte war es notwendig, eine noch größere Transportflotte zu bauen.

Im Fernen Osten mußten Hunderte von großen und kleinen Inseln, die die Japaner besetzt hielten, unter immensen Verlusten zurückerobert werden.

Über den Atlantik hatten die Amerikaner ganze Armeen, von deutschen U-Booten bedroht, nach Europa zu schaffen, um die Invasionen in Nordafrika, Italien und vor allem in der Normandie vorzubereiten. Dann dauerte es immerhin noch zwei Jahre bis zur Kapitulation Deutschlands.

Selbst die riesigen Luftflotten mit ihren „Terrorangriffen“ auf deutsche Städte, auf die Zivilbevölkerung, konnten den Durchhaltewillen der deutschen Bevölkerung seltsamerweise nicht brechen, die gewaltige Übermacht der Alliierten kam nur langsam voran.

Viel zu langsam. Im Osten wackelte die Front. Immerhin konnten die Russen nach dem Fall von Stalingrad so lange hingehalten und ein entscheidender Durchbruch der Russen verhindert werden, so daß ihnen möglichst wenig deutsches Gebiet in die Hände fiel. Es nützte jedoch nichts, später, nach Kriegsende, gaben die Amerikaner, die bis Sachsen und Prag vorgedrungen waren, außer Berlin viel zu viel Gebiet wieder an die Russen ab.

Meinem Vater war schon frühzeitig klar, daß trotz der Durchhaltepropaganda die Niederlage in diesem Krieg nicht mehr zu vermeiden war. Er saß jetzt in Berlin in einer Kaserne und wartete auf einen Einsatzbefehl.

Da bekam er einen Brief von meiner Mutter. Sie teilte ihm mit, daß sein Bruder Josef mit seiner Familie und seine beiden Schwestern Anna und Pauline mit ihren Kindern sich in Marienbad in einem Lager befänden. Sie mußten ihre Heimat verlassen, der deutsche Rückzug machte vor ihren Dörfern nicht halt. Den Russen wollten sie nicht wieder in die Hände fallen. Schlimm genug, daß ihre Mutter und die beiden andern Schwestern, Emilie und Lisa, ganz knapp vor der Ankunft der deutschen Truppen im Jahre 1941 von den Russen abtransportiert worden waren.

Ostern 1944 trafen wir uns alle in Marienbad. Onkel Josef allerdings lag nach einer Blinddarmoperation im Krankenhaus. Mein Vater konnte nur zwei Tage bleiben, mehr Urlaub hatte er nicht bekommen. Meine Mutter und ich genossen eine Woche lang das winterliche Marienbad. Es lag noch gut 40 cm Schnee.

Die Wiedersehensfreude war natürlich groß, nur die Umstände, die dazu führten, waren bedrückend. Eine richtige Freude konnte nicht aufkommen, der Gedanke an das Schicksal der übrigen Familienmitglieder trübte die Stimmung.

Leider sollte für alle, außer Josef, das Leben in Freiheit nur kurz dauern, das Schicksal hatte anderes mit ihnen vor.

Am Tag vor unserer Heimfahrt hörten wir im Radio, daß auf Stuttgart ein Fliegerangriff stattgefunden hatte. Wir waren in Sorge um unser Heim, glücklicherweise fanden wir es unversehrt vor.

Diese Fliegerangriffe häuften sich, jede Nacht heulten mehrfach die Sirenen und jedesmal rannten wir zu einem etwa 300 Meter entfernten Luftschutzbunker, einem geräumigen Stollen, der in einen Berg hineingetrieben worden war. Hier waren wir sicherer als im Keller unseres Hauses.

Wegen der zunehmenden Gefahr wurden zu unserer Sicherheit alle Schulen aufs Land verlegt. Kinderlandverschickung nannte man das. Wir kamen in ein kleines Weinstädtchen, das von Stuttgart etwa 40 km entfernt war. Hier in Bönningheim ging es uns gut, wir kamen bei Bauern unter und hatten genug zu essen.

Mein Hausherr, ein alter Weltkriegsteilnehmer - er lag im ersten Weltkrieg vier Jahre an der Front in Frankreich - schimpfte ungehemmt über Hitler: „Dieser Verbrecher stürzt uns noch alle ins Unglück, dieser Krieg ist unmöglich zu gewinnen, er ist bereits verloren und hätte nie begonnen werden dürfen!“

Ich mit meinen nicht mal fünfzehn Jahren wollte es besser wissen und widersprach in meiner Verblendung diesem erfahrenen alten Mann. Die offizielle Propaganda hatte sich so in mir festgefressen, daß ich, wie alle meine Freunde, einfach alles nachplapperte, was uns vorgekaut wurde.

Es wäre für mich ein Leichtes gewesen, diesen guten Mann zu verpetzen. Ich tat es nicht.

Dabei hätten auch mir Bedenken kommen müssen angesichts der riesigen Luftflotten der Amerikaner, die täglich mit Tausenden Bombern über uns hinwegbrummt. Ich werde diese Anblicke nie vergessen. „Wie an Perlenschnüren aufgereiht“ flogen die „Fliegenden Festungen“, wie die viermotorigen B 17 der Amerikaner genannt wurden; in Richtung Osten, um irgendwo ihre tödliche Last abzuwerfen. Ihre Kondensstreifen bildeten ganze Wolken, hinter der die Sonne verschwand. Unsere Flugabwehr war hilflos.

Natürlich machte sich aus mein Vater diesem Grund große Sorgen um uns. Meine Mutter mit ihrer Behinderung konnte bei Fliegeralarm nicht so schnell in den Luftschutzbunker rennen wie es oft notwendig gewesen wäre und ich durfte nicht bei ihr sein. Um meinen Vater hingegen brauchten wir uns nicht zu sorgen. Im Frühjahr 1944, durch Vermittlung von Vetter Mischa, bekam er einen schlaun Posten fernab von der Front. Vorläufig.

Er wurde abkommandiert in ein Dorf in der Oberlausitz. Ein großes Beutelager befand sich dort. Ganze Fabriken, Materiallager und Büros in den besetzten Gebieten Russlands waren ausgeräumt und hierher abtransportiert worden. Zur Betreuung dieses riesigen Materialbestandes waren russische Kriegsgefangene eingesetzt. Ein idealer Job für meinen Vater als Dolmetscher und nicht als „Elektriker“

Was hätte er auch an der Front zu suchen gehabt? Er hatte keinerlei militärische Ausbildung und wäre auf Grund seines Alters vielleicht nicht einmal zum Militär eingezogen worden, wenn nicht seine Russischkenntnisse gewesen wären.

Er war privat bei einer sehr netten Familie untergebracht, mit der wir auch nach Kriegsende viele Jahre Kontakt hatten. Heute noch sind wir mit deren Tochter befreundet und besuchen uns oft gegenseitig. Immer wieder bestätigt sie in Gesprächen die Haltung meines Vaters und wundert sich heute noch, wie seine Voraussagen (politischer Natur und die Politik der Russen betreffend) im Laufe der Jahre wahr geworden sind.

Der schlimmste Tag in unserem Leben sollte nicht lange auf sich warten lassen. Die Fliegerangriffe wurden immer häufiger, heftiger und brutaler. Stuttgart war ihnen oft ausgesetzt und wies bereits ungeheure Zerstörungen auf.

Es kam der 19. Oktober 1944. Seit fünf Wochen waren wir, alle von Jahrgang 1929, in Südbaden eingesetzt zum „Schanzen“. Wir mußten Panzer - und Schützengräben ausheben. Kinder mit nicht einmal 15 Jahren! Die Front war nicht mehr weit, drüben im Elsaß hörte man Tag und Nacht das Donnern der Artilleriege-

schütze und Jagdbomberangriffe machten uns das Leben schwer. Außer ein paar Verletzten hatten wir zum Glück keine Verluste.

Schon am frühen Abend registrierten wir regen Flugverkehr, der immer stärker wurde. Etwa gegen 20 Uhr hörte man dumpfes Grollen aus Richtung Stuttgart. Der Boden schien leicht zu zittern, dabei lagen immerhin 120 km Luftlinie dazwischen. Seltsamerweise wiederholte sich wenige Stunden danach dasselbe.

Es herrschte gedrückte Stimmung unter uns. Jeder mag nur eines gedacht haben: „Was ist wohl mit meiner Mutter, meinen Geschwistern, meinem Heim geschehen?“

Drei Tage später endete unser Einsatz und wir fuhren die Nacht hindurch in einem Sonderzug nach Hause.



Morgens um 6 Uhr kamen wir in Bad Cannstatt, einem Vorort von Stuttgart, an und bange Herzens machten wir uns auf den Heimweg. Vorbei an rauchenden Trümmerhaufen. Selbst das Straßenpflaster war noch heiß von der Glut der zerstörten Häuser, man konnte kaum atmen.

Die meisten Straßen, die früher unseren Schulweg gebildet hatten, waren bis zur Unkenntlichkeit zerstört.

Ich hatte große Angst.

Dann die Gewißheit. Das Udenkbare und doch oft Befürchtete war eingetreten. Ich stand vor einem Trümmerhaufen. Das vordem stattliche Haus war gänzlich in sich zusammengefallen, nur noch glühende, rauchende Steine waren übriggeblieben. Ein gespenstischer Anblick am frühen Morgen in der Dunkelheit.

Und dann kam noch die Sorge um meine Mutter hinzu.

Nachbarsleute, die nebenan in einem unversehrten Gerätewagen der Straßenbahn Unterschlupf gefunden hatten, konnten mir sagen, daß meine Mutter lebte. Sie fand Unterkommen in der Villa von Onkel Rudolf, der, wie bekannt, in den Dreißigern in eine kleine Fabrik in Mettingen bei Esslingen eingeeheiratet hatte.

Dort angekommen, waren die ersten Worte meiner Tante: „Deine Mutter ist im Krankenhaus.“ Sie hatte bei den Angriffen, es waren deren zwei, einen Schock erlitten und sollte sich davon nie mehr erholen.

Gleich beim ersten Sirenton hatte sie sich auf den Weg zum Luftschutzbunker gemacht. Kaum hatte sie ihn erreicht, da ging es schon los. Die Nacht war taghell erleuchtet von den Leuchtfallschirmen der „Pfadfinder“, so hießen die Flugzeuge, die vor jedem Angriff das Ziel markierten. Die Flak, „Fliegerabwehrkanonen“ genannt, bellte (die 8,8cm Kanone hatte einen seltsamen charakteristischen Klang beim Abschuß), Scheinwerfer suchten den Himmel ab und die Leuchtpurpuration der kleinkalibrigen Luftabwehr zog bunte Fäden am Himmel.

Dann begann das Inferno. Unbeeindruckt von der Flak warf eine Welle der britischen Wellingtons nach der anderen ihre Bombenlast ab, Brand – Phosphor – Sprengbomben gemischt. Alles mitten ins Zentrum von Stuttgart und Bad Cann-

statt. Fast nur Wohngebiete wurden getroffen, die Fabriken wie Bosch und Daimler Benz in Untertürkheim konnten, wenn auch eingeschränkt, weiterarbeiten. Man wollte die Bevölkerung mit diesen „Terrorangriffen“ demoralisieren. Auch eine Form von Kriegsverbrechen!

Und dem damaligen Oberbefehlshaber dieser britischen Luftflotte, einem Mann namens Harris, wurde in England auch noch ein Denkmal gesetzt.

Noch während die letzten Nachzügler ihre Bomben abwarfen, rannte meine Mutter, so schnell sie mit ihrer Behinderung nur konnte, zurück zum Haus und sah die Bescherung. Der Dachstock brannte und niemand war da, der löschen konnte.

Irgend jemand half ihr, wenigstens ein paar Möbel und sonstige Habseligkeiten herauszuschaffen und schon war das Feuer zu unserer Wohnung im ersten Stock durchgebrochen, sie konnte gerade noch meinen Kanarienvogel retten.

Was es noch nie in diesem Krieg gegeben hatte, diesem ersten Angriff folgte um 0.55 Uhr ein zweiter mit nur Sprengbomben und Minen. Mit Preßluft anstatt mit Sprengstoff gefüllt, waren letztere ganz besonders heimtückisch. Beim Aufschlag auf dem Boden erzeugten sie eine gewaltige Druckwelle, die alles im Umkreis von 200 Metern zerstörte. Solch eine Mine schlug in nicht allzu weiter Entfernung von meiner Mutter ein, der es diesmal nicht mehr in den Bunker gereicht hatte, weil dieser Angriff nicht gemeldet war und die Sirenen nicht mehr funktionierten. Meine Mutter wurde an eine Hauswand geschleudert und war vorübergehend ohne Bewußtsein.

Ein Lastwagen, den sie noch organisieren konnte, fuhr sie am folgenden Tag mit ihren wenigen geretteten Sachen nach Esslingen zu ihrer Schwägerin, dann brach sie zusammen und mußte schnell ins Krankenhaus gebracht werden.

Noch eine für die Nachwelt interessante Information:

In dieser Nacht wurden 2500 (!) Tonnen Bomben auf Stuttgart abgeworfen. 4000 Sprengbomben, 100 Minen, und mehrere hunderttausend Brandbomben. Etwa 5000 davon waren besonders gemein. Sie hatte man mit einem Sprengsatz versehen, der mit Verzögerung während des Abbrennens explodierte, um die Menschen beim Löschen zu verletzen oder gleich abzuschrecken.¹⁸³

Auf unser Telegramm hin bekam mein Vater Sonderurlaub und konnte wenigstens die erforderlichen Behördengänge erledigen, ich mußte wieder zurück nach Bönningheim und zur Schule.

Noch ein Erlebnis darf nicht unerwähnt bleiben, das uns beiden, meinem Vater und mir, beinahe das Leben gekostet hätte.

Meine Mutter hatte schon Monate vorher unser komplettes Schlafzimmer und noch andere Möbelstücke vorsorglich nach Sulzbach zu einer Freundin gebracht, wo sie damals nach der Ankunft in Deutschland mit der ganzen Familie Unterkunft erhalten hatte. Dorthin wollten wir noch kurz vor dem Urlaubsende meines Vaters einige Sachen in Sicherheit bringen. Morgens um 6 Uhr fuhren wir mit dem Vortzug ab. Mein Vater wollte in den dritten Wagen einsteigen. Ich sagte zu ihm,

¹⁸³ Heinz Bardua: Stuttgart im Luftkrieg 1939-1945

ganz automatisch wahrscheinlich, weil mir aus eigenem Erleben bewußt war, daß die Tiefflieger immer auf die Lokomotive zielten, „komm, wir steigen weiter hinten ein.“ Was wir auch taten. Nach wenigen Kilometern plötzlich ein höllischer Krach, es blitzte, Glas splitterte. Der Waggon war dicht besetzt mit Menschen, alle flogen durcheinander, mein Vater zuunterst, zusammengedrückt von vielen Menschen über ihm. Ich hatte meinen Platz an einem eintürigen Eingang und flog mit voller Wucht mit dem Kopf an die gegenüberliegende Wand und dann wieder zurück, ein physikalisches Gesetz, das immer bei abruptem Anhalten wirksam wird. Dieser zweite Aufprall wurde durch den Rucksack, der einen Perserteppich enthielt, richtiggehend verhindert und ich vor einer schweren Gehirnerschütterung bewahrt, denn der Hinterkopf ist gegen Schläge empfindlicher.

Was war geschehen? Ich dachte sofort an einen Fliegerangriff, es war aber ein Zusammenstoß mit einem entgegenkommenden Rangierzug, der zum Glück nicht besetzt war. Das Bild, das sich uns bot, als wir uns wiedergefunden hatten - mein Vater war ebenfalls unversehrt geblieben - bleibt mir unvergeßlich. Der erste Wagen unseres Zuges, es war ein elektrischer Triebwagen, hatte sich über die Lokomotive des anderen Zuges geschoben, Verletzte schriegen aus gut sieben Metern Höhe, viele andere Verletzte taumelten oder lagen neben den Gleisen, es war ein unvorstellbares Durcheinander. Wir konnten das nicht mit ansehen, helfen auch nicht, wir liefen die paar Kilometer wieder zurück nach Hause.

Am andern Tag lasen wir in der Zeitung, es gab 53 Tote und weit über 100 Verletzte, unter denen wir bestimmt auch gewesen wären, hätte nicht mein Vater dieses eine Mal auf mich gehört.

Wir schwebten weiterhin in Gefahr, ein zweites Mal ausgebombt zu werden, denn hier in Mettingen, einem Vorort von Esslingen, befand sich eine kriegswichtige Maschinenfabrik. Aber zu unserem Glück und bis heute andauernder Verwunderung wurde diese und überhaupt die Stadt Esslingen vor Bombenangriffen verschont.

Im Februar 1945 wurde meinem Vater erneut mulmig zumute. Die Front und damit die Russen rückte schon wieder näher. Mein Vater bekam es erneut mit der Angst zu tun und fuhr nach Berlin zu Mischa.

Berlin war nicht mehr wiederzuerkennen, es war zerstört wie keine andere deutsche Großstadt. Aber Mischas Dienststelle war noch unversehrt vorhanden.

Es erfolgte dieselbe Unterhaltung wie bereits zwei Mal zuvor, damals in Sewastopol und vor nicht allzu langer Zeit in diesem Krieg ebenfalls in Berlin, als Mischa ihn anschließend aus Russland herausholte.

Auch jetzt konnte Mischa in dieser Situation helfen. Es dauerte keine vier Wochen, da erhielt mein Vater einen Marschbefehl nach Italien in seinen Händen. Als Dolmetscher für Russisch bestimmt nicht!

Er kam erst einmal für ein paar Tage heim zu uns und schlug sich dann nach diesem nicht genehmigten Urlaub langsam durch nach Italien. Dort fand er die ihm zugewiesene Einheit nicht, geriet in einen Hinterhalt und kam in Gefangenschaft. Zu seinem Glück wurde er von den italienischen Partisanen, die ihn gefangen genommen haben, den Amerikanern übergeben. Ein amerikanischer Verbindungs-

mann, der den Partisanen beigegeben war und deutsch konnte, hatte sich überzeugen lassen, daß dieser ältere Soldat harmlos war und sorgte für die Übergabe.

Ostern 1945 setzte auch ich mich ab, verließ Bönningheim kurz vor dem Einmarsch der Franzosen und fuhr mit dem Fahrrad die 60 km bis Esslingen zu meiner Mutter, immer auf der Hut vor den Tieffliegern, deren Angriffen ich ein paar Mal ausgesetzt war.

In Esslingen wurde ich Fünfzehnjähriger zur Musterung vorgeladen, wurde für tauglich erklärt und bekam sogar noch einen Gestellungsbefehl. Mit vielen Gleichaltrigen mußte ich mich am Bahnhof in Esslingen melden. Dort ließ uns ein älterer Hauptmann antreten, er sah aus wie ein pensionierter Lehrer. Als sei es erst gestern gewesen, ich höre ihn heute noch zu uns sagen: „Kinder,“ er sagte wirklich Kinder zu uns, „die Amerikaner sind nicht mehr weit, geht heim zu eurer Mutter!“

Dies ließen wir und nicht zweimal sagen und stoben davon zu Muttern!

Von nun an ging alles sehr schnell. Dieser letzte Appell fand genau am 20. April statt, dem Geburtstag des „Führers,“ der uns in diesen Schlamassel geführt hat. Vorbei war die Zeit der immer an diesem Tag abgehaltenen Aufmärsche und Paraden während der vergangenen „1000“ Jahre. So lange hätte dieses Reich dauern sollen.

Am folgenden Tag mußten wir schon wieder ausrücken, diesmal mit Schaufel und Hacke. Panzersperre bauen. Wir arbeiteten die Nacht durch, bei Tag war es der Tiefflieger wegen zu gefährlich. Ich verdrückte mich um Mitternacht und ging erst am frühen Morgen wieder hinaus, um unser Werk zu betrachten. Es war einfach kindliche Neugier, ich wollte nur mal sehen, wie so ein Ding aussah. Die alten Männer vom „Volkssturm“, die Wache hielten, schickten mich sofort zurück.

Es muß gegen 10 Uhr gewesen sein, da heulten wieder die Sirenen, jetzt allerdings zum letzten Mal. Es sollte jedoch kein Fliegeralarm sein, jetzt war es das Zeichen für die noch verbliebenen Männer zum Sammeln. Ich wollte mitgehen, aber meine Mutter hielt mich zurück. Sie erlaubte es erst, als sich herumgesprachen hatte, daß die Panzersperre wieder abgebaut werden sollte.

Was war geschehen? Die Amerikaner, die Esslingen bereits besetzt hatten, waren mit einem Lautsprecherwagen vorgefahren und die Durchsage lautete: „Bis 12 Uhr muß die Panzersperre abgebaut sein, widrigenfalls wird Mettingen mit Artillerie zusammengeschossen!“

Um 12 Uhr kamen sie. Wie hatten wir geschuftet, um ja pünktlich fertig zu werden und standen nun neugierig Spalier.

So hatte ich mir die Amerikaner nicht vorgestellt..

Es kamen drei Panzer mit aufgesessener Infanterie. Der größte Teil davon waren Schwarze. Sie fuhren mit großem Tempo an uns vorbei, schnurstracks zur Esslinger Maschinenfabrik, in der kriegswichtiges Material hergestellt wurde und die unerklärlicherweise nicht bombardiert worden war. Und wir wohnten nur 200m davon entfernt. Es wurde gemunkelt, hier seien Teile für die sogenannten Vergeltungswaffen V1 und V2 hergestellt worden.

Es ist die heutige B10, die damals noch durch Mettingen und Esslingen führte und die Hauptverbindung Stuttgart – Ulm – München darstellte.

Was sich hier in den folgenden Monaten abspielte, war ungeheuer. Auf dieser Straße rollte der Nachschub rund um die Uhr, ohne Unterbrechung. Wir standen am Straßenrand und konnten nur staunen über diese Riesenmengen an Kriegsmaterial und Nachschubgütern. Deutlich wurde uns vor Augen geführt, daß wir gegen solch eine geballte militärische Übermacht niemals hätten bestehen oder gar gewinnen können.

Ich war noch jung, gerade mal 15 Jahre alt, indoktriniert von dem verflissenen System, dem ich sehr bald keine Träne mehr nachweinte, und mußte mich nun auf neue Verhältnisse umstellen.

Wenn heute, über 50 Jahre danach, darüber diskutiert wird, ob dies damals eine Befreiung war, ich für meinen Teil empfand es zunächst als eine Erleichterung. Mein erster Gedanke war damals: Endlich kein Fliegeralarm mehr!

Das Gefühl der Befreiung empfand ich erst im Laufe der Zeit, als man Dinge erfuhr, schreckliche zumeist, die man nie für möglich gehalten hätte. Jetzt erst kam mir auch zum Bewußtsein, was die etwa 200 Sträflinge in gestreiften Kleider, bewacht von Soldaten mit Hunden, bedeuteten, die ich wenige Wochen zuvor im Vorbeifahren mit dem Fahrrad auf dem Cannstatter Wasen kampieren gesehen hatte.

Als ich im Kino die grausigen, die furchtbaren Bilder aus den KZs sah, wurde mir schlecht, ich mußte mich übergeben.

Zuallererst ging es nun ums Überleben. Die Verwaltung der Stadt Esslingen übergaben die Amerikaner, glücklicherweise nur vorübergehend, den Franzosen. Diese verlängerten kurzerhand die jetzt Ende April abgelaufenen und fast vollständig aufgebrauchten Lebensmittelkarten um weitere vier Wochen. Vorräte waren fast keine vorhanden, aber meine Mutter konnte trotzdem immer eine, wenn auch bescheidene, Mahlzeit auf den Tisch zaubern. Sehr oft gab es Borschtsch, die russische Nationalsuppe, früher das Essen der armen Leute.

Von einem Bekannten erfuhr ich, daß für eine amerikanische Einheit, die im Schulhaus Quartier bezogen hatte, deutsche Arbeitskräfte gesucht wurden. Ich meldete mich und wurde tatsächlich angenommen. Die Arbeit war nicht schwer und vor allem, es gab ordentlich zu essen.

Was für mich ebenfalls wichtig war, ich verschlang alle erreichbaren amerikanischen Zeitungen und Magazine. In Englisch war ich in der Schule schon immer gut und nun konnte ich meine Englischkenntnisse wesentlich erweitern. Irgendwie muß dies dem Kommandanten der Einheit, einem Leutnant, aufgefallen sein. Er prüfte mich und dürfte meine Englischkenntnisse für gut befunden haben, jedenfalls wurde ich von meiner bisherigen Arbeit befreit und dem Leutnant als Dolmetscher zugeteilt.

Das muß man sich einmal vorstellen! Wenige Monate zuvor marschierte ich noch bei der „Hitlerjugend“ durch die Straßen und nun fahre ich mit dem ehemaligen Feind im Jeep durch Esslingen. Alles, was mir früher eingetrichtert worden war, war vergessen und verdrängt. So schnell ging das.

Zu dem amerikanischen „Küchenbullen,“ so nannte man früher bei der Wehrmacht den Koch, hatte ich ein gutes Verhältnis.

Ich konnte dadurch nicht nur meine Mutter, sondern auch die ganze Familie meines Onkels mit Mehl, Butter, Eipulver versorgen. Am meisten wurde mir der Kaffeesatz, den ich eimerweise nach Hause brachte, aus der Hand gerissen. Den guten, echten Bohnenkaffee, den ich natürlich ebenfalls organisierte, behielt ich für mich und verscherbelte ihn zusammen mit Zigaretten auf dem Schwarzen Markt in Stuttgart. Ich gebe jetzt ein Geheimnis preis, von dem bis jetzt niemand wußte. Einmal sprach mich auf dem Schwarzen Markt ein Typ an und bot mir einen Fotoapparat an, wir einigten uns auf drei Stangen Zigaretten. Und so trieb ich einen schwunghaften Handel mit Fotoapparaten, an denen ich hundert Prozent, also drei Stangen Zigaretten verdiente, der Koch war mit sechs Stangen pro Apparat einverstanden. Es würde zu weit führen, noch andere „Geschäfte“ zu erzählen, aber man kann sagen, wir schwammen praktisch im Geld, das an sich nicht viel wert war, aber man konnte nach Feierabend beim Metzger und beim Bäcker zu Schwarzmarktpreisen einkaufen.

Bei meinen regelmäßigen Besuchen auf dem Schwarzen Markt hatte ich Glück und entging einige Male nur knapp einer Razzia.

Das Gastspiel bei den Amis dauert etwa sechs Wochen, dann wurde die Einheit verlegt und der normale, triste Alltag stellte sich wieder ein.

Ich hatte jedoch genügend Zigaretten und Schokolade gehortet und schuf damit die Grundlage für noch bessere Geschäfte.

Pünktlich an seinem 48. Geburtstag am 15. Juli 1945 morgens um 8 Uhr stand mein Vater vor der Tür. Abgemagert, die Uniform zerschlissen, mit glattrasiertem Kopf, kaum wiederzuerkennen. Doch es dauerte nicht lange, dann hatte ihn meine Mutter wieder aufgepäppelt.

In Italien war er in ein großes Gefangenenlager bei Neapel gebracht worden. Nach Kriegsende hatten die Amerikaner kein großes Interesse an den Gefangenen und ließen die älteren Jahrgänge frühzeitig frei. Was mit den anderen geschehen ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Es begann nun ein unvorstellbarer Wiederaufbau. Die meisten Großstädte lagen in Trümmer. Stuttgart zum Beispiel war zu 60% zerstört, die Innenstadt fast vollständig. Diese Trümmer zu beseitigen war erstes Gebot. Maschinen hierfür gab es kaum. Die Männer waren zum größten Teil noch nicht aus der Gefangenschaft zurück, also mußten die Frauen ran. Trümmerfrauen wurden sie genannt. In Handarbeit räumten sie den Schutt des Krieges beiseite, sortierten alles Brauchbare aus. Alles für wenig Geld und die Versorgung mit Nahrungsmittel war gleich Null.

Der Schwarzhandel blühte, fast jeder Deutsche war daran beteiligt. Eigentlich gab es alles, nur, es hatte seinen Preis.

Um die Normalisierung voranzutreiben, wurde eine Verwaltung aufgebaut. Einfach war das nicht, vorher mußte die „Spreu vom Weizen“ getrennt werden. Auf ehemalige Beamte konnte nicht verzichtet werden, also wurden sogenannte „Spruchkammern“ eingerichtet, die im Zuge der „Entnazifizierung“ die belasteten Nazis aussortierten und den vielen – unbelasteten – Mitläufern einen „Persilschein“ ausstellten, wie die politische Unbedenklichkeitsbescheinigung landläufig genannt wurde.

Noch hatte die Militärregierung die Zügel in der Hand, die Verwaltungen waren nur ausführende Organe und es war noch ein langer Weg bis zur Bildung von politischen Parteien und einer echten Selbstverwaltung oder gar einer eigenen Regierung.

Hoffentlich langweile ich den geneigten Leser nicht, wenn ich – wiederum stellvertretend für Millionen anderer Familien in den drei westlichen Besatzungszonen – beschreibe, wie wir damals das Leben gemeistert haben.

Ein bitterer Kampf ums Überleben begann. Alles war bewirtschaftet. Drei Jahre ab Kriegsende mußten wir noch mit Lebensmittelkarten, Bezugscheinen und Schwarzhandel leben. Wer letzteren nicht praktizierte, war übel dran.

Ich weiß nicht mehr genau wieviel, aber es müssen so um die 40 bis 50 Stangen Zigaretten gewesen sein und viele Tafeln Schokolade, die ich noch gehortet hatte, als mein Vater aus der Gefangenschaft nach Hause kam. Er hatte auch gleich einen Plan, der uns die Hungerjahre bis zur Währungsreform ohne Not überstehen ließ.

Erst brauche er ein Fahrrad, sagte er. Ich wußte als Experte, daß auf dem Schwarzen Markt in Stuttgart auch Fahrräder zu haben waren. Also nahmen wir meine Ziehharmonika, die übrigens durch ein Loch im Balg Luft zog, und auf der ich trotz Unterricht nie spielen konnte, dorthin mit und konnten sie tatsächlich gegen ein Fahrrad eintauschen. Und mein Zigarettenbestand blieb erhalten.

Mit diesem Fahrrad fuhr mein Vater aufs Land zu seinen Bauern, denen er vor dem Krieg die Ferkel für seine Schweinemast abgekauft hatte, und sondierte den Markt.

Für die Zigaretten hatte ihm ein Bekannter eine größere Menge Zündholzpakete angeboten. Die Bauern waren neben Zigaretten ganz scharf auf diese Zündhölzer, die ihnen mein Vater angeboten hatte. Also ging er auf den Handel ein und erhielt so etwa 800 Zehnerpakete Zündhölzer.

Später erfuhren wir, daß der Verkäufer diese Ware sich bei der Plünderung eines Eisenbahnzuges kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner angeeignet hatte, also großzügig damit umgehen konnte.

Zusammen mit meinem Vetter war ich damals ebenfalls bei der Plünderung dieses Eisenbahnzuges im Obertürkheimer Bahnhof dabei und wir konnten zwei Ballen schwarzen Anzugstoff, ungefähr einen Zentner braunen, unraffinierten Zucker und einen Karton mit ca. 20 Mikrometern, einer Skalenuhr mit einem versenkbaren Stift ähnlich den heutigen Kugelschreibern, mit dem man kleinste Unebenheiten messen konnte, ergattern. Natürlich leisteten diese mir auf dem Schwarzen Markt gute Dienste und ich konnte einige Fotoapparate dafür eintauschen und die Zigaretten der Amerikaner für mich behalten. Was nicht ungefährlich war, der Besitz von Fotoapparaten war verboten.

Meine Mutter fand einen Schneider, der für alle, die im Hause meiner Tante wohnten, Kostüme und Anzüge fertigte und als Belohnung einen halben Ballen Stoff erhielt. So liefen wir alle in schwarzen Kleidern herum als kämen wir jeden Tag von einer Beerdigung.

Für fünf Zehnerpackungen Zündhölzer bekam mein Vater eine Flasche Schnaps. Sobald er 20 Liter beisammen hatte, fuhr er nach Augsburg zu Onkel Alex, der

dort in einem Vorort eine Metzgerei betrieb. Ganz in der Nähe befand sich ein großes Lager von „Displaced Persons,“ meist waren es Russen, Armenier und andere Völkerschaften aus der Sowjetunion, die nicht mehr zurückkehren wollten oder konnten. Sie zahlten 300.--Reichsmark für eine Flasche.

Geld hatten wir nun genug, nur kaufen konnten wir dafür nichts.

Für den Rest meiner gehorteten Schokolade bekam mein Vater bei einem seiner Bauern ein Ferkel von etwa 15 kg. Dies stellte er bei einem Gartennachbarn in Bad Cannstatt ein, der es mit Küchenabfällen der Amerikaner mästete, die jetzt in dieselbe Kaserne eingezogen waren, in der mein Vater früher das Schweinefutter abgeholt hatte. Als es das nötige Gewicht erreicht hatte, wurde das Schwein heimlich bei Nacht und Nebel geschlachtet. Die eine Hälfte des Schweines bekam der Nachbar für die Aufzucht, die andere Hälfte verarbeiteten wir in Eindünstgläsern, um verräterischen Geruch zu vermeiden. So litten wir in dieser schlechten Zeit keine Not. In der Schule nahm ich als einziger nicht an der „Hoover – Schulspeisung“ teil, meist gab es Brei oder Suppe. Ich war Besseres gewöhnt.

1946 mußte ich mich entscheiden, wie ich meine Zukunft gestalten wollte. Ich stand vor der Wahl, ein Handwerk zu erlernen oder auf dem Gymnasium weiterzumachen. Ich wußte nicht, für welchen Beruf ich mich geeignet haben würde, ich hatte, einfach ausgedrückt, zwei linke Hände. Also entschied ich mich für die Schule, die jetzt endlich, ein Jahr nach Kriegsende, wieder den Betrieb aufnahm. Mein Vater war natürlich, wie schon einmal, nicht dafür. Aber er legte mir auch dieses Mal nichts in den Weg.

Drei Jahre später schaffte ich das Abitur, keiner war mehr stolz darüber als er. Meine Mutter stand bei solchen Entscheidungen immer auf meiner Seite.



Ein Freund meiner Eltern war Brauereivertreter einer großen Stuttgarter Brauerei, mit der wir schon vor dem Krieg einen Liefervertrag hatten. Der kam eines Tages extra zu uns hinaus nach Esslingen und bot uns eine Gaststätte in Bad Cannstatt zur Pacht an. (Natürlich hatte ihn mein Vater vorher mit selbstgeschlachtetem Schweinefleisch in Gläsern geschmiert).

Es klappte, die Hausbesitzerin akzeptierte uns und am 1. Juli 1947 war Eröffnung. Kernerhaus hieß das Lokal,

Es war kein leichter Anfang. Die Fenster waren noch mit Brettern vernagelt, so wie sie nach den Bombenangriffen notdürftig abgedichtet worden waren. Doch da halfen wieder ein paar Gläser mit dem Fleisch. Drei davon für eine Glasscheibe und es ward Licht im Lokal.

Gas gab es noch keines, also mußte ein Kohleherd her. Es entzieht sich meiner Kenntnis, wo und wie mein Vater einen solchen aufgetrieben konnte.

Der Parkettboden war ein Katastrophe. Er war immer nur eingeeölt worden. Tagelang bearbeiteten wir ihn mit Metallspänen, die auch erst mühevoll besorgt werden mußten. Dann aber glänzte er wie neu.

In der Nähe nahm eine Konservendosenfabrik ihre Produktion auf. Mit dem Versprechen, später einmal eine bestimmte Anzahl mit Fleisch gefüllten Dosen zurückzuliefern, bekam mein Vater 100 Stück davon zur Verfügung gestellt.

Um diese zu füllen, brauchte er größere Schweine, die waren jedoch nicht so einfach durch die Kontrollen zu bringen wie die kleinen Ferkel bisher. Also fuhr er mit einem Freund, der ein Auto besaß, zu einem seiner Bauern, besorgte sich bei dem ein Schwein und schlachtete es im Wald. Und kam gut durch die Kontrollen. Die ganze Nacht standen wir in der Küche und verarbeiteten das Fleisch.

Das wiederholte sich mindestens einmal im Monat, zog eine bestimmte Stammkundschaft an und es spielte sich allmählich so ein, daß jeden Abend so etwa um 21 Uhr die Rollläden heruntergelassen wurden und es dann zu „futtern“ gab. Ohne Lebensmittelmarken und zu „angemessenen“ Preisen natürlich.

Auf diese Weise ging das Geschäft nicht schlecht. Tagsüber kamen die „normalen“ Gäste. Die mußte für jede Mahlzeit brav ihre Lebensmittelmarken abgeben. Anni, unsere Bedienung, regte sich darüber am meisten auf, sie mußte immer eine Schere dabei haben und die Marken einzeln abschnippeln. Meine Aufgabe war dann, diese auf große Zeitungsbögen zu kleben. Als Klebstoff diente ein Gemisch aus Wasser und Mehl.

Mit gewaltigen Stapeln dieser Bögen fuhr ich zum Lebensmittelamt und bekam dann nach genauer Kontrolle Bezugscheine zum Einkauf bei unseren Lieferanten.

Genau ein Jahr später, am 21. Juni 1948, kam endlich die erlösende Währungsreform.

Während wir kleinen Leute, jeder auf seine Weise, um das Überleben kämpften, stand auch die Politik nicht still.

Regiert wurden wir nach wie vor von den Militärregierungen in den drei Besatzungszonen im Westen. In der sowjetischen Zone nahmen unter dem Schutzmantel der sowjetischen Besatzungsmacht die Kommunisten das Heft in die Hand.

1945, auf der Konferenz von Jalta, war die Aufteilung Deutschlands in vier Besatzungszonen und die Oder – Neißelinie als Ostgrenze beschlossen worden. Präzisiert wurde dies auf der im gleichen Jahr stattfindenden Potsdamer Konferenz. Schlesien und Pommern sollten von Polen verwaltet und Ostpreußen zwischen Polen und der Sowjetunion aufgeteilt werden und so lange dort verbleiben, bis die einzelnen Grenzen durch einen endgültigen Friedensvertrag festgelegt sein würde. Auf diesen Friedensvertrag warten wir heute noch, nach über sechzig Jahren.

Die deutsche Bevölkerung aus diesen Gebieten und dem Sudetenland in der späteren CSSR sollte, vor allem auf Drängen der Sowjets, ins Rumpfdeutschland ausgesiedelt, sprich vertrieben werden. 12 Millionen kamen so im Laufe der folgenden Jahre zu uns und wurden nach anfänglichen Schwierigkeiten voll akzeptiert und integriert. Es darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß gut 3 Millionen Menschen im Zuge dieser Vertreibung den Tod fanden.

Es dauerte nicht sehr lange, dann wurden politische Parteien zugelassen. So gründete Kurt Schumacher die SPD wieder, Konrad Adenauer schuf im bürgerlichen Lager die CDU und der spätere Bundespräsident Theodor Heuß war maßgeblich an der Gründung einer liberalen Partei beteiligt, die sich später F.D.P. nannte.

Mit der nun nach westlichem Muster beginnenden Demokratisierung Deutschlands, die im Laufe der folgenden Jahrzehnte als voll gelungen bezeichnet werden darf, kam auch die Abrechnung mit dem alten System.

In den Nürnberger Prozessen wurden die noch überlebenden, für den Krieg und an den jetzt erst bekannt gewordenen Verbrechen an der Menschheit verantwortlichen Nazigrößen zur Verantwortung gezogen, für schuldig befunden und teils zum Tode, teils zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt.

Hitler, Himmler, Goebbels, Göring, die Schlimmsten in der Hierarchie der Nazi-Führer, entzogen sich der irdischen Gerechtigkeit durch Selbstmord.

Was sich jetzt schon abzeichnete, war der Ost – Westkonflikt. Während des Krieges waren sie verbündet, es war ein reines Zweckbündnis. Jetzt aber traten die schon immer bestehenden ideologischen Gegensätze zwischen den USA und den westlich orientierten Staaten einerseits und der Sowjetunion und den von ihr unterdrückten Satellitenstaaten andererseits immer deutlicher hervor.

Das von Stalin beherrschte sowjetische System wurde an anderer Stelle schon hinlänglich beschrieben. Es setzte weiter auf Gewaltherrschaft im eigenen Land wie auch in den im Krieg eroberten Gebieten. Die Konsumindustrie wurde gegenüber der Schwer – und Rüstungsindustrie sträflich vernachlässigt. Unter dem Vorwand, der Westen bedrohe die Sowjetunion, wurde diese zu einer gewaltigen Militärmacht ausgebaut. Das Ergebnis dieser Entwicklung war die Aufteilung der Welt in zwei Blöcke, die sich unversöhnlich gegenüberstanden und einer sogenannten blockfreien Zone, die aber diesen Namen nicht verdiente, denn dieser hehre Anspruch wurde von vielen Staaten schamlos unterlaufen. Beide Weltmächte widerstanden nicht der Versuchung, möglichst viele dieser Staaten indirekt auf ihre Seite zu ziehen.

Ganz anders die Entwicklung bei uns im Westen. Das hier nach angelsächsischem Muster eingeführte demokratische System lernte langsam laufen. Vorerst noch auf Krücken. Die ersten freien Wahlen, zunächst nur auf kommunaler Ebene, durften abgehalten werden. Danach wurde mit der Gründung von elf Bundesländern ein föderalistischer Staat in Angriff genommen und freie, demokratische Wahlen abgehalten.

In sechs Ländern gewann die CDU auf Anhieb, obwohl sie keine politische Tradition aufweisen konnte wie die anderen Parteien. In fünf Ländern gewann die SPD und somit waren die politischen Weichen gestellt. An der Spitze dieser neugegründeten Parteien standen ausschließlich integre Männer und Frauen, denen die westlichen Besatzungsmächte getrost die allmähliche Selbstverwaltung und Regierung anvertrauen konnten.

Ein Wirtschaftsrat, der sich aus Vertretern aller in die Landtage gewählten Parteien zusammensetzte, wurde eingerichtet. Auf den Gebieten der Wirtschaft, des Verkehrs und der Ernährung bekam er erstmals gesetzliche Befugnisse. Gleichzei-

tig verkündete der amerikanische Außenminister Marshall den nach ihm benannten Marshallplan für Europa. Der Leitgedanke hierfür war: Die wirtschaftliche Not in Europa würde auf Dauer negative Auswirkungen auch auf die amerikanische Wirtschaft haben. Folglich muß Europa, Deutschland als Kriegsverlierer eingeschlossen, durch finanzielle und materielle Hilfe zu einem leistungsfähigen Handelspartner und langfristig zu einem Absatzgebiet für amerikanische Erzeugnisse ausgebaut werden.

Ein weiterer Grund für die Bevorzugung Deutschlands innerhalb des Marshallplanes dürfte wohl die sich abzeichnende Entfremdung und beginnende Konfrontation zwischen den beiden Weltmächten USA und der Sowjetunion gewesen sein. Unsere geographische Lage mitten in Europa, die uns in der Vergangenheit oft zum Verhängnis geworden war, rechtfertigt zudem diese Annahme. Die Grenze zwischen den beiden Blöcken verlief quer durch Deutschland, das zu einem Bollwerk gegen den expansiven Sowjetkommunismus ausgebaut werden sollte. Nur ein sattes Deutschland war immun gegen diesen aggressiven Kommunismus.

Voraussetzung für eine wirtschaftliche Erholung war erst mal die Neuordnung des Finanzwesens. Die bisherige Mangelwirtschaft, in der es das Notwendigste nur auf Marken gab, für viel Geld auf dem Schwarzen Markt aber alles, diese Schattenwirtschaft führte zu nichts anderem als zu Inflation, Geldentwertung.

So wurde von den Besatzungsmächten, in aller Stille und isoliert von der Außenwelt, eine Kommission von hochkarätigen Finanzfachleuten eingesetzt, angeführt von dem legendären „Vater des Wirtschaftswunders“ Ludwig Erhard.

Als Ergebnis dieser Beratungen und nach Fertigstellung des Druckes neuer Banknoten wurde am 21. Juni 1948 die Währungsreform verkündet. Jeder Bundesbürger durfte 40 Reichsmark eintauschen und bekam dafür 40 Deutsche Mark, wie die neue Währung genannt wurde. Das übrige Geldvermögen wurde in den folgenden Wochen im Verhältnis 1:10 umgetauscht, d. h. es gab eine Deutsche Mark für 10 Reichsmark.

Über Nacht waren die Geschäfte voll, die Schaufenster ungewohnt anziehend gestaltet. Die Ladenbesitzer hatten schon lange in Erwartung des Tages X Waren gehortet. Noch heute sehe ich mich im Geiste vor den vollen Auslagen der Geschäfte stehen, wie ich, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, davon träumte, eines Tages auch mal so schöne Dinge zu besitzen.

Von nun an ging es steil bergauf. Die von Erhard propagierte „Soziale Marktwirtschaft“ unter dem Slogan „Wohlstand für Alle“ schuf die psychologische Grundlage für den Aufschwung. Jetzt bestimmte der freie Wettbewerb, das Gesetz von Angebot und Nachfrage, den Preis.

Parallel zu diesem sich anbahnenden wirtschaftlichen Erfolg entwickelte sich auch die Politik, wenigstens in den drei westlichen Besatzungszonen, in positivem Sinne.

Die Deutschen hatten die Scheuklappen des Nationalsozialismus abgestreift und entwickelten sich zu gelehrigen Schülern in Sachen Demokratie. Getrost konnten uns die drei Siegermächte allmählich in die Selbständigkeit und nach etlichen Jahren auch in die Souveränität entlassen.

Wie schon zur Vorbereitung des Wirtschaftsaufschwungs der Wirtschaftsrat. so wurde jetzt auf Geheiß der Westmächte zur Ausarbeitung einer Verfassung und zur späteren Bildung einer gesetzgebenden Versammlung der „Parlamentarische Rat“ eingesetzt.

Die dabei unter großen, oft gegensätzlichen Diskussionen erarbeitete Verfassung, das „Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland“, wurde verkündet und unterzeichnet. Die erste Bundestagswahl wurde abgehalten und schon am 7.9.1949. traten Bundesrat und Bundestag zu ihren konstituierenden Sitzungen zusammen.

Bundespräsident wurde Theodor Heuß, Konrad Adenauer wurde zum Bundeskanzler gewählt.

Der Anfang für ein blühendes Staatswesen war gemacht.

Diese politische und wirtschaftliche Entwicklung, wie ich sie hier für den Leser kommender Generationen in aller Kürze und hoffentlich verständlich genug geschildert habe, ging auch bei uns privat nicht spurlos vorüber.

Von der Währungsreform waren wir nicht gerade überrascht worden, machten aber den großen Fehler, daß wir nicht wie alle anderen Geschäftsleute, in Erwartung dieser Wende einen größeren Warenvorrat angelegt hatten. So standen wir am Tag der Währungsreform mit fast leeren Händen da. Vielleicht waren meine Eltern zu geizig oder zu anständig, um viel Geld in Warenvorräte zu investieren, vielleicht war es auch nur Unerfahrenheit und Gutmütigkeit.

Zu allem Unglück mußten wir unsere beim Umtausch erhaltenen 3x DM 40.- sofort wieder im Krankenhaus abliefern, in das meine Mutter zwei Wochen vorher nach einem Schlaganfall eingeliefert worden war. Mehr darüber an anderer Stelle.

Wir hatten jedoch gute Freunde unter unseren Lieferanten, die uns die ersten Lieferungen kreditierten. Wir hatten gehofft, diese mit dem angesparten Geld, das sich im Laufe der Jahre angesammelt hatte, nach dem Umtausch bezahlen zu können. Wenn ich mich recht erinnere, müssen es so etwa 80 000.-- RM gewesen sein.

Bald wurden wir aufgefordert, alles Geldvermögen anzumelden. In der Hoffnung, dann immerhin über DM 8 000.-- verfügen zu können, gaben wir alles an, was wir besaßen. Lediglich 10 000.-- RM wurden mit der Begründung anerkannt, mein Vater hätte nie ein festes Arbeitsverhältnis gehabt und in dem einem Jahr seit der Geschäftseröffnung könnte der Gewinn unmöglich so hoch ausgefallen sein. Demnach war es Schwarzgeld. Einspruch war nicht gestattet und wäre auch sinnlos gewesen. Also mußten wir zähneknirschend klein beigegeben und uns, über unsere Dummheit ärgernd, mit DM 1000.--zufrieden geben.

Meine Mutter hatte sich von dem Schock damals bei dem Luftangriff nicht mehr vollständig erholt. Sie war in ständiger ärztlicher Behandlung und hatte sehr hohen Blutdruck. Ich spürte vielleicht als einziger, wie sie sich, für Außenstehende kaum erkennbar, zusehends veränderte. Manchmal beobachtete ich sie, wie sie sich an die Wand lehnte oder sich am Tisch festhielt, als sei ihr schwindlig. Ihr Erinnerungsvermögen ließ nach und sie war lange nicht mehr so lebhaft und energisch wie früher. Ich bewundere sie noch heute, wie sie es verstand, dies vor allen Leuten zu verbergen. Auch vor meinem Vater, der sich selbst nichts schenkte und daselbe auch von anderen verlangte. Von ihr und auch von mir.

Sie war täglich von morgens in der Frühe bis in die Nacht hinein auf den Beinen, meist in der Küche. Es sprach sich herum, daß sie gut kochte. Das einzige Zugeständnis, das mein Vater machte, war, daß ein zweites Küchenmädchen zu ihrer Entlastung eingestellt wurde.

Es war Anfang Juni 1948. Meine Mutter setzte durch, daß sie für ein paar Tage aufs Land zu russlanddeutschen Freunden fahren konnte, sie hatte Erholung dringend nötig.

Kaum zwei Tage war sie dort, da erhielten wir die Hiobsbotschaft, sie sei schwer erkrankt. Schlaganfall. Voller Sorge fuhr ich los. Über Schlaganfall wußte ich nur, daß er schlimme Folgen haben konnte.

Wie sich herausstellte, war es ein leichter Schlaganfall, es blieb keine Lähmung zurück, nur beim Sprechen merkte man einen kleinen Unterschied, die linke Gesichtshälfte war etwas entstellt.

Zusammen mit Onkel Josef, der als Tierarzt ein Auto besaß,¹⁸⁴ holte ich sie ab und brachte sie ins Krankenhaus, das zum Glück ganz in der Nähe unseres Geschäftes lag. Hier war sie in guten Händen und nach wenigen Wochen durfte sie wieder heim, ihr war nicht viel anzumerken. Sie machte wieder klaglos ihre Arbeit, ich beobachtete sie voller Sorge und versuchte, ihr zu helfen, so gut ich konnte,

Dabei hatte ich es auch nicht leicht. Ich ging noch zur Schule, allerdings nicht hier in Bad Cannstatt. Nach dem Umzug hierher wollte ich die Schule nicht wechseln, warum, das weiß ich heute nicht mehr. Ich nahm in Kauf, jeden Tag 20 Minuten mit der Bahn nach Esslingen fahren zu müssen. Diese Zeit mußte ausreichen, mich auf den Unterricht vorzubereiten. Dabei kam mir zugute, daß ich Stenographieren gelernt hatte. So konnte ich im Unterricht das Wesentliche mitschreiben und getrost nach Hause tragen. Auf der morgendlichen Fahrt mit der Bahn konnte ich das Geschriebene noch einmal durcharbeiten.

Kam ich von der Schule heim, hieß es gleich: „Mach dies, mach das!“, die Schulmappe flog in eine Ecke und ich griff ein, wo es gerade notwendig war. Nachmittags hatte ich dann etwas Zeit, meine Schulaufgaben wenigstens notdürftig zu machen. Zum Glück hatte ich verständnisvolle Lehrer, denen meine Situation bekannt war.

Wie hatten es doch meine Schulkameraden gut. Es waren Söhne aus „besseren Kreisen.“ Ihre Väter waren Professoren, Ärzte, Apotheker, Lehrer, ein Fabrikant und ein Chefredakteur waren darunter. Aus „einfachen Verhältnissen“ waren wir nur zu zweit, ein Werkmeister und ich als Sohn eines Gastwirts. Freizeit hatten die jede Menge, machten z.B. gemeinsam Tanzstunde, immer freitags. Ausgerechnet an dem Tag war ich im Geschäft unabkömmlich.

¹⁸⁴ Mein Vater hatte ihm kurz zuvor ein Auto, einen Hanomag ohne Reifen besorgt, (die passenden Reifen zu finden war schwierig genug). Wenige Tage nach dieser Fahrt besuchte die Kriminalpolizei Josef in seiner Praxis und holte das Auto wieder ab, es war gestohlen!

Trotz aller Widrigkeiten, ein Jahr später, 1949, bestand ich das Abitur. Selbst da hatte ich bis kurz davor mit Schwierigkeiten zu kämpfen.

Ausgerechnet am Tag vor dem Abitur, einem Sonntag, fand im Fußballstadion, von uns kaum einen Kilometer entfernt, ein großes Fußballspiel mit 90 000 Zuschauern statt. Es läßt sich gut ausdenken, was da bei uns im Lokal los war. Über 200 Essen gaben wir an diesem Tag aus, kleine Vesper nicht mitgerechnet. Ich pendelte nur noch zwischen Büffet, Keller und Küche hin und her, fiel wie gerädert um 1 Uhr morgens ins Bett, saß um 9 Uhr im Prüfungszimmer und bastelte am Deutschaufsatz.

Und ich schaffte es. Auf meine Durchschnittsnote vier im Reifezeugnis bin ich mehr stolz als meine Schulkameraden auf ihre besseren Noten je sein können.

Schon während meiner Schulzeit zeigte ich großes Interesse an der Tätigkeit von Onkel Josef als Tierarzt. Und jetzt, da ich mehr Freizeit hatte, fuhr ich oft mit ihm hinaus zu seinen Bauern und machte einen Schnupperkurs, wie man heute sagen würde.

Onkel Josef redete mir zu und versprach mir Unterstützung, wenn ich Tiermedizin studieren würde. Ich versuchte es zwei Mal an der Universität in München, vergeblich. Man sagte mir, als ich nach der zweiten Absage persönlich in der Universität nachfragte, daß für mich vor 1953 keine Hoffnung bestehe, angenommen zu werden. Spätheimkehrer aus dem Krieg hatten Vorrang und außerdem waren wegen der Zerstörungen durch die Bombenangriffe während des Krieges nur 50 Studienplätze verfügbar.

Also meldete ich mich kurzerhand in einer Hotelfachschule in München an und verbrachte dort das vielleicht schönste Jahr meines Lebens, obwohl ich fast jedes Wochenende per Anhalter heimfuhr, um im Geschäft zu helfen.

Die Sorge um meine Mutter trieb mich um. Sie konnte immer weniger verbergen, wie es um sie stand. Aber noch konnte sie sich zusammenreißen und blieb nach wie vor die Seele des Geschäfts.

Finanzielle Sorgen kamen hinzu. Nicht nur, daß meine Mutter nach zwei Jahren Krankheit von der Kasse „ausgesteuert“ wurde, so etwas gab es damals noch. Von nun an mußten wir alle Krankheitskosten selbst bezahlen. Zu allem Unglück wurden wir noch von Betrügern um DM 10 000.--gebracht. Es würde zu weit führen, dieses dunkle Kapitel in unserem Leben ausführlich zu beschreiben. Über diese Dummheit, die wir da begingen, breiten wir lieber den Mantel des Schweigens.

Nach der Hotelfachschule hätte ich bestimmt eine Karriere im Hotelfach machen können. Es sollte aber anders kommen.

Drei Mal nur konnte ich eine Stelle annehmen, dann war es aus mit der Karriere. Zuerst hatte ich eine Stelle als Volontär im damals führenden Hotel in Bad Wörlshofen, dann als Kochvolontär, sowas gab es damals noch, und zuletzt als Hotelsekretär in einem Hotel in Badenweiler, das ich nach kurzer Einarbeitungszeit selbständig leiten mußte.

Während dieser Zeit, zum Glück am Ende der Saison, erlitt meine Mutter ihren dritten Schlaganfall, der sie endgültig und bis an ihr Lebensende ans Bett fesseln sollte.

Wie standen wir nun da. Ein Geschäft, mit Schulden belastet, meine Mutter unheilbar krank und die Kasse kam dafür nicht mehr auf. Welch ein Segen ist heute die Pflegeversicherung, die während des Entstehens dieses Buches gegen großen Widerstand bestimmter Gesellschaftskreise eingeführt wurde.

Ich persönlich hätte ein gutes Auskommen gehabt, aber der Gedanke, meine Eltern wären ohne mich ruiniert, erinnerte mich an meine Sohnespflicht und ich verzichtete auf eine sicherlich erfolgreiche Karriere

Ein Strohalm bot sich an und wir wären dumm gewesen, hätten wir ihn nicht sofort ergriffen. Von einem Stammgast, einem Geschäftsmann mit Beziehungen, erfuhren wir von einem Hotelprojekt in Stuttgart. Diesmal war der Mann vertrauenswürdig. Wir hatten jedoch kein Geld zum Investieren, also brachte er uns mit einer Familie zusammen, die zwar Geld und Interesse an dem Projekt hatte, aber nicht vom Fach war. Trotz mancher Bedenken taten wir uns zusammen.

Ich übernahm, noch ohne nennenswerte Erfahrung, die gastronomische Leitung und vor allem die Küche. Einen Koch konnten wir uns bei der Schuldenlast nicht leisten.

Das Hotel mit 20 Betten mußten wir komplett einrichten. Der Schuldenberg betrug bei Eröffnung am 30. Januar 1953 DM 68 000.--, für die damalige Zeit eine ungeheure Summe. In der Nähe stand ein Nachtwächterdenkmal und so war es naheliegend, als „Hotel und Großgaststätte Nachtwächter“ zu firmieren.

Was hatten wir uns da aufgeladen. Das Restaurant hatte 200 Sitzplätze, die Auflage war, es mußte ein Konzertrestaurant sein. Wir bestanden aber darauf, ohne Tanz. Zur Eröffnung hatte ich eine Damenkapelle engagiert. Die hatte ich in Salzburg im bekannten Cafe Winkler während eines Kurzurlaubs entdeckt und sie ohne Rücksprache mit meinem Vater und unserer Partnerin unter Vertrag genommen. Wir sollten es nicht bereuen, es wurde ein durchschlagender Erfolg. Eine Damenkapelle war zu damaliger Zeit eine kleine Sensation.

Übrigens, und das soll nicht unerwähnt bleiben, während der Recherchen zu diesem Buch entdeckte ich in der Odessaer Zeitung,



Neueröffnung

AB SONNTAG, DEN
1. FEBRUAR 1953

Hotel - Konzertgaststätte



Modern eingerichtete Fremdenzimmer

Eigene Schlächterei

Gepflegte Getränke

Biere aus der Brauerei Bürger- und Engelbräu Memmingen

Es unterhält Sie:

Damenkapelle „5 Hilaras“

Zum Besuch ladet höflichst ein

Jakob Walter - Frida Schmied
Stuttgart, Brennerstraße 6/8, Telefon 954 17

der führenden deutschsprachigen Zeitung in der Ukraine, in einer Ausgabe aus dem Jahre 1905 die obige Anzeige:

Eine Damenkapelle um die Jahrhundertwende in Odessa mag auch damals schon eine kleine Sensation gewesen sein.

Der erfolgreiche Einstand mit einer Damenkapelle machte uns von Anfang an bekannt, aber es lag eine schwere Zeit vor uns.

Mein Arbeitstag begann schon um 6 Uhr morgens mit Schuheputzen für die Hotelgäste. Dann bereitete ich das Frühstück vor und um 8 Uhr kam dann vielleicht unsere Partnerin. In der Küche half sie mir selten, alles hing an mir. Zusammen mit zwei Küchenfrauen hatte ich alle Hände voll zu tun, um 12 Uhr mußte das Essen stehen. 50 bis 80 Mittagessen wollten vorbereitet sein. Nach etwas Freizeit bis 18 Uhr ging es schon wieder weiter in der Küche. Um 20 Uhr begann die Kapelle zu spielen und je nach Qualität der Kapelle füllte sich das Lokal mal mehr, mal weniger. Es kam auch vor, daß wir eine Kapelle während der Vertragsdauer hinauswarfen, weil sie das Lokal leerspielte. Die damit verbundenen Arbeitsprozesse gewannen wir alle.

Die Musik spielte täglich bis 3 Uhr morgens. Bis 24 Uhr stand ich in der Küche und gab (bei eingeschränkter Speisekarte und zu erhöhten Preisen selbstverständlich) warme Essen aus. Um 1 Uhr kam ich vielleicht ins Bett. Mein Vater kam meist erst um 4 Uhr nach Geschäftsschluß zu Bett und war um 10 Uhr mit seinem Alter von fast 60 Jahren bereits wieder auf seinem Posten. Schließlich hatten wir Polizeistundenverlängerung und Musikerlaubnis bis 3 Uhr.

Doch damit nicht genug. Oben in der Wohnung, im Schlafzimmer, lag meine Mutter, schwerkrank und ohne Aussicht auf Besserung. Von mehreren Schlaganfällen war sie total gelähmt und niemand war da, der sie pflegen konnte. Also hing dies auch noch an mir.



Zu bedauern war mein Vater, der, vom Geschäft nach oft 15stündiger Arbeitszeit am frühen Morgen, wenn andere Leute schon wieder aufstehen und zur Arbeit gehen mußten, todmüde ins Bett fiel. Neben ihm lag die todkranke Frau, ehemals eine großartige Erscheinung, beliebte Wirtin und als meine Mutter

hochverehrt und nicht vergessen. In den letzten beiden Jahren ihres Lebens erkannte sie uns schon nicht mehr, die Blutgerinnsel der Schlaganfälle hatten nach und nach große Teile des Gehirns zerstört. Verzweifelt fuhr ich im Land herum auf der Suche nach einem Pflegeplatz. Überall gab es Absagen, einen solchen Pflegefall wollte niemand, meist war man gar nicht dafür eingerichtet.

1956 endlich ein Lichtblick. Als wir erfuhren, daß im Bürgerhospital in Stuttgart eine Pflegestation eingerichtet werden sollte, die erste in Württemberg übrigens, kümmerten wir uns sofort darum. Und tatsächlich, mit Hilfe unseres Hausarztes gelang es uns, dort einen Pflegeplatz zu bekommen. Meine Mutter war eine

der ersten Patienten. Die Kosten, die nicht gerade niedrig waren und die wir aus eigener Tasche zu bezahlen hatten, waren uns gleichgültig. Hauptsache, sie war endlich gut versorgt und für uns war es eine große Erleichterung.

Ein Dreivierteljahr sollte es noch dauern, dann starb sie nach schwerem Totenkampf und ohne uns auch nur einmal erkrankt zu haben.

Die ganze schwere Zeit im „Nachtwächter“ ging nicht spurlos an uns vorüber. Ich hatte mir ein Magengeschwür eingehandelt, mein Vater war mit den Nerven fertig und mit den Kompagnons begann ein Zerwürfnis, das dazu führte, daß wir den Gesellschaftsvertrag auflösten. Wir fanden ein Konsortium, das in den Vertrag einstieg und aus dem von uns geführten Betrieb ein Nachtklokal von übler Sorte machte.

Wir hatten immerhin so gut gearbeitet, daß wir unsere Schulden los waren, allerdings auch nichts auf die Seite legen konnten. Die Krankheit meiner Mutter kostete uns in diesen Nachkriegsjahren nachweisbar über DM 40 000.--

Wieder standen wir vor dem Nichts. Keine Wohnung, kein Geschäft. Ich hätte ja meine Karriere im Hotelfach fortsetzen können, aber mein Vater?

Wir kamen erst mal mit unseren Habseligkeiten bei einer befreundeten Familie unter und machten uns auf die Suche nach einer neuen Existenz. Wer aber überläßt auch zwei Männern ohne Frau eine Gastwirtschaft zum Betreiben?

Wir hatten Glück. Am Stadtrand von Stuttgart, gleich gegenüber einer Kaserne der Bundeswehr, war eine Gaststätte im Bau. Dem Bauherrn wurden wir von einem Freund aufs Wärmste empfohlen und wir bekamen tatsächlich den Vertrag.

Doch auch hier verließ uns das Unglück nicht. Dem Bauherrn, einem Milchhändler, ging das Geld aus und die Bauarbeiten wurden eingestellt. Da half uns der Freund meines Vaters, der Brauereivertreter, der uns zehn Jahre zuvor das „Kernerhaus“ vermittelt hatte, aus der Patsche. Wir konnten sofort ein kleines Lokal übernehmen, „Wiesental“ hieß es. Als „Fliegergeschädigte“ hatten wir Anspruch auf DM 8 000.—Wiederaufbaukredit, konnten damit einen Anfangswarenbestand anschaffen und wir bewiesen, daß auch zwei Männer allein solch ein Geschäft umtreiben konnten.

Obwohl es etwas abgelegen war, unsere alte Stammkundschaft hielt uns die Treue und neue Kunden eroberten wir in größerer Zahl.

Inzwischen gingen die Bauarbeiten am „Lindenhof“, wie unser zukünftiges Geschäft genannt wurde, plötzlich wieder weiter und nach einem Jahr, im August 1958, war der Bau fertig. Der Hausbesitzer pochte auf die Erfüllung des Vertrages und es blieb uns nichts anderes übrig als ihn zu erfüllen.

Nun hatten wir plötzlich zwei Geschäfte. Eine Bewährungsprobe, auf die ich heute noch stolz bin, sie gemeistert zu haben. Mein Vater blieb im „Wiesental“, ich eröffnete den „Lindenhof.“

Gleich von Anfang an hatte ich Erfolg. Mein Personal rekrutierte sich größtenteils aus dem Personal des „Nachtwächters.“ Auf alle konnte ich mich verlassen, sie kamen gern wieder zu uns, denn sie wurden immer gut behandelt, wir waren wie eine kleine Familie.

Mein Vater beklagte sich, was aber nicht ernst gemeint war, daß sein Geschäft im „Wiesental“ sehr nachgelassen habe, die Neugier trieb die Gäste natürlich zu mir.

Es dauerte nicht lange, dann hatten wir einen Nachmieter fürs „Wiesental“ gefunden und wir konnten wie gewohnt wieder zusammenarbeiten.

Leicht war auch dieser Neuanfang nicht. Immerhin Schulden von DM 25 000.—mußten wir machen, die nach vier Jahren abbezahlt waren. Dann erst kauften wir uns ein Auto und von diesem Augenblick an ging das Geschäft noch besser. Nun konnte ich selbst, gezielter und umfangreicher sowie, was noch wichtiger war, billiger einkaufen, mußte die Ware nicht mehr ins Haus liefern lassen und hatte dadurch die Möglichkeit, mehr bieten zu können. Wir waren nun mal so anständig - oder besser gesagt so dumm – und kauften das Auto erst, nachdem alle Schulden getilgt waren und das Auto bar bezahlt werden konnte.

Die Jahre gingen dahin, wir „wurschtelten“ uns so durch, zufrieden mit unserem Los, besonderen Ehrgeiz zeigten wir nicht mehr. Das gebe ich heute unumwunden zu. Mein Lebenstraum war immer, einmal ein Hotel zu besitzen, irgendwo in einer schönen Gegend, möglichst in den Alpen. Das aber lag in unerreichbarer Ferne.



1968 veranstaltete ich zum zehnten Jahrestag des „Lindenhofes“ und gleichzeitig zum 30jährigen Berufsjubiläum meines Vaters ein großes Fest mit Künstlerprogramm und Tombola. Es wurde ein so großer Erfolg, daß es zwei Wochen später wiederholt werden mußte.

Eugen Leuther, ein guter Freund von uns und Ehemann der Tochter eines Mitgliedes der Clique um Reschke im damaligen Verein der Russlanddeutschen, stellte sich als Conferancier zur Verfügung. Er war ein bekannter Humorist und Büttenredner. Hier ein Auszug aus seiner Eröffnungsansage:

*„Ganz kurz möchte ich gratulieren
dem Jakob Walter und dem Sohn,
Zehn Jahre hier im Lindenhof
Und dreißig Jahre Gastronom.“*

Gaststätte
„Lindenhof“
FELLBACH
Stuttgarter Straße 177
(bei der Funsterkaserne)



Wir haben die
neuerbaute
Gaststätte „Lindenhof“
eröffnet
und bieten Ihnen:

Spezialität:
SCHÖNE GOCKELE
vom Grill, auch
über die Straße

Angenehmen Aufenthalt
in modernen gemütlichen
Räumen
Gute bürgerliche Küche
Reiche Auswahl reeller
Weine
Geputzte Biere
der Brauerei Leicht
Kaffeestühle

Auf Ihren Besuch freuen sich

J. und G. WALTER

*Keinen Zentner Salz werden die zwei fressen
Sagten Neider über die Wirt'
Doch Ihr seht, ihr lieben Gäst
Ich hab das Gefühl, die haben sich geirrt.“*

Ein Fortschritt bahnte sich an. Ich führte, gegen den Widerstand meines Vaters, der nie im Leben einen Urlaub gemacht hatte, Betriebsferien und einen Ruhetag ein. Das war 1964, so lange dauerte es, seit Kriegsende, bis wir uns diesen „Luxus,“ wie er es nannte, leisten konnten. Nötig hatten wir ihn. Mein Vater wurde immer launischer, war oft sehr müde und schlief überdurchschnittlich lange. Der Arzt diagnostizierte ein Leberleiden, was diese Veränderung erklärte. Zwei Kuren halfen etwas, das Fortschreiten der Krankheit war nicht aufzuhalten.

Immer öfter war ich im Betrieb allein auf mich gestellt, hatte zum Glück immer noch gutes und zuverlässiges Personal. Es war nicht einfach, täglich mehr als 100 Essen auszugeben bei einer Speisekarte mit über 40 Gerichten. Aber es war zu schaffen trotz meines Magengeschwürs.

Am 1. September, genau ein Jahr nach seinem Jubiläumsfest, im Alter von 72 Jahren starb mein Vater nach längerem Krankenhausaufenthalt unerwartet.

Ein seltsames Zusammentreffen soll nicht unerwähnt bleiben. Ich erinnere an Nickel Reschke, dem besten Freund meines Vaters, der damals meine Eltern „verkuppelt“ hatte. Er wanderte in den Nachkriegsjahren nach Kanada aus und war kurz vor dem Tod meines Vaters dort gestorben. Seine Todesanzeige in einer Stuttgarter Zeitung erschien ausgerechnet am Montag, den 1. September. Ich entdeckte sie morgens um 8 Uhr beim Frühstück und überlegte noch, wie ich diese Nachricht meinem Vater möglichst schonend beibringen konnte. Da bekam ich um 9 Uhr einen Anruf vom Krankenhaus. Der Chefarzt war selbst am Apparat und teilte mir mit, daß mein Vater im Sterben liege. Ich fuhr sofort hin und konnte ihm gerade noch die Augen zudrücken.

Bei der Beerdigung trafen sich viele der alten Gefährten aus früherer Zeit. Allen voran Dr. Stumpp, Pastor Roemmich von der Landsmannschaft, die Reschkes, die Brüder von Nickel, Kammerlocher und Steininger, ebenfalls gute Freunde, und andere mehr. Erinnerungen wurden ausgetauscht, ich hätte ein Tonband zur Verfügung haben sollen, wertvolle Aufzeichnungen könnte ich heute für diese Arbeit verwenden.

Onkel Josef konnte leider nicht dabei sein, er war sehr krank und lag selbst im Krankenhaus. Zwei Jahre später starb auch er. Ich stand nun vor der Entscheidung, soll ich den Pachtvertrag für meine Gaststätte auflösen – rechtlich wäre ich dazu in der Lage gewesen – oder soll ich versuchen, weiterzumachen wie bisher.

Ich entschied mich für Letzteres. Ausschlaggebend hierfür war: ich hatte ein gutes und eingespieltes Personal, auf das ich zählen konnte und das immer da war, wenn es darauf ankam.

Ich aber hatte einen Fehler. Ich war nicht verheiratet. In solch einen gastronomischen Betrieb gehört eine Frau, er steht und fällt mit ihr. Allerdings, mein Vater

und ich, wir bewiesen das Gegenteil. Zwanzig Jahre führten wir erfolgreich unsere frauenlose Betriebe.

Nun war ich vierzig Jahre alt und mußte mir oft genug die Frage anhören, warum ich noch nicht verheiratet war.

Einer der Gründe führt zurück in die Kolonistenzeit.

Wie es früher hierzulande auf den Dörfern Sitte war, daß die Eltern ihre Söhne und Töchter verheirateten, sie nicht um ihre Meinung fragten und nur nach dem „Sach“ schielten, so war es auch in den deutschen Kolonien in Russland. Heute noch bildet dieses Thema in Filmen, die in alter Zeit spielten, einen beliebten Konfliktstoff.

So war es auch bei uns beiden. Wenn wir uns auch sonst gut verstanden, in diesem Punkt gab es zwischen meinem Vater und mir keinen Kompromiß. Er hätte mich zu gern verheiratet gesehen, schon zu seiner Entlastung und zum Vorteil fürs Geschäft (aus seiner Sicht), aber zu seinen Bedingungen! Oft genug kam er und sagte: „Du, der Herr Soundso weiß ein tolles Mädels in einem Hotel (oder Gastwirtschaft). Fahren wir mal hin und sehen sie an.“ Ich mußte dann mitkommen und kam mir vor wie ein Preisochse, der vorgeführt wurde. Oftmals war auch Onkel Josef dabei, er dachte genau so und geizte nicht mit Vorschlägen.

Typisch war einmal folgendes Erlebnis: Eines Tages machte ein Gast wieder einmal einen diesbezüglichen Vorschlag. Es war eine Gastwirtschaft in einem kleinen Dorf. Notgedrungen und unter Protest fuhr ich mit, um dieses Wunder zu begutachten. Es war ein schöner Betrieb, das Mädels ganz passabel, ich aber blieb eisern bei meinem Nein. Mein Vater und Onkel Josef konnten es nicht fassen, sie hatten unten im Stall fünfzehn Kühe entdeckt und sagten: „Mensch, bist du dumm, wie kannst du nur solch eine Partie auslassen.“

Aber wehe, ich hatte mal eine Freundin, was sehr selten vorkam, schon aus Zeitmangel. Meist traute ich mich schon gar nicht, sie ihm vorzustellen und wenn es schon mal passierte, dann hatte er immer etwas auszusetzen. Zu seinen Lebzeiten zu heiraten, war praktisch unmöglich, es sei denn, ich wäre auf einen seiner Vorschläge eingegangen.

Mein Standpunkt war immer, ich lasse mich grundsätzlich nicht verkuppeln und suche mir selbst aus, wen ich heiraten will.

Es sollte tatsächlich nicht lange dauern, schon ein halbes Jahr nach seinem Tod lernte ich, so wie er damals, eine wunderbare Frau kennen. Wir heirateten und feierten während der Arbeiten zu diesem Buch Silberhochzeit nach Jahren einer erfüllten und glücklichen Ehe.

Dies war die Geschichte des Jakob Walter, der als erster der Familie nach abenteuerlicher Flucht den Wirren der Revolution und dem nachfolgendem menschenverachtenden System entkam und den Weg zurück nach Deutschland fand.

Hier endet auch die Geschichte der Russlanddeutschen, die im Jahre 1804 in der Ukraine die ersten deutschen Siedlungen gegründet, diese unter großen Mühen und Entbehrungen zu Wohlstand verratenden Dörfern ausgebaut hatten, um dann wieder nach einem einschneidenden Systemwechsel alles zu verlieren.

Wie es das Schicksal so fügte, im Jahre 1944, auf das Jahr genau, mussten sie wiederum in Planwagen zurück in die alte Heimat, von der 140 Jahre zuvor ihre Ahnen zu neuen Ufern aufgebrochen waren.

Es war nur ein Teil der Russlanddeutschen, die dieses Glück hatten. Der größere Teil lebte in dem Riesenreich Sowjetunion zerstreut in den Sondersiedlungen oder schmachtete in den Lagern des Gulag, bis nach Stalins Tod im Jahre 1953 Erleichterungen eintraten.

Fast alle der beschriebenen Familienmitglieder haben zusammen mit 2 Millionen ihrer Landsleute das Glück, heute in Deutschland leben zu dürfen und genießen die Genugtuung, daß das Sowjetsystem, das sie so geknechtet und vertrieben hat, untergegangen und nur noch bedrückende Geschichte ist.

Anhang

Enteignungs – und Liquidationsgesetze

Gesetze über die Ländereien der deutschen Kolonisten.
Landbesitz feindlicher Ausländer und der Kolonisten.

Einleitung.

Vor etwa 150 Jahren war die Einwohnerzahl Russlands so gering, dass einige Bezirke fast ohne Bevölkerung waren. Besonders schwach besiedelt waren die Randbezirke des Reichs, die kurz vordem erobert worden waren – wie das Taurische, Chersoner, Jekaterinoslawer, das Wolhynische, das Podolische, Bessarabische Gouvernement. Die russische Regierung sah sich dadurch veranlaßt, die Grenzländer möglichst schnell anzusiedeln, da sie reich an fruchtbarem Land waren. Den Ansiedlern wurden besonders große Vergünstigungen gewährt wie unentgeltliche Zuteilung von Land, Steuerfreiheit auf lange Frist und anderes. Da der russische Bauer damals noch sehr arm war, war es nicht möglich, durch ihn größere wirtschaftliche Betriebe auf diesen neueroberten Ländereien einzurichten. Dank der vorherrschenden Friedenslage konnten damals die Nachbarn für Russland nicht besonders gefährlich werden, um so weniger, als sie unter sich in Uneinigkeit lebten und sich häufig befehdeten, was in unserem Interesse lag.

Auf diese Weise erschienen bei uns die ersten deutschen Kolonisten. Sie erhielten ansehnliche Ländereien unentgeltlich zugeteilt, sonstige große Vergünstigun-

gen und manchmal sogar geldliche Unterstützung. Die Regierung hoffte, dass dieses nicht nur zum Nutzen der Kolonien, sondern auch für die ganze russische Bevölkerung sich auswirken, die Kolonisten Musterwirtschaften einrichten und durch ihr Beispiel den russischen Bauern zeigen würden, wie das Land am besten ausgenutzt werden kann. Auch glaubte man, dass sich die Kolonisten im Laufe der Zeit die russische Sprache und Sitten aneignen und sich nach und nach assimilieren würden.

In Wirklichkeit kam aber alles ganz anders. Die Deutschen vermieden nachhaltig eine Vermischung mit der russischen Bevölkerung. Sie vermieden jeden Verkehr mit den russischen Bauern und lebten abgesondert in ihren Kolonien, wo sie deutsche Sitten und Ordnung einrichteten. Wie man zugeben muß, haben sie wohl Musterwirtschaften eingerichtet, die den Russen etwas beizubringen fiel ihnen nicht ein. Diese betrachteten sie als Tagelöhner, welche sie für ihre Schwerarbeit verwendeten. Dabei zogen sie aus den ihnen zugeteilten Ländereien infolge der ihnen gewährten Vergünstigungen sehr großen Nutzen. Sie wurden schnell reich und kauften laufend zu ihren Landanteilen weitere Ländereien von ihren Nachbarn zu. So entstanden allmählich neue Ansiedlungen. In dieser Zeit konnten die deutschen Länder, aus denen die Kolonisten ausgewandert waren, sich ausdehnen und erstarben.

Dazu mussten ihnen die russischen Waffen helfen. Im Jahre 1812 wurden die Deutschen durch die Russischen Waffen von der Herrschaft Napoleons befreit, der fast alle deutschen Staaten unterworfen hatte. Russland half ihnen dadurch, sich zu einem Staatenbund zusammenzuschließen. Schließlich gründeten die Deutschen vor 45 Jahren das vereinigte Deutsche Reich, das sofort sich auszubreiten begann, insbesondere nach dem Osten, nach uns zu.

Hierbei fiel erstmalig die Aufmerksamkeit der deutschen Regierung auf unsere deutschen Kolonien. Sie stellte fest, dass ganze fruchtbare Gouvernements, die auch in strategischer Hinsicht wichtig waren, dicht von den Nachkommen ihrer früheren Landsleute bevölkert sind. Obwohl diese Deutschen in Russland geboren und russische Untertanen waren, sind sie ihrer Sprache, ihrem Bekenntnis und ihrer Gesinnung nach Deutsche geblieben. Deutschland vergaß die alte Freundschaft mit Russland und begann aus dem Hinterhalt unsere Kolonisten auf uns zu hetzen. Die Deutschen schufen das Gesetz über die doppelte Untertanenschaft, laut welchem jeder Deutsche, der die Staatsangehörigkeit eines anderen Landes erwirbt, somit auch die russische, trotzdem Reichsdeutscher bleibt. Dementsprechend ergab sich, dass viele Russlanddeutsche, die bei uns als Untertanen des „Zaren“ galten, in Wirklichkeit treue Untertanen „Wilhelms“ waren.

Die deutsche Regierung verfolgte nicht nur sehr aufmerksam die Besiedlung der verschiedenen Gebiete unseres Vaterlandes, sondern richtete diese Ansiedlungen dorthin, wo sie für die deutschen Kriegsziele nützlich werden könnten. In Deutschland bildeten sich besondere Gesellschaften, welche den Kolonisten Kredite zum Ankauf von russischen Ländereien gewährten, soweit letztere im Interessenkreis Deutschlands lagen. Zum Ankauf von Ländereien außerhalb diese Interessensphäre wurde indessen kein Geld bewilligt. Dadurch ist auch erklärlich, dass der Kolonist

immer als erster Landkäufer auftrat. Er kaufte mit freien Geldern, während der russische Bauer und auch der russische Gutsbesitzer nur gegen Hypotheken und Bankschulden Land erwerben konnte.

All dies vollzog sich heimlich und kam erst während des Krieges ans Tageslicht. Es ist richtig, dass schon vor fünf Jahren – im Jahre 1910 – die Regierung Verdacht schöpfte und mit der Absicht umging, die Landkäufe der Kolonisten einzuschränken, besonders in den südwestlichen Gebieten – in den Gouvernements Kiew, Podolien und Wolhynien. Doch die Deutschen führten sich immer so ruhig und still auf und erfüllten nach außen hin so eifrig die russischen Gesetze, dass weder die Regierung noch die Reichsduma entschließen konnten, gegen sie vorzugehen.

Mit Ausbruch des Krieges wurde aber alles klar und die Regierung beschloß, neue Gesetze über den Auskauf der Kolonistenländereien in den Grenzgebieten zu erlassen. Diese Gesetze bezogen sich sowohl auf die zugeteilten wie als auch auf die zuerworbenen Ländereien. Es wurde in Aussicht genommen, diese Ländereien an unsere russischen Landarbeiter – in der Hauptsache an die Helden und Opfer des gegenwärtigen Krieges – abzugeben. Zu diesem Zweck erfolgten zwei Allerhöchste Verordnungen vom 2. Februar und 13. Dezember 1915, welche in dieser Broschüre zusammengefasst sind.

Nachtrag:

Viktor Dillmann, der Schwiegersohn von Lisa Walter, deren Lebensweg auf Seite 190 beschrieben ist, schickte nach Fertigstellung dieser Arbeit noch folgende Schilderung aus der Zeit der Anarchie in der Ukraine, die von dem Räuberhauptmann Machno geprägt war:

„Es kam das Jahr 1919. Man dachte, alles sei wieder in Ordnung. Die Selbstschutzleute, die schon einmal einen Angriff der Machnobande abgewehrt hatten, wurden leichtsinnig und verließen nach und nach die Schützengraben in den Dörfern an der Molotschna. Man wusste wohl, daß der Feind diese Niederlage nicht vergisst und wieder zurückkehren kann. Aber nach so langer Zeit?

Meine Eltern wohnten zu dieser Zeit in Orloff, etwa 25 km von Prischib entfernt im Gebiet der Mennoniten auf dem Gut, das einer Frau Günther gehörte. Meine Eltern waren auf diesem Gut seit einigen Jahren beschäftigt, aber jetzt war es in einem traurigen Zustand. Die Felder wurden schon nicht mehr beackert, das Vieh war gestohlen oder einfach weggejagt durch die verschiedenen Bürgerkriegsparteien. Nur noch ein paar Pferde und einige Fuhrwerke waren übriggeblieben.

Eines Tages teilte Frau Günther meinem Vater mit, daß sie das Gut verlassen und versuchen wird, ins Ausland zu gelangen. Mein Vater sollte auf dem Gut so lange wie möglich bleiben, er könnte sich auch einiges vom landwirtschaftlichen Inventar aussuchen und behalten. Die Pferde wurden bis auf die vier besten ebenfalls weggetrieben. Zwei davon spannte sie vor ihren Wagen und fuhr nach Melitopol. Die übrigen zwei blieben auf dem Hof.

Eines Tages kam ein Reiter in vollem Galopp ins Dorf und verkündete, daß sich eine Bande von Machnos Leuten dem Dorf näherte. Schnell mußte das Wichtigste, vor allem Pferde und Wagen, versteckt werden. So brachte mein Vater die beiden Pferde und den Federwagen (auf russisch droschka) in einen geräumigen Keller und man dachte, die Bande würde nur durch das Dorf ziehen und die Menschen in Ruhe lassen. Doch es kam anders. Am späten Nachmittag zog die Bande im Dorf ein und quartierte sich für eine Nacht ausgerechnet in dem Gut von Frau Günther ein, wo meine Eltern mit den drei Kindern noch wohnten.

Die erste Frage der Räuber war, ob es hier noch Pferde und Wagen gebe. Mein Vater verneinte. Doch als noch mehr Reiter mit ihren Pferden auf den Hof kamen, fingen die beiden Pferde im Keller an zu wiehern und verrieten so den Vater.

Die Pferde wurden sofort aus dem Keller geholt und Vater in einem kleinen Zimmer eingesperrt. Gleich am andern Morgen ging meine Mutter zu dem Anführer und bat weinend, ihren Mann doch freizulassen, er habe die Pferde nur in dem Keller untergebracht, weil die Ställe unbrauchbar seien und sie allein mit drei Kindern habe keine Überlebenschance. Aber eines Mörders Herz zu erweichen ist nicht so einfach.

Es zeigte sich, daß die Bande Männer brauchte, die mit Pferden umzugehen verstanden. So rief man meinen Vater und ließ ihn wissen, daß er begnadigt werde, wenn er sich bereit erklärte, mit seinen beiden Pferden und dem Wagen für die Truppe Fuhrdienste zu leisten. So blieb ihm nichts anderes übrig als seine Familie zu verlassen und noch am gleichen Tag mit seinem Fuhrwerk der Machnobande zu folgen.

Der Troß fuhr die Molotschna entlang durch die Mennonitendörfer, die am linken Ufer lagen, bis Prischib, wo sie sich im zweistöckigen Haus der Schads einquartierten. Hier existierte bis vor wenigen Jahren die Buchhandlung und Verlag Schad. Von hier aus begann die Jagd nach den Selbstschützern, um Rache an ihnen zu nehmen. Die Kunde von ihrem Eintreffen verbreitete sich in Windeseile in den deutschen Dörfern und die Männer flüchteten in alle Richtungen. Doch die Machnoleute wussten, daß sie keinen Widerstand vorfinden werden und begannen ihren Rachefeldzug. So wurde z. B. der Kolonist Nürnberg aus Hoffental in Prischib auf der Straße erschossen und durfte so lange nicht weggeräumt werden, wie sie sich im Dorf aufhielten. Dies dauerte vier Tage bei großer Hitze.

Am meisten wurde Blumental angegriffen. Als sie in das von den Bewohnern verlassene Dorf einrückten, setzten sie mehrere Häuser in Brand.

Zusammen mit anderen Gespannen mußte mein Vater nach Waldorf fahren, dort wurde ihm befohlen, sich auf dem Wagen bereitzuhalten und ihn nicht zu verlassen. Nach kurzer Zeit brachten sie zwei verhaftete Männer, es war ein Vater mit seinem Sohn. Ausgerechnet auf den Wagen meines Vaters setzten sie die beiden. Nach einigen Kilometern hörte mein Vater Schläge und Aufschreie und als er sich umschaute, sah er, daß dem jungen Mann das linke Auge ausgeschlagen war, der Machnobewacher hielt einen Revolver in der Hand, mit dem er wahrscheinlich zugeschlagen hatte. Nach kurzer Zeit, als sie an dem Flüsschen Tschingul ankamen, rissen die zwei Bewaffneten die beiden Gefangenen vom Wagen, zerhackten sie

mit ihren Säbeln und ließen sich anschließend nach Prischib zurückbringen. Nach diesem Schock hatte mein Vater nichts anderes im Sinn als so schnell wie möglich von dieser Bande loszukommen. Noch vier Tage trieb die Bande im Prischiber Gebiet ihr Unwesen und ihren Rachefeldzug und mein Vater mußte mit, ob er wollte oder nicht.

Auf dem Weg nach Taganrog hielt der Zug in einem kleinen russischen Dorf zum Übernachten. Um Mitternacht ging mein Vater zu den Pferden und tat, als wollte er nach ihnen sehen, sattelte aber ein Pferd und schlich sich aus dem Dorf. Es gelang. Er ritt nur bei Nacht und nur auf Feldwegen. Dörfer mied er. Bei Lindenau erreichte er die Molotschna, überquerte sie und als er das Pferd nach ein paar Kilometern weiden ließ, entfernte er sich heimlich. Es dauerte nicht lange, da hörte er hinter sich ein Schnauben, das Pferd war ihm gefolgt. Er streichelte es am Hals und redete ihm gut zu. Der zweite Versuch, sich von dem Pferd zu trennen, gelang.

In Weinau fand er bei seinem Kumpel Franz Zöhner für eine Woche Unterschlupf, bis er mit dessen Fuhrwerk nach Orloff fuhr. Dort erwartete ihn eine große Freude in Gestalt eines Sohnes, der inzwischen geboren war. Es war sein viertes Kind und zweiter Sohn. Er kehrte mit seiner Familie nach Weinau zu seinem Kumpel zurück, lebte hier mit seiner Familie ein Jahr lang und ging dann zurück nach Prischib zu seinen Eltern.

Dies alles erzählte mein Vater oftmals, er konnte dies alles nicht vergessen, es quälte ihn sein Leben lang.

Nach vierzig Jahren, im Jahre 1949, heiratete ich und erfuhr von meiner Schwiegermutter Lisa Hardock (geb. Walter), daß ihr Vater und ihr Bruder aus Waldorf am Fluß Tschingul von Machnoleuten bestialisch umgebracht worden waren.

Viktor Dillmann

Offener Brief des ehemaligen Lehrers von Dudnikowo (Georgsburg, Kankrin) Johannes Hardock anlässlich seiner Einberufung zur Armee während des Russisch-Japanischen Krieges 1904.

„Auf Befehl seiner Kaiserlichen Majestät unseres Allergnädigsten Kaisers wurden am 1. September unter anderem auch die Reservisten des Alexandrowker Kreises mobilisiert. Demzufolge bin auch ich, als hier wohnend, in die Zahl der Streiter für Kaiser und Vaterland aufgenommen. Die schnelle Mobilisierung gestattete mir nicht mehr, von allen persönlich Abschied zu nehmen, deswegen tue ich es auf diesem Wege. Eltern, Brüdern Schwestern, Verwandte, Freunde und Bekannte. Ich scheid von Euch. Ich ziehe hinaus, den Schrecken des Krieges entgegen, ich ziehe hinaus, um auf dem jetzt schon reichlich mit Blut getränkten der Mandschurei dem Feinde gegenüber meinen Mann zu stellen, um dort auf Leben und Tod für Kaiser und Vaterland zu kämpfen und, so es Gott gefällt, auch zu sterben.

Scheidend rufe ich Euch schweren Herzens zu: Lebet wohl. Alle diejenigen, die ich jemals wissentlich oder unwissentlich beleidigt, bitte ich hiermit öffentlich um Verzeihung, wie ich auch denjenigen von ganzem Herzen verzeihe, die mich beleidigt haben. Viele von Euch werden wohl Nachricht von mir erwarten, ich zweifle

aber deswegen nicht, dass mir niemand böse sein wird, wenn ich dies nicht tue, nicht tun kann, denn draußen, wo die Schrecken des Krieges herrschen, dort draußen, wo der Donner der Kanonen sein ehernes Wort spricht, dort draußen, wo man jeden Augenblick sein Leben in die Schanze zu schlagen hat, wird man wohl wenig zum Schreiben kommen. Allzu oft wird wohl keine Nachricht von mir kommen, soviel ich aber tun kann, werde ich schreiben. Sollte aber die Zeit kommen, wo diese Nachrichten gänzlich ausbleiben, dann könnt Ihr ziemlich sicher sein, dass mir dann die Worte gegolten haben werden:

*Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen
Morgen in das kühle Grab.*

Und solltet Ihr dann später die Nachricht erhalten, dass ich in die Ewigkeit gegangen bin, dann seid so barmherzig, betet ein andächtiges Vaterunser für meine arme Seele und bewahrt ein freundliches Andenken

Alexandrowsk, 1. September 1904

Eurem **Johannes Hardock.**

Nachwort

Heute, am 13. August 2004, genau 240 Jahre nach der ersten Einwanderung deutscher Kolonisten in Russland, von Katharina gerufen, genau 200 Jahre nach der großen Einwanderung in Südrussland, gerufen von Alexander I., 130 Jahre nach der Aufhebung der Privilegien der deutschen Kolonisten, 90 Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges 1914, 65 Jahre nach Kriegsbeginn 2. Weltkrieg, 60 Jahre nach der Rückführung der deutschen Bevölkerung in der Ukraine ins Reich, 60 Jahre nach dem Totalschaden an unserem Haus 1944, 55 Jahre nach Gründung der Bundesrepublik 1949, am Jahrestag des Baues der Mauer am 13. August 1963, 15 Jahre nach dem langersehnten Untergang der Sowjetmacht, dem Mauerfall und der Wiedervereinigung 1989 konnte ich die Arbeit an diesem Buch beenden und es geht in Druck.

Acht Jahre dauerte die Arbeit daran, die meiste Zeit davon bestand im Warten. Warten auf die vielen Dokumente, die verarbeitet werden mussten, warten auf die Gewißheit, wer eigentlich unser Vorfahr war und woher er stammte und dies gleich zwei Mal, denn der erste, Jakob Walter aus Grötzingen war leider der falsche Vorfahr und allein die Suche nach dem richtigen, Michael Walter aus Essingen, erforderte fast drei Jahre. Aber ich tat diese Arbeit mit Freude, ja mit Begeisterung. Mir klingen heute noch meine Ohren bei dem Gedanken an meine Freudenschreie, wenn wieder mal ein Dokument aus der Ukraine kam.

Aber beim Schreiben des Textes war ich manchmal den Tränen nahe ob der Ungerechtigkeiten, die in der Geschichte vorkommen. Beim Studium der vielen Geschichtsbücher begegnete ich fast nur Kriegen mit ihren vielen Schlachten und der Not, die sie überall mit sich brachten, wo sie ausgetragen wurden.

Es tut mir leid, daß ich bei dem Thema, das ich gewählt habe, nur Schlimmes zu berichten habe. Das Schlimmste neben den Kriegen ist die Grausamkeit der Menschen untereinander, die ihren absoluten Höhepunkt im Russland der Bolschewisten mit vielen Millionen sinnlos ermordeter Menschen und in Deutschland ebenso mit Millionen gezielt umgebrachter Menschen, vorwiegend Juden, fand.

Man sollte meinen, die Menschheit hätte daraus lernen müssen und hätte sich gebessert. Weit gefehlt. Es sei in neuerer Zeit nur an Serbien, Ruanda, Tschetschenien, das Pulverfaß Naher Osten und in diesen Tagen im Sudan erinnert. Menschen wurden und werden zu Hundertausenden vertrieben und umgebracht.

Aus diesem Grunde fasse ich dieses Buch als Mahnung auf vor allem an die kommenden Geschlechter, nicht nur in der Familie sondern an alle, die dieses Buch lesen und gebe ihnen den Rat: Hört nicht auf die Einflüsterungen von Demagogen vom Schlage eines Lenin oder eines Hitler, auch nicht von sonstigen Rädelsführern weder von Rechts noch von Links und gleich welcher sonstiger Couleur.

Nehmt Euch ein Beispiel am heutigen Europa, in dem sich alle einstigen Feinde und Erzfeinde zu einer Gemeinschaft zusammengefunden haben, die ihresgleichen in der Welt und in der Geschichte sucht.

Mit der geschichtlichen Aufarbeitung der Entwicklung vom Zarentum zum Sowjetsystem und dessen Ausuferung wollte ich keinen neuen Groll gegen das heutige Russland erzeugen, im Gegenteil, es ist erfreulich und historisch bedeutsam, wie sich Russland und Deutschland heute in Freundschaft gegenüberstehen.

Wenn ich in hundert Jahren mal wieder die Erde besuchen könnte, dann wünschte ich eine schönere Welt anzutreffen als heute.

Gerhard Walter

Quellen – und Literaturhinweise:

Arschinoff, Peter	Die Machnobewegung
Asche, Susanne	Eintausend Jahre Grötzingen
Auhagen, Otto	Die Schicksalswende des russlanddeutschen Bauern- tums 1927-1930
-----	Bismarck und Russland. Enthüllungen über die Be- ziehungen Deutschlands und Russlands.
Bosch – Lingor	Entstehung, Entwicklung und Auflösung der deut- schen Kolonien am Schwarzen Meer
Brandes, Detlef	Von den Zaren adoptiert
Brendel, Johannes	Aus deutschen Kolonien im Kutschurganer Gebiet
Braun, Peter	Der Molotschner Mennoniten-Schulrat 1869-1919
Courtois – Werth	Schwarzbuch des Kommunismus
Däs – Nelly	Wölfe und Sonnenblumen
-----	Deutsche Post aus dem Osten
Dumas, Alexandre	Reise durch Russland
Eisfeld, Alfred	Die Deutschen in Russland und der Sowjetunion

Eisfeld, Alfred	Die Russlanddeutschen
Falz-Fein, Woldemar	Askania Nova, ein Tierparadies
Fischel, A. v.	Der Panslawismus bis zum Weltkrieg
Fleischhauer, Ingeborg	Die Deutschen im Zarenreich
Goerz, H.	Die Molotschnaer Ansiedlung, Entstehung, Entwicklung, Untergang
-----	Haus und Wirtschaftskalender für deutsche Ansiedler im südl. Russland
Heiss, Lisa	Das Paradies in der Steppe, der abenteuerliche Weg nach Askania Nova
HFDR	Konrad Keller, Die deutschen Kolonien in Südrussland, Historischer Forschungsverein der Deutschen aus Russland.
HFDR	Almanach 2000/2001
Hummel, Theodor	100 Jahre Erbhofrecht der deutschen Kolonisten in Russland
-----	Instructionen zur Inneren Einrichtung der Neurussischen ausländischen Kolonien
Paul Zsolnay	Die Kerenskimemoiren
Kugler,	Großliebental
Landsmannschaft	Heimatbücher der Landmannschaft der Deutschen aus Russland
Lauer, Johann	Erlebnisse der deutschen Kolonisten im Schwarzmeergebiet
Leibbrandt, Georg	Die deutschen Kolonien in Cherson und Bessarabien (Kopie)
Leibbrandt	Die Auswanderung aus Deutschland nach Russland 1763-1862
Leibbrandt, Georg	Die Auswanderung aus Schwaben nach Russland 1816 – 1823 (Kopie)
Lindenblätter	Die Deutschen in Russland I-III
Lindemann, Karl	Von den deutschen Kolonisten in Russland (Kopie)
Linder, Gerhard	Kuppenheim
Martin, Michael	Revolution in der Provinz, Auswirkungen der Revolution in der Südpfalz
Matthäi, Friedrich	Die deutschen Ansiedlungen in Russland
Meyen	Deutsche Bauernleistung am Schwarzen Meer
-----	Magazin der neuesten Reisebeschreibungen. Reise eines deutschen Kaufmannes aus dem Astrachanischen nach Taganrog, Odessa und die deutschen Kolonien an der Molotschna.
Malinowski, J.A.	Die deutschen katholischen Kolonien am Schwarzen Meere.
Malinowski, J.A.	Die Planerkolonien am Schwarzen Meere

Mauch, Albert	Staatsrat Samuel Contentius
Moersch, Karl	Geschichte der Pfalz
Monasterev, N.	Der Untergang der Zarenflotte
Peters, Viktor	Machno
Rimscha, Hans	Geschichte Russlands
Stökl, Günther	Russische Geschichte
Schoemakers, Günter	Die russische Revolution
Stach, Jakob	Die deutschen Kolonien
Stach, Jakob	Jahrbuch Der Landwirt 1913,1914,1915.
Stumpp, Karl	Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet. Ein Siedlungs- und Wirtschaftsgeographischer Versuch.
Stumpp, Karl	Die Russlanddeutschen, Zweihundert Jahre unter- wegs,
Stumpp, Karl	Die Auswanderung aus Deutschland nach Russland 1763 bis 1862
Wallace, Mackenzie	Russland, 1880 Woltner Gemeindeberichte der deutschen Sied- lungen am Schwarzen Meer.
Züge, Christian	Der russische Kolonist
.....	Deutsche Dokumente zum Kriegsausbruch 1914

Russische Maße:

Längenmaße

1 Werst.....	500 Sashen = 1,67 km
1 Sashen.....	3 Arschin = 2,133 m
1 Arschin.....	16 Werschok = 119 cm
1 Werschok.....	.1 ¾ Zoll = 4,445 cm
1 Zoll.....	4/7 Werschok = 2,54 cm

Flächenmaße

1 qWerst.....	104 166 Desjatinen = 1.138 qkm
1 Desjatine.....	.109, 25 Ar = 1,092 ha

Kubikmaße

1 Tschetwert.....	210 Liter
1 Tonne.....	40 Wedro = 491.95 Liter
1 Pud.....	16,386 kg



Veröffentlichungen des „Historischen Forschungsvereins der Deutschen aus Russland e. V.“

Konrad Keller:	Die deutschen Kolonien in Südrussland	€ 23.--
Johannes Kufeld:	Die deutschen Kolonien an der Wolga	€ 18.--
Anton Bosch (Hrsg.):	Almanach 2000/2001	€ 18.--
Anton Bosch (Hrsg.):	Russlanddeutsche Zeitgeschichte Band 2, Ausgabe 2002	€ 18.--
Anton Bosch (Hrsg.):	Russlanddeutsche Zeitgeschichte Band 3, Ausgabe 2003	€ 18.--
Ullrich Mertens:	Handbuch Russlanddeutsche	€ 18.--
Viktor Bruhl:	Die Deutschen in Sibirien Bd. 1	€ 18.--
Viktor Bruhl:	Die Deutschen in Sibirien Bd. 2	€ 18.--